Moses Mendelssohn.

Sein Leben und Wirken.


MOSES MENDELSSOHN.
Dem Könige Friedrich Wilhelm II
unterthänigst gewidmet
von der Jüdischen Freyschule zu Berlin 1787.

[illegible]



Moses Mendelssohn.

Sein Leben und Wirken.

Von

M. Kayserling.

Mit authentischen Illustrationen und einem Facsimile.

Zweite vermehrte und neubearbeitete Auflage.

Leipzig:
Hermann Mendelssohn.
1888.

Vorwort.

Die Biographie Moses Mendelssohns, welche in ihrer ersten Auflage die freundlichste Aufnahme und eine weite Verbreitung fand, erscheint jetzt nach einem viertel Jahrhunderte auf Anregung vieler Verehrer des jüdischen Sokrates, insbesondere meines geschätzten Freundes, des Herrn Dr. Adolf Jellinek in Wien, in neuer, erweiterter und, wie ich hoffe, verbesserter Gestalt. Die Liebe und Bewunderung für den edlen Mann, der sowol in der Geschichte des deutschen Geisteslebens als auch in der Culturgeschichte der Juden einen so hervorragenden Platz einnimmt, hat mich über alle anderen literarischen Arbeiten von Zeit zu Zeit zu ihm und seinen Schriften, sowie zu den Persönlichkeiten, mit denen er in Beziehung stand, zurückgeführt. Es bedarf daher kaum der Versicherung, daß das in den letzten fünfundzwanzig Jahren zugänglich gewordene Material in dieser neuen Bearbeitung sorgfältig von mir benutzt worden ist. Die im Anhange der ersten Auflage gesammelten und theilweise zum ersten male veröffentlichten Briefe Mendelssohns wieder abzudrucken, hielt ich für überflüssig; wo dieselben in diesem Buche angeführt werden, habe ich auf die erste Auflage verwiesen.

Mein Streben war in dieser Auflage darauf gerichtet, das Buch durch eine möglichst populäre Darstellung recht vielen zugänglich zu machen und muß ich es dankbar anerkennen, daß die geschätzte Verlagshandlung alles gethan hat, ihm eine geschmackvolle Ausstattung zu verleihen. Das Porträt Mendelssohns ist nach dem besten Kupferstiche eines seiner Zeitgenossen photographirt und das seiner Frau die genaue Nachbildung eines Miniaturbildes, des einzigen das von ihr existirt. Hierzu kommen noch ein bisher ungedruckter facsimilirter Brief und die Abbildung des Geburtshauses und Geburtszimmers Moses Mendelssohns.

So sei denn dieses Buch allen denen gewidmet, welche an dem reichen denkwürdigen Leben und Wirken dieses unsterblichen Mannes sich erheben und an seinen Schriften sich bilden und erquicken. Möge er der aufstrebenden Jugend ein leuchtendes Vorbild und ein Sporn sein, Wissenschaft und Religiosität harmonisch in sich zu vereinen.

Budapest, den 13. März 1887.

Dr. Kayserling.

Inhalt.

Erstes Buch. Jugend.

Zweites Buch. Der junge Philosoph.

Drittes Buch. Neue Studien und Versuche.

Viertes Buch. Der Aesthetiker.

Fünftes Buch. Die Periode der beginnenden Reife.

Sechstes Buch. Phädon.

Siebentes Buch. Zeitgenossen.

Achtes Buch. Lavater.

Neuntes Buch. Auszeichnungen.

Zehntes Buch. Sieben Ruhejahre.

Elftes Buch. Mendelssohn als Vertreter seiner Glaubensgenossen.

Zwölftes Buch. Die Bibelübersetzung.

Dreizehntes Buch. Lessing.

Vierzehntes Buch. Jerusalem. Staat und Religion.

Fünfzehntes Buch. Jacobi.

Sechzehntes Buch. Mendelssohns letzter Kampf und Tod.



Geburtsstätte Moses Mendelssohn's.



Geburtshaus Moses Mendelssohn's.

Erstes Buch.

Jugend.

Erstes Kapitel.

Das Vaterhaus.

Dessau, die kleine Hauptstadt des Fürstenthums Anhalt, strahlt in der Reihe derjenigen Plätze Deutschlands, welche auf die Cultur der Juden und auf die Umgestaltung ihrer politischen, socialen und religiösen Verhältnisse seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einen wesentlichen Einfluß übten. Einzig und allein den Männern, welche aus ihm hervorgegangen, den von ihnen gegebenen Anregungen und erstrebten Zielen verdankt Dessau seine Berühmtheit; es zählt nicht zu den jüdischen Gemeinden, deren Alter sich in graue Vorzeit verliert, denn erst seit wenigen Jahrzehnten hatten sich Juden hier angesiedelt,[1]) als derjenige geboren wurde, dessen Name eine so weitreichende Bedeutung für die Juden und ihre Geschichte erlangt hat.

Noch ist in der engen Askanischen Straße zu Dessau das unscheinbare Häuschen vorhanden und jetzt durch eine Gedenktafel bezeichnet, in dessen Hinterstübchen „Moses Dessau", wie die Alten ihn nannten, am 6. September 1729 (12. Elul 5489)

---

[1]) Im Jahre 1672 fanden die ersten Juden in Dessau Aufnahme; 1685 wohnten dort 26 jüdische Familien. Würdig, Chronik der Stadt Dessau (Dessau 1875), S. 331.

das Licht der Welt erblickte.[1]) Wahrlich ein gesegnetes Jahr, das mit drei freien Geistern, Lessing, Reimarus und Moses Mendelssohn, Deutschland beschenkte, drei Männer, welche, geistig verwandt, zu gemeinsamer Thätigkeit sich die Hände reichten.

Ueber das Jugendleben unseres Moses sind uns nur dürftige Nachrichten aufbewahrt worden. Ihm selbst schienen seine Lebensumstände so bedeutungslos, daß er auch nicht das mindeste davon aufgezeichnet hat,[2]) und niemand hielt es der Mühe werth, die kleine unansehnliche Pflanze zu berücksichtigen und bis zur Zeit ihrer Blüthe zu beachten; niemand kümmerte sich um die Entwickelung dieses Kindes, das mit vielen andern darin gleiches Schicksal theilte, armer aber ehrlicher Leute Kind zu sein. Die bedeutendsten Männer aller Zeiten sind ja selten aus den hauptstädtischen Kreisen hochgesteigerter Cultur oder aus den reichen Familien hervorgegangen; sie entsprossen meistens der anspruchslosen Unmittelbarkeit des bürgerlichen Lebens.

Von Moses Mutter — sie wird, wo es sich um Einfluß auf das Kind handelt, billig zuerst genannt — ist kaum mehr als der Name auf uns gekommen. Wir denken uns Sara, so hieß die Glückliche, als eine jener tief und edel empfindenden,

---

[1]) Gegen alle Biographen und trotz der eigenen Angabe Moses Mendelssohns (Ges. Schriften [Leipzig 1843—1845] V, 526) stellte F. Lebrecht in dem nach seinem Tode von Dr. A. Berliner herausgegebenen Schriftchen: Zum 150. Geburtstage Moses Mendelssohns (Berlin 1878), irregeleitet durch einen Schreibfehler auf dem alten Grabsteine Mendelssohns, die Behauptung auf, daß M. nicht den 6. September 1729, sondern, entsprechend dem 12. Elul 5488, den 17. August 1728 geboren sei. M. s. auch Allg. Zeitung d. Judenthums, 1878, S. 566, 650.

[2]) Schr. V, 526. In den 25 Jahren seit dem ersten Erscheinen dieser Biographie ist über Mendelssohns Leben in Vorträgen und kleineren Schriften viel im Druck erschienen. Von besonderm Werthe ist die — auch von uns mehrfach berücksichtigte — Arbeit von Dr. Jakob Auerbach, Lessing und Mendelssohn (Erster Abschnitt) (Frankfurt a. M. 1867), und dessen: Moses Mendelssohn und das Judenthum, in Geigers Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland (Braunschweig 1886) Bd. 1, Heft 1.

still thätigen und still duldenden jüdischen Frauen, denen man nicht selten in den jüdischen Familien jener Zeit begegnet, und könnte überhaupt von einem höhern Einfluß, welchen sie auf den Knaben übte, die Rede sein, wie ihn z. B. Schiller und Göthe, Herder und Kant der Mutter verdankten, so dürfte die zarte und fast weibliche Weichheit seines Gemüths, die scheue Keuschheit seines Empfindens als Erbtheil mütterlicher Tugend betrachtet werden. Sie sah den Liebling ihres Herzens nicht zum Manne reifen, indem sie ihm früh entrissen wurde; wenigstens geschieht der Mutter von dem Sohne nirgends Erwähnuug.

Moses Vater, Mendel, war ein armer Mann, einer der ärmsten in der Gemeinde, der spärlich von dem lebte, was er sich als Elementarlehrer und Gesetzesrollenschreiber (Sopher) verdiente. Schon vermöge seines Berufes, seiner mühsamen und schlecht lohnenden Beschäftigung stand er auf einer höhern Stufe der Bildung als die große Masse seiner Glaubensgenossen. Er erfreute sich allgemeiner Achtung; dazu trug nicht wenig der Name der Familie bei, der er angehörte. Er stammte nämlich von R. Moses Isserles, einem berühmten Rabbiner aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, welcher neben umfassender talmudischer Gelehrsamkeit sich eingehend mit Philosophie beschäftigt, sogar ein philosophisches Werk verfaßt und so viel Sinn für Geschichte hatte, daß er zu der jüdischen Chronik des spanischen Astrologen Zacuto Zusätze gemacht hat. Die Abstammung von einer solchen gefeierten Autorität erfüllte die ganze Familie, zu welcher auch der Gründer der ersten hebräischen Druckerei in Dessau, Moses, Sohn des Simcha, zählte, mit einem gewissen Ahnenstolze; sowohl des letztern Sohn, der Buchdruckereibesitzer Elia in Dessau, als Mendels Sohn rühmen sich ihres Stammvaters.[1])

[1]) Elia, Sohn des „angesehenen und freigebigen" Moses Dessau, aus dessen Officin u. a. der Commentar zum Jerusal. Talmud des Dessauer Rabbiners David Fränkel hervorgegangen ist, nennt sich Enkel des R. Moses Isserles; ebenso weist Moses Mendelssohn in einem

Mendels ganzes Streben war dahin gerichtet, seinen Moses, der schon früh besondere Geistesanlagen zeigte, zu einem des großen Ahnen würdigen Manne zu erziehen. Im zartesten Alter hielt er ihn zum Lernen an. Kaum fünf Jahre alt hatte sich der Knabe unter der Anleitung des Vaters die nöthigen Vorkenntnisse im Hebräischen, besonders im Verständnisse des Pentateuchs angeeignet. Auch mit den Regeln der hebräischen Grammatik machte er sich früh vertraut und schon als zehnjähriger Knabe verfertigte er hebräische Gedichte, welche er aber in reiferen Jahren wieder vernichtete. Dem Studium der Bibel lag er von früher Jugend und zwar mit solchem Fleiße ob, daß, wie einer seiner Jugendfreunde und Studiengenossen erzählte, er sie später Wort für Wort auswendig wußte.[1])

Sobald Mendel einsah, daß Moses seinem Unterrichte entwachsen war, übergab er ihn der höheren Lehranstalt, wie das Bet-Hamidrasch füglich genannt werden kann, wo anfangs ein R. Hirsch, des frühern Dessauer Rabbinats-Assessors Sohn, sein Lehrer war; noch in späteren Jahren konnte er die Frömmigkeit, den Fleiß und klaren Verstand seines Schülers nicht genug rühmen.[2]) Es ist ein rührendes Bild, wie der zärtliche Vater sein schwächliches Kind in der kalten Winterszeit schon vor Tagesanbruch in einen alten abgeschabten Mantel gehüllt in das Lehrhaus trug, um ihm den Unterricht im Talmud angedeihen zu lassen, den ein in seinem Fache berühmter Gelehrter dort ertheilte.

Es war ein Glück für Moses und entscheidend für seine ganze Geistesrichtung, der Schüler eines Mannes zu werden,

---

(1. Aufl. S. 492 abgedruckten) Schreiben, in dem er 1770 den ihm verwandten damaligen Rabbiner der Gemeinde Neuwied seinem Freunde Elkan Herz in Leipzig empfahl, darauf hin, daß er der Familie des R. Moses Isserles angehöre.

[1]) J. Euchel, Biographie Mendelssohns (hebräisch), S. 20.

[2]) 1. Aufl. S. 490; Auerbach, Geschichte der israel. Gemeinde Halberstadt (Halberstadt 1866), S. 189.

der in jener Zeit, in welcher jedes profane Wissen bei den Juden verpönt war, außer dem Talmud und den Casuisten viel gelesen, auch eine genauere Kenntniß der bedeutenderen hebräischen Werke aus der spanisch-arabischen Epoche sich angeeignet hatte. Dieser Lehrer war R. David Hirschel Fränkel, der damalige Oberrabbiner der Dessauer Gemeinde. Er beschäftigte seinen lernbegierigen, frühreifen Schüler nicht blos mit dem Talmud und der Bibel, sondern machte ihn auch mit den Commentatoren derselben bekannt und lenkte seinen jugendlichen, aber im Denken geübten Geist auf das religionsphilosophische Werk „More Nebuchim" des Spaniers Maimuni, das in scharfsinniger Weise die jüdische Lehre mit der aristotelischen Philosophie versöhnt. Der „Führer der Verirrten", der so viele jüdische Denker geistig frei gemacht hat, weckte auch in Moses „jenen philosophischen Trieb und jenen scharf unterscheidenden logischen Sinn, der ihn in seinen metaphysischen und ästhetischen Untersuchungen so ausgezeichnet hat. Er forschte darin so begierig, daß er in eine schwere Krankheit verfiel und dauernden Schaden an seinem Körper litt. „Diesem Maimuni," sagte er oft scherzend, „habe ich es zuzuschreiben, daß ich einen so verwachsenen Körper bekommen; er allein ist die Ursache davon; aber deswegen liebe ich ihn doch, denn der Mann hat mir manche trübe Stunde meines Lebens versüßt, und so auf der einen Seite mich zehnfach für das entschädigt, um was er mich in Betracht meines Körpers gebracht hat."

Mittlerweile hatte Moses das dreizehnte Jahr und somit das Alter erreicht, in welchem damals und in manchen Gegenden noch jetzt, die jüdischen Knaben, besonders die unbemittelter Eltern, dem Unterrichte entzogen und angehalten werden, sich ihren Unterhalt selbst zu erschwingen. Die Wahl eines Berufes versetzte Moses ebensowol wie die Eltern in nicht geringe Verlegenheit. Konnte der schwächliche Knabe wie die meisten seiner Alters- und Glaubensgenossen mit dem schwerbeladenen Pack auf dem Rücken von Dorf zu Dorf und von Haus zu

Haus ziehen und handeln? Der fromme ehrliebende Mendel mochte wol zuweilen den schönen Traum gehegt haben, seinen mit trefflichen Anlagen ausgestatteten Sohn weiter „lernen“ zu lassen, um in ihm einst einen Rabbiner, die höchste Stufe, welche der Jude in jener Zeit erreichen konnte, zu erblicken; aber die Kränklichkeit des Kindes und die eigene Armuth machte ihm die süße Hoffnung bald zunichte. Wie hätte sich die zärtliche Mutter auch von ihrem Lieblinge auf mehrere Jahre trennen können? Und doch war ohne Trennung vom elterlichen Hause ein ferneres „Lernen“ nicht möglich, denn der würdige Lehrer, R. David Fränkel, weilte nicht mehr in Dessau.

Das heiße Verlangen nach weiterer Ausbildung siegte über alle Schwierigkeiten. Was hatte er auch zu fürchten? An Mangel und Entbehrung war er von Kindheit an gewöhnt, und auch er mag wie sein späterer Freund Lessing gedacht haben, daß es sich „lustiger und erbaulicher in der großen Stadt als in der kleinen muß hungern lassen.“

Die lange widerstrebenden Eltern gaben den dringenden Bitten ihres Sohnes nach; mit schwerem Herzen willigten sie endlich ein. Sein fester Wille beschwichtigte den Schmerz, mit dem er von den geliebten Eltern, von seiner einzigen Schwester[1]) und einem jüngern Bruder schied.

Mit einem einzigen Dukaten in der Tasche, den ihm ein junges Mädchen im Namen ihrer Eltern geschenkt hatte,[2]) trat er den Weg nach Berlin an.

---

[1]) Die Schwester, deren Name nicht genannt ist, starb unverheirathet 1770 in Dessau.

[2]) J. A. L. Richter, Moses Mendelssohn als Mensch, Gelehrter und Beförderer echter Humanität (Dessau 1829), S. 11.

Zweites Kapitel.

Der Talmudjünger.

Es war im October 1743, im dritten Regierungsjahre des großen Friedrich, als an dem Rosenthaler Thore, dem einzigen, das damals fremde Juden passiren durften, der vierzehnjährige schwächliche Moses um Einlaß in die preußische Hauptstadt bat. Als der jüdische Thorschreiber, der als legitimer Beamte der jüdischen Gemeinde die Controle über diese Einwanderer führte, ihn nach dem Zwecke seines Aufenthaltes in Berlin fragte, antwortete er: „Lernen!" Als aber der ernste Beamte auch über seine Subsistenzmittel Auskunft haben wollte, sah ihn der schwache Knabe scheu und verlegen an und wußte nichts zu erwidern, als: „Rabbi David Fränkel."

So trat Moses in Berlin ein, ohne Geld, ohne Empfehlungen, ohne den Muth, sich Fremden zu nähern, ohne Freunde und Bekannte, bis auf den einzigen Rabbi Fränkel, seinen Lehrer, dem sein Commentar über den Jerusalemischen Talmud großen Ruhm und auch wenige Monate[1]) vor Moses' Ankunft die Berufung als Oberrabbiner der damals über dreihundert Mitglieder zählenden Berliner Gemeinde verschafft hatte. Groß war die Anhänglichkeit und Liebe des Knaben zu diesem würdigen Manne. Schon vor dessen Abreise aus Dessau soll er ihn gebeten haben, ihn mitzunehmen, was jener nur deshalb abgelehnt, weil Moses kränklich war und der mütterlichen Pflege bedurfte. Am Tage der Abreise selbst aber erwartete er den Lehrer am Wege und wiederholte seine Bitten so kläglich und eindringlich, daß dieser endlich zusagen mußte, ihn später unter

[1]) Fränkel siedelte im August 1743 nach Berlin über, s. Landshuth, Toldoth ansche schem (Berlin 1884, I, 38); im October, nach Schluß der Festtage, folgte ihm Mendelssohn, was mit dessen Angabe (Schr. V, 526) übereinstimmt. Fränkels Commentar „Korban Haëdah" erwähnt Mendelssohn im 122. Literaturbriefe (IV, 2, 136).

seine Talmudjünger aufzunehmen.[1]) Ob diese Erzählung auf Wahrheit beruht, müssen wir dahingestellt sein lassen; genug, Fränkel nahm sich seines Schülers mit aller Liebe an. Bei einem frommen Manne, dem in der Probstgasse wohnenden Heimann Bamberger, der ein Gönner und Förderer der strebsamen Jugend war, verschaffte er ihm freie Wohnung in einem Dachstübchen und einige Freitische; er selbst zog ihn an Sabbat- und Festtagen an seinen Tisch, und da Moses eine schöne Handschrift, das einzige Erbe seines Vaters, hatte,[2]) so übertrug er ihm das Abschreiben seines von ihm zum Druck vorbereiteten hebräischen Werkes, wofür er ihm wöchentlich einige Groschen bezahlte.

Das waren die Mittel einer kümmerlichen Existenz, welche sich Moses in den ersten Jahren seines Berliner Aufenthaltes darboten. Reichten sie auch häufig nicht einmal aus, die mäßigsten Forderungen des Hungers zu befriedigen, so konnte er sich doch nicht entschließen, die Mildthätigkeit anderer in Anspruch zu nehmen. Das Bewußtsein seiner Mittellosigkeit drückte ihn nieder und schüchterte ihn so ein, daß er es sogar nicht über sich gewinnen konnte, jemand seine Noth zu entdecken. Mit welchem Rechte, sagte er sich oft selbst, dürfte ich den Menschen zur Last fallen? Wie so viele Jünglinge meines Alters müßte auch ich mich ernähren; sind doch die Leute wegen meines Hanges nach geistiger Ausbildung nicht verpflichtet, mich zu unterstützen! Und so legte er sich manche Nacht nieder, ohne seinen Hunger gestillt zu haben. Auf dem Brote, das ihm zur

---

[1]) Göckingk, Friedrich Nicolais Leben und literarischer Nachlaß, 146.

[2]) Ein Autograph Moses Mendelssohns in schöner jüdischer Currentschrift, geschrieben vor seinem vollendeten dreizehnten Jahre, den 21. August 1742, befindet sich auf dem Einschlagblatte eines der Prager israel. Gemeinde-Bibliothek angehörenden Exemplars der Rechtsgutachten des Isaak ben Scheschet. S. Dr. N. Grün, ein Autograph M. M's., im Jüd. Literaturblatt, 4. Jahrg., S. 6.

Mahlzeit diente, bezeichnete er durch sorgsam abgemessene Striche den Theil, den er an dem einen Tage essen durfte, um den andern Tag nicht gänzlich darben zu müssen.

Diese Noth, welche eine solche Höhe erreicht hatte, daß es ihm zuweilen sogar an reiner Wäsche mangelte, und er sich den Leuten aus Scham nicht zeigen wollte, beugte keineswegs den Muth seiner Seele nieder; sie verlieh ihm vielmehr neue Schwingen, Höheres zu wollen und zu erreichen. Er widmete sich nicht nur mit ungeschwächtem Eifer dem Studium des Talmud, sondern fing auch alsbald an, sich im geheimen die noch streng verpönte Kenntniß des Deutsch-Lesens anzueignen.

Berlin war damals noch nicht das Berlin von heute, aber es steuerte schon in jener Zeit, namentlich seit dem Regierungsantritte Friedrich II., darauf hin, sich zur Metropole der Intelligenz zu erheben, und in der That galt es nächst Leipzig für eine der gebildetsten Städte Deutschlands. Wie aber überall, wo neue Ideen in Schwung kommen, Juden kraft ihrer leichtern Erregbarkeit gern mit thätig sind, so zeigte sich unter einzelnen Vermögenden der preußischen Hauptstadt schon damals ein geheimes Streben nach deutscher Bildung und wurde in ihrer Seele der Keim eines neuen frischen Lebens geweckt. Sie fingen an, leise zu ahnen, daß die frühere Erziehungsweise sie in zu tiefer Unwissenheit gelassen habe, daß deutsche Bildung das erste Erforderniß sei, um die Schranken zu durchbrechen, welche sie in Abgeschlossenheit von ihren christlichen Mitbürgern hielten.

Die wenigen besser Gebildeten unter seinen Glaubensgenossen nahm sich Moses zum Muster und Vorbild. Wie aber konnte der arme Talmudjünger zu dem ihm unzugänglichen Wissensborn gelangen? Durfte er ja kaum seinen Wunsch laut werden lassen, sich auch nur das Verständniß der deutschen Sprache anzueignen. Deutsches Wissen und Ketzerei war den damaligen Juden gleichbedeutend. Die polnischen Rabbiner, die jedem Schritte zur Cultur und Bildung hemmend in den Weg traten, predigten gegen die Neuerer, wie man diejenigen nannte, welche statt des üblichen

Kauderwelschs die deutsche Sprache zu ihrer Umgangssprache machen und sich eines reinen deutschen Ausdrucks bedienen wollten. Mit gleicher Strenge verfuhren die von gleichem Geiste beseelten Gemeinde-Aeltesten besonders gegen die Fremden, welche in polizeilicher Hinsicht ganz unter ihrer Botmäßigkeit standen. Wehe dem, der sich mit einem deutsch gedruckten Buche ertappen ließ! So erzählte der Großvater der Familie Bleichröder in Berlin: „Ich kam im Jahre 1746 als armer vierzehnjähriger Knabe nach Berlin und fand Moses Mendelssohn in der jüdischen Lehranstalt. Dieser gewann mich lieb, unterrichtete mich im Lesen und Schreiben und theilte oft mit mir sein kümmerliches Brot. Aus Dankbarkeit zeigte ich mich ihm durch kleine Dienstleistungen erkenntlich, und so schickte er mich unter andern irgend wohin, um ein deutsches Buch zu holen. Mit diesem Buche in der Hand begegnete mir ein jüdischer Armenvorsteher, der mich mit den Worten anfuhr: „Was hast du da? Wol gar ein deutsches Buch!" Sogleich riß er es mir aus der Hand und schleppte mich zum Vogt, dem er den Befehl ertheilte, mich aus der Stadt zu weisen. Mendelssohn, welcher Kenntniß von meinem Schicksale erhielt, gab sich alle Mühe, meine Rückkehr zu bewirken, allein vergeblich. Er schaffte mir später ein Unterkommen in der damaligen Talmudschule in Halberstadt, und ich verdanke ihm mein zeitiges Wohl." [1])

Trotz dieses Damoklesschwertes, das drohender als selbst der Mangel über seinem Haupte hing, verfolgte Moses die einmal betretene Laufbahn der deutschen, oder, besser gesagt, der nichtjüdischen Wissenschaft mit immer glühenderem Eifer und immer sichtbarerem Erfolge. Das Wort des römischen Dichters:

„Schwer nur ringt sich empor das Talent,
Dem schon in der Jugend Elend sperret den Weg!"

fand in vollem Maße auch auf ihn Anwendung. Und er rang sich tapfer empor! Er scheute keine Mühe, keine Anstrengung;

[1]) Schr. I, 9.

noch in später Nacht beim matten Lampenschimmer las er die deutschen Bücher, die er sich heimlich zu verschaffen suchte; was er an deutschen Druckschriften nur immer auftreiben konnte, wurde in unersättlicher Gier von ihm verschlungen. Es läßt sich denken, daß er in seiner Lectüre gerade nicht sehr wählerisch war. Bei einem seiner Glaubensgenossen fand er Reinbecks „Betrachtungen über die Augsburgische Confession;" es war vielleicht eins der ersten deutschen Bücher, das er überhaupt gelesen hat.[1]) Mit unaufhaltsamer Gewalt zog ihn der philosophische Theil der Betrachtungen an: er handelte von den Beweisen für das Dasein Gottes, demselben Thema, über welches er noch gegen Ende seines Lebens sich vernehmen ließ.

Die Kenntniß der deutschen Sprache, so wie eine deutsche Handschrift, die uns selbst heute noch als schön erscheint, hatte sich Moses angeeignet. Er fand nun auch alsbald Gelegenheit, seinem Wissensdurste neue Befriedigung zu verschaffen.

Zufällig machte er die Bekanntschaft eines gelehrten Rabbiners aus Galizien, der wegen seiner Liebe zu den Profanwissenschaften dem Neide und der Verfolgung sich ausgesetzt sah und deshalb seine Heimat verlassen mußte. Dieser Mann, Israel Moses Levi, auch Israel Samosz genannt, ein philosophischer Denker und guter Mathematiker, der auch poetische Begabung hatte, lebte seit 1742 in Berlin, treu der Wissenschaft ergeben, unter Leiden und Entbehrungen, bis der reiche und wohlthätige Daniel Itzig sich seiner annahm und ihm Asyl bot. In dem Itzigschen Hause in der Burgstraße zu Berlin, an dessen Stelle der geniale Hitzig, ein Enkel Daniel Itzigs, die prachtvolle Börse baute, schrieb Samosz seinen Commentar zum „Kusari"[2]) und empfing er häufig die Besuche Moses', der sich ihm näher anschloß und

[1]) Schr. V, 206.

[2]) Diesen Commentar zum Kusari, „Ozar Nechmad," welcher 1796 zum ersten male in Wien gedruckt wurde, schrieb Mendelssohn theilweise eigenhändig ab; ein Fragment dieser Abschrift (5. Abschnitt) befindet sich im Besitze des Hrn. Dr. A. Berliner in Berlin.

von ihm den ersten Unterricht in der Mathematik erhielt. Unter seiner Anleitung studirte er den Euklid aus einer hebräischen Uebersetzung, und wir werden später sehen, zu welcher Vollkommenheit er es auf diesem Gebiete durch ununterbrochenen Fleiß und Eifer gebracht hat.

Der Umgang mit diesem interessanten Gelehrten[1]) blieb auf die geistige Entwickelung des jungen Moses nicht ohne wesentlichen Einfluß. Mit den Werken der jüdischen Religionsphilosophie innig vertraut, erging sich Israel Samosz mit ihm in metaphysischen Speculationen, welche bald ein Band der Vertraulichkeit zwischen Lehrer und Schüler bildeten.

Die liebgewonnene Beschäftigung mit der Mathematik und den jüdischen Philosophen des Mittelalters machte den Wunsch in ihm rege, auch die classischen Sprachen zu treiben. Wollte er bei dem Studium der mittelalterlichen Philosophie nicht stehen bleiben, so mußte er nothwendig Lateinisch studiren; wer die neuere Philosophie kennen lernen und auf den Namen eines Gelehrten Anspruch machen wollte, durfte der lateinischen Sprache nicht unkundig sein. Nun war es dem bescheidenen, anspruchslosen Jünglinge allerdings nicht darum zu thun, den hochtönenden Namen „Gelehrter" zu führen; wol aber hegte er den sehnlichsten Wunsch, die Sprache der Römer kennen zu lernen, um durch sie seinen Gesichtskreis in den Wissenschaften zu erweitern.

Mangel an Geld, sich die nothwendigsten Bücher zu kaufen und sich einen Lehrer zu halten, gab ihm anfangs wenig Hoffnung, seinen neuen Studienplan in Ausführung bringen zu

---

[1]) Ueber Israel Samosz s. Schr. V, 204 f., Landshuth, Die Gegenwart (Berlin 1867), 325. In dem ehemals so berühmten Parke Daniel Itzigs — Köpnikerstraße Nr. 168 — fand man 1865 unter andern Kunstwerken eine Sonnenuhr auf einer kupfernen Platte mit detaillirten Eintheilungen nach der inschriftlichen Erfindung des Rab. Israel Moses vom Jahre 1762. Vossische Zeitung, 1865, Nr. 103, 1. Beil. S. 4. Er starb in Brody den 20. April 1772.

können. Um sich Bücher anzuschaffen, fing er an zu sparen. Sobald er einige Groschen, für Moses damals ein Capital, zusammengebracht hatte, schlich er heimlich zum Antiquar; er erstand eine alte lateinische Grammatik und ein schlechtes Lexikon. Auch für einen Lehrer war bald gesorgt. Ein junger jüdischer Arzt aus Prag, Doctor Abraham Kisch,[1]) der sich im Jesuiten-Collegium seiner Vaterstadt die Kenntniß der alten Sprachen erworben hatte, machte sich erbötig, ihm bei diesem Studium behülflich zu sein. Moses genoß wirklich ungefähr ein halbes Jahr täglich eine viertel Stunde Unterricht bei ihm, mehr aber als dieser förderte ihn sein eiserner Fleiß; in kurzer Zeit konnte er den kühnen Gedanken wagen, einige Schriften des Cicero, welche ihm in einem alten Bande zufällig in die Hände fielen, zu lesen. Seine Neigung zu philosophischen Materien mag jedoch in den Reden des römischen Consuls keine Befriedigung gefunden haben; groß war daher seine Freude, als er bei einem Verkäufer alter Bücher eine alte lateinische Uebersetzung von Lockes „Versuch über den menschlichen Verstand" erwischte. Dieses Werk suchte er, wie Nicolai aus seinen Jugenderinnerungen mittheilt, „mit unbeschreiblicher Mühe zu entziffern; er schlug jedes Wort, das er nicht verstand, und das waren die meisten, im Lexikon nach und schrieb es auf, bis ein paar Perioden beisammen waren. Alsdann dachte er über den Inhalt nach. Durch Nachdenken suchte er das Verständniß zu errathen, und wenn er es gefunden zu haben glaubte, verglich er es wieder, so weit seine Kenntniß der Sprache reichte, mit dem Wortverstande."[2]) Wer möchte da nicht mit dem alten Hesiod ausrufen:

„Vor die Thüre der Weisheit stellten die Götter den Schweiß hin."

---

[1]) Abraham Kisch, der Sohn eines Apothekers, daher auch Rokeach genannt, promovirte 1749 in Halle mit der Dissertation „Theoria et Therapia Phtyseos pulmonalis" und lebte dann als Arzt in Prag bis zu seinem, den 6. Juni 1803 erfolgtem Tode (Mittheilung des Hrn. Dr. N. Grün in Prag).

[2]) Schr. V, 206; vergl. Göckingk, a. a. O. 147.

Für Moses gab es keine Schwierigkeiten, die er nicht durch Fleiß und Ausdauer überwunden hätte. So viel Anstrengung das Erlernen des Lateinischen ihn auch anfangs kostete, so kam er dem Verständniß desselben doch alsbald nahe und er konnte in kurzer Zeit den Ideenreichthum eines Plato und Aristoteles aus lateinischen Uebersetzungen in sich aufnehmen.

Der Autodidakt bleibt nie auf halbem Wege. Sobald Moses einsah, daß das Lateinische die Basis der neueren Sprachen sei, faßte er den Entschluß, auch Französisch und Englisch zu lernen. Wieder ließ sich ein junger Studiosus herbei, ihm hierin einige Anleitung zu geben, und dieser junge Mann war kein anderer als der Doctor Gumpertz.

Drittes Kapitel.

Doctor Gumpertz.

Als nach dem Dresdener Frieden der junge Preußenkönig in den letzten Tagen des Jahres 1745 seinen Triumphzug in seine Hauptstadt hielt, gaben auch die Juden, wie gewöhnlich bei solchen Anläßen, in mannichfacher Weise ihre Freude kund. Sie erleuchteten ihre Synagoge aufs prächtigste „von Innen und von Außen" und veranstalteten einen feierlichen Gottesdienst. Bei dieser Gelegenheit hielt Oberrabbiner Fränkel die Festrede und wurde ein von ihm eigens zu dieser Feier verfertigtes hebräisches Siegeslied unter Musikbegleitung vorgetragen. Die Juden wünschten dieses Lied ins Deutsche übersetzen zu lassen, damit auch ihren christlichen Mitbürgern die Kundgebung ihrer Loyalität zu Gesichte käme, und betrauten einen zweiundzwanzigjährigen, „der Philosophie und

mathematischen Wissenschaft beflissenen" jungen Mann mit der Uebersetzung.[1]) Dieser junge Mann war der spätere Doctor Aron Salomon Gumpertz, auch Aron Emmerich genannt, welcher der Lehrer unseres Moses wurde.

Gumpertz, ein Enkel jenes Elia Gumpertz aus Emmerich, welcher dem großen Kurfürsten als Lieferant und Agent wesentliche Dienste leistete, auch zu diplomatischen Unterhandlungen nach Holland geschickt wurde, war schon in seiner frühesten Jugend von seiner frommen Mutter zum Rabbiner bestimmt und erhielt demgemäß von dem Rabbiner Israel Samosz und andern Lehrern Unterricht.[2])

Der glaubwürdigste Berichterstatter über seine Lebensverhältnisse und seinen in jenen Zeiten nicht ohne Schwierigkeiten zurückgelegten Bildungsgang ist der junge Gumpertz selbst. In dem Alter von zweiundzwanzig Jahren schloß er sich dem gewaltigen Führer der damaligen Gelehrten-Republik, dem Leipziger Gottsched, an und bat ihn um seine hohe Protection, wie er denn auch so lange mit ihm in Correspondenz blieb, bis sein späterer Freund Lessing dieses „gefürchtete Schulhaupt des verdorbenen Geschmacks" mit schneidender Schärfe und durchtriebenem Humor angriff und glücklich aus dem Felde schlug.

„Ich bin," heißt es in der rührenden Supplik[3]) des jüdischen Studenten vom 8. März 1745, „seit zwanzig Jahren ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Den allergrößten Theil dieser Zeit habe ich auf die Studien gewandt, die bei meinen Glaubensgenossen in Gebrauch eingeführt sind. Die Nebenstunden ungerechnet, die zuweilen zu der französischen Sprache, der Rechenkunst und einer Uebung im Schreiben, wie-

---

[1]) König, Annalen der Juden in der Mark Brandenburg, 276. Das Gedicht mit einer erbärmlichen jüdisch-deutschen Uebersetzung, welche Mendel Wolf Schwab zum Verfasser hat, wurde ganz unnöthigerweise wieder abgedruckt von L. Landshuth, Toldoth ansche schem, 41—48.

[2]) Ueber Gumpertz s. L. Landshuth, Die Gegenwart, 318 ff.

[3]) Bei Danzel, Gottsched und seine Zeit, 333 ff.

wohl ohne Jemandes Anführung, sondern, wie mir es der natürliche Eifer eingab, herhalten mußten. Wie weit ich es nun herin getrieben, überlasse ich andern jedoch unparteiischen Richtern zu beurtheilen; genug, es kann mir nicht vorgerückt werden, es hätten meine Lehrmeister ihre Mühe unnütz verschwendet. Die Neubegierde, welche aber in solcher Absicht vor eine Tugend erkenne, zündete von meiner zartesten Jugend in meinem Herzen eine Flamme an, die nur allein durch Erfahrung neuer Kenntnisse genährt wird. Dieser angeborene Zug zu den Wissenschaften und freien Künsten bekam allerst vor drei Jahren ein Licht und fand den Steg, der zu seinem Endzweck leitet.

Man kann leicht ermessen, daß ich weder Fleiß noch Mühe gesparet, so wenig die anmuthige Sommer= als die tiefsinnige Winterzeit verfließen lassen, ohne im Nachsinnen in der Mathematik und Naturlehre, insofern es meine Umstände und die den hebräischen Studien gewidmete Zeit erlaubte, meinen Durst zu löschen und mich zu ergötzen.

Ich habe zu dem Ende und auf Anrathen der löblichen Professoren hiesiger Königlichen Akademie der Wissenschaften einige Zeit der lateinischen oder Gelehrten Muttersprache zutheilen müssen. Darin auch nächst göttlicher Hülfe! binnen ein halbes Jahr so weit gerückt, daß ich der mir nöthigen Schriftsteller Sinn begreifen kann.

Ich bin keineswegs so ruhmredig, dieses alles mich groß zu machen erwähnt zu haben. Es sei ferne! Ich würde so thöricht nicht sein, in Gegenwart eines scharfsichtigen Auges meine Fehler zu bemänteln. Die Selbstliebe hat sich auch meiner noch nicht so bemeistert, daß mir bereden sollte, den geringsten Rang unter den Musen einzunehmen. Ich bin vielmehr vergnügt durch meine unermüdeten Bemühungen erkannt zu haben, wie viel mir noch zu einem Gelehrten mangle.

Daß aber kein Baum des Verstandes zeitige Früchte zeuge, oder mit dem gemeinen Manne zu reden, kein Meister geboren werde, ist eben so ausgemacht als gewiß ist, daß mit den Jahren

auch die Weisheit zunehme und der Geist aufgeklärt werde. Ich glaube mich also keines Vergehens theilhaft zu machen, wenn ich hoffe vollkommener zu werden, als ich bin, und mir indessen den Charakter Philosoph nach seinem eigentlichen griechischen Verstande oder Freund der Weisheit anmaße.

Und dieses letztere in Ansehung meines unersättlichen Verlangens von allen Wahrheiten deutliche und vollständige Begriffe zu erlangen, das schwerlich in größerem Grade bemerkt werden mag.

Wie könnte ich aber diese meine Haupt- und heilsamste Absicht erreichen, wenn ich noch keinen Lehrer als richtigen Wegweiser gehört? Die sinnreichsten Schriften sind dennoch an vielen Orten dunkel und ohne die Erläuterung eines geschickten Unterweisers unverständlich. Jene sind erblaßte Worte, dieser hingegen eine lebendige Schrift, und wenn der letztere auch zu Zeiten den erstern nachzusetzen, so ist nichtsdestoweniger das Licht des Monds bei heiterm Himmel stärker als der in Wolken, Dunst und Nebel verwickelten Sonnen.

Ew. Wohl-Edel-Geboren durchdringende Einsicht wird bei Erwägung alles bisher Erzählten leichtlich urtheilen können, wie sehnlich ich gewünscht, bei einem akademischen Lehrer die süße Milch der Wissenschaften zu saugen. Wo kann ich aber wol mein Anliegen näher suchen, als wenn eben zu Ew. Wohl-Edel-Geboren mich in Unterthänigkeit wende? Sie sind es, der den deutschen Musen zum theuersten Beschützer geschaffen. Sie sind es, dessen unschätzbares Verdienst um die Wissenschaften so allgemein gepriesen wird. Sie sind es, dem wir Deutsche so verschiedene geistreiche Schriften zu danken haben. Ja Sie sind endlich derjenige Wunderstern, den die gesammte Gelehrtenwelt mit so großer Aufmerksamkeit bewundert. Bei einem so unvergleichlichen Weltweisen, bei einem so fürtrefflichen Redner und mit einem Worte bei einem Oberhaupte der Gelehrsamkeit muß ich billig Weisheitsschätze holen.

Ich habe daher unterthänigst anflehen sollen, es möchte

Ew. Wohl-Edel-Geboren gnädigst Sich gefallen lassen, mir zu erlauben zu Höchstdenselben nacher Leipzig mich zu verfügen, um unter Dero Schutzflügel weiden zu können. Ich will weder Mühe noch Fleiß ansehen, Ihnen nach Vermögen gehorsamst aufzuwarten. Ich werde mich glückseligst schätzen, wenn ich Ew. Wohl-Edel-Geboren, so mit meiner Wenigkeit im Schreiben, Calculiren oder sonst dergleichen meiner Dienstfertigkeit überzeugende Proben geben könne. Ich verlange nichts als Schutz und Schirm in Dero glückseligem Hause. Ich will also unter nachgesetzter Aufschrift durch einen deroselben geringsten Lehrlingen oder Bedienten Verhaltungsbefehl hierin erwarten und des Vertrauens leben, in meinem demüthigsten Ansuchen Gehör und Gelegenheit zu finden, mich bis zu meinem Grabe in tieffster Erniedrigung und Ehrfurcht zu nennen ꝛc. ꝛc."

Gottsched, der den Grundsatz hatte, man könne der Freunde nie genug haben, beantwortete den langathmigen, schwulstigen, dem Geschmacke Gottscheds und seiner Zeit entsprechenden Brief des jungen Gumpertz höchsteigenhändig und gab ihm das Versprechen, ihn „unter seinen Schutzflügeln weiden zu lassen". Aus dem Plane wurde allerdings nichts. „Die bald hernach erfolgte Uneinigkeit zwischen den Höfen zu Berlin und Dresden," heißt es in einem andern Schreiben vom 15. December 1747,[1]) „welche endlich in Thätlichkeiten ausgebrochen, zeigen hinlänglichen Grund an, warum ich meines so sehnlichen Wunsches ohnerachtet, nicht nach Leipzig gereiset." Er blieb in Berlin, knüpfte vermöge der Wohlhabenheit seiner Eltern Verbindungen mit angesehenen dortigen Gelehrten, besonders mit Maupertuis und dem Marquis d'Argens an; beiden diente er eine Zeit lang als Secretär. D'Argens, der Verfasser der „Jüdischen" und „Kabbalistischen Briefe", suchte die talmudischen und rabbinischen Kenntnisse des jungen Studiosus sich zu Nutze zu machen; er unterhielt sich täglich mit ihm und besuchte ihn zuweilen in

[1]) Bei Danzel, a. a. O. 335.

seinem „eigenen“ Hause. Das war, wie Gumpertz selbst versichert, den allerwenigsten Gelehrten in Berlin ebensowenig unbekannt als daß er mit der gefeierten Doris, der treuen Gehülfin Gottscheds, im Briefwechsel stand.

Gumpertz, welcher Medicin studirte und im März 1751 mit der, Maupertuis gewidmeten Dissertation „Ueber die Temperamente“ in Frankfurt a. O. den Doctorhut erwarb, wurde der Lehrer unseres Moses. „Durch den Umgang mit dem nachherigen Doctor der Arzneigelartheit, Herrn Aron Gumpertz,“ schreibt Mendelssohn einige Jahre nach dessen Tode,[1] „habe ich Geschmack an den Wissenschaften gewonnen, dazu ich auch von demselben einige Anleitung erhielt.“ Er war sich recht wohl alles dessen bewußt, was er ihm verdankte. Von ihm erhielt er Unterricht im Französischen und Englischen; durch ihn wurde er mit dem spätern Akademiker Beausobre und anderen befähigten jungen Leuten des Joachimthalschen Gymnasiums bekannt; durch ihn wurde sein Interesse für Leibniz und Wolff, die Häupter der neuern philosophischen Schule, geweckt und seine Bekanntschaft mit Maupertuis, dem Präsidenten der Berliner Akademie, vermittelt. Kein anderer als Gumpertz war es, der den schüchternen Moses später auch Lessing zuführte.[2])

Moses hört nie auf, diesem seinen Wohlthäter und Förderer ein dankbares Andenken zu bewahren. Der früheste Brief, welchen wir von ihm besitzen, ist an Gumpertz gerichtet. In diesem Schreiben, auf welches wir noch zurückkommen, heißt es: „Wer Sie näher kennt, theuerster Freund! und Ihre Talente zu schätzen weiß, dem kann es gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht sich glückliche Geister ohne Vorbild und Erziehung emporschwingen, ihre unschätzbaren Gaben ausarbeiten, Geist und Herz bessern und sich zu dem Range der größten Männer erheben können. Ich gebe einem Jeden zu bedenken, ob Sie,

---

[1]) Schr. V, 526.
[2]) Schr. V, 205, 207.

großmüthiger Freund! nicht die Rolle des Juden im Schauspiel (der Jude von Lessing) übernommen hätten, wenn Sie auf Ihrer gelehrten Reise in seine Umstände gesetzt worden wären. Ja ich würde unsere Nation erniedrigen, wenn ich fortfahren wollte, einzelne Exempel von edeln Gemüthern anzuführen. Nur das Ihrige konnte ich nicht übergehen, weil es so sehr in die Augen leuchtet und weil ich es allzuoft bewundere."[1])

Doctor Gumpertz verheirathete sich mit einer reichen Jüdin und lebte als Privatmann in Hamburg,[2]) wo er einen, auch von Mendelssohn rühmend erwähnten kurzen Ueberblick über alle Theile der Wissenschaften in hebräischer Sprache veröffentlichte.[3])

Er hatte die freudige Genugthuung, von seinem Schüler bald philosophische Schriften zu lesen.

Viertes Kapitel.

Der Hauslehrer.

Eine mehr denn siebenjährige Leidenszeit hatte Mendelssohn, wie er sich selbst nannte und wir ihn fortan nennen wollen, durchgemacht, als es ihm endlich beschieden wurde, mit hoffnungsvollern Blicken in die Zukunft schauen und einem zweiten Jakob gleich, seine Geliebte, für die er lebte, strebte und litt, die Wissenschaft, mit Innigkeit umfangen zu können.

Sein bescheidenes, anspruchsloses Wesen, seine mühsam errungenen Kenntnisse hatten die Aufmerksamkeit des Seidenfabrikanten Isaak Bernhard (Bermann Zilz) erregt; er stellte

[1]) Schr. III, 479.

[2]) Schweizer Briefe I, 91.

[3]) Maamar ha-Madah, zusammen mit einem Super-Commentar zu Ibn Esras Commentar zu den fünf Megilloth (Hamburg 1765), von Mendelssohn erwähnt in dem Commentar zu Milloth Higajon (Berlin 1766), Pforte 14, Einleitung.

Mendelssohn den Antrag, als Lehrer und Erzieher seiner Kinder in sein Haus zu kommen. Man denke sich, mit welcher Freude dieses Anerbieten aufgenommen wurde.

Mit dem Eintritt in das Bernhardsche Haus — es war dies im Jahre 1750 — beginnt in dem Leben des jungen Mannes eine neue Epoche. Er war mit einem male der drückenden Sorge um seine Existenz überhoben und konnte nun mit größerer Ruhe an seine Studien und seine eigene Fortbildung denken.

Neben der treuen und erfolgreichen Fürsorge für die Erziehung der ihm anvertrauten Zöglinge dachte er in der That nur an seine wissenschaftlichen Studien. Daß er nie auf einer Universität gewesen, nie ein Colleg hat lesen hören, war, wie er selbst klagt,[1] „eine der größten Schwierigkeiten, die er übernommen hatte", indem er alles durch Anstrengung und eigenen Fleiß erzwingen mußte und erzwang. Je mehr sich seine äußerlichen Verhältnisse besserten, desto freier bewegten sich die Schwingen seines Geistes. Jetzt erst entfalteten sich seine Anlagen nach den verschiedensten Seiten, denn „es ist mit der Entwickelung des Geistes wie mit dem Frühlinge des Jahres, wenn nur erst Ein warmes Lüftchen weht, Eine Quelle rieselt, Eine Knospe schwellt, zuckt der Frühling bald auch durch die ganze Natur, und alles, was keimt, erspießt zur vollen Blüthe".

Mendelssohn hat mit jedem Autodidakten das stolze Bewußtsein, alles durch sich selbst geworden zu sein, und insofern finden treffliche Anwendung auf ihn des Freundes herrliche Worte:

„Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß,
Ist was er ist, durch sich, wird ohne Regeln groß,
Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher,
Er schöpfet aus sich selbst. Er ist sich Schul' und Bücher."

Ohne Schule und ohne Lehrer gewann Mendelssohn in den vier Jahren, welche er im Bernhardschen Hause verbrachte,

---

[1]) Schr. V, 526.

ein geistiges Bildungscapital, das zu verarbeiten nur unendlich Wenige Kraft, Energie und Fähigkeit besessen haben. Seine talmudischen Studien setzte er fort; das Englische trieb er sehr eifrig; seine bis dahin nur gering zu nennende Kenntniß des Lateinischen erweiterte er, sodaß es ihm bald möglich war, sich an einer Ode des Horaz, welcher Dichtung und Philosophie in schönen Kränzen verflicht, zu ergötzen.

Um Philosophie war es Mendelssohn hauptsächlich zu thun, er lebte ganz in speculativen Ideen und gab sich mit Vorliebe den philosophischen Studien hin. Nicht nach Kenntnissen, welche er verwerthen wollte, strebte er, sondern nach Weisheit, und er nahm sie auf, wo er sie fand.

Der „Führer der Verirrten", der „Kusari" und die übrigen jüdischen religionsphilosophischen Werke haben auf seinen Geist einen unverkennbaren Einfluß geübt; die aus ihnen geschöpften Ideen bildeten in ihm, wie hundert Jahre früher in Spinoza, die erste Basis einer eigentlich philosophischen Anschauung. Unwillkürlich wurde er so auch auf die Kabbala geleitet. Schon als zwanzigjähriger junger Mann war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Dunkelheit dieser orientalischen Philosopheme theils aus den im Oriente gewöhnlichen Bildern, theils aber auch aus der Armuth entstanden sei, welche der hebräischen Sprache für Ausdrücke philosophischer Begriffe eigen ist, daß sie aber, von der Hülle entkleidet, Ideen zu Tage förderten, welche mit denen späterer Denker viele Aehnlichkeit hätten.[1])

Auch auf dem Wege, sich mit der neuern Philosophie vertraut zu machen, begegneten wir ihm schon früher. Sein deutsches Lesebuch führte ihn ebenso wol in die Schule des Leibniz-Wolffschen Dogmatismus ein, wie er durch den alten Quartanten, aus dem er sein Latein mühsam gelernt hatte, auf die Schar der englischen Freigeister und Deisten hingewiesen wurde.

Betrachten wir seinen Bildungsgang etwas näher. Mit

---

[1]) Nicolai, Ueber meine gelehrte Bildung (Berlin 1799), 43.

Lockes „Versuch über den menschlichen Verstand" wurde er zuerst bekannt. Wie viele seiner Zeitgenossen, nahm auch er von den Engländern seinen Ausgangspunkt und folgte somit der allgemeinen Strömung, welche seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts alle Veränderungen in der Politik wie in der Literatur in Bewegung setzte. Die staatlichen Umwälzungen, welche auf der britannischen Insel das System des Mittelalters zu Grabe trugen, riefen einen Kampf über die Grundlagen göttlicher und menschlicher Ordnung hervor, dessen Wirkungen sich auch alsbald in Frankreich, ganz besonders aber in Deutschland zeigten.

Die englische Literatur, sagt Danzel, ist der Stab gewesen, an welchem sich die deutsche den größten Theil des vorigen Jahrhunderts hindurch emporgerankt hat, bis sie endlich im letzten Viertel desselben hinlänglich erstarkt war, um nicht nur allein stehen, sondern auch der bisherigen Ernährerin frische Lebenssäfte mittheilen zu können. Das neue Element, das von England her in Deutschland eindrang, verjüngend und belebend, war ein Hauch frischer Seeluft, der durch die schwülen Gassen einer dichtbevölkerten Stadt weht, war die Aufforderung, aus der Verknöcherung der Formen und conventionellen Regeln zurückzukehren zu Natur und Freiheit.[1])

Locke, lange Zeit der Lieblingsschriftsteller Mendelssohns, fand mit seinem Sensualismus gleich beim ersten Auftreten einen wohlvorbereiten Boden und, einzelner Widersprüche ungeachtet, eine überaus günstige Aufnahme. Die systematischen Denker der verschiedenen Nationen gingen von ihm aus oder kehrten zu ihm zurück; viele, selbst die Bekämpfer seiner Lehre, haben von ihm gelernt. Leibniz, dessen System im diametralen Widerspruch zu dem des Engländers steht, ist ehrlich genug zu bekennen, daß er „einem moralisirenden Lord" vieles zu danken, ja wichtige und wesentliche Gesichtspunkte seiner Theodicée in dessen Werken

---

[1]) Danzel und Guhrauer, Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. 2. Aufl. (Berlin 1880—81) I, 278.

vorgefunden habe. Voltaire gab seinem frivolen Geiste die Schriften eines Locke, Pope und Newton zur Nahrung. Diderot übersetzte Shaftesbury und ist entzückt von Richardson. Rousseau vertiefte sich in Locke; sein Émile und Contrât Social sind aus ihm hervorgegangen.

Ein Geist wie Mendelssohn, der so ganz auf Lebensanschauung und unmittelbare Erkenntniß gestellt war, mußte nothwendig an dem Locke'schen Systeme Gefallen finden; er mußte sich um so mehr zu ihm hingezogen fühlen, als er, treu den Grundsätzen des englischen Constitutionalismus, der erste war, der es wagte, unbeschränkte Freiheit für jeden zu verlangen und im Namen der Gerechtigkeit jede Ausschließung von Staatsbürgern ihres religiösen Bekenntnisses wegen für ein Schandmal der menschlichen Gesellschaft zu erklären.[1])

Was Mendelssohn an Locke und die Engländer, welche sich dessen Theorie anschlossen, besonders an Shaftesbury, dessen geistreiche Schriften er ebenso wie den seiner Meinung nach seichten Hutcheson früh studirte, so gewaltig fesselte, war sicherlich nicht die freie religiöse Richtung, welche sie vertreten, oder die erbitterte Skepsis, für die seine gemäßigte Natur nur wenig geeignet war; wir müssen vielmehr die Bewunderung, welche er mit der ganzen damaligen Generation den Engländern zollte, auf den eigenthümlichen Geist beziehen, welcher sich bei den englischen Philosophen kundgab. Sie hatten sich als Menschen gezeigt, welchen das zutheil geworden ist, was Göthe das Höchste nennt, was dem Menschen zutheil werden kann, daß er ein eigenes Herz im Busen trage. Mendelssohn war ein zu subtiler Denker, als daß er diese Seite nicht bald hätte herausfinden sollen, und daß er es fand, gewissermaßen herausfühlte, erfahren wir aus einer Stelle in einem Briefe an Lessing,

[1]) Works, II, 259: I would not have so much as a Jew or Mahometan excluded from the civil rights of the common-wealth because of his religion. Vgl. Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, I, 384 ff.

welche lautet: „Die Franzosen philosophiren mit dem Witze, die Engländer mit der Empfindung.“ [1]) Diese Gefühls- und Moralphilosophie mußte nothwendig den gewinnen, der selbst Gefühl und Herz an seinem Philosophiren theilnehmen ließ. Nur Locke, Clarke und Shaftesbury galten Mendelssohn auch noch später als „wahre Weltweise“! [2])

Ueber das Studium der englischen Philosophen wurde aber doch die damals so gefeierte und mächtig anziehende deutsche Philosophie nicht vernachlässigt; es war freilich keine andere als die Wolffsche. Mendelssohn beschäftigte sich eingehend mit ihr, las die deutschen und lateinischen Quartanten des Meisters, verbrachte ganze Nächte bei den Schriften Hanschs, Bilfingers und Baumgartens und war auf dem besten Wege, ein eingefleischter Wolffianer zu werden. Diese Liebe zu dem trockenen Dogmatismus und seine Anhänglichkeit an die sogenannte Schulphilosophie, von der er sich auch in spätern Jahren nicht ganz loszumachen vermochte, hat seinem Namen als Philosophen nicht wenig geschadet. Er ging aber schon in seinen ersten Studienjahren über Wolff hinaus, ging vielmehr auf Leibniz als die Quelle zurück, aus welcher dieser selbst geschöpft hatte, und war mit dessen Werken ebenso wenig unbekannt geblieben, wie mit denen des Amsterdamer jüdischen Glasschleifers Spinoza.

So war Mendelssohn in den vier Jahren, welche er als Hauslehrer verlebte, ein philosophisch gebildeter Mann geworden.

Er fing an, sich zu fühlen, wie man zu sagen pflegt. In dem Grade, in welchem seine Bildung und seine Kenntnisse zunahmen, verlor sich seine Schüchternheit, und er erhob sich allmählich, wenn auch nie gänzlich, aus dem Drucke, den sein früheres kümmerliches Leben ihm aufgebürdet hatte. Er suchte jetzt auch Gesellschaften auf, ließ sich durch seinen Freund und Lehrer Gumpertz in gebildete Kreise einführen und bemühte sich

---

[1]) Schr. V, 150.
[2]) Schr. V, 151.

den Ton der feinern Welt kennen zu lernen. Auch dem Marquis d'Argens und Prémontval, Sulzer und Maupertuis wurde er vorgestellt, diesen bekannten Philosophen und Berliner Akademikern, mit welchen er später häufigern Umgang pflog; die Herren sahen ihn gern bei sich, denn der junge Israelit, wie sie ihn nannten, war ein vortrefflicher Kopf, ein angenehmer Gesellschafter und, was freilich nicht schwer in die Wage fällt, ein guter Schachspieler.

Diesem Spiele verdankte er auch die Bekanntschaft des Mannes, dessen Name nicht ohne Ehrfurcht genannt werden kann: Lessings.

Zweites Buch.

Der junge Philosoph.

Fünftes Kapitel.

Lessing.

Auf dem Nikolaikirchhofe in Berlin wohnte im Jahre 1754 in einem hohen, schmalen Hause, jetzt Hintergebäude des Hauses Molkenmarkt 9. 10., auf einer sehr kleinen Stube zwei Treppen hoch ein junger Dichter, der mit Mendelssohn so ziemlich von gleichem Alter war, der Sohn eines protestantischen Geistlichen, ein Zeitungsschreiber, wie der Akademiker Sulzer ihn wegwerfend nannte. Dieser Zeitungsschreiber war kein anderer als Lessing, welcher schon damals bei aller Armuth einen Reichthum an Wissen besaß, mit dem sich ein Dutzend andere recht gut hätten begnügen können. Er führte während seines Aufenthaltes in dem Spree-Athen ein jämmerliches Literatenleben und war, wie noch oft nachher, darauf angewiesen, seine Zeit und seine Kenntnisse zu verwerthen. Seine unermüdliche Thätigkeit hielt ihn jedoch nicht ab, eine kleine Schar von Freunden und guten Bekannten um sich zu sammeln, denn sein ganzes Wesen war auf lebendigen Verkehr gestellt und für lebhafte persönliche Mittheilung im höchsten Grade empfänglich. In Leipzig, wo er studirt hatte, waren es Schauspieler und Schauspielerinnen, mit

denen er verkehrte; in Berlin schloß er sich jungen Dichtern, Künstlern, Schauspielern und, was damals viel heißen wollte, Juden an. Es sah oft recht bunt auf seiner Stube aus! Da treffen wir so manchen, der auch für uns, weil mit Mendelssohn später befreundet, nicht ohne Interesse ist: den „kleinen Bautzner" Naumann, Lessings Stubengenossen, so leicht und flüchtig wie ein Schmetterling, übrigens ein gutmüthiger, heiterer Mensch, der recht geeignet war, andere witzig zu machen, und auch versprach, „eine Figur in der Welt zu bilden";[1]) den Herrn von Breitenbauch, seines Zeichens auch ein Literat und Kunstfreund;[2]) den Musiker Kirnberger, der Mendelssohn später Unterricht im Clavierspiel ertheilte, Müchler, den Doctor Gumpertz u. a. Der letztere empfahl Lessing, der gern eine Partie machte, den schüchternen Moses als guten Schachspieler, in der wohlmeinenden Absicht, ihm in dem Umgange mit einem so vielseitig gebildeten Geiste eine neue Bildungsquelle zu eröffnen. Lessing hatte eine zu große Vorliebe für alle diejenigen, welche das pedantische Gelehrtenthum von der Gemeinschaft ausschloß, für Schauspieler, Soldaten und Juden, als daß ihm nicht die Bekanntschaft mit diesem jüdischen Altersgenossen, der in seinem rastlosen Wissens- und Forschungstriebe sich unter den allergrößten Entbehrungen der Mathematik, der Philosophie, dem Lateinischen und den neuern Sprachen gewidmet hatte, von vornherein hätte willkommen sein sollen. Andererseits fühlte sich Mendelssohn bald traulich in der Gesellschaft eines deutschen Gelehrten, der so viele Kenntnisse aufgespeichert hatte und dabei so frei von allen Vorurtheilen war, daß er es sogar gewagt, die Juden auf dem Theater vor den Augen des von Haß und Verachtung gegen die jüdische Nation erfüllten Volkes zu rechtfertigen: „die Juden" sind Lessings Werk.

Dieses Lustspiel, das er schon im Jahre 1749 geschrieben

[1]) Schr. V, 14, 24, 30.

[2]) M. s. das Schreiben Mendelssohns an ihn vom 19. April 1757, V, 413.

hatte, bezeichnet er selbst als das Ergebniß einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen müsse, das doch ein Christ nicht ohne eine Art von Ehrfurcht betrachten dürfe. „Aus ihm," sagt Lessing, „sind ehedem so viele Helden und Propheten aufgestanden, und jetzt zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sei?" Lessing, der auch bei seinen dramatischen Arbeiten sittliche Zwecke verfolgte und die Bühne zur Kanzel der Humanität zu machen strebte, wollte in dem Lustspiele „Die Juden", dem würdigen Vorläufer des „Nathan", zeigen, wie unlogisch und unsittlich es sei, von einer ganzen Classe von Menschen, und namentlich von den Juden, nur Böses vorauszusetzen, die Vergehen Einzelner oder Weniger stets der Gesammtheit zur Last zu legen, die edelsten Tugenden eines Volkes unbeachtet zu lassen, und die Fehler, welche vielleicht durch die Verhältnisse zu entschuldigen wären, aufs härteste zu beurtheilen. Sind denn alle, welche über den Juden den Stab brechen, ganz frei von Fehlern? „O wie achtungswerth wären die Juden, wenn sie alle Ihnen glichen!" läßt Lessing den Baron in seinem Lustspiele zu dem edelmüthigen Juden sagen. „Und wie liebenswürdig, d. h. der Liebe würdig, die Christen, wenn sie alle Ihre Eigenschaften besäßen!" antwortete dieser dem gleichfalls edelmüthigen Manne. In dieser Jugendarbeit erhob Lessing in Deutschland zuerst seine mahnende Stimme für das Volk, das damals selbst in Preußen unter der Regierung des philosophischen Königs, selbst in Berlin, dem Hauptquartier französischer Deisten, noch der ersten Menschenrechte entbehrte, dessen Ehe und Vermehrung nicht minder wie sein Broterwerb der strengsten Beschränkung grausamer Gesetze unterlag, Gesetze, welche selbst den theuer erkauften „Schutz" nur auf ein einziges Kind zu übertragen gestatteten, welche den herabgewürdigten Juden zwangen, an jedem Stadtthore, das er passirte, seinen Leib einer Waare und dem Viehe gleich zu verzollen. In einer solchen Zeit war es ein kühner Gedanke des zwanzigjährigen

Jünglings, einen edeldenkenden Juden auf das Theater zu bringen. Es war mehr als kühn, die gewichtigen Worte auszusprechen: „Wenn ein Jude betrügt, so hat ihn unter neun malen der Christ vielleicht siebenmal dazu genöthigt. Ich zweifle, ob viele Christen sich rühmen können, mit einem Juden aufrichtig verfahren zu sein, und sie wundern sich, wenn er ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten sucht? Sollen Treue und Redlichkeit unter zwei Völkerschaften herrschen, so müssen beide gleich viel dazu beitragen. Wie aber, wenn es bei der einen ein Religionspunkt, und beinah ein verdienstliches Werk wäre, die andere zu verfolgen?"[1]) Der richtige Christ wurde damals noch gerade so an seinem Hasse gegen die Juden erkannt, wie der richtige Protestant durch seine Polemik gegen die Katholiken. Scheute sich noch zwanzig Jahre nach Lessings Lustspiel ein Schlözer nicht, den Juden eine ganz besondere Neigung und Anlage zum Straßenraub vorzuwerfen, was wunder, daß das allgemeine Verdammungsurtheil selbst bei den Aufgeklärtesten damals kaum den Glauben an irgend eine Ausnahme, an die Möglichkeit zu gestatten schien, daß ein Jude überhaupt ein achtungswerther Mensch sein könne. Von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilte der Ritter Michaelis, Professor der Theologie in Göttingen, das Stück, als es im Jahre 1754 im Drucke erschien, in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen", und die „Jenaer Zeitung" stimmte dieser Beurtheilung bei. Michaelis hielt es, wenn auch nicht für „unmöglich, aber doch allzu unwahrscheinlich", daß unter einem Volke wie das jüdische, ein solch edler Charakter sich bilden könne, wie der Dichter im Reisenden ihn dargestellt.

Eine solche Verkennung rief in dem kleinen Kreise der aufstrebenden Juden Entrüstung hervor. Lessing antwortete dem Recensenten in der „Theatralischen Bibliothek",[2]) läßt aber dann „lieber einen andern reden", dem dieser Umstand näher ans

[1]) „Die Juden," 3. Auftritt.

[2]) Lessings Schriften IV, 217 ff.

Herz ging, „einen aus dieser Nation selbst". „Ich kenne ihn zu wohl," fügt er hinzu, „als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben so witzigen, als gelehrten und rechtschaffenen Mannes versagen könnte. Dieser andere war Mendelssohn. In Form eines Briefes an Gumpertz wagte er sich mit einer Vertheidigung und Ehrenrettung seines Volkes in die Oeffentlichkeit.

„— Ist es nicht genug, daß wir den bittersten Haß der Christen auf so manche grausame Art empfinden müssen; sollen auch diese Ungerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertigt werden? Man fahre fort uns zu unterdrücken, man lasse uns beständig mitten unter freien und glückseligen Bürgern eingeschränkt leben, ja man setze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus; nur die Tugend, den einzigen Trost bedrängter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht abzusprechen. —

Wie aber, soll es unglaublich sein, daß unter einem Volke von solchen Grundsätzen und Erziehung, ein so edles und erhabenes Gemüth sich gleichsam selbst bilden sollte? Welche Beleidigung! So ist alle unsere Sittlichkeit dahin! So regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! So ist die Natur stiefmütterlich gegen uns gewesen, als sie die edelste Gabe unter den Menschen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit bist Du, gütiger Vater, über solche Grausamkeit erhaben! —

Ueberhaupt sind gewisse menschliche Tugenden den Juden gemeiner, als den meisten Christen. Man bedenke den gewaltigen Abscheu, den sie für eine Mordthat haben. Kein einziges Exempel wird man anführen können, daß ein Jude einen Menschen ermordet haben sollte. Wie leicht wird es aber nicht manchem sonst redlichen Christen, seinem Nebenmenschen für ein bloßes Schimpfwort das Leben zu rauben? Man sagt, es sei Feigheit bei den Juden. Wohl! Wenn Feigheit Menschenblut verschont, so ist Feigheit eine Tugend.

Wie mitleidig sind sie nicht gegen alle Menschen, wie milde gegen die Armen beider Nationen? — Es ist wahr, sie treiben

diese beiden Tugenden fast zu weit. Ihr Mitleiden ist fast zu empfindlich und hindert beinah die Gerechtigkeit, und ihre Milde ist beinah Verschwendung. Allein, wenn doch alle, die ausschweifen, auf der guten Seite ausschweifeten."[1])

Es ist das eine Abwehr, ebenso ruhig wie nachdrücklich, ebenso bescheiden wie offenmüthig.

Lessings scharfer Blick hatte den Freund bald durchschaut. Wie er nach einer Bekanntschaft von nur wenigen Monaten über seinen tiefen Geist und seine Kenntnisse dachte und urtheilte, geht aus dem Briefe an Michaelis vom 16. October 1754 hervor, mit welchem er diesem die „Theatr. Bibliothek" zuschickte. „Nur des eingerückten Briefes wegen," sagte er, „bin ich einigermaßen in Sorgen. Wenn einige Ausdrücke darin vorkommen sollten, die ich nicht billige, die ich aber kein Recht gehabt habe zu ändern, so bitte ich Ew. Wohlgeboren beständig auf den Verfasser zurückzusehen. Es ist wirklich ein Jude; ein Mensch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher, ohne alle Anweisung in Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poesie eine große Stärke erlangt hat. Ich sehe ihn im Voraus als eine Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders seine eigenen Glaubensgenossen zur Reife kommen lassen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist wider Leute seinesgleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist läßt mich ihn im Voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem erstern nichts als seine Irrthümer fehlen werden."[2])

Ein Urtheil aus dem Munde eines Lessing bedarf keines weitern Commentars. Freundschaft hatte ihn noch nicht geblendet, als er diese Worte niederschrieb. Er wurde nun dem jungen jüdischen Denker Führer und Förderer. Er war es der

---

[1]) Schr. III, 476 ff.; als „unbekannter Brief" Mendelssohns veröffentlicht: Populär-wissenschaftl. Monatsblätter. Organ des Mendelssohn-Vereins in Frankfurt a. M., 6. Jahrg. Nr. 5 (1. Mai 1886) S. 106 ff.

[2]) Lessings Schr. XII, 27.

ihn zum tiefern Studium der Philosophie anregte und durch seine Schriften ihm neue Grundlagen für seine Forschungen bot, der ihn, um es mit einem Worte zu sagen, zum deutschen Schriftsteller machte.

Sechstes Kapitel.

Erster schriftstellerischer Versuch.

Lessing, der sich mit Mendelssohn gern in „speculativischen Betrachtungen“ erging und oft philosophische Themata mit ihm besprach, gab ihm gegen Ende des Jahres 1754 eine Abhandlung Schaftesburys zum Lesen. Nach einiger Zeit brachte ihm Mendelssohn das Buch zurück und antwortete auf die Frage, wie es ihm gefallen habe: „Nun ja, recht gut; aber so etwas kann ich auch machen.“ „So?“ meinte Lessing; „nun so machen Sie doch so etwas.“ Mendelssohn überreichte ihm nach wenigen Wochen ein Manuscript zum Durchlesen. Es währte mehrere Monate, ehe Lessing mit dem jungen Autor darüber sprach, und als dieser ihn endlich fragte, ob er das Manuscript gelesen habe, gab ihm Lessing ein Exemplar der gedruckten Schrift; er hatte sie bei seinem Verleger Voß ohne sein Vorwissen drucken lassen. So sah sich Mendelssohn, der diesen einem Lessing ganz ähnlichen Streich seinem Sohne Joseph[1]) erzählte, freudig überrascht, und ohne daß er es ahnte, in die literarische Welt eingeführt.

„Philosophische Gespräche“ ist der Titel dieser seiner ersten, im Februar 1755 anonym erschienenen Schrift, in welcher er den philosophischen Standpunkt vertritt, dem er zeitlebens treu geblieben ist.

Schon in dieser Erstlingsschrift bekennt er sich als Anhänger des Leibnizischen Systems, dessen Begründer ihm als der größte und behutsamste Denker gilt; er kann den großen Namen nicht aussprechen, ohne der Vorsehung zu danken, daß sie nach

[1]) Schr. I, 13.

ihm ihn hat geboren werden lassen,[1]) und treffend wendet er auf ihn den Satz Voltaires an, daß die Natur Jahrhunderte brauche, einen solchen Geist hervorzubringen.[2])

Nächst Leibniz fesselte Mendelssohn noch ein anderer Mann, dessen philosophisches System wegen des darin gewitterten Atheismus als gefährlich, für Staat und Religion verderblich, wie die Pest verabscheut wurde. Dieser Unglückliche, bei Lebzeiten verleumdet, gekränkt, verfolgt, nach dem Tode verwünscht und vom Banne nicht gelöst, war kein Deutscher, war, wie Mendelssohn hinzufügt, kein Christ, war der Mann mit der olivengrünen Gesichtsfarbe und dem spanischen Schnitte, wie Leibniz ihn bezeichnet, der Amsterdamer Jude Spinoza.[3])

So gut wie jeder andere wußte Mendelssohn, wie man noch damals fast achtzig Jahre nach seinem Tode über Spinoza dachte, und ihm am allerwenigsten war es unbekannt geblieben, daß ganz besonders die Juden seinen Namen als den eines Abtrünnigen kaum über die Lippen zu bringen wagten. Das hielt ihn in seiner Wahrheitsliebe jedoch nicht ab, der Persönlichkeit und dem Charakter dieses tiefen Denkers die wohlverdiente Anerkennung freimüthig zu zollen: er gehört mit Lessing zu den ersten, welche für ihn und sein System offen Partei ergriffen, um ihn nicht länger „wie einen todten Hund" am Wege liegen zu lassen. Das Unglück dieses Mannes, der auf den Weltgenuß und den Besitz der gewöhnlichen Lebensgüter, auf öffentliche Wirksamkeit und praktischen Einfluß aus reiner Liebe zur Wahrheit Verzicht leistete, das Streben und die Resignation, mit welchem er sich dieser hingab, haben, wie er selbst bekennt, ihn jederzeit heftig bewegt. „Er lebte mäßig, eingezogen und untadelhaft; er entsagte allen menschlichen Ergötzungen, widmete sein ganzes Leben dem Nachdenken, und siehe! er geräth in dem Labyrinthe seiner Betrachtungen auf Abwege und behauptet vieles

[1]) Schr. I, 219.

[2]) Philos. Gespräche (erste Ausgabe) S. 67.

[3]) Schr. I, 204.

aus Irrthum, das mit seinem schuldlosen Lebenswandel sehr wenig übereinstimmt und das der verworfenste Bube wünscht, um ungestraft seinen bösen Lüsten fröhnen zu können. Wie unrecht ist der unversöhnliche Haß der Gelehrten wider einen solchen Unglücklichen! Diese Leute glauben, der guten Sache der Religion keinen kleinen Nachdruck zu geben, wenn sie die Widersacher derselben mit Schimpf belegen und mit Lästerungen gleichsam überschütten. Allein sie richten mehr Schaden an, als sie Nutzen zu stiften glauben."[1])

Eben so richtig wie der Charakter ist in dieser Erstlingsschrift auch der philosophische Standpunkt Spinozas von Mendelssohn beurtheilt. Er ist ihm nicht allein der kühne Taucher, der in dem grundlosen Meere der Speculation die Perle der Wahrheit gefunden hat, sondern er betrachtet ihn geradezu als das Verbindungsglied zwischen den beiden Hauptsäulen der neuern Philosophie, zwischen Cartesius und Leibniz. „Bevor der Uebergang von der Cartesianischen bis zur Leibnizischen Philosophie geschehen konnte, mußte jemand in den dazwischen liegenden ungeheuren Abgrund stürzen. Dieses unglückliche Los traf Spinoza. Er war ein Opfer für den menschlichen Verstand, allein ein Opfer, das mit Blumen geziert zu werden verdient. Ohne ihn hätte die Philosophie ihre Grenzen nimmermehr so weit ausdehnen können."[2])

Dieses System, dem Mendelssohn gewissermaßen selbst zum Opfer fiel, wollte er retten. Entschiedener Gegner des im Spinozismus wurzelnden Pantheismus, war es doch seine feste Ueberzeugung, daß Spinoza aus Irrthum und nicht aus Bosheit des Herzens manche Meinung aufgestellt habe, welche der Begründung ermangele, daß aber in seinen Schriften Wahrheiten ausgesprochen seien, welche Leibniz adoptirt und auf welche dieser die richtigsten Begriffe von Gott und der Welt basirt habe.[3])

Mendelssohn bediente sich, um Spinoza zu Ehren zu bringen, des feinen Kunstgriffs, Leibniz auf Spinoza zurückzu-

[1]) Schr. I, 205.
[2]) Schr. I, 204.
[3]) Schr. I, 204.

führen; er suchte im ersten der vier „Gespräche“ nachzuweisen, daß die vorherbestimmte Harmonie, der Mittelpunkt des Leibnizischen Systems, dem Spinoza entlehnt sei. Muß nun auch zugestanden werden, daß zwischen beiden Systemen eine gewisse Wechselbeziehung und Annäherung bestehe, so ist doch der kühne Versuch Mendelssohns ein verfehlter; er beruht auf einem Irrthum, der Spinoza eben so sehr als Leibniz verkennt. Bei Spinoza ist das Verhältniß von Denken und Ausdehnung nicht Harmonie im eigentlichen Sinne, geschweige denn vorherbestimmte, und bei Leibniz verhält sich die Seele zum Körper ganz anders als bei Spinoza.[1])

Im ersten jugendlichen Feuer hielt Mendelssohn seine Ansicht für unfehlbar und jedes Widerspruchs überhoben; stimmte doch Lessing mit ihm überein und das war ihm Beweis genug für die Haltbarkeit seiner Idee. Erst acht[2]) Jahre später, geraume Zeit nachdem die „Gespräche“ zum zweiten male in den „Philosophischen Schriften“ erschienen waren, wurde Lessing, welcher sich während seines Aufenthaltes in Breslau eingehender mit Spinoza beschäftigt hatte, irre an der Zurückführung der vorherbestimmten Harmonie auf Spinoza. „Ich muß Ihnen gestehen,“ schreibt er am 17. April 1763, „daß ich mit Ihrem ersten Gespräche seit einiger Zeit nicht mehr so recht zufrieden bin. Ich glaube, Sie waren damals, als Sie es schrieben, auch ein kleiner Sophist, und ich muß mich wundern, daß sich noch niemand Leibnizens gegen Sie angenommen hat“.[3]) Mendelssohn versuchte allerdings auch jetzt noch, Gründe für seine Behauptung geltend zu machen, und beharrte bei der Meinung, daß Spinoza, dessen Ethik er im Texte und nicht nur in der Uebersetzung gelesen hatte,[4]) die wesentlichen Sätze der vorher-

[1]) Kuno Fischer, Leibniz und seine Schule, 177.

[2]) 1761. In dieser zweiten Auflage hat Mendelssohn die „Gespräche“ theis erweitert, theils verändert; das dritte Gespräch ist fast gänzlich umgearbeitet.

[3]) Schr. V, 168.

[4]) Wie Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie, 2. Aufl. (Berlin 1870) II, 273, meint.

bestimmten Harmonie vor Leibniz aufgestellt habe; seine Rechtfertigung ist jedoch nicht geeignet, Lessings Einwendungen zu beseitigen.[1]) Hier hätte er von seinem beliebten Satze, daß die Streitigkeiten der Philosophen immer in Wortstreitigkeiten bestehen, die umgekehrte Anwendung machen sollen, daß die Philosophen in den Begriffen abweichen und in Worten miteinander übereinstimmen können.

Wie nun in diesem ersten schriftstellerischen Versuche seine Anhänglichkeit an Leibniz, sein Zurückgehen auf Spinoza, kurz, sein philosophischer Standpunkt sichtbar wird, so findet auch schon hier seine Abneigung ebensowol gegen alle gelehrte unfruchtbare Pedanterie wie gegen flache alles Geistes bare Speculation, wie ganz besonders sein deutsches Nationalgefühl, sein Widerwille gegen das witzelnde und tändelnde Treiben der Franzosen, kräftigen Ausdruck. Zu einer Zeit, da die deutsche Literatur noch in den Windeln lag, da Franzosen die Tonangeber und Männer wie Voltaire und d'Argens Mode- und Lieblingsschriftsteller waren, wagt es ein armer Jude, der selbst erst mit vieler Mühe die deutsche Sprache und deutschen Sitten sich angeeignet hatte, über die „sklavische Nachäffung" der Deutschen, über die Seichtigkeit und Flachheit der Franzosen zu klagen. „Dieses Volk, welches seit dem P. Malebranche keinen einzigen metaphysischen Kopf aufzuweisen hat, sahe wol, daß die Gründlichkeit sein Werk nicht sei; es machte daher die Artigkeit der Sitten zu seinem einzigen Augenmerke und übte den spöttischen Witz gegen die, welche tiefsinnigen Betrachtungen nachhingen, und in der großen Welt nach einer gewissen übertriebenen Zärtlichkeit des Geschmacks nicht zu leben wußten. Die wenigen Weltweisen, die es noch hatte, fingen an, ihre runzelige Stirn aufzuheitern, und wurden artig. Endlich dachten sie auch artig. Sie schrieben Werke pour les dames, à la portée de tout le monde u. s. w., und spotteten sehr

[1]) Schr. V, 168 ff.

witzig der düstern Köpfe, deren Schriften noch etwas mehr enthielten, als das schöne Geschlecht lesen will. Die ehrlichen Deutschen spotteten mit. Und wie konnten sie auch anders? Sie, die gerne die Hälfte ihres Verstandes dahin geben, wenn ihnen die Franzosen nur zugestehen wollen, daß sie zu leben wissen. Werden denn die Deutschen niemals ihren eigenen Werth erkennen? Wollen sie ewig ihr Gold für das Flittergold ihrer Nachbarn vertauschen?"[1]) Und Mendelssohn schrieb dieses in Berlin, in der Residenz des großen Königs, der, von der überall grassirenden Gallomanie erfaßt, auf die sich mühsam aufringende Literatur seines Volkes mit Achselzucken herabsah. Gerade hier unter den Augen der französischen Hofsophisten war es Mendelssohn, der dem Beispiele seines Freundes Lessing folgte und sich an den von seiner Zeit vergötterten Voltaire wagte. „An diesem Dichter," sagt er von Voltaire, „ist man den Mangel an Gründlichkeit schon längst gewohnt, und außer den Großen lassen sich wenige mehr das Merkzeichen der Weltweisheit verführen, das er aushängt."[2]) O, er wagte noch mehr! In seinem Streben, das Leibnizische System gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen und das fast erstickte Nationalbewußtsein der Deutschen neu zu beleben, machte er mit Lessing Front gegen die Gesellschaft französischer Denker, gegen das hohe Tribunal der Berliner Akademie.

Siebentes Kapitel.

Die Akademie und die Akademiker.

Als Vorerinnerung zu dem Streiche, welchen Mendelssohn, wiederum im Bunde mit Lessing, im Jahre 1755 der Berliner

[1]) Schr. I, 203.
[2]) Schr. I, 223.

Akademie spielte, muß das Verhältniß betrachtet werden, in welchem der sechsundzwanzigjährige junge Mann zu einzelnen Akademikern stand.

Prémontval, ein Lobpreiser der französischen Philosophie, bestritt sowol in seinen „Gedanken über die Freiheit" als auch in seinem Buche „Vom Zufall," Schriften, welche heute längst verschollen sind, die Grundbegriffe des Leibnizischen Systems, so besonders den Satz vom zureichenden Grunde, eine der Grundbedingungen, um im Geiste Leibnizens die Weltordnung zu erkennen. Das konnte ihm Mendelssohn nicht so hingehen lassen. Nicht ohne Geschick wies er seine Angriffe zurück und widerlegte im vierten „Gespräche" seine Einfälle und vagen Behauptungen.[1]) Dienstfertige Recensenten waren schnell bei der Hand, Mendelssohns Worte zu verdrehen und ihn bei dem Akademiker in Verruf zu bringen. Der Professor Michaelis behauptete in einer Recension in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" geradezu, Mendelssohn hätte den Herrn von Prémontval einen Unbesonnenen genannt, und Merian äußerte gegen Sulzer, der Verfasser der „Gespräche" hätte irgendwo gesagt, Prémontval müßte das hitzige Fieber gehabt haben.[2]) Voller Entrüstung theilt Mendelssohn dieses Mißverständniß Lessing mit. „O der junge Gelehrte liegt diesem Herrn noch in dem Kopfe! Ich werde ihm zuschwören, daß ich nur sechsundzwanzig Jahre alt bin. Wissen Sie, was ich that? Ich schrieb einen französischen Brief (Gott weiß, er ward mir recht sauer!) an den Herrn von Prémontval und betheuerte ihm, daß alle Menschen lügen und die Göttinger Anzeigen auch."[3])

Wie so viele andere Briefe, ist auch dieses, vielleicht das erste französische Schreiben Mendelssohns nicht mehr vorhanden; es erfüllte seinen Zweck, söhnte den beleidigten Akademiker vollkommen aus und bewog ihn in herzlichen Ausdrücken zu antworten. „Mr. Moses," heißt es in einem Briefe Prémontvals

[1]) Schr. I, 223 ff.
[2]) Schr. V, 8.
[3]) Schr. V, 8.

an Michaelis vom 6. Januar 1756, . . . „c'est ce philosophe juste, auteur du Traité des Sensations et des Entretiens Philosophiques. Je le trouve homme d'esprit et de mérite et je vous dois cette connaissance. Il m'écrivit il y a quelque tems pour se justifier de m'avoir eu en vue dans certaines qualifications fort dures, où vous n'étiez cependant pas le seul, Monsieur, qui crussiez, qu'il m'en voulait. Sur la cordialité de ma réponse il me vint voir et nous tirâmes amitié."[1]) Diese Freundschaft war jedoch nicht von Dauer, und Mendelssohn stellte seine Besuche bald wieder ein. Schon am 23. März 1757 schreibt er Lessing: „Herr Prémontval ist eben so parador als seine Schriften. Heute ist sein Umgang angenehm und man wünscht sich öfters in seiner Gesellschaft zu sein, und morgen wundert man sich, daß man je an seinem Umgange hat Geschmack finden können,"[2]) und am 29. April theilt er dem Freunde mit: „Bei Prémontval bin ich seit langer Zeit nicht gewesen. Er hat wirklich wunderliches Zeug im Kopfe, und man thut ihm Unrecht, wenn man glaubt, er wolle nur parador scheinen. In der Metaphysik ist auch nichts mit ihm auszurichten."[3])

Prémontval war nicht der einzige Akademiker, dessen Bekanntschaft Mendelssohn gemacht hatte. Bei Beausobre war er schon durch Gumpertz eingeführt worden; durch Müchler lernte er auch Sulzer kennen. Besonders diesem schloß er sich enger an, denn Sulzer wollte in seiner schweizerischen Gutmüthigkeit, daß jedes Talent, jedes Verdienst in ihm mehr als einen Rathgeber, mehr als einen Freund, ja stets einen Vertrauten finde. Er hatte den talentvollen jungen Mann bald erkannt und suchte ihn näher an sich zu ziehen. Im November 1755 machte er Bodmer in Zürich Mittheilung von der neuen Bekanntschaft:

---

[1]) Literar. Briefwechsel von J. D. Michaelis, herausgegeben von Buhle, I, 114.

[2]) Schr. V, 83.

[3]) Schr. V, 90.

„Durch Lessing habe ich einen ebräischen Jüngling, einen starkdenkenden Kopf, kennen lernen. Er hat die „Philosophischen Gespräche" geschrieben, die ich Ihnen neulich zuschickte. Dieser Beschnittene soll mir Ramlern, den ich sehr selten sehe, zehnfach ersetzen,"[1]) und noch sechs Jahre später gibt er dem genannten Landsmanne näheren Aufschluß über diesen „Juden, Lessings Freund, der weder ein Bruder noch ein Verwandter des Medicus Gumpertz ist, ein seltenes Genie, der aber mit andern Leuten als mit Lessing und Nicolai umgehen sollte."[2])

Die Bekanntschaft mit Sulzer war keine vorübergehende. Mendelssohn besuchte ihn, so oft seine Geschäfte es ihm erlaubten, und selbst zur Zeit, als er sich von allen Bekannten loszumachen strebte, hielt er an ihn noch fest, „denn er verdiente es wirklich, daß man seinen Umgang suchte."[3]) In ihm fand er einen lieben Gefährten und Strebegenossen und er „behielt für diesen Weltweisen, der die Philosophie in einem schönen Gewande der Welt angenehm zu machen wußte, bis an sein Ende eine vorzügliche Hochachtung."[4])

Wie erstaunte aber Sulzer, Prémontval und alle die übrigen gelehrten Herren, daß der „ebräische Jüngling" sich mit dem „Zeitungsschreiber Lessing" verbunden und eine kleine Schrift voller Spott und Ironie gegen ihr hochwürdiges Tribunal geschleudert hatte.

Maupertuis, der damalige Präsident der Akademie, ging schon lange damit um, „dem Herrn von Leibniz und seinem Systeme eins zu versetzen"; endlich faßte er den Entschluß, wie Wieland in einem Briefe an Zimmermann sich ausdrückt, „einen Hauptstreich zu wagen". Er stellte zur Preisaufgabe für das Jahr 1753 eine „Untersuchung des Popeschen Systems", welches

[1]) Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner. Aus Gleims literarischem Nachlaß, herausgegeben von W. Körte (Zürich, 1804), 255.

[2]) Ebend. 349.

[3]) Schr. V, 29.

[4]) Hirzel, Ueber Sulzer den Weltweisen (Zürich, 1779), 210.

in dem Satze „all is right" enthalten ist. Schon in der Fragestellung lag eine Geringschätzung der Leibnizischen Philosophie, ein höhnischer Seitenhieb auf die Leibnizische Lehre von der „besten Welt". Mendelssohn ärgerte sich, daß man der Schule, zu der er sich bekannte, zu Leibe wolle, und Lessing kam die Gelegenheit ganz erwünscht, sich an den hochmüthigen Akademikern ein wenig zu reiben; die beiden kampflustigen Freunde beschlossen daher, für den deutschen Philosophen eine Lanze einzulegen. Nichts piquanter, als die so entstandene Schrift: „Pope ein Metaphysiker,"[1]) in welcher mit der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften ein ergötzlicher Tanz aufgeführt wird. Es liegt eine wahrhaft herzerquickende Bosheit darin, wenn die Verfasser einer ganzen Gesellschaft von Philosophen die Schulmeister spielen und ihnen erklären, was eigentlich ein philosophisches System sei; sie treiben ihren Spott noch weiter, indem sie in schlagender Weise zeigen, daß von einem „System" Popes gar nicht die Rede sein könne. „Wer ist Pope? Ein Dichter . . . . Ein Dichter? Was macht Saul unter den Propheten? Was macht ein Dichter unter den Metaphysikern?" Jetzt erst gehen sie auf die eigenliche Frage näher ein und stellen das Ungereimte und Lächerliche der Aufgabe in der ganzen Blöße dar. Sie erinnern an die Abneigung, welche zwischen Leibniz und Lord Bolingbroke, dem Lehrer Popes, bestanden, an den beißenden Spott des englischen Diplomaten gegen die first philosophy des hannoverschen Hofmannes, und Pope, der Dichter, der Freund und Schüler des Gegners, sollte den Optimismus angenommen haben, sollte Leibnizianer sein?

Diese Schrift, zu der Mendelssohn den philosophischen Apparat, wie die Baumgartensche Erklärung eines Gedichtes, die Zurückführung auf Malebranche, den Vergleich Shaftesburys mit Leibniz, Lessing aber Form und Einkleidung lieferte, war im Februar 1755 vollendet; sie konnte jedoch als Preis-

[1]) Lessings Schr. V, 1—36.

schrift nicht eingereicht werden. Lessing hielt sie „mit Fleiß" zurück, weil, wie er ausdrücklich bemerkt, Mendelssohn zu bescheiden war, sich dabei zu nennen. „Gesetzt nun," heißt es in dem Briefe Lessings an Mendelssohn vom 18. Februar 1755, „daß wir aus dieser gelehrten Lotterie das größte Los gezogen hätten, was meinen Sie wol, daß alsdann geschehen wäre? Sie hätten wollen verborgen bleiben, und ich hätte es müssen bleiben. Wenn sich alsdann niemand genannt hätte, so hätten wir unsere Schrift auch nicht einmal dürfen drucken lassen, oder wir wären doch zuletzt verrathen worden. Ist es also nicht besser, daß wir den uneigennützigen Weltweisen spielen, und unsere Entdeckungen der Welt ohne funfzig Ducaten überlassen? Ich hoffe binnen drei Wochen wieder in Berlin zu sein — Lessing hielt sich damals zur Ausarbeitung seiner Miß Sara Sampson in Potsdam auf — und ich will Ihnen nur im Voraus sagen, daß wir sogleich unsere Arbeiten in eben dem Formate wie Ihre philosophischen Gespräche wollen drucken lassen."[1])

Unterdessen hatte die Berliner Akademie ihrem Präsidenten Maupertuis zu Gefallen, zum Aerger Sulzers, einer sehr elenden Schrift des Gerichtsrathes Reinhard, welcher den Leibnizischen Optimismus verdammte, den Preis zuerkannt.[2]) Lessing ließ nun seine mit Mendelssohn gemeinschaftlich verfaßte vortreffliche Abhandlung ohne Namen bei einem Danziger Verleger drucken, aber sie erregte keineswegs das Aufsehen, welches die Verfasser sich davon versprochen hatten. „Es will niemand „Pope ein Metaphysiker" gelesen haben," heißt es in dem Briefe Mendelssohns an Lessing vom 19. November 1755; „Professor Sulzer fragte mich schon mehr als einmal, ob was Gutes darin wäre? Ich versicherte ihm, diese kleine Schrift hätte mir gefallen, und

[1]) Schr. V, 6.

[2]) Die gegen diese Preisschrift von einem Schweizer erschienene Beurtheilung, in welcher Reinhard mit ungemeiner Bitterkeit angegriffen wurde, hat Mendelssohn, Schr. IV, 1. 76 ff., recensirt.

wenn ich nicht irre, so stieg ihm eine kleine Röthe in das Gesicht. Er gab mir zu verstehen, er sei weder mit der Aufgabe noch mit der Preisschrift zufrieden gewesen."[1]) Es ging ihnen beinahe so wie Georg, dem Sohne des Vicars of Wakefield. Er schrieb Paradoxen. Der Vater fragte: „Nun, was sagte die Stadt zu Deinen Paradoxen?" Antwort: „Nichts."[2]) Dem Publikum war das Gewebe zu fein gesponnen, die Herren von der Akademie aber fühlten den Stich sehr wohl, und die beiden Verfasser, welche nicht lange verschwiegen blieben, begannen jetzt in den Berliner Gelehrtenkreisen geachtet und gefürchtet zu werden. Ganz anders begegneten die Akademiker dem jungen Mendelssohn jetzt als früher. Sulzer selbst begleitete ihn zu dem Präsidenten Maupertuis, bei dem ihn schon früher Gumpertz eingeführt hatte. Moses war nicht wenig neugierig, was der Herr Präsident ihm sagen würde; „ich werde ihm wol nichts sagen können," schreibt er Lessing; „Sie wissen, daß ich blöde bin."[3]) Trotz des aufmunternden Rathes, welchen Lessing ihm ertheilte, „den großen Mann ja fleißig zu besuchen",[4]) ließ er sich nicht wieder bei ihm blicken; „er scheute die aufgetreppten Schwellen und das feierliche Anmelden".[5])

Die Anerkennung, welche Mendelssohn sich erwarb, „die Ehre, welche er seiner Nation machte", das Bewußtsein, daß die Nation auch stolz auf die Ehre sei, bereitete niemand größeres Vergnügen als Lessing. Herzlich freute er sich, daß man auch bei Hofe neugierig wurde, seinen Freund kennen zu lernen; „die Weisheit selbst hat durch die Neugierde ihre meisten Verehrer erhalten".[6]) Moses und bei Hofe! Man denke, was das heißen wollte im Jahre 1755.

[1]) Schr. V, 11. [2]) V, 210. [3]) V, 8. [4]) V, 14. [5]) V, 29. [6]) V, 16.

Achtes Kapitel.

Rousseau. Sendschreiben an Lessing.

Zu derselben Zeit, als man bei Hofe neugierig wurde, den Juden kennen zu lernen, der deutsch redete und deutsch schrieb und es gewagt hatte, die Berliner Akademie anzugreifen, versuchte sich Mendelssohn in Uebersetzungen. Es wurde ihm anfangs recht schwer, sich eine Gewandtheit im deutschen Ausdrucke anzueignen, und es kostete ihm unsägliche Mühe, der Sprache vollkommen Meister zu werden, in der er bereits als Schriftsteller aufgetreten war. So lange sich Lessing in Berlin aufhielt, war er es, der seine schriftlichen Ausarbeitungen feilte; hielt man doch die „Philosophischen Gespräche" für sein Product, „weil sie das Angenehme, Scharfsinnige und Unterhaltende nebst einigen besondern Wendungen der Rede" an sich hatten, „dadurch sonst Herr Lessing kenntlich wird."[1]) Nun siedelte dieser Mentor Ende Januar 1755 nach Potsdam über, und Mendelssohn sah sich verlassen. Er hatte sich in den sechs Monaten ihrer Bekanntschaft an den täglichen Umgang Lessings derart gewöhnt, daß er seine Abwesenheit schmerzlich entbehrte und kaum der Versuchung widerstehen konnte, „mit der Journalière auf einige Stunden zu ihm zu kommen."[2])

Die Morgenstunden, welche Mendelssohn sonst in der Gesellschaft Lessings zuzubringen pflegte, waren jetzt der Arbeit gewidmet, für welche der abwesende Freund ihn gewonnen hatte, nämlich der Uebersetzung einer Schrift des „Genfer Bürgers".

Rousseau hatte wenige Jahre zuvor seine Laufbahn mit der größten Paradoxie begonnen, welche die gebildete Welt gesehen hat. Dieses ganze Paradoxiengebäude, daß Bildung und Wissenschaft ein Unglück für die Menschheit sei und daß sie von der Religion und Moral gleichmäßig als solches betrachtet werden

---

[1]) Götting. Gel. Anzeigen, 29. Mai 1755.

[2]) Schr. V, 6.

müsse, hatte der zweiundzwanzigjährige Lessing in einem einzigen Aufsatze freilich in Trümmer zerschlagen; nichtsdestoweniger gestand er, „daß er eine geheime Ehrfurcht vor dem Manne empfinde, welcher der Tugend gegen alle gebilligten Vorurtheile das Wort rede, auch wenn er zu weit gehe", und pries Frankreich glücklich, „wenn es viele dergleichen Prediger hätte". Dieses Predigers neueste gekrönte Preisschrift: „Ueber den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen", in welcher er die ganze Civilisation des Menschengeschlechts für eine Entartung desselben erklärt, empfahl Lessing seinem Freunde in einer Uebersetzung dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Ein besseres Muster hätte er dem nach Ausdruck ringenden jungen Manne nicht empfehlen können, als Rousseau mit dem „hinreißenden Feuer der Beredsamkeit". Aber bei einer bloßen Uebertragung ließ es Mendelssohn nicht bewenden; er hatte Lessing versprochen, mündlich und schriftlich,[1]) in einem Anhange „seine Gedanken von den seltsamen Meinungen dieses Weltweisen beizufügen", und hielt Wort.

In ein „Sendschreiben an den Herrn Magister Lessing in Leipzig" kleidete er den versprochenen Anhang ein, damit der Freund, wie er sich ausdrückte, wenigstens seinen Anhang lese, wenn er die Uebersetzung auch nicht lesen wolle.

Es verging beinahe ein volles Jahr bis die Uebersetzung fertig wurde. Am 26. December 1755 schrieb er Lessing: „Die Uebersetzung meines Rousseau ist bald fertig. Noch drei Bogen sind ungefähr zu drucken. Der Schwanz ist nicht so fett, wie Sie aus Gefälligkeit glauben wollen. Ich kann in sehr wenigen Stücken mit Rousseau uneins sein . . ."[2]) Am 10. Januar 1756 war er endlich im Stande, die Schrift,[3]) welche ihm,

[1]) Schr. I, 373; V, 8.

[2]) Schr V, 18.

[3]) Sie führt den Titel: J. J. Rousseaus, Bürgers zu Genf, Abhandlung von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen und worauf sie sich gründet. Ins Deutsche übersetzt, mit einem Schreiben

seinem eigenen Geständnisse nach, sehr viel Vergnügen bereitet hatte, dem Freunde zuzuschicken. Auch einen Brief Voltaires an Rousseau hat er der Schrift angehängt, so „elend" er auch war. „Wollen doch einige gern ihre Bäuche schütteln, nachdem sie ein wenig ernsthaft ausgesehen haben. Lassen Sie Voltaire immer die lustige Person machen. Rousseau ist doch tragisch genug."[1])

Mendelssohn hatte wahrlich keinen Grund, die auf diese Arbeit verwendete Mühe zu bereuen. Die Uebersetzung war so vortrefflich, daß man kaum dem Titel trauen und sie für eine solche halten wollte.[2]) Und nun erst das meisterhafte Sendschreiben! Treffend vergleicht er Rousseau mit seinen Paradoxien, daß der Mensch aus der Geselligkeit gerissen und seinem natürlichen Zustande wieder zugeführt werden müsse, mit einem erwachsenen Kinde, dem seine Pflegemutter die Geschichte seiner Kindheit erzählt. „Er hört die Beschäftigung seines spielenden Alters, er hört sogar die losen Streiche, die er nicht selten dem Bedienten gespielt hat, mit Vergnügen, und ist nicht ungeneigt, diesen Stand der Unschuld seinen männlichen Jahren vorzuziehen. Bald darauf aber erblickt er sein eigenes Kind, ein eben so unschuldiges Mündel, und wünscht es erwachsen zu sehen."[3]) Mendelssohn erkannte richtig, daß Rousseaus Absicht niemals gewesen sei, die wahre Würde der Menschlichkeit mit Füßen zu treten und das unvernünftige Thier über sich selbst zu setzen; er wollte nur den wahren Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen erklären, die Greuel einer despotischen Regierung mit gebührenden Farben schildern und auf gewisse Mißbräuche mit

---

an den Herrn Magister Lessing und einem Briefe Voltaires an den Verfasser vermehrt. 8. Berlin, Christ. Friedrich Voß, 1756. 16 Bogen.

[1]) Schr. V, 10.

[2]) Vermischte Abhandlungen und Urtheile über das Neueste aus der Gelehrsamkeit, Berlin, Voß, 1756. Vgl. die Recension in der Berliner Privil. Zeitung vom 10. Januar 1756.

[3]) Schr. I, 375.

dem Finger zeigen, die sich in die Staatsverfassung Frankreichs eingeschlichen hatten. „Der Strom seiner Einbildungskraft hat ihn so sehr mit sich fortgerissen, daß er nicht selten über das vorgesteckte Ziel hinwegrennt und uns auf die Gedanken bringt, er habe mehr verheeren, als aufbauen wollen.“ Er wollte verheeren, mit der ganzen Gewalt eines stürmischen und feurigen Gefühls in Staat und Erziehung, in Moral und Religion, Aberglaube und Vorurtheil bekämpfen, damit eine spätere Generation mit verjüngter Kraft ein neues Gebäude auf den gereinigten Grund aufrichten könnte.

Mendelssohn, der es Rousseau nicht verzeihen konnte, daß er dem gesitteten Menschen alle Moralität absprach, zeigt, daß das Gefühl, das, wie jener einräumte, auch dem Wilden inne wohnt, das Mitleid, das sich auf Liebe gründet, der Grund der Geselligkeit, die Quelle aller Cultur und aller höhern sittlichen Tugenden von jeher gewesen sei. In einer dem „Sendschreiben“ angehängten „Nachschrift“ fügte er einige besondere Bemerkungen hinzu, auf welche er bei der Uebersetzung der Schrift hie und da gefallen, so seine Ansichten über den Ursprung der Sache, welche noch zwölf Jahre später von Herder der Beachtung werth gefunden wurden.

Dem „wunderlichen“ Rousseau, den Mendelssohn seinem ganzen Werthe nach schätzte und verehrte, — „mit Begierde griff er zu, sobald er nur den Namen des Genfer Bürgers auf der Stirn eines kleinen Aufsatzes glänzen sah“ —,[1] kam die deutsche Uebersetzung seiner Preisschrift zu Gesichte. Als der Leipziger Weiße, ein Jugendfreund Lessings, zu Anfang der siebziger Jahre sich in Paris aufhielt, überreichte er Rousseau bei einem Besuche, den er ihm abstattete, ohne Wissen Mendelssohns die Uebersetzung sammt dem „Phädon“. „Er mußte ihm alles erzählen, was er von diesem trefflichen Manne wußte“, worauf Rousseau versicherte, er würde sich die Anmerkungen Mendels-

[1] Schr. IV, 2, 260.

sohns übersetzen lassen, „denn lese er auch sonst kein Buch in der Welt, so wolle er diese Anmerkungen doch lesen, weil sie von Moses kämen.“ [1])

Mehr als an dem Beifalle Rousseaus lag Mendelssohn an dem Urtheile Lessings. Dringend erbittet er sich von ihm ein strenges Urtheil sowohl über die Uebersetzung als über das Sendschreiben. „Wenn Sie alles gut heißen werden, so werde ich ganz gewiß glauben, Sie haben gar nichts davon gelesen; und wahrlich! Sie müßten meine Gemüthsart gar nicht kennen, wenn Sie dieses für ein bloßes Compliment halten sollten.“ [2]) Ihm zu gefallen und nachzueifern, seiner Freundschaft immer würdiger zu werden, war sein sehnlichster Wunsch. Wie fest die innigste Freundschaft diese beiden, sich gewissermaßen ergänzenden Männer verband, zeigt der Briefwechsel, welchen sie mit kurzen Unterbrechungen über fünfundzwanzig Jahre unterhielten. Wie sehr sie sich aber schon nach dem ersten Jahre ihrer Bekanntschaft gegenseitig schätzten und wie freudig das Herz Mendelssohns schlug, der Freund eines Lessing zu sein, ergiebt sich deutlich aus folgender Stelle des Sendschreibens: „Verzeihen Sie, bester Freund, meine Unachtsamkeit! Welch ein Unglück, wenn Sie hieraus die Folge zögen, daß ich der Freundschaft abgestorben sei. Jedoch Sie können dieses nicht. Mein empfindliches Herz ist Ihnen allzu sehr bekannt, und Sie wissen, wie weit es dem Gefühle der Freundschaft offen steht. Sie haben allzu oft nicht ohne Vergnügen bemerkt, wie viel Macht ein freundschaftlicher Blick von Ihnen auf mein Gemüth gehabt hat; wie er vermögend gewesen ist, allen Gram aus meiner Brust zu verbannen, und mein Gesicht plötzlich mit fröhlichen Mienen zu beziehen. Sollte Ihre kurze Abwesenheit mein Herz in einen Stein verwandelt haben? Nein, theuerster Lessing! die allmächtige Macht der Freundschaft hat mich in Verwirrung gesetzt.“ [3])

[1]) Chr. Felix Weißens Selbstbiographie (Leipzig 1806), 71.

[2]) Schr. V, 22.

[3]) Schr. I, 380.

Und welch wonniges Gefühl beschlich das Herz Lessings, als er den gedruckten Brief, wie er das „Sendschreiben“ nannte, zum ersten male las. „Noch habe ich den gedruckten Brief nur zweimal gelesen,“ schreibt er unmittelbar nach dem Empfange desselben, am 21. Januar 1756. „Das erste mal beschäftigte mich der Freund so sehr, daß ich den Philosophen darüber vergaß. Ich empfand zu viel, um dabei denken zu können. Mehr sage ich Ihnen nicht, denn ich habe es nicht gelernt, in diesem Punkte ein Schwätzer zu sein. Ich will es nicht wagen, der Freundschaft, noch Ihnen eine Lobrede zu halten; ich will nichts, als mich von ihr hinreißen lassen. Möchte ich Ihrer Wahl so würdig sein, als Sie der meinigen sind!“ [1])

Mendelssohn war der edelste, aufrichtigste Freund. Offen und freimüthig tadelte er an seinem Freunde was ihm tadelnswerth schien; er beurtheilte ihn stets nach dem Maße, mit dem er selbst gemessen werden wollte. Breitenbauch erzählte ihm, daß Lessing in Leipzig „unter den Schauspielern“ lebe; Mendelssohn tadelte es, weil er in seiner strengen Sittlichkeit sich von dem beständigen Umgang mit Leuten, „welche erst in der neuern Zeit die Freiheit erhalten haben, auf der Schaubühne zu erscheinen“, [2]) nichts Gutes versprach. Ihm mißfiel die grenzenlose Büchersucht Lessings, der oft nur Bücher kaufte, um seine geringe Barschaft zusammenzuhalten, und der sie daher zu einer andern Zeit wieder eben so billig verkaufte; er tadelte es. Ihm mißfiel der übermüthige Kitzel, mit dem Lessing den eingebildeten Hochgelehrten nicht wie einem Fuder Heu aus dem Wege ging, sondern muthwillig mit seinen Beobachtungen in den Weg trat, und tadelte es. [3]) Mehr als alles mißfiel ihm das unstete Leben seines Freundes. „Mit euch Schwindligen ist gar nichts anzufangen,“ schreibt er ihm auf die Nachricht, daß er Winkler, einen jungen Leipziger Kaufmannssohn, auf Reisen begleite. „Ihr

[1]) Schr. V, 25.
[2]) Schr. V, 13.
[3]) Karl Lessing, Lessings Leben, I, 179; Gervinus, a. a. O. IV, 296.

habt niemals eine bleibende Stelle, und wenn euch dann das Quecksilber recht herumtreibt, so wünscht Ihr euch noch wohl Glück dazu ... Reisen Sie immer! Streifen Sie die Welt durch. Lernen Sie tausend Narren kennen, um sich von noch größern Narren auslachen zu lassen. Lernen Sie tausend Elende kennen, um noch Elendere zum Mitleiden zu bewegen. ... Der Himmel weiß es, ich habe recht wenig Muße, aber viel Langeweile."[1])

Mendelssohn lernte in der Abwesenheit seines theuersten Freundes „neue Gesichter" kennen; er ging mit Müchler und dem Lieutenant Jacobi um, besuchte von Zeit zu Zeit den kleinen Bautzner Naumann, machte mit von Breitenbauch Spaziergänge, traf mit Joseph, dem „kleinen und dem großen", häufig zusammen: er fand aber keinen, mit welchem er seine Mußestunden so angenehm und so nützlich hätte zubringen können wie mit ihm; seinen Lessing vermochte ihm niemand zu ersetzen. Er hatte ihn noch nie so sehr geliebt als jetzt, da er sich mit dem Gedanken quälte, ihn vor seiner Reise nicht wiederzusehen; denn hatte Lessing auch in Aussicht gestellt, seinen Weg vielleicht über Berlin zu nehmen, so kannte Mendelssohn den Freund doch zu genau und wußte, daß sein „Vielleicht" nicht weniger ist als eines andern „ganz gewiß nicht". Er kam auch „ganz gewiß nicht" nach Berlin, und Mendelssohn sah ihn vor seiner Abreise nicht mehr. „Ich bat Sie, Sie sollten mir beizeiten melden, daß Sie nicht nach Berlin kommen würden, so wollte ich selbst eine Reise nach Leipzig thun, um Sie allda noch zu sprechen. Was war leichter, als in dieser Kleinigkeit nicht nachlässig zu sein?"[2])

Gern will er den Kummer über die Trennung ertragen, wenn dieser „beste Freund und treueste Rathgeber" nur fortfahren will, ihm die Versicherung zu geben, daß er ihn noch liebt, daß er ihn noch so zärtlich liebt als damals, da ihm eine jede Unterredung mit ihm eine neue Aufmunterung war, seinen

[1]) Schr. V, 17.
[2]) Schr. V, 28.

Verstand und sein Herz zu bessern. „Noch eine einzige Versicherung wünsche ich mir von Ihnen, und wenn ich diese erlange, so will ich mich gern in die Nothwendigkeit zu schicken wissen. Wenn Sie Ihre Reise vollendet und einmal genug die Welt angegafft haben werden; wenn Sie sich dereinst entschließen werden, alle Ihre neugierigen Blicke auf Ihr eigenes Herz und auf das Herz Ihrer Freunde einzuschränken: wollen Sie alsdann diese ruhigern Tage bei uns zubringen? Wenn es Ihnen doch möglich wäre, hierauf mit Gewißheit Ja zu antworten." [1])

Drei volle Jahre wollte der unstete Freund fern bleiben, wollte mit seinem Gefährten Deutschland, Holland, Frankreich, bereisen; es waren jedoch kaum fünf Monate verflossen, als ihn sein Mißgeschick wieder nach Leipzig zurücktrieb.

Mendelssohn blieb seinem vor Lessings Abreise gefaßten Entschlusse treu; er sagte sich, so gut es sich thun ließ, von allen frühern Bekannten los. Der einzige, mit dem er jetzt mehr als bloße Bekanntschaft machte, mit dem es bald zur Freundschaft kam, war Nicolai.[2])

---

[1]) Schr. V, 32.
[2]) Schr. V, 28.

Drittes Buch.

Neue Studien und Versuche.

Neuntes Kapitel.

Nicolai.

Kurze Zeit vor Lessings Uebersiedelung von Berlin nach Leipzig lernte Mendelssohn auch Friedrich Nicolai, den zweiten seiner Herzensfreunde, kennen.

Nicolai, ein Berliner Kind, war vier Jahre jünger als Mendelssohn und gleich ihm ein reiner Autodidakt. Er hatte zwar in Halle ein Gymnasium besucht und war in Berlin auf der Realschule gewesen, aber erst in Frankfurt an der Oder, wo er den Buchhandel erlernte, entstand in ihm ein lebendigeres wissenschaftliches Streben. Mit ungeduldiger Hast verschlang er hier förmlich alle Bücher, die er in seinem Laden fand, er verschaffte sich durch „Entäußerung, Fleiß und Beharrlichkeit" ohne mündliche Anweisung die Kenntniß verschiedener Sprachen, schöpfte aus dem Umgange mit Professoren und Studenten mancherlei Unterricht in der Mathematik und Philosophie und trieb mit besonderer Vorliebe das Studium der englischen Literatur. Der frühe Morgen und die späten Stunden der Nacht, oft sogar die wiederkehrende Morgenröthe fanden ihn noch bei seinen lieben Büchern.

Durch die im Jahre 1755 erschienenen „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland,“[1]) in welchen er mit überraschender Freimüthigkeit die Einseitigkeiten der beiden großen sich befehdenden Literaturparteien, der Gottschedianer und Schweizer, aufzudecken suchte, gewann er die Freundschaft Lessings und ihm verdankte er auch die Bekanntschaft des „in der höchsten Bedeutung des Wortes edeln und vortrefflichen Mendelssohn“.[2]) Nach wenigen Monaten waren Mendelssohn und Nicolai zur großen Freude Lessings vertraute Freunde.

Allwöchentlich kamen sie wenigstens zwei- oder dreimal zusammen. Der Umstand, daß sie beide in der gelehrten Welt gar keinen Stand, keine Absichten, keine Verbindungen, keine Aussichten auf Beförderung hatten oder suchten, daß sie selbst in ihrer bürgerlichen Stellung ohne alle Bedeutung waren, schloß sie enger an einander. Beide gehörten dem Kaufmannsstande an. Nicolai war Buchhändler, Mendelssohn seit einem Jahre Buchhalter in der Fabrik des Mannes, dessen Kinder er unterrichtet und erzogen hatte.

Ihre freundschaftlichen Beziehungen waren für beide nicht ohne wesentliche Vortheile. Ihre Studien und Unterhaltungen hatten einzig und allein die Erweiterung ihrer Kenntnisse und die Schärfung ihrer Beurtheilungs- und Denkkraft zum Zweck. Es galt bei ihnen keinerlei Autorität; von Vorurtheilen konnte bei so vorurtheilslosen Männern überhaupt nicht die Rede sein. Irgend ein wissenschaftliches Thema wurde discutirt, das Pro und Contra beständig erwogen, niemals aber darauf ausgegangen, den Einen zur Meinung des Andern schlechterdings zu bereden; jeder blieb selbständig und ging aus dem freundschaftlichen Dispute nur vorurtheilsfreier und mit hellern und bestimmtern Ideen nach Hause.

[1]) Sonderbar, daß Mendelssohn (Schr. V, 19) von diesen Briefen spricht, als ob er den Verfasser gar nicht kenne.

[2]) Nicolai, Ueber meine gelehrte Bildung (Berlin, 1799), 40.

So oft sich Lessing in Berlin aufhielt, nahm er an den Unterhaltungen der Freunde theil; sie wurden durch ihn noch lebhafter, weil, wie im Leben, so auch im Disputiren, er sich gern der schwächern Partei anzunehmen pflegte. Ueberhaupt fand zwischen Mendelssohn und Lessing, wiewol verschieden an Erziehung und Denkungsart, besonders darin eine hervorstechende Aehnlichkeit statt, daß sie beide gleich reinen Herzens waren, gleich edelmüthig, gleich frei von aller Prätension, gleich scharfsinnig im schnellen Entwickeln, im genauen Unterscheiden und deutlichen Bestimmen der Begriffe. Lessing war lebhaft beim Suchen nach Wahrheit und bot seinen Scharfsinn nicht selten auf, blos um zu vertheidigen oder zu widerlegen, was etwa noch nicht stark genug vertheidigt oder widerlegt zu sein schien; Mendelssohn war bedächtiger, mit deutlicherer Rücksicht auf die Resultate. Nicolai hatte wenigstens die Aehnlichkeit mit ihnen, daß auch er von aufrichtiger Wahrheitsliebe, von gutem Willen und von dem Streben beseelt war, durch Deutlichkeit der Begriffe Erkenntnisse zu erlangen.[1])

Die Freundschaft zwischen Mendelssohn und Nicolai, welche nur wenige Häuser von einander entfernt wohnten, war in der That eine recht innige, wie aus den Briefen beider an den gemeinsamen Freund Lessing hervorgeht. So schreibt Mendelssohn am 2. August 1756: „Ich besuche Herrn Nicolai sehr oft in seinem Garten. Ich liebe ihn wirklich, theuerster Freund! und ich glaube, daß unsere Freundschaft noch dabei gewinnen muß, weil ich in ihm Ihren wahren Freund liebe. Wir lesen Gedichte; Herr Nicolai liest mir seine eigenen Ausarbeitungen vor; ich sitze auf meinem kritischen Richterstuhl, bewundere, lache, billige, tadle, bis der Abend hereinbricht. Dann denken wir noch einmal an Sie und gehen, mit unserer heutigen Verrichtung zufrieden, von einander."[2]) „Herr Moses, der mir Ihre Ab-

[1]) Nicolais Selbstbiographie in Lowes Bildnissen jetztlebender Gelehrten (Berlin, 1806), 16 f.

[2]) Schr. V, 32.

wesenheit etwas erträglicher macht, würdigt mich seiner Freundschaft," meldet Nicolai Lessing den 31. August. „Ich habe ihm die vergnügtesten Stunden des vergangenen Winters und Sommers zu danken, und bin, so oft wir auch zusammen gewesen sind, niemals von ihm gegangen, ohne entweder besser oder gelehrter zu werden."[1]) Er gewann durch Mendelssohn an philosophischen und mathematischen Kenntnissen, worin er ihm weit überlegen war. Er hatte mit ihm fortdauernde Unterhaltungen über die mathematisch-philosophischen Werke Newtons, „welche wol Lehrstunden verglichen, ja vorgezogen zu werden verdienten, denn ich konnte durch meinen Freund, versicherte Nicolai, alles was mir dunkel war, sogleich erläutert, meine Zweifel sogleich aufgelöst sehen."[2]) Auch über die Philosopheme Shaftesburys, Humes, Spinozas und die Grundanschauungen der Kabbalisten erhielt er von ihm lichtvolle Erläuterungen.

Mendelssohn hingegen wurde durch ihn in den Studien der neuern Sprachen gefördert und vorzüglich durch ihn zur Erlernung des Griechischen aufgemuntert. Was er von der Literatur der Hellenen wußte, das hatte er nur aus Uebersetzungen. Er hielt die Sprache dieses Volkes für sehr schwer und glaubte nicht, daß es ihm vergönnt sein werde, bis in das Wesen derselben zu dringen. So kam er eines Tages zu Nicolai, als dieser gerade dabei beschäftigt war, den Demosthenes in der Ursprache zu lesen. „Wollte Gott, ich selbst verstände Griechisch, oder es wäre noch möglich, es zu lernen! Ich würde wahrhaftig alle Redner ruhig liegen lassen und den Plato lesen, für den ich schon durch die lateinische Uebersetzung äußerst eingenommen bin." Nicolai versicherte ihm, er könne mit dem ihm eigenen Fleiße und einer nur mäßigen Anstrengung in zwei Jahren es recht gut dahin bringen. Er rieth ihm, sich nur nicht lange mit der Grammatik zu quälen, sondern einen leichten Autor gleich cursorisch mit Hülfe des Wörterbuches zu lesen.

[1]) Lessings Schr. XIII, 25.

[2]) Nicolai, Gelehrte Bildung, 29.

Aber Mendelssohn schüttelte bedenklich den Kopf. „Ja," rief er, „wenn ich immer einen Mann vor mir hätte, der mir ein lebendiges Lexikon wäre, dann wollte ich schon damit fertig werden." Nicolai dachte sogleich an Damm, den Rector des Köllnischen Gymnasiums, den er als guten Graecisten kannte und beschloß mit ihm zu sprechen.

Damm willigte freudig ein, die beiden jungen Männer zu unterrichten; auch das Honorar war bald verabredet.[1]) Jeden Mittwoch und Sonnabend sah man zur bestimmten Stunde das „lebendige Lexikon" nach der Schloßfreiheit wandeln, wo Nicolais Wohnung sich befand und wo auch Mendelssohn immer pünktlich zur Stelle war. Sie begannen mit dem Homer. Mit Rücksicht auf Mendelssohn widmete Damm jedesmal eine Viertelstunde der Grammatik; das war aber bald nicht mehr nöthig, da der fleißige Schüler sich leicht zurechtfand. Zwei Stunden waren eigentlich festgesetzt; bei dem Eifer, mit welchem man dem Studium oblag, kam es jedoch nicht selten vor, daß das Zeitmaß auch um das doppelte überschritten wurde.

In der Regel trug Damm den griechischen Text laut vor, übertrug ihn dann ins Deutsche, erklärte schwierige Stellen, und beantwortete Mendelssohns und Nicolais Fragen. Oft aber lasen und übersetzten auch die letztern selbst, während er verbesserte, wenn sie fehlten. Für Mendelssohn waren diese Uebungen höchst fördernd. Als Nicolai vom Sommer 1759 ab verhindert war, an dem Unterrichte theilzunehmen, las er mit Damm noch mehr als ein Jahr lang den Plato; und der Nutzen, den er daraus zog, war so beträchtlich, daß er sämmtliche Werke dieses Philosophen später ohne jede Beihülfe in der Ursprache studiren konnte. Dem alten unglücklichen Rector Damm, seinem Lehrmeister, bewahrte er stets dankbare Erinnerung.[2])

Mendelssohn lebte noch immer hauptsächlich in speculativen

---

[1]) 1. Aufl. S. 540.

[2]) Neue Berliner Monatsschrift, 1800, 3, 338 ff; G. Malkewitz, Sonntags-Beilage zur Voss. Zeitung vom 29. Mai 1881.

Ideen. Wollten ihn doch gerade in jener Zeit einige überreden, die ganze Metaphysik „nach seiner Art" zu bearbeiten! Er gab diesem Wunsche jedoch nicht nach, denn er war fest entschlossen, ein solches Werk nicht früher zu unternehmen, als bis er das Vergnügen haben würde, mit Lessing zusammen zu leben. „Die Welt wird meine Metaphysik nicht vermissen, wenn sie auch gar ausbleiben wird, und ich würde mich schwerlich beruhigen können, wenn ich eine herausgegeben hätte, ohne einen freimüthigen Lessing zum Beurtheiler gehabt zu haben." Er wollte vor allem seine philosophischen Begriffe zur gehörigen Reife gedeihen lassen und sich ein wenig in der Mathematik festsetzen.[1])

Zehntes Kapitel.

Das gelehrte Kaffeehaus und Mendelssohns mathematische Studien.

Die öffentliche Geselligkeit war damals in Berlin eine ganz andere als in unserer atomistischen Zeit.

Zu Anfang des Jahres 1755 wurde auf Veranlassung des Professors Müchler oder, man weiß es nicht genau, des spätern Abts Resewitz,[2]) der damals als Candidat in Berlin lebte und mit Mendelssohn in Briefwechsel stand, ein Kaffeehaus für eine geschlossene Gesellschaft von hundert Personen, größtentheils Gelehrten, angelegt. Mehrere namhafte Mathematiker, wie Euler, Martini, der Lieutenant Jacobi, „ein sehr geschickter Mann, ein guter Mathematikus und ein gründlicher Metaphysiker",[3]) der mehrerwähnte Doctor Gumpertz, Wilke, später Secretär der schwedischen Akademie der Wissenschaften, Aepinus, Oberst Möller,

---

[1]) Schr. V, 23.

[2]) Nicolai, Meine gelehrte Bildung, 44; Schr. V, 214.

[3]) Schr. V, 28.

der in der Schlacht bei Roßbach sich ausgezeichnet hat, Bamberger, Nicolai u. a. waren Mitglieder dieser Gesellschaft. Auch Mendelssohn, der im Rufe eines tüchtigen Mathematikers stand — die seltensten mathematischen Werke fanden sich in seiner Bibliothek — wurde aufgenommen. Hier traf er mit alten Freunden zusammen, knüpfte neue Verbindungen an, unterhielt sich über wissenschaftliche Gegenstände, und spielte er auch wol selbst nicht, so sah er doch zuweilen dem Spiele anderer zu. In dieser Gesellschaft spielten Euler, Gumpertz und der Lieutenant Jacobi einmal eine Partie Tarock. Sie hatten irgend ein Mißverständniß über die gespielten Tarocke, und nahmen Mendelssohn, der eben in der Nähe stand, zum Schiedsrichter. „Welches Wunder!“ rief er aus; „drei Mathematiker können nicht richtig einundzwanzig zählen.“[1])

Im heitern Gespräche schlug man eines Abends vor, daß jeder der Anwesenden seine Fehler besingen solle. Mendelssohn, der verwachsen war und einen starken Höcker hatte, außerdem auch stotterte, schrieb schnell nieder:

Groß nennt ihr den Demosthen,
Den stotternden Redner von Athen,
Den höckrigen Aesop haltet Ihr für weise —
Triumph! Ich werd' in Eurem Kreise
Doppelt groß und weise sein,
Denn Ihr habt bei mir im Verein,
Was man bei Aesop und Demosthen
Hat getrennt gehört und geseh'n.[2])

Spiel und Amüsement waren aber nicht der alleinige Zweck der Gesellschaft. Alle vier Wochen mußte ein Mitglied eine Abhandlung mathematischen, physikalischen oder philosophischen Inhalts vorlesen. Für diese Gesellschaft arbeitete auch Mendelssohn eine mathematische Abhandlung aus; er las sie aber nicht selbst vor, denn er traute sich des mündlichen Vortrages aus

[1]) Schr. V, 214.
[2]) Aus Müchlers kl. philos. Schriften; Schr. I, 37.

Aengstlichkeit und Bescheidenheit nicht; sein Stottern mag ihn besonders davon zurückgehalten haben. Er ersuchte also einen andern, das Vorlesen seiner Arbeit zu übernehmen. Ein Mitglied der Gesellschaft, ein Schottländer namens Middleton, der sich damals in Berlin aufhielt, um die deutsche Literatur zu studiren, und auch Mendelssohns Briefe „Ueber die Empfindungen" ins Englische übersetzte, trat in den Saal, als eben die Vorlesung begann. Nachdem er eine Weile zugehört hatte, stellte er sich neben Mendelssohn und fragte ihn leise, wer der Verfasser dieser Arbeit sei. Mendelssohn winkte ihm, die Vorlesung nicht zu unterbrechen, und zeigte auf den Vorleser als Verfasser. Middleton schüttelte den Kopf, weil er dem Vorleser eine solche Abhandlung nicht zutrauen mochte. Er hörte ferner aufmerksam zu, und nachdem noch ein paar Seiten vorgelesen waren, raunte er seinem Nachbar Mendelssohn ins Ohr, er sei der Verfasser, er möge es nur nicht weiter leugnen. Dieser schüttelte abermals den Kopf und wies wiederholt auf den Vorleser. Plötzlich erscholl ein lautes Gelächter. Als nämlich der Vorleser an die Stelle der Abhandlung kam: „Der Grad der göttlichen Präscienz sei = 0 (Null)," las er statt Null, o. Auf dieses ganz unvermuthete, sehr vernehmlich ausgesprochene O! fingen die Zuhörer an zu lachen, denn es kamen zwar die Buchstaben a, b, n, x, y vor, aber kein o. Jetzt fragte Middleton den selbst lachenden Mendelssohn wieder, ob er noch die Autorschaft in Abrede stellen wolle.[1])

Mendelssohn war in der That der Verfasser, die vorgelesene Arbeit eine Frucht seiner mathematischen Studien, die Abhandlung „Ueber die Wahrscheinlichkeit". Auf Lessings wiederholt geäußerten Wunsch ließ er sie aus den „Vermischten Abhandlungen und Urtheilen über das Neueste aus der Gelehrsamkeit",[2]) in welchen sie zuerst im Drucke erschien, für ihn

---

[1]) Schr. V, 215 f.

[2]) Berlin, Voß, 1756, III, 3—27.

abschreiben, um sie ihm zu schicken. Lessing, der von vornherein versicherte: „Ich will gewiß keine Zero für ein O ansehen",[1] las sie mit „recht großem Vergnügen". „Wenn ich sie noch ein paar mal werde gelesen haben," heißt es in seinem Briefe vom 18. December 1756, „hoffe ich, sie so weit zu verstehen, daß ich sie um einige Erläuterungen fragen kann. Wenn sich von solchen Dingen so gut schwatzen ließe, wie von der Tragödie."[2])

Ohne zu neuen Aufschlüssen zu gelangen, stellt Mendelssohn in dieser Abhandlung, in welcher er von der Wolffischen Definition vom Wahrscheinlichen ausgeht, die mathematischen Untersuchungen jener Zeit über die Wahrscheinlichkeit sorgfältig zusammen und beleuchtet Humes Kritik der Causalität im polemischen Sinne. Er will jedoch die Gültigkeit der Erfahrungsschlüsse in Bezug auf Ursächlichkeit nachweisen, ohne zu bemerken, daß sein Gegner ihnen nicht Wahrscheinlichkeit, sondern nur unbedingte Gültigkeit abgesprochen hatte.

Dieser Abhandlung, aus der er das Wesentliche in den „Morgenstunden" wiederholt,[3]) widerfuhr die unerwartete Ehre, daß der Akademiker Professor Aepinus, ein heftiger Gegner der Wolffischen Philosophie, den es schmerzte, den Satz des zureichenden Grundes in Ansehung der freiwilligen Handlungen des Menschen auf eine so neue Art bewiesen zu sehen, sie zu widerlegen suchte. Aepinus las seine Gegenschrift in der Gesellschaft des gelehrten Kaffeehauses vor, und da Mendelssohn seinerseits die Antwort auch nicht schuldig blieb, so entspann sich zwischen ihnen eine literarische Fehde, welche über ein Jahr währte und in welcher endlich, vielleicht auf Mendelssohns Vorschlag, der Professor Baumgarten in Frankfurt an der Oder als Schiedsrichter angerufen wurde.[4])

---

[1]) Schr. V, 35.
[2]) Schr. V, 69.
[3]) Schr. II, 253 ff.
[4]) Schr. V, 60, 82.

Baumgarten, der einflußreichste Vertreter der Wolffischen Philosophie und der Begründer der Wissenschaft der Aesthetik, war Mendelssohn persönlich bekannt. Als sich der Professor vom December 1755 an mehrere Monate krankheitshalber in Berlin aufhielt, besuchte er ihn mehrere male.[1]) An ihn wandte er sich in seinem Streite mit Aepinus. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er fand, daß Baumgarten nicht allein ein Mathematiker und „starker Metaphysiker", sondern auch ein recht orthodoxer Mann voller Vorurtheile sei. Orthodoxie witterte er gleich bei seinem ersten persönlichen Zusammentreffen mit ihm, so daß er Lessing fragte, ob Baumgarten wirklich orthodox sei, oder ob er sich nur so stelle.[2]) Sobald er seine Antwort in Händen hatte, zweifelte er nicht mehr, „daß das Herz dieses Mannes mit seinem Verstande in keiner genauen Verbindung stehe". Sollte der Aesthetiker, der unter pietistischen Einflüssen erzogen und von denselben nie ganz frei war, etwa Versuche gemacht haben, Mendelssohn, den Philosophen, zu bekehren? Wie käme sonst das dreißigste Kapitel der Sprüche Salomonis in ihren Briefwechsel, und was könnte Mendelssohn mit der Frage meinen, die Baumgarten an ihn gerichtet und die „unmöglich Verstellung sein konnte?" Mit Widerwillen dachte er an den von ihm erhaltenen Brief, dessen tiefsinniger philosophischer Theil ihm auch nicht sonderlich gefiel. „Was er darin sagt," schreibt er im November 1757 Lessing, dem er auch die Baumgartensche Antwort sammt seinem Schreiben schickte, „paßt gar nicht auf die Frage, welche ich gethan habe, und er scheint mir durch Winkelzüge entwischen zu wollen.[3]) Erst nach langem Zaudern entschloß er sich ihm zu antworten; die „wunderbare Frage" ließ er freilich ganz unerwähnt und beschränkte sich auf die seine mathematische Abhandlung betreffenden Punkte.[4])

[1]) Schr. V, 18, 28.
[2]) Schr. V, 18.
[3]) Schr. V, 137.
[4]) Schr. V, 145; der Brief an Baumgarten V, 415 ff.

Der Streit mit Aepinus war beendet. Sie wechselten noch einige Schriften über die Materie, wie es in dem Briefe an Baumgarten heißt, und endlich hatte der Gegner die Ehre, das letzte Wort zu behalten.

Elftes Kapitel.

Der Künstler und Dichter.

Das Studium der Mathematik, welches er jahrelang, bis die Umstände ihn nöthigten, dieser Wissenschaft zu entsagen, mit Liebe betrieb, leitete ihn auch auf die mathematische Musik. Er hatte sich mit Eulers großem Werke über die neue Theorie der Musik längere Zeit beschäftigt und war dadurch auf den Gedanken gekommen, sich auch praktisch etwas von der Kunst anzueignen. Es dauerte auch gar nicht lange, so saß der Großvater des großen Tonkünstlers, dessen Schöpfungen eine Herz und Seele ergreifende Wirkung hervorbringen, am Clavier. Bei dem Musiker Kirnberger, der nach seiner Geschicklichkeit in der Musik ein besseres Schicksal verdient hätte, nahm er Unterricht. Kirnberger dünkte sich ein philosophischer Musiker zu sein. Hatte er auch über seine Kunst mehr nachgedacht, als viele andere seinesgleichen, so ging ihm doch die Deutlichkeit der Begriffe, besonders aber die Gabe ab, sich andern verständlich zu machen. Mendelssohn unterhielt sich nun mit dem philosophischen Musiker über den philosophischen Theil der Musik, zu dem er auch einen kleinen literarischen Beitrag „Versuch, eine vollkommen gleichschwebende Temperatur durch die Construction zu finden“,[1] geliefert hatte; er glaubte ihn zu verstehen, weil sein eigener Scharfsinn Kirnbergers Undeutlichkeit ersetzte, und der Lehrer ihn versicherte, daß er alles Musikalische trefflich fasse. Bei Be-

[1]) Schr. IV, 1, 3—14.

ginn des Unterrichtes wollte Kirnberger seinem Schüler die verschiedenen Taktarten erklären; über den Unterschied von 3/4 und 6/8 Takt konnten sie sich durchaus nicht verständigen. Mendelssohn fragte, wie es denn zugehe, daß 3/4 nicht 6/8 machen sollten? „Weil der eine ein Tripeltakt, und der andere ein gerader Takt ist," erwiderte Kirnberger. So oft er aber nach dem Warum gefragt wurde, setzte er sich ans Clavier, spielte 3/4 und 6/8 gegeneinander vor und sagte belehrend: „Nicht wahr? Nun hören Sie doch, daß das Erstere Tripeltakt ist?" „Nein," erwiderte Mendelssohn, „ich kann keinen Unterschied hören." Wohl auf sechserlei Art spielte er die beiden Taktarten vor; es blieb mit dem Schüler wie vorher. Endlich sagte der kluge Meister ungeduldig: „Ich kann nicht begreifen, wie Sie ein Mathematiker sein und nicht 3/4 abmessen können, daß es ein Tripeltakt ist." Mendelssohn blieb bei seiner Behauptung, daß er als Mathematiker keine 3/4 kenne, die nicht auch 6/8 wären, „aber da dies in der Musik unterschieden sein soll," fügte er hinzu, „so fange ich an zu glauben, daß ich kein musikalisches Gehör habe, um den Unterschied zu empfinden."[1]) Nach Verlauf von wenigen Monaten stellte er den Musikunterricht ein, doch trug er eine kleine reizende Minuet davon, die er ziemlich langsam auf dem Clavier spielen konnte. „Es ist doch sonderbar," sagte er oft lächelnd, „ich kann den Tripeltakt spielen, aber nicht hören."[2]) Und dabei hatte er ein gutes musikalisches Gehör! Ohne ein Instrument im eigentlichen Sinne des Wortes spielen, oder die Töne im Singen treffen zu können, war er im Stande, alle Verhältnisse in der Musik, die Versetzungen der Accorde, die

[1]) „Als ich Musik lernen wollte," schreibt Mendelssohn noch im August 1764 an Abbt (V, 331) „und im Spielen sehr oft wider den Takt sündigte, sagte mein kluger Meister: Mein Gott! Wissen Sie denn nicht, daß 6/8 so viel sind als 12/16? Prägen Sie sich das doch ein: 3/4, 6/8, 12/16. Der gute Mann! Theoretisch wußte ich es so gut und wohl noch besser als er."

[2]) Schr. V, 217.

verschiedenen Combinationen der Töne u. s. w. leicht auszurechnen.[1])

Es gab überhaupt eine Zeit, in der Mendelssohn auf bestem Wege war, ein echter Bel-Esprit zu werden: er nahm Clavier-Unterricht, besuchte Theater und Concerte und machte Gedichte.

Hebräische Gedichte hatte er, wie bereits erwähnt, schon als zehnjähriger Knabe verfertigt, dieselben aber vernichtet und, weil nach seinem Dafürhalten poetisches Talent ihm abgehe, den Vorsatz gefaßt, nie wieder zu dichten; später versuchte er sich in kleinen hebräischen Gelegenheitsgedichten, von welchen einzelne, wie ein Carmen auf Michel David, dessen Gast er war, so oft er nach Hannover kam, uns erhalten sind.[2])

Der Umgang mit Nicolai, der ihm zuweilen seine Gelegenheitsgedichte vorlas, regte eine poetische Ader in ihm an und er machte auch deutsche Verse. „Hier ist was!" heißt es in der Nachschrift zu einem Briefe an Lessing vom 29. April 1757. „Zu Anfange des Winters hatte ich an einem Abende folgende Verse gemacht. Ich habe gelogen. Ich mag wohl mehr als sechs Abende darüber zugebracht haben; allein Poeten müssen wacker lügen." Und was war das? Das Fragment eines selbstverfertigten didaktischen Gedichtes!

Jetzt liegt der träge Schwarm, von steten Qualen matt,
Nachlässig hingestreckt, auf weicher Lagerstatt.
Das Thierische ist todt. Empfindung, Sinn, Bestreben
Hört plötzlich auf, und nur die Pflanze hat noch Leben.
Der rege Trieb entschläft, der sie durchs Leben jagt.
Als Pflanze ruht der Mensch, als Mensch ist er geplagt.
Wer niemals denkt, wer sich nur so wie Thiere weidet,
Verfehlt des Schöpfers Zweck; wer immer denkt, der leidet.
Die steinerne Vernunft wetzt jenen Stachel ab,
Der uns zum Fühlen reizt, und wird der Freuden Grab.

---

[1]) Mendelssohns Bemerkungen über Burkes philosophische Untersuchungen in K. Lessing, Lessings Leben II, 228.

[2]) Sammler, 1784, S. 130, wieder abgedruckt Bickure Haittim (Wien, 1821), S. 82 ff.

Versucht's, o Sterbliche! bekämpft der Thorheit Götzen,
Die Sucht nach eitlem Ruhm, den Durst nach feilen Schätzen . . .[1])

Es läßt sich denken, daß ein Lessing, der von didaktischen Gedichten überhaupt nichts wissen wollte, von diesen Versen, deren ähnliche der junge Dichter noch mehr liegen hatte, nicht sonderlich erbaut war. Er mag ihm auch kein Wort des Lobes oder Tadels darüber geschrieben haben, und Mendelssohn war einsichtsvoll genug, die Aufmunterung des Freundes: „Schreiben Sie, mein lieber Moses, so viel als Ihre gesunde Hand nur immer vermag, und glauben Sie steif und fest, daß Sie nichts Mittelmäßiges schreiben können . . . denn ich habe es gesagt!“[2]) am allerwenigsten auf seine Verse zu beziehen. Die Danklieder, welche er einige Monate später, zur Feier der Schlacht bei Roßbach, aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzte, schickte er Lessing nicht, weil sie ihm nicht wichtig genug schienen: „sie haben zwar den Leuten allhier gefallen, allein wie viel Leute haben hier Geschmack?“[3]) Lessing fand die Ode, die er durch Nicolai erhielt, recht schön, er wollte deshalb alle seine poetischen Arbeiten, besonders die Fortsetzung des Lehrgedichtes und auch die Danklieder sehen, welche er nach der siegreichen Schlacht Friedrich des Großen bei Leuthen aus dem Hebräischen ins Deutsche übersetzt hatte.[4])

Mit der Poesie hatte es bald ein Ende; seine poetischen Producte beschränkten sich meistens auf Uebertragungen. So verfertigte er im Jahre 1758 für Kirnberger einen Bußpsalm, welchen dieser in Musik setzte, und wovon die Partitur, für vier Singstimmen mit Generalbaß, sich handschriftlich in der könig-

---

[1]) Schr. V, 91.
[2]) Schr. V, 113.
[3]) Schr. V, 139.
[4]) Schr. V, 140, 141. Diese Danklieder, welche in den Ges. Schr. nicht aufgenommen wurden, finden sich in meiner Schrift: Zum Siegesfeste. Dankpredigt und Danklieder von Moses Mendelssohn. Eine Reliquie. (Berlin 1866), S. 16—21.

lichen Bibliothek zu Berlin befindet.[1]) Er übersetzte Gedichte Popes, den herrlichen Monolog Hamlets, Uebersetzungen, welche musterhaft zu nennen sind,[2]) verfertigte ein „Brautlied auf die Vermählung der Prinzessin Wilhelm von Preußen mit dem Prinzen von Oranien", das am Laubhüttenfeste 1767 unter Musikbegleitung in der Berliner Synagoge vorgetragen wurde,[3]) ein Danklied der Judenschaft bei Entbindung der Prinzessin von Preußen"[4]) u. a., welche sich über das Niveau gewöhnlicher Gelegenheitsgedichte erheben.

Dichter im eigentlichen Sinne war Mendelssohn nicht. „Die Musen, diese Schwestern, die oft den jungfräulichen Eigensinn haben, dem Jünglinge günstig zu sein und dem Manne den Rücken zuzuwenden, diese Mädchen sind mir nie recht gut gewesen, und wie ich glaube, aus Eifersucht gegen ihre Schwester Kritika, der ich manchmal die Aufwartung gemacht habe. Seitdem mir aber das Höllenkind Mammon zuweilen mit eisernen Fingern die Ohren zupft und fragt: Was bringt es ein? seitdem haben mich Musen und Kritik verlassen und ich bin der Poesie wie abgestorben. Ich habe fast kein Gefühl mehr für Poesie. Ich löse mir die Gedanken in schlichte Prosa auf . . ." So schrieb Mendelssohn vier Jahre vor seinem Tode an den unglücklichen Dichter Ephraim Moses Kuh, einen Neffen des reichen Veitel Ephraim, der das Manuscript seiner Gedichte Mendelssohn, mit dem er während seines mehrjährigen Aufenthaltes in Berlin häufig verkehrte, auf Lessings Empfehlung zur Beurtheilung übersandte. „Ich, Poesie beurtheilen, der ich mich gewöhnt, sie mehr mit der logischen Brille als mit dem ästhetischen Operngucker zu betrachten? Ich, Richter über schalkhafte, niedliche, scherzhafte Riens (vergeben Sie! ich kann dieses nachdrückliche Wort nicht übersetzen); über poetisches Dragée, das

[1]) Schr. VI, 401.

[2]) Schr. VI, 391 ff., I, 322, 328.

[3]) Schr. VI, 393 ff. S. Berliner Priv. Zeitung vom 24. Oct. 1767.

[4]) Schr. VI, 398 ff.

blos den Gaumen kitzelt, ohne den Magen zu befriedigen? Vergeben Sie, Freund Lessing! Da haben Sie unserm Freunde Kuh nicht den besten Rath ertheilt, daß Sie ihn an mich gewiesen."

Mit diesem Dichter, „den bald das schnöde Glück, bald auch der Schurken Tücke geneckt" und der im Wahnsinn aus der Welt schied, wurde Mendelssohn in Mißhelligkeiten verwickelt — durch eine Ode. Kuh hatte ihm dieselbe zur Verbesserung eingeschickt. Mendelssohn verbesserte, veränderte, fügte einige Strophen hinzu und theilte sie einigen Freunden als eine Dichtung Kuhs mit. Diese Ode galt — man weiß nicht wie — von jeher für das beste unter den Gedichten Mendelssohns. Die von ihm in dieser Ode vorgenommenen Verbesserungen sind allerdings so wesentlich, daß von dem ursprünglichen Gedichte nicht viel mehr geblieben ist als — die Ueberschrift.[1])

Eben so früh wie in Gedichten versuchte sich Mendelssohn in Predigten: er ist der erste deutsche Jude, welcher deutsche Predigten zu gottesdienstlichen Zwecken, wenn auch nicht gehalten, so doch geschrieben hat. Am 25. November 1757 überraschte er Lessing mit der Neuigkeit, „daß es schon so weit gekommen sei, daß er eine Predigt schreibe und einen König lobe."[2]) Dieser Predigt, auf den Sieg der Preußen bei Roßbach, welche der Oberrabbiner David Fränkel am 10. November 1757 in der Synagoge zu Berlin vortrug und welche Lessing sehr schön fand, folgte vier Wochen später aus Veranlassung der Schlacht bei Leuthen seine „Dankpredigt," welche unter David Fränkels Namen mit dem Zusatze „Ins Deutsche übersetzt" im Drucke erschien.[3]) Dann brachte er sechs Jahre später noch ein homiletisches Product zur Welt: eine Friedenspredigt,

[1]) M. s. mein Der Dichter Ephraim Kuh. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur (Berlin, 1864). Der Brief Mendelssohns an Kuh, der in den Ges. Schr. fehlt, das. S. 27 ff. Ueber die „Ode zum Lobe Gottes" (Schr. VI, 396 ff.), das. S. 30 f.

[2]) Schr. V, 139.

[3]) Berlin 1757. Diese Predigt, 100 Jahre für verloren gehalten, wieder veröffentlicht in: Zum Siegesfeste, s. S. 66, Note 4.

über welche, wie es in einem Briefe an Lessing heißt, „Doctor Slop wol hätte einschlafen und Vetter Toby sein Lillabulero noch zweimal so laut pfeifen mögen.[1]) Diese Predigt, zur Feier des Hubertburger Friedens,[2]) wurde Sonnabend den 12. März 1763 in der Synagoge zu Berlin von dem Rabbiner Aron Mosessohn gehalten[3]) und unter dessen Namen bei Nicolai gedruckt. Der Verfasser, welcher auf die Ehre verzichtete, auch als Prediger bekannt zu sein, setzte aus Scherz auf den Titel: „Ins Deutsche übersetzt von R. S. K.," denn, meinte er, „da der Rabbi Samson Kalir sich meine — 1761 erschienene — hebräische Logik zugeeignet hat, so mag er nun auch meine Predigt auf sich nehmen."

Wie immer man Mendelssohns poetische und homiletische Versuche bekritteln und belächeln mag, Sinn für Schönheit und Kunst, bedeutende Begabung für ästhetische Kritik wird ihm niemand absprechen können. Lessings und Nicolais Freundschaft brachte es dahin, daß er der grübelnden Metaphysik, seiner ehrwürdigen Matrone, wie er sie nennt, einen Theil seiner Liebe entzog und sie auf die schönen Wissenschaften übertrug.[4]) Er gehört nächst Sulzer zu den ersten seiner Zeit, welche den Aufbau einer damals neuen philosophischen Disciplin merklich förderten, und seine Arbeiten auf diesem Gebiete sicherten ihm den Namen und den Rang eines eleganten Aesthetikers.

[1]) Schr. V, 173.

[2]) Sonnabend den 12. März begann die hiesige Judenschaft das Friedensfest in ihrer Synagoge, bei welcher Gelegenheit der hiesige Rabbiner Aron Moses eine „erbauliche und wohlgefaßte Rede" hielt. Auch in Potsdam hielt R. Michael Hirsch eine „erbauliche Predigt, welche mit nächstem im Drucke erscheinen soll." Berliner Priv. Zeitung vom 15. und 29. März 1763.

[3]) Die Friedenspredigt erschien in Berlin 1763, hebr. und deutsch herausgegeben von Hartog Leo, Berlin 1764; hebr., Sammler 1789, 14 ff., deutsch, Schr. VI, 407—415.

[4]) Schr. V, 32.

Viertes Buch.

Der Aesthetiker.

Zwölftes Kapitel.

Die Briefe über die Empfindungen.

Die Aesthetik, der erst kurz vor Mendelssohns Auftreten als selbstständige Disciplin eine Stellung in der Philosophie eingeräumt wurde, hat an dem sechsundzwanzigjährigen jungen Manne einen sehr eifrigen Förderer gefunden; nächst Baumgarten, dem bereits genannten Begründer der Aesthetik, nächst Lessing und Sulzer, gehört er zu den Männern, welche der noch jungen Wissenschaft den folgenreichsten Aufschwung gaben. Auf diesem Gebiete liegen seine werthvollsten Leistungen, welche in Folge der Wechselwirkung zwischen ihm und Lessing einen tiefgehenden Einfluß auf die ganze damalige Literaturrichtung ausgeübt haben.[1])

Sein frühester Versuch auf diesem Gebiete waren die „Briefe über die Empfindungen".[2])

---

[1]) Mendelssohn als Aesthetiker, mit Zugrundelegung dieser Biographie, gewürdigt in: Die Stellung Moses Mendelssohns in der Geschichte der Aesthetik von G. Kanngießer (Frankfurt a. M. 1868).

[2]) Berlin, Voß, 1755; Schr. I, 103—190. Th. Abbt übersetzte die Briefe unter dem Titel: Recherches sur les Sentiments etc. Genève et Berlin 1764 (Schr. V, 277).

Sie erschienen vier Monate nach den „Philosophischen Gesprächen" und wurden ebenfalls durch Lessing an die Oeffentlichkeit gezogen, der in dem „Vorberichte" zu denselben laut gegen die Ehre protestirte, daß man die „Gespräche" auf seine Rechnung geschrieben habe. „Folgende Unterredungen," heißt es in diesem charakteristischen Vorberichte, „die die Freunde über die Natur des Vergnügens gewechselt haben, sowol, als die letzthin ohne Benennung des Verfassers herausgekommenen „Philosophischen Gespräche", die in der Gesellschaft eben dieser Freunde gehalten worden, sind mir durch einen seltenen Zufall in die Hände gerathen, und ich konnte mich nicht enthalten, die kleine Verrätherei zu begehen, sie der Welt bekannt zu machen. Man wollte dieses im Vorübergehen erinnern, um dem Ansuchen eines bekannten Schriftstellers Genüge zu leisten, auf dessen Rechnung man die „Philosophischen Gespräche" hin und wider geschrieben hat. Er glaubt (dieses sind seine eigenen Worte), daß man es ihm als eine plagiarische Eitelkeit auslegen müsse, wenn er diese Vermuthung nicht von sich ablehnte." [1])

Dem „bekannten Schriftsteller", der kein anderer als der Professor Michaelis, der Recensent der „Gespräche" in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen, war, hatte Mendelssohn am 7. September 1755 die „wenigen Bogen, mit denen er sich wiederum in die gelehrte Welt gewagt", direct und von einem besonderen Schreiben begleitet, zugesandt. Er dankte dem Herrn Professor zunächst für das gütige Urtheil, das er über die „Gespräche" gefällt, und ersuchte ihn in seinem Namen und in dem des „Herrn Mag. Lessing", den beifolgenden wenigen Bogen eine müßige Stunde zu schenken. „Wollen Sie einen Unbekannten, der sehr viel Hochachtung für Ihre Einsichten hat, verbinden, so bitte ich, lesen Sie bei müßigen Stunden diese wenigen Blätter und melden Sie dem Herrn Mag. Lessing, an

---

[1]) Die letzte Hälfte des hier aus dem Vorberichte in der Original-Ausgabe der Briefe Mitgetheilten fehlt in den Ges. Schr. I, 110.

den Sie sonst nicht selten zu schreiben pflegen, Ihr Urtheil darüber. Ihr Beifall wird mich erfreuen, Ihr Tadel belehren, und beide zu fernerem Nachdenken aufmuntern. So gewöhnlich und abgenutzt Ihnen dieses Autorcompliment scheinen dürfte, so ungeheuchelt muß es doch in dem Munde eines Juden sein, dessen zeitliche Umstände es erfordern, Niemanden, außer sehr wenigen Freunden, für etwas mehr als einen Buchhalter bekannt zu sein." [1])

Michaelis kündigte die ihm geschickten „Briefe" schon am 9. October 1755 mit wenigen Worten in den Götting. Gelehrten Anzeigen[2]) an, und erklärte sie für „eine Schrift, die einen sehr nachdenkenden und philosophischen Verstand, dabei aber einen Schüler und Vertheidiger Leibnizens und Wolffens entdeckt, einen von den Schülern Wolffens, der besser ist als die Meisten, so er erlebt hat."

---

[1]) Schr. V, 412. Infolge dieses Schreibens erschien von Michaelis am 2. October 1755 in den Gött. Gel. Anzeigen (S. 1107) folgende Erklärung: „Wir haben S. 586 in unserer Vermuthung gefehlt, da wir die „Gespräche" für eine Arbeit des Herrn Mag. Lessing angesehen haben. Wir haben seit der Zeit den wahren Verfasser, von dem wir nächstens eine andere Schrift anzeigen werden, kennen lernen, und ob wir gleich noch Bedenken tragen, ihn völlig bekannt zu machen, weil er uns selbst meldet, seine zeitlichen Umstände erfordern es, Niemanden außer sehr wenigen Freunden für einen Schriftsteller bekannt zu sein, so dürfen wir doch unsern Lesern nicht verschweigen, daß er seiner äußern Lebensart nach gar nicht zu den Gelehrten gehört, daß man ihn auch nicht unter denen, die sich zum Christenthum bekennen, zu suchen habe, sondern unter den Juden. Diese Neuigkeit hat uns sein Buch noch weit angenehmer gemacht, als es vorhin war, da wir blos auf Sache und Ausdruck sahen und nicht wußten, aus was vor einer unerwarteten Feder eine so wohl gerathene Schrift geflossen war." Kanngießer, a. a. O. S. 27 und Mor. Brasch in der Einleitung zu den „Briefen über die Empfindungen" in den von ihm herausgegebenen Schriften Moses Mendelssohns (Leipzig 1881) II, 4, haben diese Stelle, in der 1. Aufl. S. 83 mitgetheilt, mißverstanden. Nicht die Autorschaft der „Briefe", sondern die der „Philos. Gespräche" vindicirte der Recensent Lessing; mit der „wohl gerathenen Schrift" sind die „Gespräche" gemeint.

[2]) Götting. Gelehrt. Anzeigen, 1755, 1127.

Als Schüler Wolffs, oder vielmehr Baumgartens, erscheint Mendelssohn allerdings in seinen ästhetischen Abhandlungen und speciell in den „Briefen über die Empfindungen“.

Ohne sich über principielle Fragen der Kunst auszulassen, thut er unmittelbar in die Tiefen der Empfindungen einen spähenden Blick, und giebt damit deutlich zu verstehen, daß auch nach ihm die Aesthetik wesentlich auf Psychologie beruhe. Der Gegenstand seiner Philosophie ist vorzugsweise das menschliche Subject, ein Wesen, in welchem sich dunkle und deutliche Vorstellungen, niedere und höhere Erkenntnisse zu gleicher Zeit finden.

Von zwei Freunden, dem Jüngling Euphranor und dem Weltweisen Palemon oder Theokles, wie er in den späteren Auflagen genannt wird, läßt Mendelssohn in funfzehn Briefen die Theorie der Schönheit entwickeln. Die Schönheit, das Vergnügen, beruht nach dem Ausspruche Wolffs und Baumgartens in der dunkeln oder undeutlichen Vorstellung einer Vollkommenheit. Wir fühlen nicht mehr, sobald wir denken. Der Affect verschwindet, sobald die Begriffe aufgeklärt werden.[1]) Dieser einseitigen Auffassung gegenüber wird von Theokles, der die Ansichten Mendelssohns vertritt, geltend gemacht, daß Klarheit der Vorstellung das Vergnügen befördere. „Die Wahrheit stehet fest: kein deutlicher, auch kein völlig dunkler Begriff verträgt sich mit dem Gefühle der Schönheit; jener, weil unsere eingeschränkte Seele keine Mannichfaltigkeit auf einmal deutlich zu fassen vermag, dieser, weil die Mannichfaltigkeit des Gegenstandes in seine Dunkelheit gleichsam verhüllt und unserer Wahrnehmung entzogen wird. Alle Begriffe der Schönheit müssen zwischen den Grenzen der Klarheit eingeschlossen sein; denn je ausgebreitet klarer die Vorstellung des schönen Gegenstandes, desto feuriger ist das Vergnügen.“ Im Augenblicke des Genusses muß kein besonderer Begriff deutlich bleiben wollen. Durch das Anschauen des Ganzen werden die Theile ihre hellen Farben

[1]) Schr. I, 114.

verlieren, oder Spuren hinter sich lassen, die das Ganze aufklären und das Vergnügen lebendiger machen. Dieser allgemeine Grundsatz wird dann auf die Kunst angewandt. Der Künstler darf im Augenblicke des Schaffens seine Regeln nicht allzu deutlich vor Augen haben; sie sind Vorbereitungen, sollen die Einbildungskraft nicht im Zügel halten, sondern ihr nur von ferne den Weg zeigen, und nachrufen, wenn sie in Gefahr ist, sich zu verlieren.[1])

Aber nicht nothwendig müssen die angenehmen Empfindungen aus dunklen Begriffen entstehen, sonst wäre der aufgeklärte, höhere Geist ärmer an Freude als der niedere, und Wesen von höherer Art würden zu der bittern Klage gegen die Vorsehung berechtigt sein: „Du hast uns mit deinem Fluche beladen, indem du uns aufgeklärte Geister verliehen hast; es fehlt uns an dunkeln Empfindungen, an der Quelle des Vergnügens, mit welcher die unteren Wesen reichlich versehen sind.“

Es ist daher nicht das dunkle Gefühl Quelle des Angenehmen, sondern je größere Mannichfaltigkeit ein Wesen deutlich fassen kann, um so glücklicher ist es, weil die Gegenstände alsdann mit mächtigerem Reize auf dasselbe wirken können.[2])

Mendelssohn zieht nun im fünften Briefe, im Gegensatz zu Baumgarten, die Grenze zwischen Schönheit und Vollkommenheit. Die Schönheit besteht in der gefälligen äußern Verknüpfung, d. h. in der Form, die Vollkommenheit in dem vernünftigen innern Zusammenhange und der Gesetzmäßigkeit. Die Einheit im Mannichfaltigen ist ein Eigenthum der schönen Gegenstände. Sie müssen eine Ordnung oder sonst eine Vollkommenheit darbieten, die, und zwar ohne Mühe, in die Sinne fällt. Die Sinne sollen begeistert sein, und von ihnen soll sich die Lust auf die müßige Vernunft ausbreiten.[3])

Was folgt hieraus? „Daß das Vergnügen an der sinn-

[1]) Schr. I, 119 f.
[2]) Schr. I, 120.
[3]) Schr. I, 123.

lichen Schönheit, an der Einheit im Mannichfaltigen blos unserm Unvermögen zuzuschreiben sei. Wir ermüden, wenn unsere Sinne eine allzu verwickelte Ordnung auseinandersetzen sollen. Wesen, die mit schärferen Sinnen begabt sind, müssen in unseren Schönheiten ein ekelhaftes Einerlei finden, und was uns ermüdet, kann ihnen Lust gewähren. Gott, der alles Mögliche mit einmal übersieht, muß die Einheit im Mannichfaltigen durchaus verwerfen; nur die äußere Gestalt der Dinge ist von ihm mit sinnlicher Schönheit bedeckt. Die Schönheit der menschlichen Bildung, die annehmlichen Farben, die gewundenen Züge, die in seinen Mienen bezaubern, sind nur der äußern Schale eingeprägt. Sie gehen nicht weiter als unsere Sinne reichen. Unter der Haut liegen gräßliche Gestalten verborgen. Alle Gefäße sind ohne scheinbare Ordnung ineinander verschlungen; die Eingeweide halten einander das Gleichgewicht, aber kein Ebenmaß, keine sinnlichen Verhältnisse; lauter Mannichfaltigkeit, nirgends Einheit; lauter Beschäftigung, nirgends Leichtigkeit in der Beschäftigung. Wie sehr würde der Schöpfer seinen Zweck verfehlt haben, wenn er nichts als Schönheit gewesen wäre!"

Nicht Schönheit war Endzweck der Schöpfung, sondern „himmlische vortrefflichste Vollkommenheit"; nicht wie sie die Sinne fassen, sondern wie sie die Vernunft begreift. Sie gewährt Mannichfaltigkeit, aber keine Einheit, keine Leichtigkeit in der Beschäftigung, aber erfordert vernünftigen Zusammenhang, Uebereinstimmung, Einhelligkeit.

Diese „himmlische Venus" muß der Denker sich hüten mit der „irdischen, der Schönheit", zu verwechseln. Diese beruht auf der „Einschränkung, dem Unvermögen"; aber das Gefallen an der Uebereinstimmung des Mannichfaltigen gründet sich auf eine positive Kraft unserer Seele. Wenn es Wesen, die eine Vorstellungskraft haben, natürlich ist, sich nach Vorstellungen zu sehnen, so ist es auch vernünftigen Wesen eigenthümlich, nach solchen Vorstellungen zu streben, die ineinander gegründet sind. Zerrüttete Begriffe, Mißhelligkeiten, Widersprüche streiten eben-

so wol wider die Natur und das ursprüngliche Bedürfniß aller denkenden Wesen, als der Mangel, der völlige Tod aller Vorstellungen. Hierin liegt der mächtige Reiz, mit welchem die Vollkommenheit alle Geister an sich zieht, und so weit eine positive Kraft über ihre Einschränkung erhaben ist, so weit ist das Vergnügen der verständlichen Vollkommenheit über das Vermögen der sinnlichen, über das Vergnügen der Schönheit hinweg.[1])

Die Quelle des Vergnügens ist eine dreifache: die Einheit im Mannichfaltigen oder die Schönheit, die Einhelligkeit des Mannichfaltigen oder die verständliche Vollkommenheit, und endlich der verbesserte Zustand unserer Leibesbeschaffenheit oder die sinnliche Lust. Aus diesen Quellen haben alle schönen Künste zu schöpfen; sie werden ihr Ziel um so mehr erreichen, je mehr sie diese verschiedenen Arten harmonisch zu vereinigen wissen. Eine besondere Art der Harmonie ist für jeden Sinn bestimmt; nur die Tonkunst allein vermag uns mit allen Arten der Vergnügungen, mit Vollkommenheit, Schönheit und sinnlicher Lust zu überraschen. Aehnliches kann für's Auge auch durch die Harmonie der Farben erreicht werden, wenn es ihr gelingt, die Linie der Schönheit oder des Reizes, die in der Malerei tausendfaches Vergnügen gewährt, mit der Farbenharmonie zu verbinden.[2])

In seinen „Briefen über die Empfindungen", in welchen er auf Leibniz zurückgeht und über ihn hinausgreift und die Leibnizische Schule durch die Philosophie der Engländer zu ergänzen sucht, stellt Mendelssohn mehr eine psychologische Theorie auf, insofern er die reine ästhetische Lust von der sinnlichen nicht grundsätzlich sondert; aber seine Auffassung zeigt doch auch eine überraschende Aehnlichkeit mit der spätern speculativen Aesthetik und bildet somit ein wichtiges Mittelglied zwischen Baumgarten und Kant.

---

[1]) Schr. I, 124.
[2]) Schr. I, 148 ff.

Man thut überhaupt in neuerer Zeit, wo wir es „so herrlich weit gebracht“ haben, den ästhetischen Arbeiten Mendelssohns entschieden Unrecht, sie als veraltet und unbrauchbar der Vergessenheit anheimfallen zu lassen. Während Lessing in seiner Recension über die „Briefe“ darauf hindeutete, daß sich wol ein ganzes System (der Aesthetik) „in dem Kopfe des Verfassers zusammenfinden sollte“,[1] und er selbst im „Laokoon“ an sie anknüpfte; während Herder,[2] Schiller u. a. Mendelssohns Beiträge zur „Wissenschaft des Schönen“ mit Nutzen ihren Forschungen zu Grunde legen, wenden sich viele unserer modernen Kunstrichter mit schnöder Wegwerfung von ihnen ab, zumeist wol deshalb, weil sie nicht begreifen, wie ein unter Druck und Armuth, ohne Schule und ohne Bildung aufgewachsener Jude gar ein so lebhaftes, fruchtbringendes Interesse für Aesthetik und ästhetische Kritik hatte entwickeln können. Merkwürdig bleibt diese Erscheinung immerhin. Sein Interesse hatte einen tiefern, im gewissen Sinne praktischen Grund. Er selbst sagt in einem Schreiben an den Schweizer Iselin: „Die Trockenheit zu vermeiden, erlaubt sich mein Gemüth manchen Spaziergang in die anmuthigen Gefilde der schönen Wissenschaften, welche in der That mit der speculativen Weltweisheit in einer genauern Verbindung stehen, als man insgemein zu glauben pflegt.“[3])

Außer dem Vergnügen und der Erholung, welche die Behandlung ästhetischer Fragen ihm boten, maß er der praktischen Anwendung derselben große Bedeutung für das Leben bei. Deutlich äußert er sich hierüber in seiner Anzeige des Meierschen „Auszuges aus den Anfangsgründen der schönen Wissenschaften“, in der er seine Gedanken über Aesthetik überhaupt darlegt. „Man müßte auf die Erfindung dieser Wissenschaft neidisch sein oder sie nicht verstehen, wenn man an dem Nutzen oder an der

---

[1]) In der Berlin. Zeitung vom 4. September 1755; s. Lessings Schr. V, 61 ff.

[2]) Herders Lebensbild I, 3, 2, S. 442 ff.

[3]) Schr. V, 437.

Vortrefflichkeit derselben zweifeln wollte. Die Verbesserung des Geschmacks und der unteren Kräfte der Seele überhaupt ist für die schönen Wissenschaften, für die Sittenlehre und vielleicht für alle Wissenschaften von allzugroßer Wichtigkeit, als daß sie nicht einem jeden in die Augen leuchten sollte."[1]) Dieses Streben nach praktischer Anwendung führte ihn, wie Sulzer, Eschenbach und andere seiner Zeit zu jener Vermischung ethischer und ästhetischer Elemente, welche als ein Kennzeichen der Popularphilosophie gilt; er trug sich sogar, wie aus einem Briefe Nicolais an Herder hervorgeht, mit dem Plane, „ein Werk über die Verbindung der schönen Wissenschaften, des Naturrechts und der Moral zu schreiben".[2]) Eine natürliche Folge dieser Praxis war die Erweiterung des Begriffes der Aesthetik. Sie sollte, nach Mendelssohns Ansicht, die Wissenschaft der schönen Erkenntniß überhaupt, die Theorie aller schönen Wissenschaften und Künste enthalten; alle Erklärungen und Lehrsätze derselben sollten daher so allgemein sein, daß sie ohne Zwang auf jede schöne Kunst insbesondere angewendet werden könnten.

In der That hat Mendelssohn, dessen Theorie der Schönheit ein Gemälde seiner sanften, Geräusch fliehenden Muse ist, allen Theilen der Aesthetik ganz besondern Fleiß zugewandt.

Ehe wir jedoch diese verschiedenen Theile näher betrachten, müssen wir bei dem ästhetischen Briefwechsel verweilen, welchen Nicolai und hauptsächlich Mendelssohn mit Lessing unterhielten.

---

[1]) Schr. IV, 1, 314.

[2]) Ungedruckte Briefe aus Herders Nachlaß (Leipzig 1861), I, 332.

Dreizehntes Kapitel.
Der ästhetische Briefwechsel.

Zwischen Nicolai, Mendelssohn und dem wieder nach Leipzig zurückgekehrten Lessing hatte sich seit August 1756 ein Briefwechsel entsponnen, der freilich mit den Briefen, welche Schiller und Körner über denselben Gegenstand gewechselt haben, an Tiefe der Auffassung und Neuheit der Gesichtspunkte nicht verglichen werden kann, an literarhistorischer Wichtigkeit aber ihnen kaum nachstehen dürfte. Veranlassung zu diesem Briefwechsel gab eine Abhandlung über das Trauerspiel, mit welcher Nicolai seine neu begründete Bibliothek der schönen Wissenschaften[1]) eröffnet hatte. Nicolai hatte den Zweck der Tragödie in die Erregung der Leidenschaften gesetzt, wogegen Lessing, zu Aristoteles zurückkehrend, behauptete, die einzige Leidenschaft, welche das Trauerspiel erregen solle, sei das Mitleid, indem es die Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitere. Rasch war Mendelssohn bei der Hand, auf die von Lessing angeregten Untersuchungen einzugehen; hatte er doch schon zwei Jahre früher ihn zu gelehrten Disputen aufgefordert,[2]) ihn sogar in dem gedruckten Sendschreiben wiederholt eingeladen, sich mit ihm in „speculativische Betrachtungen" einzulassen. Es ist charakteristisch für ihn, daß er in diesem Streite wieder als der Philosoph erscheint, dem es um die Wurzel der verwandten Begriffe mehr zu thun ist, als um die Begrenzung der Arten gegen einander, worauf bei dem kritischen Lessing Alles ankommt. Mendelssohn greift zunächst den Theil von Lessings Behauptungen heraus, bei welchem es sich um die Natur der einzelnen Empfindungen, das damalige Lieblingsstudium seiner Reflexionen, zu handeln schien; er bestreitet die untergeordnete Stellung der Bewunderung und des Schreckens zum Mitleid; jene, meint er, müsse doch, weil sie

[1]) Danzel-Guhrauer, a. a. O. I, 341, 351 ff.
[2]) Schr. V, 21.

Vollkommenheit zum Gegenstande habe, schon an und für sich und ohne Absicht auf das Mitleid, das die bewunderte Person errege, in dem Gemüthe des Zuschauers ein Vergnügen zu Wege bringen. Uebrigens verweist er ihn auf seine Gedanken von der Wirkung der theatralischen Illusion, welche er mit Nicolai in Ordnung bringen will, sobald „der siebenjährige Krieg die Handlung so sehr zu Grunde gerichtet haben wird, daß den beiden Freunden einige Stunden zur Speculation übrig bleiben“.[1]

Die von Mendelssohn hingeworfene Bemerkung über Bewunderung wird nunmehr Veranlassung, daß Lessing seine Ansicht ausführlicher entwickelt, Bewunderung von Verwunderung genau scheidet und ebenso von Mitleid trennt, insofern Bewunderung vermittelst der Nacheiferung bessert, Mitleid jedoch unmittelbar, ohne Hinzuthun von unserer Seite, das Besserwerden eines Jeden, „des Mannes vom Verstande wie des Dummkopfes“, bewirkt.[2]

Es handelte sich für Lessing nicht eigentlich um eine Feststellung der Begriffe; er wollte vielmehr seinen gleich anfangs ausgesprochenen Grundsatz, die Bewunderung müsse in dem Trauerspiele nichts sein als der Ruhepunkt des Mitleids, consequent verfolgend, nicht nur das auf Bewunderung basirte französische Trauerspiel verwerfen, sondern auch als das einzig wahre, seinem Begriffe und seinem Zwecke entsprechende dasjenige hinstellen, welches er selbst cultivirt hatte, die in jeder Scene Mitleid erregende, rührende, bürgerliche Tragödie, die Gattung der Miß Sara Sampson.[3]

Von welcher Wichtigkeit diese Angelegenheit für Lessing war, zeigt die ganze Art und Weise, wie er dabei verfuhr. Er hatte seine Ansichten in einem Briefe entwickelt, der dem „kleinen Buche“ ähnlich sah, das er einmal scherzweise dem mit kleinen Briefen unzufriedenen Mendelssohn als Brief versprochen

[1]) Schr. V, 44 f.
[2]) Schr. V, 51 f.
[3]) Danzel-Guhrauer, a. a. O. I, 355.

hatte. Allem Anschein nach hatte der Streit, der jetzt nur noch zwischen Lessing und Mendelssohn geführt wurde, mit dem langen Briefe ein Ende. Mendelssohn meldete dem Gegner, daß er in den Hauptpunkten seiner Meinung sei, nichtsdestoweniger aber noch einige andere streitige Punkte finde. Zunächst beruft er sich auf die ästhetische Illusion, über welche er seine Gedanken versprochenermaßen zu Papier gebracht und dem Briefe beigelegt hatte. Die Kunst solle auch in dem Trauerspiele eine Nachahmerin der Natur werden; keine einzige Leidenschaft dürfe vom Theater ausgeschlossen bleiben, denn sobald sie nur anschauend von der Vortrefflichkeit der Nachahmung überzeugen könne, so verdiene sie auf der Bühne nachgeahmt zu werden. Die Lust an den schönen Gegenständen führt er auf die Illusion zurück, weicht aber von den hergebrachten Begriffen derselben darin ab, daß die Gegenstände nicht als wirkliche, sondern als dem Urbilde ähnliche erscheinen. Lessing, der sich mit dieser an die Theorie der französischen Dramatiker erinnernden Ansicht nicht befreunden konnte, war willens, sich in einem ungewöhnlich langen Briefe über dieses Thema auszulassen, wurde aber durch Unpäßlichkeit daran verhindert. Ganz vortrefflich schienen ihm die zugleich mit dem Aufsatze „Ueber die Illusion" geschickten kleinen Arbeiten: „Von der Herrschaft über die Neigungen", „Von der Gewohnheit", „Von der anschauenden Erkenntniß", wenige Blätter voll anregender Ideen;[1]) sie haben ihn, seiner eigenen Versicherung nach, so überzeugt, „daß ihm auch nicht einmal ein logischer Fechterstreich dawider übrig gelassen war."[2])

Die Correspondenz über die ästhetischen Fragen hörte damit auf, daß Mendelssohn die streitigen und ausgemachten Punkte in einer Tabelle übersichtlich zusammenstellte.[3]) Für Lessing gab

---

[1]) Schr. V, 72 ff.

[2]) Diese kleinen Arbeiten, von welchen Fragmente uns erhalten sind (Schr. IV, 1, 38–45), entstanden nicht 1755, sondern Ende des Jahres 1756.

[3]) Schr. V, 93—103.

es bald neue Verwirrungen und Verlegenheiten, sodaß ihm keine Zeit blieb, an die „lieben Streitigkeiten" noch zu denken; aber der Vortheil, welchen die Freunde aus denselben zogen, war von großer Bedeutung und von den fruchtbarsten Folgen, sowol für Lessing als auch für Mendelssohn.

Schon das ist von Wichtigkeit, daß Mendelssohn durch eine Berufung auf Winckelmann, mit dessen kunsthistorischen Werken er sich eifrig beschäftigte, und durch eine gelegentliche Hindeutung auf „Laokoon", „welchen Virgil poetisch entworfen und ein griechischer Künstler (vielmehr drei) in Marmor gehauen hat,"[1]) in den Geist des Freundes den Anfang zu einer neuen und fruchtbaren Gedankenreihe legte! Wie sehr Lessing überhaupt Mendelssohn als Aesthetiker verehrte und seine Ansichten schätzte, geht aus mehreren Stellen in seinen Briefen an ihn hervor: „Ich bitte Sie, alles zu überdenken, zu prüfen und zu verbessern. Erfüllen Sie nun meine Bitte, so ist es eben das, als ob ich es selbst nochmals überdacht, geprüft und verbessert hätte. Ihre besseren Gedanken sind weiter nichts, als meine zweiten Gedanken."[2]) „Sie sind mein Freund," heißt es in einem andern Briefe vom 28. November 1756, „ich will meine Gedanken von Ihnen geprüft, nicht gelobt haben. Ich sehe Ihren ferneren Einwürfen mit dem Vergnügen entgegen, mit welchem man der Belehrung entgegensehen muß."[3]) Strebte er doch auch in dem ontologischen Theile des „Laokoon," wie Guhrauer aus den Verbesserungen des Entwurfs, welcher sich in Lessings Nachlaß befand, nachweist, nach vollkommener Uebereinstimmung mit dem Freunde; mit ihm sprach er nach seiner Rückkehr aus Breslau den philosophischen Theil der Materie in mündlichen Unterredungen durch, und nutzte die Bemerkungen, welche sein Freund sowol über die Eintheilung der Gegenstände

---

[1]) Schr. V, 58.
[2]) Schr. V, 42.
[3]) Schr. V, 51.

der Malerei und Poesie, als über einzelne Begriffe dem ersten Entwurfe beigefügt hatte.[1])

Die reifste Frucht, welche Mendelssohn aus dem ästhetischen Briefwechsel erntete, ist die Abhandlung „Von den Quellen und Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften", welche Ende Juni 1757 in der „Bibliothek" erschien und welche unter dem Titel „Ueber die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften" den „Philosophischen Schriften" später einverleibt wurde.

Vierzehntes Kapitel.

Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften.

„Ich habe weder den Willen noch die Fähigkeit, ein ganzes Lehrgebäude der Kunst aufzuführen, und bin zufrieden, wenn ich nur die ersten Grundlinien eines Lehrgebäudes mit einiger Richtigkeit gezeichnet habe," äußert Mendelssohn im Anfange dieser Abhandlung,[2]) welche zu den wichtigsten Erscheinungen der vorkantischen Aesthetik gehört.

Die Nachahmung der Natur, welche der Franzose Batteux und sein deutscher Uebersetzer Ramler als Grundsatz der Poesie und schönen Künste aufgestellt haben, wird von Mendelssohn als unfruchtbar und unzulänglich verworfen. Weit entfernt, die Natur blos nachzuahmen, steht ihm die Kunst der Natur, in ihrer Selbstständigkeit und Würde gegenüber. Aehnlich wie Mendelssohn gegen Baumgarten Schönheit von Vollkommenheit unterschieden, unterscheidet er gegen Batteux Kunst von Natur.

[1]) Danzel-Guhrauer, a. a. O. II, 9.

[2]) Schr. I, 281—305. Diese Abhandlung erschien in den „Philosophischen Schriften", und besonders: Erlangen 1777. Carlo Ferdinandi übersetzte sie ins Italienische: Principi generali delle belle lettere e belle arti, Losanna 1779.

Schönheit, die sinnliche Erkenntniß der Vollkommenheit, ist der Endzweck der menschlichen Kunst; alles was den Sinnen als eine Vollkommenheit vorgestellt werden kann, ist auch geeignet, einen Gegenstand der Schönheit abzugeben. „Das Wesen der schönen Künste besteht also in einer künstlichen, sinnlich vollkommenen Vorstellung oder in einer durch die Kunst vorgestellten sinnlichen Vollkommenheit.“[1])

Nun führt aber jede Nachahmung, sobald sie ihr Urbild erreicht, an und für sich den Begriff der Vollkommenheit mit sich. „Der Künstler wählt sich einen Umfang, der seinen Kräften angemessen ist. Sein ganzer Endzweck ist, die Schönheiten, die in die menschlichen Sinne fallen, in einem eingeschränkten Bezirke vorzustellen. Er wird also den idealischen Schönheiten näher kommen können, als die Natur in diesem oder jenem Theile gekommen ist, weil ihn keine höheren Absichten zu Abweichungen veranlassen. Was sie in verschiedenen Gegenständen zerstreut hat, versammelt er in einem einzigen Gesichtspunkte, bildet sich ein Ganzes daraus, und bemüht sich, es so vorzustellen, wie es die Natur vorgestellt haben würde, wenn die Schönheit dieses begrenzten Gegenstandes ihre einzige Absicht gewesen wäre. Der Künstler muß sich also über die Natur erheben, und weil die Schönheit sein einziger Endzweck ist, so steht es ihm frei, dieselbe allenthalben in seinen Werken zu concentriren.“[2])

Somit hat Mendelssohn durch den Grundsatz, daß der Endzweck der menschlichen Kunst die Schönheit ist, die naturalistische Auffassung durchbrochen, der Kunst eine von der Natur unabhängige selbstständige Stellung angewiesen und sich zu dem durch Winckelmann begründeten Idealismus erhoben. Seine Schönheit ist Ideal, seine Kunst keine Naturnachahmung, sondern eine Naturvollendung.

Nachdem er dergestalt das Princip für die schönen Künste

1) Schr. I, 285.
2) Schr. I, 289.

festgestellt hat, wendet er sich zu der Eintheilung derselben in ihre besonderen Classen. Diese beruht auf dem Gegensatze der natürlichen und willkürlichen Zeichen. „Natürlich sind sie, wenn die Verbindung des Zeichens mit der bezeichneten Sache in den Eigenschaften des Bezeichneten selbst gegründet ist; ihrer bedient sich, wer eine Gemüthsbewegung durch die ihr zukommenden Töne, Geberden und Bewegungen ausdrückt. Hingegen werden diejenigen Zeichen willkürlich genannt, welche vermöge ihrer Natur mit der bezeichneten Sache nichts gemein haben; von dieser Art sind die articulirten Töne aller Sprachen, die Buchstaben, die hieroglyphischen Zeichen der Alten.“[1])

Hieraus fließt die erste Haupteintheilung des sinnlichen Ausdrucks in schöne Künste und Wissenschaften; unter den letzteren versteht man Poesie und Rhetorik. „Der Dichter kann alles ausdrücken, wovon sich unsere Seele einen klaren Begriff machen kann. Alle Schönheiten der Natur in Farben, Figuren und Tönen, die ganze Herrlichkeit der Schöpfung, der Zusammenhang des unermeßlichen Weltgebäudes, die Rathschlüsse Gottes und seine unendlichen Eigenschaften, alle Neigungen und Leidenschaften unserer Seele, unsere subtilsten Gedanken, Empfindungen und Entschließungen können der poetischen Begeisterung zum Stoffe dienen.“[2])

Anders verhält es sich mit den schönen Künsten, zu welchen die Musik, die Mimik und die bildenden Künste im engern Sinne, Malerei, Sculptur, Architektur, gehören; bei ihnen wird keine Willkür vorausgesetzt, um verstanden zu werden. Der Maler und der Bildhauer müssen, weil sie die Schönheit in der Folge neben einander ausdrücken, den Augenblick wählen, der ihrer Absicht am günstigsten ist; sie müssen die ganze Handlung in einem einzigen Gesichtspunkte versammeln und mit vielem Verstande austheilen.[3])

[1]) Schr. I, 290 f.
[2]) Schr. I, 292.
[3]) Schr. I, 294.

Die Grenzen der Kunst und Poesie laufen aber, gemäß der Regel von der zusammengesetzten Schönheit, häufig ineinander. Hier sucht sich nun Mendelssohn durch die Allegorie, im Sinne Winckelmanns, auszuhelfen. „Auch die allersubtilsten Gedanken, die abgezogensten Begriffe können auf der Leinwand ausgedrückt und durch sichtbare Zeichen in das Gedächtniß zurückgebracht werden. Nur muß sich der Künstler hüten, daß seine Allegorien nicht allzu spitzfindig werden," d. h. die Uebereinstimmung des Zeichens und des Bezeichneten müssen wir mit so leichter Mühe einsehen können, daß wir mehr an die bezeichnete Sache als an das Zeichen selbst denken.[1])

Auch auf die Verbindung zweier oder mehrerer Künste nimmt er gebührende Rücksicht und erklärt sie aus der Natur der zusammengesetzten Vollkommenheiten. Als die schwerste und fast unmögliche Verbindung der Künste aber erscheint es ihm, wenn Künste, welche Schönheiten in der Folge neben einander vorstellen, mit solchen, welche Schönheiten in der Folge aufeinander vorstellen, vereinigt werden sollen. Dies Geheimniß hat sich allein die Natur vorbehalten; sie verbindet in ihrem unermeßlichen Plane die Schönheiten der Töne, Farben, Bewegungen und Figuren durch unendliche Zeichen in der vollkommensten Harmonie. Die menschliche Kunst hingegen kann die Malerei, Bildhauer- und Baukunst mit Musik und Tanzkunst nur uneigentlich verknüpfen.

„Meine Materie ist noch ungemein fruchtbar," sagt Mendelssohn am Schlusse dieser trefflichen Abhandlung, „allein ich bin in die Geheimnisse der Künste nicht eingeweiht genug, mich ohne Gefahr tiefer in ihr Heiligthum zu wagen."[2])

Der Erfolg, welchen der bescheidene Verfasser mit dieser

---

[1]) Schr. I, 295 ff. Die beiden kleinen Aufsätze: „Künste" und „Nachahmung", um deren Rücksendung er Lessing mit dem Zusatze bittet (V, 109): „Ich will aus der kleinen Uhr einen Bratenwender machen," sind verloren gegangen oder in dieser Abhandlung enthalten.

[2]) Schr. I, 305.

Arbeit errungen, war ein weit größerer, als er selbst hoffen mochte; die in ihr ausgesprochenen Ideen wurden im Wesentlichen von Lessing zum „Laokoon" benutzt, sodaß sie als eine Vorarbeit zu dieser epochemachenden Schöpfung betrachtet werden muß. Diese Abhandlung ist nach dem Urtheile Mansos[1]) unstreitig die bedeutendste Erscheinung auf ästhetischem Gebiete nach Baumgarten und bildet „ein wichtiges Mittelglied in der Entwickelung der Ideen, deren reife Frucht uns im ‚Laokoon' geboten ist".[2])

Lessing nahm auch keinen Anstand, sich von Mendelssohn belehren zu lassen, wie dieser es nicht verschwieg, daß er durch den Freund auf neue Gesichtspunkte geführt worden ist. Unverkennbar ist Lessings Einfluß in den folgenden ästhetischen Arbeiten.

Fünfzehntes Kapitel.

Mendelssohns übrige ästhetische Abhandlungen.

„Hier kommt Ihr Aufsatz ‚Vom Erhabenen' wieder zurück. Ich wüßte auch nicht das Geringste dabei zu erinnern, ob ich ihn gleich mehr als einmal durchgelesen habe," heißt es in dem Briefe Lessings an Mendelssohn vom 13. August 1757.[3]) Diese Abhandlung „Ueber das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften", welche zuerst im vierten Stücke der „Bibliothek" erschien, schrieb Mendelssohn im April 1757, lange bevor er das Buch des Engländers Burke „Ueber den Ursprung unserer Ideen über das Erhabene und Schöne" kennen lernte.

---

[1]) Manso in den Nachträgen zu Sulzers allgem. Theorie der schönen Künste, VIII, 1, 173.

[2]) Danzel-Guhrauer, a. a. O. II, 25.

[3]) Schr. V, 123.

In dieser klar und schön geschriebenen Arbeit[1]) sucht er für das Erhabene und Naive ein besonderes System aufzustellen.

Er geht von der Grenzbestimmung des Schönen aus, welche nicht überschritten werden darf. Wenn nun die Grenzen der Ausdehnung immer weiter gesetzt werden, so können sie endlich für die Sinne ganz verschwinden und alsdann entsteht das Sinnlichunermeßliche, „dessen Nachahmung in der Kunst schlechtweg das Große genannt wird und ein angenehmes Schauern zu erwecken im Stande ist. So wie es ein Unermeßliches der ausgedehnten Größe nach giebt, ebenso giebt es ein Unermeßliches der Stärke nach. Die Macht, das Genie, die Tugend haben ihr unausgedehntes Unermeßliche, das gleichfalls eine schauervolle Empfindung erregt, dabei aber den Vorzug hat, daß es nicht in Sättigung und Ekel übergeht. Das intensiv Große, das Starke, und das Starke in der Vollkommenheit nennt man das Erhabene und die durch dasselbe hervorgerufene Empfindung Bewunderung."[2])

Diese Bewunderung, sowie die durch sie vorgestellte Vollkommenheit kann in den Werken der schönen Künste und Wissenschaften von zweierlei Gattung sein; sie bezieht sich entweder auf das Object selbst, oder auf den Künstler, der die Geschicklichkeit besitzt, die Eigenschaften seines Objects „empor zu heben und in einem ungemeinen Lichte zu zeigen": zu der ersten Art gehört das Erhabene in der Poesie, in den Gesinnungen und Leidenschaften, bei welchen der Grund zur Bewunderung in dem Objecte selbst anzutreffen ist; bei der zweiten Gattung fällt die Bewunderung mehr auf den Künstler, auf sein Genie und seine außerordentlichen Fähigkeiten.[3]) Durch eine Reihe treffender Beispiele aus alten und neuern Dichtern, aus den Psalmen und den Klageliedern Jeremias, aus Horaz und Virgil, aus Klopstock und vor allen aus Shakespeare, aus dessen Hamlet er

[1]) Schr. I, 309—347.
[2]) Schr. I, 310 f.
[3]) Schr. I, 313 ff.

einzelne Stellen meisterhaft übersetzt, aus Lessing und Haller wird jede Gattung besonders erläutert.

Mit dem Erhabenen in genauer Verbindung steht das Naive, für das die deutsche Sprache kein zutreffendes Wort hat. Wenn ein Gegenstand edel, schön, oder mit seinen wichtigen Folgen gedacht und durch ein einfältiges Zeichen angedeutet wird, so heißt die Bezeichnung naiv. Das Naive des sittlichen Charakters besteht also in der Einfalt im Aeußerlichen, welche, ohne es zu wollen, innerliche Würde verräth, in jenem zuversichtlichen Wesen, das nicht Dummheit und Mangel der Begriffe, sondern Edelmuth, Unschuld, Güte des Herzens und die liebreiche Ueberredung zum Grunde hat, daß andere gegen uns nicht schlimmer gesinnt sein werden, als wir gegen sie sind. Sobald das Naive mit Bewußtsein verbunden wird, nimmt es den Charakter des Gesuchten, des Affectirten an und hört auf, naiv zu sein.[1])

Auch die „Grazie" oder die Schönheit in der Bewegung ist mit dem Naiven verbunden, „da die Bewegungen des Reizenden natürlich, leichtfließend und sanft aufeinander hinweggleiten und ohne Vorsatz und Bewußtsein zu erkennen geben, daß die Triebfedern der Seele, die Regungen des Herzens, aus welcher diese freiwilligen Bewegungen fließen, ebenso ungezwungen spielen, ebenso sanft übereinstimmen und ebenso kunstlos sich entwickeln." Je mehr die Unschuld zurücktritt und die Bewegung mit Vorsatz und Bewußtsein geschieht, desto mehr weicht sie von dem Naiven ab und erlangt den Charakter des Gesuchten, des Affectirten.[2])

Diese Abhandlung,[3]) welche für den damaligen Stand der Aesthetik nicht ohne Bedeutung war, hat wol hauptsächlich Lessing zu dem Entschluß gebracht, Burkes „Ueber das Schöne

[1]) Schr. I, 340.

[2]) Schr. I, 341 ff.

[3]) Van Goens übersetzte sie ins Holländische, Utrecht 1769; von Mendelssohn selbst angezeigt in der Allg. Deutschen Bibliothek, Bd. 14 S. 230 (Schr. IV, 2, 560).

und Erhabene" ins Deutsche zu übersetzen. Da er dieses für die Aesthetik so wichtige Werk auch mit Anmerkungen versehen wollte, so ersuchte er Mendelssohn, „alles fein" aufzuschreiben, was er bei dem Studium desselben gedacht habe.[1]) Es sollte gerade mit dem Drucke begonnen werden, als er auf einmal in eine Arbeit gerieth, in der er sich auf keine Weise wollte unterbrechen lassen, denn er mußte seine erste Hitze zu nützen suchen, wenn er etwas zu Stande bringen wollte. Er schickte daher den Engländer unterdessen zu Mendelssohn. „Unterhalten Sie sich so lange mit ihm, bis ich mich aus dem Wuste von Gelehrsamkeit, in welchen ich jetzt versunken, wieder herausgearbeitet habe. Meine Uebersetzung kann zur Messe nunmehr doch nicht fertig werden, und ich habe Sie ohnedem über verschiedene Punkte derselben vorher zu Rathe zu ziehen. Ich erwarte von Ihnen wichtige Anmerkungen über das ganze System des Verfassers. Schreiben Sie mir alles, was Ihnen darüber einfällt. Ich hebe Ihre Briefe heilig auf und werde alle Ihre Gedanken zu nützen suchen, sobald ich mich der Sphäre der Wahrheit wieder nähern werde."[2]) Mendelssohn machte auch wirklich seine Bemerkungen, die mit den bescheidenen Worten schließen: „Es sind bloße Embryonen von Gedanken, die ein Lessing erst entwickeln und beseelen muß. Vielleicht kann er auch einigen von meinen Mißgeburten eine regelmäßige Gestalt geben und ein Leben einhauchen."[3]) Da er merkte, daß Lessing die Arbeit nicht wieder aufnahm, erklärte er sich, im Juni 1761 bereit, das Werk zum Druck zu befördern. „Wenn Sie nicht Zeit oder nicht Lust haben," schreibt er Lessing, „den Druck

---

[1]) Schr. V, 147.

[2]) Schr. V, 154.

[3]) Diese „Bemerkungen über Burkes philosophische Untersuchungen", welche uns Karl Lessing in der Biographie des Bruders (Schr. II, 201 bis 232) aufbewahrt hat, und welche in den Ges. Schr. Mendelssohns fehlen, sollten im Anhange zur 1. Aufl. dieser Biographie abgedruckt werden, daher das Citat S. 102, Note 2 ohne Angabe der Quelle.

selbst zu besorgen, so schicken Sie mir das Manuscript und die Erlaubniß, es in Ihrem Namen zu thun. Es wäre ewig schade, wenn Ihnen ein Stümper zuvorkäme und das schöne Buch so weghudelte."[1])

Dieses „schöne Buch", aus dem Mendelssohn in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" einen Auszug lieferte,[2]) führte Mendelssohn wieder zu der Theorie der Empfindungen, vielmehr zu der letzten größern ästhetischen Schrift, der 1761 erschienenen „Rhapsodie über die Empfindungen", in welcher er manche in den „Briefen" ausgesprochene Idee theils verbessert, theils weiter ausführt und tiefer begründet.

Anknüpfend an die „Briefe über die Empfindungen" sucht er die Theorie der gemischten Empfindungen, über deren Natur er früher einen „leichten Begriff" hatte, eingehender darzulegen. Er unterscheidet die Lust an der Vollkommenheit der Objecte von der Lust an der Entwickelung unserer Vorstellungen, die objective von der subjectiven Vollkommenheit, und zeigt, wie Mißfallen an dem Gegenstande mit Wohlgefallen an der Vorstellung zugleich bestehen könne. Daß wir über die Vorstellung reflectiren, insofern sie eben ein Product unserer Seele ist, macht nach Mendelssohns Theorie das Wesen des Aesthetischen aus. Wir empfinden über die Einrichtung und Beschaffenheit der Sache Lust oder Unlust, je nachdem wir Realitäten oder Mängel an derselben wahrnehmen. In Beziehung auf das denkende Subject, auf die Seele hingegen, ist das Wahrnehmen und Erkennen der Merkmale, so wie die Bezeugung des Wohlgefallens und Mißfallens an denselben, etwas Sachliches, das in derselben gesetzt wird, eine bejahende Bestimmung, die der Seele zukommt; daher muß jede Vorstellung, wenigstens in Beziehung auf das Subject, als ein bejahendes Prädicat des denkenden Wesens, etwas Wohlgefallendes haben.[3])

---

[1]) Schr. V, 167; Lessings Schr. XIII, 226.

[2]) Schr. IV, 331—350.

[3]) Schr. I, 239.

Zu dieser von Mendelssohn begründeten Theorie waren nun zwar in jener Zeit schon manche Elemente vorhanden. Er selbst sagt in der Recension des erwähnten Burkeschen Buches „Ueber das Schöne und Erhabene", derselbe nehme für die Erklärung des letztern seine Zuflucht zu dem bekannten Systeme, daß eine jede Beschäftigung der Nerven, die sie wirksam erhalte, ohne sie zu ermüden, angenehm sei, welches man in einer französischen Schrift: „Theorie der angenehmen Empfindungen" ausgeführt finde; allein die geistigere Auffassung ist das Eigenthum Mendelssohns, der von Lessing die Anregung dazu erhielt.[1])

Hätte Mendelssohn seine Theorie mit Consequenz verfolgt, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, zu der Lehre vom Schönen zu gelangen, welche Kant in der Kritik der Urtheilskraft etwa dreißig Jahre später aufstellte; arbeitete er doch dem Königsberger Alten wie in manchem andern auch darin vor, daß er die Aesthetik zur Empfindungslehre erhob, ein Verdienst, das ihm der Aesthetiker Vischer[2]) sehr hoch anschlägt. Er konnte aber der allgemeinen Strömung der Zeit nicht völlig Widerstand leisten und machte, wie bereits erwähnt, das Aesthetische der Beförderung der Moralität dienstbar. Unterscheidet er sich nun allerdings eben so vortheilhaft von den Populaträsthetikern, wie in der Philosophie von den Popularphilosophen, so läßt er sich doch bei seinen Untersuchungen von moralischen Zwecken leiten und zieht die Sittenlehre mit in die schönen Wissenschaften. Sie sind von unschätzbarem Nutzen für die Moral „nicht nur für gemeine Köpfe, die für die Tiefe der Demonstration zu seicht sind, sondern sogar für den Weltweisen selbst, wenn er kein Mittel versäumen will, die todte Erkenntniß der Vernunft zum wahren sittlichen Leben zu erwecken." „Die Dichtkunst, die Malerei, die Bildhauerkunst, wenn sie der Künstler nicht zu einem unedeln Zwecke mißbraucht, zeigen uns die Regeln der

---

[1]) Schr. I, 241 ff., Danzel, Gesammelte Aufsätze, 97.

[2]) Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen, Reutlingen 1856, I.

Sittenlehre in erdichteten und durch die Kunst verschönerten Beispielen, wodurch die Erkenntniß belebt und jede trockene Wahrheit in eine feurige und sinnliche Anschauung verwandelt wird."[1])

Soweit über Mendelssohns ästhetische Arbeiten, an welchen Lessing und Herder lernten und deren Einfluß sich bis auf Kant und Schiller erstreckte. Aus seiner Abhandlung „Ueber das Erhabene" schöpften Philosophen wie Kritiker bis zum Ende des Jahrhunderts Anregung und Belehrung, und noch Schiller, obgleich er sich zu den Grundsätzen Kants bekannte, nutzte Mendelssohns Darlegung. Ebenso zog aus seiner Theorie über die Empfindungen, wie er sie namentlich in der „Rhapsodie" aufstellte, erst Kant die letzten entscheidenden Consequenzen.

Sowol die größeren ästhetischen Abhandlungen Mendelssohns als auch viele kleinere Aufsätze erschienen zuerst in Journalen und wurden erst später von ihm gesammelt. In Journalen und Zeitschriften entwickelte er überhaupt manche treffliche Idee. Seine Theilnahme an der Tages- und Zeitliteratur bildet die Periode der beginnenden Reife.

---

1) Schr. I, 275 f.

Fünftes Buch.

Die Periode der beginnenden Reife.

Sechzehntes Kapitel.

Der Buchhalter.

„Sie haben Recht," schreibt Mendelssohn dem spätern Kammerrath von Breitenbauch am 19. April 1757, „mein Leben in dem Reiche der Gelehrsamkeit hat eben nicht lange gedauert. Aber ganz todt bin ich noch nicht! Ich bin jetzt vielmehr in meiner Verwandlung, und wenn diese vorüber ist, wer weiß, ob ich nicht gar alsdann noch Flügel haben werde."[1]) Mit welchem Beifall seine ersten schriftstellerischen Versuche auch aufgenommen wurden, über den engen Kreis der Berliner Freunde und einiger auswärtiger Bekannten trugen sie seinen Namen nicht. Seine „Gespräche" und die „Briefe über die Empfindungen" waren anonym erschienen; ohne sich zu nennen lieferte er seine Beiträge zu den Journalen, weil es in seiner Absicht lag, „niemanden, außer sehr wenigen Freunden, für etwas mehr als einen Buchhalter bekannt zu sein".[2])

Der Philosoph und feinsinnige Aesthetiker war seines Faches Buchhalter. Mit dem spätestens zu Anfang des Jahres 1754

---

[1]) Schr. V, 413.
[2]) Schr. V, 412.

erfolgten Eintritte in die Bernhardsche Seidenwaarenfabrik war über seinen fernern Lebenslauf entschieden, und der Plan, den er wol in früheren Jahren gehegt hatte, Rabbiner zu werden, vollständig aufgegeben. Der Gedanke, daß seine wissenschaftlichen Bestrebungen ihn für etwas anderes könnten gelten lassen als er seiner innersten Ueberzeugung nach war, schreckte ihn von einem rabbinischen Amte ab und bewog ihn, sich „hinter seine Bücher und in sein Comptoir zurückzuziehen".

Bernhard hatte allen Grund, mit Mendelssohn, dem Buchhalter, eben so zufrieden zu sein, wie er es mit Mendelssohn, dem Hauslehrer, war. Es wurde dem jungen Manne freilich nicht leicht, sich in die neue Stellung hineinzuarbeiten. Im Winter 1755 war er von morgens acht bis abends neun an den Schreibtisch gebannt; er arbeitete daran, „sich für den Sommer ein wenig von den Geschäften losreißen zu können".[1]) In der That wurde seine Stellung bald eine angenehmere. Schon im März 1756 meldete er seinem Lessing, daß er künftigen Sommer in seiner Lebensart die Aenderung treffen werde, „zu welcher er ihm so oft gerathen habe. Ich arbeite nicht länger in dem Comptoir als sechs Stunden, von acht Uhr morgens bis zwei Uhr nachmittags. Alle übrigen Stunden sind für mich".[2])

Auch seine äußeren Verhältnisse gestalteten sich allmählich zum Bessern. Im Sommer 1757 lebte er schon mit aller Bequemlichkeit in seinem Garten. „Ich habe einen überaus schönen Garten, darin Sie logiren können," meldet er Lessing den 1. Juli 1757. „Er ist von Herrn Nicolai seinem nicht weit abgelegen, und Sie können alle Bequemlichkeiten darin haben, die Sie nur wünschen. Ich komme alle Abende um sechs Uhr heraus und werde blos von einigen meiner Freunde begleitet,

[1]) Schr. V, 19.
[2]) Schr. V, 29.

die Sie gewiß nicht stören werden."[1]) Regelmäßig morgens sechs Uhr stellte er sich bei Freund Nicolai zu gemeinsamen Studien ein.[2])

Er hatte sich auch schon ein kleines Sümmchen erspart und war im Stande, seine armen Freunde aus peinlichen Verlegenheiten zu ziehen. Als Lessing in eben dieser Zeit mit bitterer Noth zu kämpfen hatte, stand er ihm als Freund hülfreich zur Seite. Schulden fesselten ihn in Leipzig, was er keinem verrathen wollte, als seinem guten Mendelssohn, den er um ein Darlehn von sechzig Thalern ersuchte. Sechzig Thaler waren nun allerdings für den Buchhalter keine kleine Summe. Mit der Freimüthigkeit wahrer Freundschaft schrieb er ihm, daß er sechzig Thaler unmöglich auf einmal schicken könne. „Ich kann Ihnen jetzt, ohne die geringste Beschwerlichkeit, dreißig Thaler, und irgend in vier Wochen noch dreißig Thaler schicken, wenn es Ihnen so gefällt. Ich würde auch heute das Geld mitgeschickt haben, wenn man nicht seit gestern den Weg von hier nach Leipzig für unsicher hielt. Seien Sie also so gütig, allda durch jemanden dreißig Thaler auf mich assigniren zu lassen, entweder an Herrn Voß oder sonst einen Kaufmann allhier. Ich zahle contant; mit den übrigen dreißig Thalern müßte es alsdann noch einige Wochen Anstand haben. Sie sehen, daß ich kein Bedenken trage, Ihnen dasjenige abzuschlagen, was mir beschwerlich fällt."[3]) Die zweite Anweisung auf Voß blieb nicht aus; freilich bemerkte der Aussteller in seinem Avis, daß Mendelssohn nicht gehalten wäre, sie anzunehmen, wenn es seine Umstände nicht erlaubten. „Sie müssen, um mir eine Gefälligkeit zu erweisen, sich nicht in Verlegenheit setzen. Das will ich durchaus nicht."[4]) Und als Voß die Anweisung präsentirte, — war Mendelssohns Kasse leer, aber er versprach, die

[1]) Schr. V, 112.
[2]) Schr. V, 117.
[3]) Schr. V, 128.
[4]) Schr. V, 132.

Summe binnen vierzehn Tagen gewiß zu bezahlen, ein Versprechen, das er auch unfehlbar hielt.“[1])

Jedenfalls hatten sich die äußern Verhältnisse Mendelssohns derart günstig gestaltet, daß er ruhig und zufrieden hätte leben können, wenn nicht sein nach Wissen dürstender Geist ihm das Geschäftsleben verleidet hätte. Ein Gelehrter ist selten ein guter Geschäftsmann. Mendelssohn konnte es nicht verschmerzen, eingekerkert zu sein in den dumpfen Räumen seines Comptoirs; unaufhörlich klagte er über Geschäfte und wurde ob der Klagen eine Zeit lang nie recht froh. Welche Unzufriedenheit spricht sich in dem Briefe an Lessing vom 27. Februar 1758 aus.[2]) „Ein guter Buchhalter ist gewiß ein seltenes Geschöpf. Er verdient die größte Belohnung, denn er muß Verstand, Witz und Empfindung ablegen, und ein Klotz werden, um richtig Buch zu führen. Verdient ein solches Opfer zum Besten der Finanzen nicht die größte Belohnung? Wie ich heute auf diesen Einfall komme, fragen Sie? Sie können es wol unmöglich errathen, daß mir des Herrn von Kleist neue Gedichte dazu Anlaß gegeben haben. Ich ließ sie mir des Morgens um acht Uhr kommen. Ich wollte unserm lieben Nicolai eine unvermuthete Freude damit machen und sie mit ihm durchlesen. Allein ich ward verhindert — die ungestümen Leute! Was bringt Er, mein Freund? und Sie, Gevattern? und Er, Geselle? Lassen Sie mich heute, ich kann nicht. „Sie haben ja nicht irgend Feiertage?“ Das wol eigentlich nicht, aber ich bin krank. Es verschlägt Ihnen ja nichts. Kommen Sie morgen wieder. — Diese Leute waren gefällig, allein mein Principal war es nicht. Ich bekam Arbeit bis gegen Mittag. Ich las indessen unter der Arbeit hier und da ein Fleckchen; und da merkte ich es, wie schwer es ist, Empfindung zu haben und ein Buchhalter zu sein. Ich fing an, in Handlungssachen schön zu denken, und

[1]) Schr. V, 133.
[2]) Schr. V, 149 f.

machte in meine Bücher eine von den Schönheiten, die man von einer Ode zu rühmen pflegt. Ich verwünschte meinen Stand, schickte die Gedichte unserm Esquire (Nicolai), der von seinen Geldern lebt, ha, nicht ohne Neid! und ward verdrießlich."

Er beneidete den Freund wahrlich nicht um sein Vermögen, wol aber um die günstige Lage, welche es ihm möglich machte, sich ungestört den Wissenschaften hingeben zu können. Das war es gerade, was ihm fehlte und was ihm seinen Stand oft unerträglich machte. Wäre ihm nur mehr Muße zum Studiren geblieben, „er wäre glücklicher gewesen als der weise Memnon, bevor dieser sein Geld, seine Unschuld und seine Augen verlor."[1]) So aber folgte er mit innerm Widerstreben der Nothwendigkeit, denn Nothwendigkeit nannte er jede Beschäftigung, die mit den Neigungen streitet, und noch in spätern Jahren hören wir ihn klagen über die „Last von tausend unangenehmen Geschäften", über „die vielen gedankenlosen, ermüdenden und dummmachenden Dinge", und über den „Mangel an Zeit für seine Studien."[2]) „Die Geschäfte! die lästigen Geschäfte!" jammert er in einem Briefe an Lessing im Mai 1763,[3]) „sie drücken mich zu Boden und verzehren die Kräfte meiner besten Jahre. Wie ein Lastesel schleiche ich mit beschwertem Rücken meine Lebenszeit hindurch, und zum Unglück sagt mir die Eigenliebe ins Ohr, daß mich die Natur vielleicht zum Paradepferd geschaffen hat. Was ist zu thun, mein lieber Freund? Wir wollen uns einander bedauern, und zufrieden sein. So lange die Liebe zu den Wissenschaften bei uns nicht erkaltet, haben wir noch eine gute Hoffnung."

Und diese Liebe hatte von dem jugendlichen Feuer noch nichts verloren. Die drei Freunde, Lessing, Mendelssohn und Nicolai, standen damals in der vollen Kraft jugendlicher Frische,

[1]) Schr. V, 270.
[2]) Schr. V, 270, 346.
[3]) Schr. V, 171.

sie waren alle drei voll Wahrheitsliebe und Eifer, alle drei unbefangenen Geistes und hatten keine andere Absicht, als die deutsche Literatur neu zu beleben und deutsches Nationalgefühl zu wecken und zu heben. Zu diesem Zwecke verbanden sie sich zu gemeinsamen literarischen Unternehmungen in Zeitschriften und Journalen.

Siebzehntes Kapitel.

Der Journalist.

Den ersten journalistischen Versuch machte Mendelssohn im Alter von einundzwanzig Jahren. Um seine Glaubensgenossen moralisch und ästhetisch zu läutern, schritt er schon 1750, in demselben Jahre, in dem er als Hauslehrer bei Bernhard eintrat, unterstützt von Tobias Bock, einem jungen Strebegenossen, zur Herausgabe einer moralischen Wochenschrift in hebräischer Sprache; er gab ihr den Titel „Der Sittenprediger" (Kohelet Musar). In diesen halb poetischen, halb philosophischen Betrachtungen, die immer an einen talmudischen Spruch anknüpfen, pries er die Schönheit der Natur oder sprach nach der Weise der Leibniz-Wolffischen Philosophie über die Vollkommenheit der Welt, über die Richtigkeit des Uebels u. dgl. m. So unverfänglich der Inhalt und so vorzüglich auch die Form war, so erregte doch das Unternehmen großen Anstoß; schon mit dem zweiten Blatte ging die Wochenschrift wieder ein.[1])

Bald nach diesem ersten mißglückten Versuch betheiligte er sich mit kleinen Beiträgen an den Zeitschriften, welche sein Freund Müchler theils selbst redigirte, theils unterstützte. Auf besondern Werth können diese jugendlichen Producte keinen Anspruch machen; es sind moralische Betrachtungen, welche nur zu sehr den Ge-

[1]) Die Aufsätze sind theilweise wieder abgedruckt: Sammler, 1785, S. 90 ff., 93 f., 103 ff.

schmack der Zeit verrathen, in welcher sie entstanden. Wol aber verdient der Umstand die volle Anerkennung, daß Mendelssohn schon damals bemüht war, die Geistesproducte jüdischer Dichter in deutscher Uebersetzung bekannt zu machen. Stücke aus Penini Bedrasis „Prüfung der Welt" und die oft bewunderte Elegie des spanischen Dichterfürsten Jehuda Halevi, von der Goethe behauptet: es ist eine Gluth der Sehnsucht in dieser Elegie, wie in wenig Gedichten"[1]), erschienen 1755 in einer von Müchler herausgegebenen Zeitschrift.

Durch Lessing, welcher ihn zur kritischen Lectüre schönwissenschaftlicher Schriften anregte, wurde er auch für die Hebung der deutschen Literatur gewonnen.

Um die deutsche Literatur von den Schlacken fremdartiger Elemente zu säubern, hatte Lessing schon im Jahre 1755 die Herausgabe der Zeitschrift „Das Beste aus schlechten Büchern" mit ihm verabredet; er hatte ihm dazu eine umfangreiche Besprechung einer schlechten Psychologie versprochen. „Sie sollen in acht Tagen den ersten Bogen des Journals sehen," heißt es in dem ersten Briefe Lessings an Mendelssohn; „schicken Sie mir also Ihre Recension mit nächstem. Mendelssohn hatte seine Arbeit auch eingeschickt, wie sich aus folgender unter den Papieren Lessings vorgefundenen Notiz ergiebt. „Mein Freund Moses hatte mir ein paar schöne Beiträge aus einigen schlechten Compendien der Cartesianischen Philosophie gegeben, von welchen ich bedauere, daß ich sie nicht mehr zu finden weiß."[3]) Die Zeitschrift kam nicht zustande, weil Lessing vermuthete, daß ihm die Fortsetzung zu schwer werden würde.

Die Begründung einer neuen Zeitschrift war dem andern Freunde Mendelssohns vorbehalten. Im Jahre 1756 begründete Nicolai die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" und forderte Mendelssohn, der sich damals,

[1]) Aus Herders Nachlaß I, 130.
[2]) Schr. V, 7.
[3]) K. Lessing, Lessings Leben, I, 162.

wie Lessing halb ironisch bemerkte, „von einem Metaphysiker in einen Bel-esprit ausdehnte“,[1]) zum Mitarbeiter auf. Mendelssohn wurde nicht allein der fleißigste Mitarbeiter der „Bibliothek“, welche unter Lessings Aufsicht in Leipzig gedruckt wurde, er nahm auch an den Redactionsarbeiten den lebhaftesten Antheil. Die Zuerkennung des Preises, den Nicolai für das beste Trauerspiel ausgesetzt hatte, beschäftigte ihn nicht minder als Lessing, und als die „Bibliothek“ einen Preis für ein in Prosa auszuführendes Thema auszuschreiben beschloß, entwarf er die „Vorschläge zu einer Aufgabe in der Beredsamkeit“;[2]) er galt bald als die Seele des literarischen Unternehmens, welches, wie Danzel behauptet, eins der größten Verdienste Nicolais ist. Die „Bibliothek“ war die erste literarische Zeitschrift von Bedeutung, die nicht von dem allmächtigen Gottsched ausging und geradezu Front gegen ihn machte, und auch die erste, welche das Gebiet der schönen Künste in das Gebiet der allgemeinen Bildung zog.

Es ist nicht zu viel behauptet, daß die „Bibliothek“, so lange sie von Nicolai herausgegeben wurde, größtentheils Mendelssohn ihr Bestehen verdankte. Kein Stück erschien, das nicht Beiträge von ihm brachte. In diesem Journale veröffentlichte er die meisten seiner ästhetischen Abhandlungen; er lieferte größere Recensionen, oft von drei und vier Bogen, über neue englische Erscheinungen, wie Lowths Vorlesungen über die heilige Dichtkunst der Hebräer, Akensides Ergötzungen der Einbildungskraft, über die philosophische Untersuchung des Ursprungs unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen, Popes Schriften u. a. m.,[3]) Recensionen, in welchen er gewisse allgemeine, aus den anerkannten Meisterwerken, zumal der Alten, abgezogene Regeln auf die besonderen Fälle anwandte.

[1]) Schr. V, 41.

[2]) Schr. IV, 1, 25 f.

[3]) Die Beiträge Mendelssohns zur Bibliothek sind gesammelt, Schr. IV, 1, 157—496.

Sobald Mendelssohn Miene machte, sich von der „Bibliothek“ zurückzuziehen, ließ sie der Herausgeber auch fallen. Sie hatte kaum das erste Jahr erlebt, als Mendelssohn ihr den Abschied zu geben beschloß. „Herr Nicolai kann versichert sein, daß ich die schönen Wissenschaften nächstens abdanke,“ kündigte er schon im November 1757 Lessing an,[1]) der das Journal von Anfang an nicht in seinem Sinne fand und ihn in seinem Vorhaben bestärkte, denn er meinte, „den schönen Wissenschaften sollte nur ein Theil unserer Jugend gehören; wir haben uns in wichtigern Dingen zu üben,“[2]) und so war auch der Entschluß Nicolais alsbald gefaßt, die Bibliothek fallen zu lassen.

Er traf Anstalten zu einem neuen Unternehmen, das eine wahrhaft revolutionäre Bewegung hervorzubringen bestimmt war und dem Mendelssohn so wenig wie Lessing seine Hülfe versagte. Dieses Unternehmen sind die berühmten „Literaturbriefe“. Sie wollten die neueste deutsche Literatur einer gründlichen Prüfung unterwerfen; Kampf gegen alles Veraltete, Mittelmäßige und zumal gegen alles Geistlose war ihr Losungswort. Sie beugten sich vor keiner Autorität, fürchteten keinen Namen, waren auf niemand gestützt als auf die Wahrheit der Sache und ihre eigene unbefangene Kritik, und nahmen im Kleinen eine Stellung ein, nicht unähnlich jener, welche zur selben Zeit Friedrich der Große auf dem großen Theater der Politik behauptete.

Von Mendelssohn, der sich damals mit der Idee trug, philosophische Briefe zu schreiben, mag für die Darstellung die Briefform in Vorschlag gebracht worden sein. In Briefen an einen im Felde verwundeten befreundeten Offizier wollte man die bedeutendsten literarischen Erscheinungen besprechen; Lessing dachte dabei an seinen Kleist, Mendelssohn an niemand anders als an seinen besten Freund Lessing. „Sie müssen alle Briefe

---

[1]) Schr. V, 138.
[2]) Schr. V, 140.

über die Literatur, welche nicht ganz leer von neuen Gedanken sind, ansehen, als wenn sie an Sie gerichtet werden," schreibt er ihm am 11. Februar 1761. „Für meinen Theil kann ich Sie versichern, daß ich weder den eingebildeten Offizier, noch das Publikum in den Gedanken habe, so oft ich nicht blos abschreibe, sondern selbst zu denken wage. Sie sind der Mann, den ich anrede und dessen Urtheile ich meine unreifen Einfälle unterwerfe."[1]) Die Briefe sollten wöchentlich erscheinen, die Verfasser unbekannt bleiben; sie verbargen sich unter Zeichen und Buchstaben. Mendelssohns Chiffre war zuerst ein D., das auf Dessau, seinen Geburtsort, hindeutete, dann auch M., Fll. und andere willkürlich gewählte Buchstaben. Solche Anonymität war damals sehr beliebt.

Die „Literaturbriefe" sind die wichtigste und folgenreichste Erscheinung nicht allein der deutschen Journalistik, sondern auch der deutschen Literatur. In ihnen gewann die deutsche Kritik den männlichen Ernst, der auf den Kern und das Wesen der beachtenswerthen Erscheinungen eingeht und das Urtheil über dieselben nicht nach Einzelnheiten, sondern nach dem Ganzen bemißt. Die Nachlässigkeit in der Behandlung der Sprache, die seichte Vielschreiberei der gedankenlosen Mittelmäßigkeit wollten sie aufdecken und verbannen. Sie drangen vor allem auf Gründlichkeit der Untersuchung, auf Schönheit des Ausdrucks, auf edle, aber einfache Schreibart. „Ich bin so unsinnig nicht," lautet Mendelssohns Bekenntniß, „die strenge Methode und die Gründlichkeit an unsern deutschen Schriftstellern zu tadeln, oder zu verlangen, daß sie von dieser Strenge, der Welt zu Gefallen, nur das mindeste vergeben sollten. Der Schriftsteller muß erst an die Forderung der Wissenschaft, und hernach an die Bequemlichkeit seiner Leser denken. Jene gehen vor, weil der Leser selbst verpflichtet ist, ihnen seine Bequemlichkeit aufzuopfern.... Mich dünkt immer, wenn unsere Weltweisen die Schul-Etiquette

[1]) Schr. V, 160.

vergessen, und sich einen freiern und ungezierten Ton angewöhnen wollten, so würde der allgemeine Beifall, den sie verdienen, nicht ausbleiben."[1])

Der neue Boden, auf dessen Gewinnung es Mendelssohn wie Lessing mit den kritischen Literaturbriefen abgesehen hatte, war kein anderer, als der Boden für eine im wahren Sinne nationale, d. h. eine eigenartig deutsche, aus dem innersten Wesen und Leben der Nation hervorgehende Literatur. Als treuer Bundesgenosse an der Seite Lessings, half er den Augiasstall der deutschen Literatur gründlich reinigen. Die Kritik, die er im Bunde mit Lessing in die Literatur einführte, war keine blos reproducirende, keine blos negative, ätzende und zersetzende; sie war eine positive, schöpferische, entschieden Schlechtes und Schädliches abweisende, die Bildung einer nationalen Literatur anspornende, echt deutsche Kritik.[2]) Er übte sie sowol auf dem Gebiete der schönen Künste als ganz besonders auf dem der Philosophie: die philosophischen Briefe hatte er zu liefern übernommen. Gleich der erste Brief, in welchem er es mit deutlichen Worten aussprach, daß die neuesten philosophischen Schriften der Deutschen kaum noch diesen Namen verdienten, mußten den Schade, Crusius, Lieberkühn und wie die armen Sünder weiter heißen, keinen kleinen Schreck einjagen. „Sorgen Sie nicht! Sie sollen zeitig genug mit unsern neuen Weltweisen bekannt werden. Sie werden zeitig genug das traurige Schauspiel, eine Wissenschaft in ihrem Verfall, erblicken; und eine solche Wissenschaft, in welcher wir vor kurzem so wichtige Progressen gemacht, in welcher Deutschland die größten Männer aufzuweisen hatte: eine Wissenschaft, die dem unbestimmten Nationalcharakter der Deutschen etwas eigenthümliches zu geben schien. Die Königin der Wissenschaften, die sich sonst aus Herablassung ihre Magd nannte, ist jetzt, dem Wortverstande nach, zu den niedrigsten

[1]) Schr. IV, 2, 59 f.

[2]) A. Bodek, Moses Mendelssohn als deutscher Nationalschriftsteller, in Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch (Leipzig 1879).

Mägden heruntergestoßen worden. Die arme Matrone! sagt Shaftesbury; man hat sie aus der großen Welt verbannt und auf die Schulen und Collegien verwiesen. Nunmehr hat sie auch diesen staubigen Winkel räumen müssen ... Der Schauplatz ist ledig, und dem Anscheine nach wird Crusius bald der Weltweise nach der Mode werden."[1])

Deutschland national zu heben, das wahre Selbstgefühl der Nation zu stärken, lag ihm in seinen Kritiken besonders am Herzen. Er konnte es dem so hoch von ihm verehrten Winckelmann nicht verzeihen, daß er sich auf den Umgang mit Cardinälen so kindisch viel zu gute that und auf jeden deutschen Professor mit schnöder Verachtung herabsah.[2]) Er macht es dem deutschen Publikum zum Vorwurf, daß es, allzu sorglos für seine nationale Ehre, den Werth seiner großen Geister nicht zu schätzen wisse. Diesen Undank der Deutschen geißelt er, indem er ausruft: „Leibniz und Newton, deren unsterblicher Ruhm bis in die spätesten Zeiten dauern wird, lebten zu einerlei Zeit und erweiterten die Grenzen der Wissenschaften gleichsam mit vereinigten Kräften. Der große Newton starb; und es ist bekannt, mit welchem Pompe, mit welchen fast königlichen Ehrenbezeugungen sein Leichnam beigelegt worden sei. Der wenigstens ebenso große Leibniz verschied, und ward nicht würdiger beerdigt, als der schlechteste Einwohner einer Stadt, dessen Verlust man nicht weiter verspürt, als an dem Tische wo er gegessen hat. Ja, was noch mehr ist, vielleicht hat der Herr von Fontenelle diesem großen Deutschen eine würdigere Lobrede gehalten, als alle seine Mitbürger, die noch dazu in gewissem Verstande seine Lehrlinge waren."[3])

Mit solchem Freimuthe traten in jener Zeit außer Lessing sehr wenige auf.

---

[1]) Schr. IV, 1, 499.

[2]) Aus Herders Nachlaß, II, 225.

[3]) Schr. IV, 1, 262.

Mendelssohn, der heimatlose Jude, kämpfte mit patriotischem Eifer für die Wiederaufrichtung des gesunkenen deutschen Nationalgefühls, für Deutschlands nationale Ehre und Größe. Darum verurtheilte er in seiner Kritik jede Nachäfferei der Ausländer. Er erkannte das Gute an, wo er es fand, ermunterte durch Lob, wo er ein ehrliches Streben entdeckte, tadelte am Meister wie am Anfänger, ohne Ansehen der Person sah er als unerbittlicher Richter nur auf die Sache.

Achtzehntes Kapitel.

Der Kritiker.

Mendelssohn unterzog in den „Literaturbriefen", weniger in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", welche im Jahre 1765 unter Nicolais Leitung ihren Anfang nahm und in den ersten Jahren ihres Bestehens auch ihn zu ihren Mitarbeitern zählte, nicht blos philosophische Schriften seiner Beurtheilung, er stellte auch die zeitgenössischen Meister deutscher Poesie vor seinen Richterstuhl.

Das bewunderte Genie des Tages war Klopstock, der gefeierte Regenerator der deutschen Nationalliteratur. Mendelssohn verkannte die Bedeutung der „Messiade" nicht; daß ihm der zweite Theil dieser Dichtung nicht allenthalben gleich gefiel, schrieb er seiner Religion zu. Der zehnte Gesang schien ihm alle vorhergehenden zu übertreffen; einige Hymnen, einige entworfene Charaktere, und das Gespräch Satans mit Adramelech waren in seinen Augen wahre Meisterstücke. Dabei entgingen ihm nicht die innern Mängel und unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich dem Dichter boten: „alle die Heiligen, die er

aus den Gräbern ruft, können ja doch nichts anders thun als anschauen, heilige Hände falten und beten."[1])

Einer sehr strengen Kritik unterzog er das 1757 erschienene Trauerspiel „Der Tod Adams", an dem er nichts fand, das Klopstocks würdig sei. „Ich weiß nicht," schreibt er Lessing den 11. August 1757, „wie Klopstock solch Zeug hinschreiben kann, das weder Zusammenhang noch Handlung, weder Leidenschaften noch irgend etwas anders, außer einer kleinen Nüance von Charakteren, hat. Ich sage meine Meinung ziemlich zuversichtlich; aber ich bin gewiß, daß ein Lessing nie ein solches Gewäsch dem Drucke bestimmt haben würde, gesetzt, es wäre ihm möglich gewesen, so was zu schreiben."[2])

Zurückhaltender mit seinem Urtheile über diesen völlig mißlungenen Versuch war er gegen Gleim, den schwärmerischen Verehrer Klopstocks. „Je öfter ich den Tod Adams lese," heißt es in seinem Briefe an Gleim, „desto mehr werde ich in der Vermuthung bestärkt, daß ich nicht in der gehörigen Verfassung bin, dieses Stück zu empfinden oder zu beurtheilen. Mir fehlet gleichsam das ABC derjenigen Empfindungen, die der Dichter erregen will. Ich weiß nicht, was des Todes sterben hieße,[3]) ich weiß nicht was der Fluch eines Bösewichtes so sehr Schreckendes habe u. s. w". Zugleich mit dem Briefe schickte er Gleim einige Bemerkungen, welche dieser dem Dichter mittheilte und welche in einer spätern Auflage des Trauerspiels auch Berücksichtigung fanden. Das Urtheil Mendelssohns war auch einem Klopstock nicht gleichgültig.[4])

Noch viel schlimmer als der „Tod Adams" kam das Trauerspiel „Salomo" weg, das der Dichter selbst für ein tragisches Meisterstück hielt. „Ich habe mich gemartert, dieses Stück zu

---

[1]) Schr. V, 33.

[2]) Schr. V, 120.

[3]) Klopstock gebraucht mit Vorliebe diesen Ausdruck, so I, 3, 7; II, 1.

[4]) M. s. mein Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes (Leipzig 1883) S. 23.

verstehen," schreibt er den 20. Juli 1764 an Abbt. „Vergebens! Ich schmeichle mir, Stücke des Sophokles leichter verstehen zu können."[1])

Geßners „Tod Abels" wird ganz und gar verurtheilt; es fehlen ihm die Triebfedern der Handlung und Charaktere. Hingegen räumt er dem unnachahmlichen Idyllendichter gern ein, daß seine Poesie durchgehends wohlklingend und lieblich, oft sogar zu lieblich und zu schwulstig ist.[2])

Die Versuche anderer deutscher Dichter werden von Mendelssohn unparteiisch beurtheilt. In Withof erblickt er einen Nachahmer Hallers, der in seinen „Moralischen Gedichten", in einzelnen Oden, sein Vorbild noch übertrifft. Den Poesien Hallers und Withofs setzt er einige Gedichte Duschs an die Seite, obgleich er nicht verhehlt, daß der Dichter aus Klopstocks „Messias" ganze Verse declamiren läßt.

Uz' Lehroden, besonders seine aus einer begeisterten Auffassung der Leibnizischen Religionsphilosophie hervorgegangne „Theodicee" sind in seinen Augen so meisterhaft, daß er an allen anderen Poesien dieses Dichters den höchsten Maßstab anzulegen sich für berechtigt hält. Dieses gilt besonders von dem Lehrgedichte „Die Kunst fröhlich zu sein", das nur einige Stellen enthält, die Uzens nicht unwürdig sind. „Wenn ich das Glück hätte," schreibt der Recensent, „ein Freund des Herrn Uz zu sein, so möchte ich ihm rathen, ein Feld nicht zu verlassen, auf welchem er unter den Deutschen ein Original geworden, um ein anderes zu betreten, auf welchem man schwerlich mehr als leidlicher Nachahmer werden kann."[3])

Eingehend beschäftigte sich Mendelssohn mit den Gedichten der Karschin, dieser Natur- und Volksdichterin, welche eine so ungemeine Reimfertigkeit besaß, daß sie in kurzer Zeit einen

[1]) Schr. V, 325.
[2]) Schr. IV, 1, 483.
[3]) Schr. IV, 2, 172.

„ganzen Band von Gedichten hingeschrieben." Mendelssohn war ihr nichts weniger als gewogen und so recht eigentlich bemüht, den Enthusiasmus ihrer Freunde, welche sie allen Dichtern gleichschätzten, herabzustimmen. In der redlichen Absicht sie zu einer guten Dichterin zu machen, sagte er ihr derbe Wahrheiten,[1]) und dabei hat „strengen Kunstrichtern die Recension noch viel zu gelinde erschienen".[2])

Für Cronegks preisgekröntes Trauerspiel „Codrus" mit den höchst tugendhaften oder höchst lasterhaften Charakteren und der Einförmigkeit in den Gesinnungen der handelnden Person hat er scharfen Tadel. Weit besser gefiel ihm desselben Dichters unvollendetes Trauerspiel „Olint und Sophronia", das viele vorzügliche Schönheiten hat, während das Lustspiel „Der Mißtrauische" seines Erachtens kaum mehr als mittelmäßig ist.[3])

Hochgerühmt werden Joh. Elias Schlegels Trauerspiele, obgleich er richtig herausfühlt, daß „Die Trojanerinnen" nur Nachahmung ist; dem Lustspiele „Triumph der guten Frauen" weiß er wenige deutsche Lustspiele an die Seite zu stellen.

Zuletzt nahm sich Mendelssohn noch des verschrienen Lohenstein an, in dessen „Arminius" er einen historischen Stil fand, den sich unsere Geschichtsschreiber zum Muster nehmen sollten. „Gedrungene Kürze, runde Perioden, kernhafte Ausdrücke und eine Beredsamkeit, welche an das Erhabene grenzt, wird man in diesem Roman finden."

Das war die letzte Recension, welche von ihm in den „Literaturbriefen" erschien, und am 14. Juni 1765 konnte er füglich Abbt ankündigen: „Literaturbriefe" schreibe ich nicht mehr, die „Bibliothek" geht mich nichts an."[4])

Mendelssohn war in seiner Kritik immer unparteiisch; er

---

[1]) Schr. IV, 2, 420—444.
[2]) Schr. V, 323.
[3]) Schr. IV, 2, 299 ff.
[4]) Schr. V, 350.

achtete weder die Person des Verfassers noch den Rang und die Stellung, die er als Schriftsteller einnahm. „Ein König, ein Frauenzimmer, ein Jude, was thut dieses zur Sache? Wer die Ehrbegierde hat, Schriftsteller zu sein, muß, alle Nebenbetrachtungen bei Seite gesetzt, als Schriftsteller beurtheilt werden."[1]) Er tadelte was ihm mittelmäßig oder schlecht schien, er tadelte sogar Friedrich den Großen.

Neunzehntes Kapitel.

Mendelssohn und Friedrich der Große.

Zu den enthusiastischen Preußenfreunden und zu den blinden Verehrern des großen Friedrich gehörte Mendelssohn nicht. Wie hätte er auch einen Monarchen lieben können, der die Ausbreitung und Vermehrung der Juden in seinem Lande gesetzlich verbot und seine Abneigung gegen die jüdischen Unterthanen so häufig an den Tag legte! Der skandalöse Proceß, welchen Voltaire, des Königs Liebling, mit dem Berliner Juden Abraham Hirsch führte, und der dem schriftstellerischen Regenten selbst zu einer Komödie Stoff bot, vermehrte noch Friedrichs Abneigung gegen die jüdische Nation, sodaß er in einem Edicte vom 28. August 1752 die in seinem Lande ansässigen Juden auf eine gewisse Anzahl Köpfe restringirte; neue Judenfamilien sollten sich unter keinem Vorwande einschleichen und ansetzen.

Es läßt sich denken, daß eine solche schmachvolle Unterdrückung einen Mendelssohn nicht mit Liebe für Friedrich erfüllen konnte. War ihm die freie Denkweise des Königs doch sonst zur Genüge bekannt! Vorsichtig wie er war, hielt er seine politische Gesinnung stets geheim. Nur gegen Lessing äußerte

[1]) Schr. IV, 2, 424.

er sich über den siebenjährigen Krieg, „den wundervollsten Feldzug, der unter der Anführung eines Weltweisen vielleicht je ist gethan worden",[1]) indem er ihm schrieb: „Kommen Sie zu uns! Wir wollen in unserm einsamen Gartenhause vergessen, daß die Leidenschaften der Menschen den Erdball verwüsten. Wie leicht wird es uns sein, die nichtswürdigen Streitigkeiten der Habsucht zu vergessen!"[2])

Und doch wagte es Mendelssohn, der ausländische, kaum geduldete Jude, die Gedichte des großen Königs in den „Literaturbriefen" zu tadeln!

Als nämlich Friedrich im Jahre 1760 seine bis dahin nur dem Vertrauen der Freundschaft geweihten Gedichte wegen eines in Frankreich veranstalteten Nachdrucks aller Welt überlassen mußte, gab Mendelssohn von diesen „Poésies diverses" in den Literaturbriefen eine Beurtheilung, welche ein nicht geringes Aufsehen erregte. Man erkundigte sich nach dem Recensenten und erfuhr, daß der Dessauer Jude es sei. Es ist ein Meisterstück von Recension! „Sie werden selten" — so schrieb er — „bei einem Dichter so viel Philosophie, erhabene Gesinnungen, Kenntniß des menschlichen Herzens, Natur in den Gemälden und Gleichnissen, und so viel Zartheit in den Empfindungen angetroffen haben als hier; und, was an einem Werke des Genies die größte und seltenste Zierde ist, die reine Sprache des Herzens, welche sich nie verleugnet und sich nie durch die Kunst nachahmen läßt." Er entwarf sodann ein Bild des Königs, in dem frei von aller Schmeichelei, in wenigen Zügen der ganze Charakter desselben, „seine große Seele, sein noch größeres Herz und seine Schwachheiten selbst", geschildert sind. „Die Nachwelt," heißt es, „wird das Vergnügen haben, den Helden und den Landesvater, den sie in seinen öffentlichen Thaten nicht genug wird bewundern können, hier in seinen

---

[1]) Schr. IV, 1, 502.
[2]) Schr. V, 70.

Ergötzungen als den liebenswürdigsten Privatmann kennen zu lernen. Kaum ist den Pflichten des Regenten, in ihrem weitesten Umfange, Genüge geschehen, so legt er Krone und Scepter und den Zwang der Majestät vor dem Throne der Weisheit nieder, und begiebt sich in den kleinen Cirkel von Freunden, ist selbst der zärtlichste Freund, der angenehmste Gesellschafter, der gütigste Hausherr und der strengste Sittenrichter; verabscheut den Schmeichler, züchtigt den Wollüstling, scherzt über den Unzufriedenen, bestraft seine eigenen Fehler, und haßt niemand als den Tyrannen und den Heuchler, die Feinde der menschlichen Glückseligkeit."[1])

Bei aller Anerkennung, welche er dem Regenten und philosophischen Dichter zollte, kann er sein Bedauern nicht unterdrücken, daß ein deutscher Fürst sich der französischen Sprache in seinen Schriften bedient: „Welcher Verlust für unsere Muttersprache, daß sich dieser Fürst die französische geläufiger gemacht! Sie würde einen Schatz besitzen, um den ihre Nachbarn Ursache hätten sie zu beneiden." Streng rügte er die in den Episteln an Marschall Keith und an Maupertuis dargelegte philosophische Anschauung. Die Gründe, welche der König wider die Unsterblichkeit der Seele vorbringt, schienen ihm so unerheblich und machten, wie er sich ausdrückt, so schlechte Figuren, daß sie kaum beantwortet zu werden verdienen! Ja Mendelssohn ging in seiner Aufrichtigkeit noch weiter und behauptete geradezu: „Mich dünkt, ein Friedrich, der an der Unsterblichkeit zweifelt, ist eine bloße Chimäre, ein viereckter Zirkel, oder ein rundes Viereck!"[2])

Diese Recension benutzte ein charakterloser Vielschreiber, von Justi genannt, welcher später wegen Unterschleife nach der Festung Küstrin geschickt wurde und, aus der Haft zurückgekehrt, in den ärmlichsten Verhältnissen lebte, sich an den Literaturbriefen, welche ein von ihm herausgegebenes schlechtes Buch

---

[1]) Schr. IV, 2, 67 f.
[2]) Schr. IV, 2, 70 ff.

gerecht beurtheilt hatte, zu rächen. Er schrieb an den Staatsrath: „Es erscheine in Berlin eine schändliche Schrift, Briefe die neueste Literatur betreffend, worin ein Jude in einem Aufsatze wider den Hofprediger Cramer die Gottheit der christlichen Religion, auch durch ein freies Urtheil über die Poésies diverses die Ehrfurcht gegen des Königs allerhöchste Person aus den Augen gesetzt habe".[1]) Es erfolgte sofort, am 18. März 1762, durch den Generalfiscal von Uhden das Verbot der Literaturbriefe, und Mendelssohn war auf dem besten Wege, ein Märtyrer der Kritik zu werden. Er wurde aufgefordert, am nächsten Vormittag vor dem Generalfiscal zu erscheinen. Die finstere Amtsmiene, mit welcher ihm Uhden entgegentrat, schreckte ihn nicht.

Einen Theil des Gespräches, welches sich bei dieser Gelegenheit zwischen dem Philosophen und dem Generalfiscal entwickelte, hat Nicolai wörtlich wiedergegeben. So mag es hier folgen:

Generalfiscal: Hör' Er, wie kann Er sich unterstehen, wider Christen zu schreiben?

Mendelssohn: Wenn ich mit Christen Kegel schiebe, so werfe ich alle Neune, wenn ich kann.

G. Untersteht Er sich zu spotten? Weiß Er wol mit wem Er redet?

M.: O ja! Ich stehe vor dem Herrn Geheimen Rath und Generalfiscal Uhden, vor einem gerechten Manne.

G.: Ich frage Ihn noch ein mal: wer hat Ihm erlaubt, wider einen Christen und noch dazu wider einen Hofprediger zu schreiben?

M.: Ich muß nochmals wiederholen und wahrlich ohne Spott: wenn ich mit einem Christen Kegel schiebe, wäre es auch ein Hofprediger, so werfe ich alle Neune, wenn ich kann. Das Kegelspiel ist eine Erholung für meinen Leib, wie die Schrift-

[1]) Preuß, Friedrich der Große, III, 257.

stellerei eine Erholung für meinen Geist. Jeder, welcher schreibt, macht es so gut, wie er immer kann. Uebrigens wüßte ich nicht, daß ich je wider einen Hofprediger, noch einen andern Prediger geschrieben hätte.

G.: O ich merke, Er will leugnen. Man wird Ihm schon seine Künste abfragen. Er hat wider die christliche Religion geschrieben.

M.: Wer Ihnen dieses gesagt hat, hat Ihnen eine große Unwahrheit gesagt.

G.: Leugne Er nur nicht, man weiß es schon besser. Dies ist wider das Judenprivilegium, Er hat den Schutz verwirkt.

M.: Ach, ich habe hier keinen Schutz zu verwirken, ich habe kein Privilegium, ich bin Buchhalter beim Schutzjuden Bernhard.

G.: Desto schlimmer! Die geringste Strafe für Seinen Frevel wird sein, daß man ihn aus dem Lande verweiset.

M.: Wenn man mich gehen heißt, so werde ich gehen. Ich habe mich nie den Gesetzen widersetzen wollen und der Gewalt kann ich nich noch weniger widersetzen.

In dieser Weise dauerte die Unterredung noch eine Weile fort.[1])

Nach einer andern Version wurde Mendelssohn infolge der Denunciation Justis aufgefordert, an einem Sonnabend vor dem Könige in Sanssouci zu erscheinen. Bei seinem Eintritte in das Schloßthor fragte ihn ein Junker, sobald er hörte, daß der Eintretende ein Jude namens Mendelssohn sei, wie er in aller Welt zu der Ehre käme, an den Hof gerufen zu werden. Worauf ihm der Befragte die sarkastische Antwort gab: „Ich spiele aus der Tasche“. „Das ist etwas anders,“ sagte der Junker, und ließ den Taschenspieler Mendelssohn ohne weiteres passiren.[2])

---

[1]) G. Malkewitz, Vossische Zeitung, Sonntag den 23. April 1882, Beilage; Allg. Zeitung d. Judenthums, 1882, S. 348 ff.

[2]) Feddersen und Wolfrath, Nachrichten von dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen (Halle 1790), 154. Mendelssohn soll diese Be-

Durch Verwenden des Sohnes des Generalfiscals, des Kammergerichtsraths Uhden, der mit der neuesten Literatur und mit den Verdiensten Mendelssohns bekannt war, wurde die Sache beigelegt und der fiscalische Proceß eingestellt. Mit großer Befriedigung las später Friedrich der Große die denuncirte Recension, welche Venino, ein italienischer Kaufmann, der mit den Gelehrten der Hauptstadt freundschaftlich verkehrte und auch bei Hofe gut gelitten war, für ihn ins Französische übersetzt hatte.

Die nächste Folge dieses unliebsamen Vorfalles war, daß Mendelssohn, der, weil kein geborener Preuße, nach dem Juden-Reglement von 1750 nur unter dem Schutze eines ansässigen Juden sich im Lande aufhalten durfte, um das Privilegium eines Schutzjuden nachsuchte.

Als der Marquis D'Argens, der als philosophischer Gesellschafter Friedrichs in Potsdam lebte und mit Mendelssohn seit Jahren verkehrte, von der incrimirten Recension hörte und zugleich erfuhr, daß fremde Juden nicht im Lande bleiben durften, war er nicht wenig überrascht. „Aber," sagte er, „notre cher Moise trifft dieses doch nicht?" „O ja!" war die Antwort, „er wird blos geduldet, weil er im Dienste des Fabrikanten Bernhard steht. Wenn dieser ihn heute entläßt, und er keinen andern Schutzjuden findet, der ihn in Dienst nehmen will, so würde die Polizei ihn zwingen, noch heute die Stadt zu verlassen." Der Marquis wollte nicht glauben, daß ein so weiser und gelehrter Mann, den jeder Rechtschaffene hochschätzen müßte, täglich in der Gefahr einer so schimpflichen Behandlung sein sollte und sprach darüber mit Mendelssohn. Dieser bekräftigte es und sagte: „Sokrates bewies ja seinem Freunde Kriton, daß der Weise schuldig ist zu sterben, wenn es die Gesetze des Staates fordern. Ich muß also die Gesetze des Staates, in welchem ich lebe, noch für milde halten, daß sie mich blos aus-

gebenheit selbst erzählt haben. Menzel hat (deutsche Literatur I, 269) wolweislich Mendelssohns Antwort verdreht und ihm andere Worte in den Mund gelegt.

8*

treiben, im Falle mich in Ermangelung eines andern Schutzjuden auch nicht ein Trödeljude für seinen Diener erklären will." D'Argens, der eifrigste und dienstfertigste Freund aller Gelehrten, wollte sofort darüber an den König schreiben. Nur mit Mühe brachte man ihn davon ab, weil man voraussah, daß jetzt — es war im Jahre 1762 während des Krieges — nicht die rechte Zeit sein würde.

Nach erfolgtem Frieden dachte der Marquis selbst daran und verlangte, Mendelssohn solle eine Bittschrift aufsetzen, die er selbst übergeben wollte, obgleich er sich sonst mit dergleichen Dingen nicht befaßte. Dieser wollte sich anfangs nicht dazu verstehen. Er sagte: „Es thut mir weh, daß ich um das Recht der Existenz erst bitten soll, welches das Recht eines jeden Menschen ist, der als ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Gründe hat, Leute von meiner Nation nur in gewisser Anzahl aufzunehmen, welches Vorrecht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern haben, eine Ausnahme zu verlangen?" Indessen gab Mendelssohn der Vorstellung der Freunde, daß er es für das Wohl seiner Familie thun müsse, nach und reichte folgende aus den Acten gezogene Bittschrift ein:

„Ich habe seit meiner Kindheit beständig in Ew. Majestät Staaten gelebt und wünsche mich auf immer in denselben niederlassen zu können. Da ich aber im Auslande geboren bin und das nach dem Reglement erforderliche Vermögen nicht besitze, so erkühne ich mich allerunterthänigst zu bitten, Ew. Majestät wolle allergnädigst geruhen, mir mit meinen Nachkommen Dero allergnädigsten Schutz nebst den Freiheiten, die Dero Unterthanen zu genießen haben, angedeihen zu lassen, in Betracht, daß ich den Abgang an Vermögen durch meine Bemühungen in den Wissenschaften ersetze, die sich Ew. Majestät Protection zu erfreuen haben."

Der Marquis selbst überreichte im April 1763 diese Vorstellung dem Könige, aber Mendelssohn bekam keine Antwort. Wir, so erzählt Nicolai, waren alle darüber betroffen, und der

sonst so sanfte Mann war hierüber ziemlich empfindlich und machte uns, die wir ihn zu dem Schritte verleitet hatten, einigermaßen Vorwürfe. Die Sache blieb so, weil Mendelssohn durchaus weiter keinen Schritt thun, auch nichts darüber an den Marquis gelangen lassen wollte. Dieser erfuhr zufällig, daß Mendelssohns Bittschrift keinen Erfolg gehabt und daß der König nicht geantwortet habe. Er war darüber äußerst entrüstet und als er denselben Abend zum Könige kam, fing er schon beim Eintritt in das Zimmer an zu schelten. Der König, der nicht wußte, was er wollte, bezeigte ihm sein Befremden. „Ach!" rief der Marquis aus; „Sire! Sie sind doch sonst gewohnt, Wort zu halten. Nun habe ich einmal um etwas von Ihnen gebeten, nicht für mich, sondern für den würdigsten, rechtschaffensten Mann, Sie versprachen mir, es zu gewähren, und hernach thun Sie es doch nicht. Nein, das ist zu arg!"

Der König versicherte, Mendelssohn habe das Schutzprivilegium erhalten; der Marquis aber betheuerte, er sei auf seine Bittschrift sogar ohne Antwort geblieben. Endlich fand es sich, daß ein bloßes Mißverständniß bei der Sache war. Der König behauptete, die Bittschrift müsse durch einen ungewöhnlichen Zufall verloren gegangen sein. Moses möge nur noch eine Supplik einreichen, sodann wolle er das Privilegium auszufertigen befehlen. „Gut," sagte der Marquis, „ich werde Ihnen selbst eine machen, verlieren Sie sie aber nicht wieder." Mendelssohn schrieb auf wiederholtes Verlangen des Marquis am 12. Juli 1763 die Bittschrift noch einmal, und d'Argens fügte unter seinem eigenen Namen hinzu:

„Un Philosophe mauvais catholique supplie un Philosophe mauvais protestant de donner le privilège à un Philosophe mauvais juif. Il y a trop de Philosophie dans tout ceci que la raison ne soit pas du côté de la demande."

Nun erhielt Mendelssohn am 26. October 1763 das Privilegium.

Die Chargencasse verlangte von ihm verordnungsmäßig

tausend Thaler, welche ihm der König im Jahre 1764 erließ; die Bitte jedoch, das Privilegium auf seine Nachkommen auszudehnen, schlug er ihm ab, wiewol er ihn als Gelehrten schätzte und bewunderte.[1])

Zwanzigstes Kapitel.

Heirath.

Eine schöne glückliche Zeit war für Mendelssohn dahin. Er hatte nun wieder das Glück gehabt, drittehalb Jahre mit Lessing in der engsten Verbindung vertrautesten Umgangs und gemeinsamer geistiger Interessen zu verleben; es waren das die Jahre, an welche sich die Freunde noch oft mit Entzücken erinnerten.

Gegen Ende des Jahres 1760 verließ Lessing Berlin und ging als Secretär des Generals Tauentzien nach Breslau; Mendelssohn sah seinen besten Freund von sich scheiden. Mitten in der großen Stadt lebte er nun „wie in einer Einsiedelei", und was seinen Aufenthalt noch einsamer machte, war, daß auch ein anderer Freund, der als Ichthyologe später so berühmt gewordene Markus Bloch, an dessen Gesellschaft er sich gewöhnt hatte, zur selben Zeit die Universität Frankfurt bezog.[2])

Der Gedanke, daß er niemand angehörte, beschäftigte ihn schon lange, und an Sabbat- und Festtagen mehr als sonst. Solche Tage, an welchen die reine Freude in den jüdischen Familien in so trauter Weise sich kund giebt, boten ihm keine Freude. Auf den Gesichtern seiner ihn umgebenden Glaubensgenossen malte sich Frohsinn und Heiterkeit, in der Brust des alleinstehenden Mannes aber regten sich schmerzliche Gefühle,

---

[1]) Schr. I, 49 ff.
[2]) Schr. V, 159.

und in einer trüben Stunde schrieb er seinem Lessing die oft gemißdeuteten Worte: „Wenn Sie wüßten, daß wir acht Feiertage gehabt haben, in welchen man, wie Sie wissen, zu nichts anders Lust hat als verdrießlich zu sein.“[1])

In dieser Einsamkeit fand die volle große Liebe endlich Eingang in sein liebebedürftiges Herz. Er hatte das einunddreißigste Jahr überschritten und dachte nun ernstlich daran, dem ehelosen Stande zu entsagen, ein Haus zu gründen. Er sehnte sich endlich auch nach Ruhe; wußte er es doch, „daß am Ende es nur das häusliche Leben ist, in welchem der Mensch Glück und Beruhigung findet, daß selbst das Unangenehme und Beschwerliche des häuslichen Standes, wenn wir zu gewissen Jahren gelangen, weniger Fürchterliches für uns hat, als das Vacuum eines ehelosen Alters.“[2])

In der Wahl seiner Lebensgefährtin sah Mendelssohn nicht auf das Glänzende oder Nichtglänzende der äußeren Umstände; sobald sich ihm der Weg zeigte, auf welchem er mit Ehren durchzukommen Hoffnung hatte, sobald er für seinen Unterhalt gesorgt zu haben glaubte, trat die Natur in das Recht wieder ein, aus welchem Kleinmuth und Aengstlichkeit sie verdrängt hatte. Mochte ihm auch hin und wieder der Gedanke gekommen sein, eine der reichen Berlinerinnen zu heirathen, welche ihm verschiedene male angetragen worden waren, so blieb er dennoch seinem Grundsatze treu, „auf diejenige Verbindung zu bestehen, welche mit seinen Neigungen am besten übereinstimmte.“[3])

Mendelssohn heirathete aus Neigung. Im April 1761 unternahm er eine Reise nach Hamburg[4]) und verlobte sich:

---

[1]) Schr. V, 89.

[2]) Schr. V, 671.

[3]) Schr. V, 672.

[4]) In einem Briefe Abbts an Boie vom 25. April 1761 heißt es: „Moses ist in Hamburg, von da er erst in vierzehn Tagen zurückkommen wird.“ Deutsches Museum, 1778, Juli, S. 55.

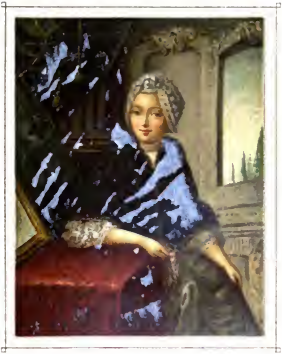
Fromet Gugenheim, „ein blauäugiges Mädchen", die Tochter des Abraham Gugenheim in Hamburg, wurde seine Braut.[1])

Der glückliche Bräutigam verblieb in der Elbstadt über drei Wochen; er lernte mehrere dortige Gelehrte persönlich kennen: den Doctor Pauli, bei dem der kleine Bauzner Naumann, Lessings Stubengenosse, eine Zeit lang wohnte und den ganz Hamburg, wie Lessing sich äußert, für einen würdigen Candidaten des Tollhauses hielt;[2]) Joh. Bode, Literat und Buchdrucker, der ein vorzüglicher Uebersetzer aus dem Englischen, Französischen und Italienischen war und dem sich Lessing später enger anschloß; Moses Wessely, Hartwig Wesselys Bruder, ein einsichts- und geschmackvoller Mann, der mit Gelehrten und Staatsmännern umging und mit Schauspielern Abendcirkel hielt, De Castro u. a. m. Mendelssohn ließ es sich nicht nehmen, auch Jonathan Eibenschütz, den hochgeachteten Hamburger Oberrabbiner, zu besuchen. Eibenschütz, ein scharfsinniger Talmudist, der auch mathematische und philosophische Kenntnisse in sich aufgenommen hatte, wußte den „Mann Moses" seinem vollen Werthe nach zu schätzen; er unterhielt sich mit ihm und gewann zu seiner Freude die Ueberzeugung, daß „Moses Dessau auch in den Talmuden wohl bewandert sei". Um ihm ein Zeichen der Anerkennung zu zollen, beehrte ihn der einundsiebzigjährige Rabbiner, allerdings nicht mit dem Morenutitel, dem rabbinischen Doctordiplom, das nach damaliger Sitte Unverheiratheten nicht ertheilt wurde, wol aber mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben.[3])

[1]) Die von Berthold Auerbach entworfene, oft gedruckte, auch in Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch S. 198 aufgenommene Erzählung: „Wie der Weltweise Moses Mendelssohn seine Frau gewann", ist nichts als Dichtung. Auerbach läßt Mendelssohn den Kaufmann Gugenheim in Pyrmont kennen lernen und läßt ihn auf der Reise nach Hamburg seinen großen Freund Lessing in Braunschweig besuchen! Mendelssohn war vor 1773 nie in Pyrmont, und Lessing, welcher erst 1770 seine Stelle in Wolfenbüttel antrat, war 1761 noch in Breslau.

[2]) Schr. V, 113.

[3]) Das Schreiben (Kerem Chemed III, 224 f., Orient IX, 543) ist datirt vom Neumondstage des Ijar 5621 = 4. Mai 1761.



Fromet Mendelssohn geb. Gugenheim.

Lessing war der erste, dem Mendelssohn einige Tage nach seiner Rückkehr sein Herz ausschüttete. „Unser Briefwechsel ist lange genug unterbrochen gewesen," schreibt er ihm im Mai 1761; „ich muß ihn nunmehr erneuern. Ich würde nimmermehr so lange haben schweigen können, wenn ich nicht eine Reise nach Hamburg gethan hätte, die mich in tausend Zerstreuungen verwickelt hat. Ich habe das Theater besucht, ich habe Gelehrte kennen lernen, und, was Sie nicht wenig befremden wird: ich habe die Thorheit begangen, mich in meinem dreißigsten[1]) Jahre zu verlieben. Sie lachen? Immerhin! Wer weiß, was Ihnen noch begegnen kann? Vielleicht ist das dreißigste Jahr das gefährlichste, und Sie haben dieses ja noch nicht erreicht. Das Frauenzimmer, das ich zu heirathen willens bin, hat kein Vermögen, ist weder schön noch gelehrt, und gleichwol bin ich verliebter Geck so sehr von ihr eingenommen, daß ich glaube, glücklich mit ihr leben zu können. An Unterhalt, hoffe ich, soll es mir nicht fehlen, und an Muße zum Studiren werde ich mir's gewiß nicht fehlen lassen. Zum Hochzeitscarmen sollen Sie noch ein ganzes Jahr Zeit haben, aber alsdann muß Ihre reimfaule Muse die staubige Leier wieder ergreifen; denn wie könnte ich unbesungen Hochzeit machen?"[2])

Fromet Gugenheim besaß in der That kein Vermögen, sie war weder schön noch gelehrt, nichtsdestoweniger erfüllte sie sein Herz mit der zärtlichsten Liebe. Seine Briefe an Fromet, geschrieben in jüdischer Currentschrift und auf einer Papiersorte, welche man damals Postpapier nannte, sind voll tiefer Empfindungen. Man lese nur das folgende Schreiben, das er am 29. Juli 1761 an die Geliebte richtete:[3])

---

[1]) Diese Angabe muß entweder als ein ungefährer Ausdruck oder als ein Gedächtnißfehler angesehen werden, vgl. V, 423. Daß dieser Brief an Lessing vom Mai — nicht aber Juni — 1761 zu datiren ist, ergiebt sich aus der Mittheilung Abbts an Boie, s. S. 119, Note 4.

[2]) Schr. V, 165.

[3]) Ueber das Original dieses Briefes s. 1. Aufl. S. 130.

„Allerliebste Fromet!

Ich habe in Ihres Vaters Schreiben eine Entdeckung gemacht, die mich nicht wenig vergnügt. Der gütige Mann versichert mich, seine Tochter Fromet sei eben so schön als tugendhaft. Was meinen Sie? Man kann das einem ehrlichen Manne auf sein Wort glauben? Der gute Herr Abraham Gugenheim muß doch wissen, daß die Philosophen auch gern was Schönes haben. Doch das mag er mir verzeihen. Ich kenne seine Fromet besser als er. Sie ist schön, aber so schön nicht als sie tugendhaft ist, so schön nicht als sie zärtlich ist. Ich beneide Sie, liebste Fromet! um die glückliche Art, wie Sie Ihre sanfte Liebe auszudrücken wissen. Ihre kleinsten Briefe sind voller Zärtlichkeit, voller Empfindungen. Die Sprache des Herzens ist Ihre natürliche Sprache, und Ihre edlen Gesinnungen vertreten die Stelle des frostigen Witzes, dadurch andere ihre Briefe so häßlich entstellen. Fahren Sie fort, liebste und zärtlichste Fromet! mich mit Ihren liebenswürdigen Briefen zu vergnügen; ich merke, daß es mir fast unmöglich wird, einen Posttag nicht zu schreiben oder einen Posttag ohne Ihre Briefe vergnügt zu sein, und was ist der Mensch, wenn er nicht vergnügt ist? Nein, so lange wir uns getrennt sehen müssen, wollen wir uns so oft als möglich Gelegenheit geben, an einander zu denken. Es macht mir kein geringes Vergnügen, wenn ich denken kann, jetzt liest Fromet meine Briefe, jetzt schreibt Fromet an mich, jetzt ist sie verdrießlich, daß sie gestört wird, und jetzt freut sie sich, daß ihr ein Ausdruck gelungen. — Sie lachen, mein Herr Doctor! und werfen mir vielleicht abermals vor, ich sei verliebt? Nun ja, ich gestehe es. Habe ich denn nicht jederzeit danach gestrebt, Ihnen nachzuahmen?

Adieu, meine Liebe! Grüßen Sie mir Ihre Freundin, die mich mit einem Schreiben beehrt, das ihrer Denkungsart Ehre macht.

In inniger Liebe Ihr
Moses Dessau.

Meine Empfehlung an Herrn De Castro und an den Herrn Bode.

Ich wollte an den Herrn Doctor mit dieser Post apart schreiben; ich merke aber, daß es nicht angehen wird. Haben Sie die Gewogenheit, mich also zu entschuldigen; ich bekomme so eben Geschäfte."

Die ganze „liebenswürdige und gutmüthig-witzige Persönlichkeit" Mendelssohns weht uns in dem folgenden Briefe an, welchen er kaum vier Wochen später, den 25. August, an seine Braut schrieb:[1])

„Liebste Fromet!

Ich habe noch niemals gemerkt, daß in meinem Zimmer kein Spiegel ist, bis Sie mir in Ihrem letzten Schreiben befahlen, mich sogleich im Spiegel zu sehen. Ich wollte gehorsamen, und siehe, es war kein Spiegel zu sehen. Sie können sich also leichtlich vorstellen, wie wenig ich mein Gesicht kenne, ob es freundlich oder trocken aussieht. Ich muß andern Leuten glauben, und ich weiß nicht, welcher niedliche Herr mich hat bereden wollen, ich sehe trocken aus. Nun, da Sie mich das Gegentheil versichern, bin ich schon wieder gut . . .

Glauben Sie nicht, liebe Fromet! daß ich Entschuldigung suche, Ihnen meine Schriften nicht zu schicken. Sobald solche fertig, erfolgen drei Exemplare nach Hamburg, für Sie, für den Herrn Doctor und für Herrn Bode.[2]) Dem letztern bitte ich mich zu empfehlen. Ich schicke Ihnen hiermit einen Brief von Herrn Herz Dessau, meinem Verwandten; sein Sohn Saul hat in Hamburg gelernt, und, wie er schreibt, will er die Ehre haben, Sie zu kennen. Den Brief belieben Sie an den Herrn Doctor zu überreichen. Er wird sich wundern über dessen Brief.

---

[1]) Dieser Brief, datirt vom 25. Ab 5521 = 25. August 1761, wurde von Hrn. Dr. Ad. Jellinek zuerst mitgetheilt: Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch S. 200 ff.

[2]) Der in den beiden Briefen erwähnte Doctor ist der Doctor Pauli.

Leben Sie wohl, meine liebste und theuerste Fromet! Wenn es doch möglich wäre, Sie bald wiederzusehen. Dieses ist vor der Hand mein innigster Wunsch, der zwar durch Ihre Briefe in etwas befriedigt wird, doch wenn Sie so vortrefflich schreiben, wie es in Ihrem letzten Briefe geschehen, so möcht' ich immer gern die Hand küssen, die solche schöne Gedanken niederschreiben kann. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir öfters so natürliche und dennoch gedankenvolle Briefe. Ich wünsche Ihnen nur durch meine Briefe so viel Vergnügen zu verursachen, wie ich von den Ihrigen habe. Ich bin

Ihr treuester Verehrer und Freund
Moses Dessau."

An „seine liebe" Brendl, der Braut Schwester, fügte er diesem Schreiben einige Zeilen hinzu. Er machte ihr das Compliment, daß ihr letzter Brief an ihn ausnahmsweise sehr nachlässig geschrieben war. „Ein oder zwei Einfälle, das war der ganze Brief, das bin ich an Ihnen nicht gewohnt."

Außer diesen beiden Briefen sind uns aus dem über ein Jahr währenden Brautstande nur noch drei erhalten; sie verbreiten sich über recht schlichte und alltägliche Dinge. So wenig wie in der Correspondenz zwischen Lessing und seiner Eva König findet sich hier etwas von jener thränenströmenden Weichlichkeit, von jener künstlich gesteigerten Ueberschwenglichkeit des Ausdrucks und von jener schwärmerischen Sentimentalität, welche uns in Briefen dieser Art so oft entgegentreten. Mendelssohn ist auch in seinen Briefen an seine Braut ganz er selbst, dieser fröhlich scherzende Mann voll Witz und Laune. In dem Schreiben vom 2. October 1761 giebt er ihr eine Lection über die Perrüke, der er sich von seinem dreißigsten Jahre bis etwa zehn Jahre vor seinem Tode selbst bediente, und schließt mit den Worten: „Wenn ich das Glück haben werde, die Ehre der Perrüken wider Sie mündlich zu vertheidigen, so

hoffe ich Ihren Beifall."[1]) Ein anderes mal scherzt er über Verzierungen, mit welchen seine Geliebte die Laubhütte schmückt, und in einem dritten Schreiben beruhigt er sie über den vorjährigen Besuch der Russen in Berlin. „Nur nicht so ängstlich, liebes Kind! Die Furcht vor den Russen ist verschwunden, und wir leben gottlob! vergnügt. Und den schlimmsten Fall vorausgesetzt, wenn wir auch einen feindlichen Besuch bekommen hätten, so wäre ich immer ganz unerschrocken hier geblieben. Man stellt sich das Ding schrecklicher vor, als es in der That ist. Die Leute, welche flüchten wollen, leben in großer Unruhe; sie stehen beständig wie auf dem Sprung und genießen die gegenwärtige Stunde nicht. Indessen ist diese Moral für dieses Jahr gottlob! nicht mehr nöthig. Und wenn ich flüchte, sagen Sie, soll ich Sie nicht im Verdacht haben, daß Sie mich aus Eigennutz dazu beredet. Gut gegeben! Wenn Sie dieses Eigennutz nennen, so muß ich leider gestehen, daß ich sehr eigennützig bin, denn ich werde Sie zu einer andern Zeit sehr inständig bitten, ja nirgend anders als zu mir nach Berlin zu kommen; bedenken Sie, wie interessirt!"[2])

Zugleich mit diesem Briefe schickte er ihr als Festgeschenk die schon mehrere male versprochenen, erst jetzt erschienenen „Philosophischen Schriften",[3]) wie er die früher von uns betrachteten gesammelten Gespräche, Briefe und Abhandlungen betitelte, und denen er, freilich nur in sehr wenigen Exemplaren, ein Blättchen an Freund Lessing hatte vordrucken lassen. Dieser

---

[1]) Schr. V, 419.

[2]) Schr. V, 420.

[3]) Philosophische Schriften, 2 Bände, mit Titelkupfer und Vignette, Berlin 1761; 2. Aufl. ebd. 1771; 3. Aufl. ebd. 1777; ferner Carlsruhe, 2 Theile in 1 Bande, 1780; Reutlingen 1783. Ins Lateinische übersetzt von Jos. Grossinger: Mos. Mend. opera philosophica, quae ex germania lingua in latina trad., 2 tom. Wien 1784. G. Brander von Brandis lieferte eine holländische Uebersetzung mit Anmerkungen (Amsterdam 1786, 2. Theil 1789); Franc. Pizetti übersetzte sie ins Italienische: Opere filosofiche volgarizzate e fornite di annotazione e di memoria spett. alla sua vita (Venezia 1801. Vol. 2).

sah sich nämlich in Breslau plötzlich in einen „Wirbel von leeren gesellschaftlichen Vergnügungen hineingezaubert“; dem Spiele leidenschaftlich ergeben, verbrachte er ganze Nächte mit den Offizieren am Pharaotische.

Niemand betrübte das mehr als seinen mit unendlich liebevoller Treue an ihm hängenden Mendelssohn, der ein geschworener Feind jedes Spiels war, weil es „in seinen Augen nicht einmal das leidige Verdienst hatte, die Zeit zu verkürzen“. Das zerstreute Leben ließ Lessing lange Zeit weder auf den Brief Mendelssohns, selbst des eigenen Vaters antworten, noch auf die Mahnungen seiner Freunde achten. Da machte sich Mendelssohn einen Spaß, wie er seiner Fromet schreibt, und richtete an den Freund, „den Herr Moses Wessely auch kennt“, eine eigene Dedication, welche er dem für ihn bestimmten Exemplare vorsetzte. Sie lautete:

„Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen“.

Die Schriftsteller, die das Publikum anbeten, beklagen sich, es sei eine taube Gottheit; es lasse sich verehren und anflehen; man rufe von Morgen bis an den Mittag, und da wäre keine Stimme noch Antwort. Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen, der den Eigensinn hat, ebenso harthörig zu sein. Ich habe gerufen und er antwortet nicht. Jetzo verklage ich ihn vor dem tauben Richter, dem Publico, das sehr oft gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören.

„Die Spötter sagen: Rufe laut! Er dichtet, hat zu schaffen, ist über Feld oder schläft vielleicht, daß er erwache! — O, nein! Dichten kann er, aber leider! will ja nicht; Reisen möchte er, aber das kann er nicht. Zum Schlafen ist sein Geist zu munter, und zu Geschäften zu faul. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen, und sein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber jetzt ist das Orakel verstummt, und die Narren trotzen ungezüchtigt. Er hat seine Geißel andern übergeben, aber sie streichen zu sanft, denn sie fürchten Blut zu sehen. — Und er,

„Wenn er nicht hört, noch spricht, nicht fühlt,
Noch sieht; was thut er denn? — Er spielt.“[1])

Damit der Spaß, den er sich dem Freunde gegenüber wol erlauben durfte, nicht bekannt werde, ersuchte er seine Braut, sie möchte das Blättchen für sich behalten und nicht wegkommen lassen. „Auch die Verse, die ich Ihnen in Ihr Exemplar eingeschrieben, sind nur für Sie, denn,“ fügte er hinzu, „ich weiß, daß Sie mit meiner schlechten Poesie zufrieden sind.“[2])

Mendelssohn blieb, seinem Vorsatze gemäß, ein volles Jahr verlobt; gab es ja noch so mancherlei zu ordnen, ehe er sein blauäugiges Mädchen heimführen konnte. Vor allem mußte er für eine ausreichende Existenz sorgen. Widerwärtigkeiten verschiedenster Art störten seine Gemüthsruhe und führten ihn zu der bittern Klage: „Wer ein menschliches Herz hat und die Seinigen mit ihrer Tugend darben sieht, zu einer Zeit, da die verworfensten Buben in ihrem Ueberflusse fast ersticken; wer dieses sieht, und aus Mitleiden sich schmiegen und ein kleiner verächtlicher Schmeichler werden muß: mit welchen Augen kann ein solcher den Musen oder der Freundschaft unter die Augen treten und ihres freien und edlen Umgangs genießen?“[3])

Veitel Ephraim und Consorten, welche im siebenjährigen Kriege im Auftrage Friedrich des Großen die Münzverschlechterung zu besorgen hatten, machten ihm die glänzendsten Anerbietungen, um ihn als Disponenten zu gewinnen, er aber wollte in seiner strengen Rechtlichkeit von dem ganzen, als Unrecht gehaßten Unternehmen nichts wissen; das einzige was er ihnen zu Gefallen that, war, daß er zu ein paar Denkmünzen, welche sie prägen ließen, die Idee angab.[4]) Er hatte sich an seine

[1]) Danzel-Guhrauer, a. a. O. I, 463. Ueberschrift und Schluß der Zueignung sind der bekannten Lichtwerschen Erzählung von den Spielern entlehnt; vergl. Lessings Schr. XIII, 455.

[2]) Schr. V, 421.

[3]) Schr. V, 245.

[4]) K. Lessing, a. a. O. I, 216; Schr. V, 173, 224.

Beschäftigung in der Bernhardschen Fabrik allmählich so gewöhnt, daß er den Entschluß faßte, mit Bernhard festen Contract zu schließen. Das geschah denn auch zu Ende des Jahres 1761.

Endlich hatte er das Ziel seiner Wünsche erreicht: im Juni 1762 feierte er in der Geburtsstadt seiner Braut seine Vermählung, zu der ihm Abbt schon am 28. April gratulirt hatte,[1] und an eben diesen Freund richtete er als glücklicher Gatte bald nach seiner Rückkehr folgende Worte: „Seit einigen Wochen habe ich keinen Freund gesprochen, an keinen Freund geschrieben, nicht gedacht, nicht gelesen, nicht geschrieben; nur getändelt, geschmaust, heilige Gebräuche beobachtet, mich bald hier, bald da zur Schau ausstellen lassen und unter tausend andern vielbedeutenden Kleinigkeiten meine Zeit hinbringen müssen. Denn die Stunde ist gekommen, mein bester Freund! welche mir die Muse des Abälardi Virbii (Hamann) längstens angekündigt hat. Ein blauäugiges Mädchen, das ich nunmehr meine Frau nenne, hat das eiskalte Herz Ihres Freundes in Empfindungen zerlassen und seinen Geist in tausend Zerstreuungen verwickelt, aus welchen er sich nunmehr nach und nach wieder loszuwinden sucht."[2]

Er hatte „nach seiner Denkungsart glücklich geheirathet"[3] und allen Grund, mit seiner Wahl zufrieden zu sein. Blieb Fromet auch an Bildung weit hinter ihrem Gatten zurück, wie sie auch an Liebenswürdigkeit ihm nicht ähnlich war, so tritt sie uns doch als eine jener biedern und gesinnungstüchtigen Frauen entgegen, welche das Glück ihrer Gatten und ihrer Familie bildeten. Wie schlicht und einfach sie gewesen, zeigt folgendes Schreiben, welches sie am Vorabende des Neujahrstages 5526 (15. Septbr. 1765) an eine Freundin in Leipzig richtete:[4]

1) Abbts Correspondenz 98.

2) Schr. V, 259.

3) Schr. V, 171.

4) Auch Fromet bediente sich der jüdischen Currentschrift.

„Meine werthe Freundin!

Ich bin von Ihrer Güte zu sehr überzeugt, als daß ich denken werde, daß Sie böse über mich sein werden, weil ich Ihnen auf Ihren freundschaftlichen Brief nicht geantwortet habe. Ich könnte Ihnen tausend Entschuldigungen anführen, die mich daran verhindert haben, aber ich bin nicht gewohnt, etwas zu sagen, was nicht die Wahrheit ist, und die Wahrheit ist (ich muß meine Schande nur selbst gestehen), ich bin eine faule Schreiberin; ich weiß, Sie nehmen mir mein aufrichtiges Geständniß nicht übel.

Ueberbringer dieses Briefes wird Ihnen zugleich das Geld (6 Thlr. 15 Sgr.) für die Enveloppe zustellen; ich muß noch einmal um Entschuldigung bitten, daß ich es Ihnen nicht ender (eher) geschickt habe. Mein lieber Mann hat schuld; er hat geglaubt, daß er es von dort kann auszahlen lassen, er hat aber keine Gelegenheit finden können. Ich bitte Sie nochmals, mir es nicht übel zu nehmen.

Ich muß schließen, weil den Augenblick der Feiertag angeht. Mit Wünschung einer חתימה טובה[1]) an Sie und Ihren werthen Mann und Ihre lieben Schwiegereltern, bin ich

Ihre

ergebene Dienerin und Freundin

Fromet, Frau des Moses Dessau."

„An Herrn Student Bär[2]) meine Empfehlung, ich werde ihm nächstens selbst schreiben."

Mendelssohn liebte seine Frau mit der ganzen Glut seiner Seele. Seiner Zärtlichkeit für die treue Lebensgefährtin giebt er in einem Briefe an Abbt vom 11. Juni 1766 Ausdruck mit den bedeutsamen Worten: „Ich habe beinahe die ganze Zeit über in der äußersten Gemüthsruhe gelebt. Ich habe einen

[1]) „Besiegelung zum Guten" ist ein bei den Juden üblicher Glückswunsch.

[2]) Bär gab als Studiosus der Medicin Mendelssohns Commentar zur Logik des Maimonides im Jahre 1765 zum zweiten male heraus.

alten Vater, ich habe ein zartes Kind von einigen Monaten verloren; ich bin in Gefahr gewesen, meine Frau zu verlieren, die ich mehr liebe als Vater und Kind."[1])

Wahrlich sie verdiente diese Liebe! Wie hegte und pflegte sie ihn während seiner mehrjährigen Krankheit! Gab es für sie aber auch ein höheres Glück, als die Frau eines Mannes zu sein, dessen Name mit den Edelsten, Besten und Weisesten genannt wurde?

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Preisaufgabe.

Noch in den Flitterwochen, mitten unter den tausend Zerstreuungen, welche ihn kaum zu sich selbst kommen ließen, war Mendelssohn mit einer Arbeit beschäftigt, welche ihn zu einer hohen Stufe öffentlicher Geltung erhoben und seinen Namen als philosophischen Schriftsteller eigentlich begründet hat.

Die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin hatte nämlich für das Jahr 1763 als Preisaufgabe gestellt: „Ob die metaphysischen Wissenschaften einer solchen Evidenz fähig sind wie die mathematischen", ein Thema, das für Mendelssohn das höchste Interesse hatte, sodaß sein Entschluß bald gefaßt war, sich um den Preis zu bewerben. Mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, sich im Geiste des Leibnizischen Systems über die Grundlagen der Mathematik und Metaphysik, der Religionsphilosophie und Ethik einer gelehrten Gesellschaft gegenüber

[1]) Schr. V, 362. Mendelssohns Vater starb Sonnabend, den 10. Mai (2. Siwan) 1766 in Dessau; die Aufschrift auf dem Leichensteine Mendel Sophers theilte Hr. Dr. Salfeld im Jüd. Literaturblatt 8. Jahrg., Nr. 38 mit. Seine Mutter starb, wie wir vermuthen, im Jahre 1756. Im November 1756 schreibt Nicolai an Lessing (Schr. XIII, 31), daß Moses der Aufführung der Miß Sara Sampson „wegen seiner Trauer" nicht hat beiwohnen können.

einmal offen auszusprechen. „Wäre ich nicht von häuslichen Geschäften unterbrochen worden, so hätte meine Abhandlung schon fertig und vielleicht in eine andere Sprache übersetzt sein können", heißt es in seinem Schreiben vom 4. Juli 1762 an denselben mehrerwähnten Freund, mit dem er seit anderthalb Jahren in einem innigen Geistesverkehre stand, an den jungen, talentvollen Thomas Abbt, dessen Freundschaft ihm einige Jahre seinen Lessing ersetzte.

Niemand außer Lessing war ihm so theuer als Abbt. Sie waren für einander geschaffen, so ähnlich waren sie sich in Ansichten und Bestrebungen. Wie Mendelssohn hielt auch Abbt, wiewol selbst Universitätslehrer — erst zu Frankfurt, dann zu Rinteln — unendlich wenig von der akademischen Gelehrsamkeit und von der ganzen pedantischen Sippschaft der damaligen Professoren; auch er gehörte keiner Partei ausschließlich an; auch er blieb bei keiner Fachwissenschaft stehen: von der Theologie hatte er sich zur Philosophie hinübergewandt, zugleich auch Geschichte getrieben und den schönen Wissenschaften gehuldigt. Auch er hatte ein sehnsüchtiges Verlangen nach praktischer, unmittelbarer Thätigkeit; in seinem vierundzwanzigsten Jahre wollte er noch anfangen Jura zu studiren, um einmal von der Universität weg und in ein Justizcollegium zu kommen. Erst dreiundzwanzig Jahre alt schrieb er sein „Vom Tode für das Vaterland". Als Mendelssohn, dem er sich während seines längern Aufenthaltes in Berlin enger anschloß, das Werkchen vor dem Drucke gelesen hatte, erkannte er sein schriftstellerisches Talent und gewann ihn als Mitarbeiter für die Literaturbriefe, in welchen er selbst die merkwürdige Schrift anzeigte.[1]) Er machte ihn auf die bedeutenderen Neuigkeiten des deutschen Büchermarktes aufmerksam, feilte an seiner nicht immer correcten Diction und war eine Zeit lang der einzige, mit dem er sich über literarische Sachen unterhielt.

[1]) Schr. IV, 2, 284 ff.

Mendelssohn liebte den schwärmerischen jungen Gelehrten mit der ganzen Glut seines empfindungsvollen Herzens, und dieser war mit seltener Treue ihm zugethan. Ihre fünf Jahre lang unterhaltene Correspondenz ist das Denkmal einer echt philosophischen Freundschaft und verdient den trefflichsten Briefen der Weltweisen des Alterthums an die Seite gesetzt zu werden. Es wechseln hier die tiefsten Untersuchungen mit den traulichsten Herzensergießungen, häusliche Angelegenheiten mit Belehrung und Zurechtweisung.[1])

Und mit diesem Freunde sollte er um den Preis ringen! Edel und hochherzig benahmen sich beide. „Als ich aus Ihrem Schreiben ersah," meldet ihm Mendelssohn, „daß Sie um den Preis sich bewerben wollen, war mein erster Einfall, meine Arbeit einzustellen und das fertige Manuscript nach Rinteln reisen zu lassen. Der Gedanke, daß meine Ausarbeitung mit der Ihrigen ringen sollte, machte mich schüchtern. Jedoch der Rath unseres Freundes und meine reifere Ueberlegung bewogen mich, diesen Entschluß zu ändern. Ich gestehe es, daß ich den Helden lieber nicht gekannt hätte, mit dem ich zu kämpfen habe. Da er sich aber einmal zu erkennen gegeben hat, so erfordern die ritterlichen Gesetze, daß ich auch meinen Helm aus den Augen rücke, und meinen Freund vor dem Zweikampfe noch einmal umarme. Zu Anfange des künftigen Jahres wollen wir unsere Waffen vertauschen. Ich schicke Ihnen meine Ausarbeitung, und Sie mir die Ihrige, aber nicht eher, damit wir uns einander nicht verwirren, und alsdann das Vergnügen haben, zu sehen, was für Wege wir einschlagen, wenn wir, uns einander unbekannt, über dieselbe Materie schreiben. Unterliege ich, so ist es doch mein Freund, der den Sieg davon trägt. Sie sehen, ich spreche immer, als wenn ich wüßte, daß niemand um den Preis eifern könnte, als Sie und ich."[2])

[1]) Ueber Abbt s. auch Robert Prutz, Thomas Abbt, in Prutz Liter. Taschenbuch, IV.

[2]) Schr. V, 261 f.

Diese Zeilen machten auf Abbt einen so tiefen Eindruck, daß er in seiner Antwort nur sein Bedauern ausdrücken konnte, nicht dieselben Worte an Mendelssohn gerichtet zu haben; „Sie haben alles gesagt, was jetzt in diesem Briefe stehen sollte, sodaß ich mich schäme, den Ihrigen abzuschreiben." Er rieth ihm entschieden ab, die Arbeit ins Lateinische übersetzen zu lassen, sie würde auch durch die Uebersetzung unstreitig verlieren; er wisse, daß die Akademie ebenso gern deutsche Abhandlungen sehe.[1])

Versprochenermaßen theilte Mendelssohn dem Freunde und Kampfgenossen die Abhandlung in Abschrift mit.[2]) Auch Lessing wurde sie zur Beurtheilung nach Breslau geschickt, und dieser sprach sich so günstig darüber aus, daß der Verfasser ihm erwiderte: „Sie urtheilen von meiner Abhandlung wie ein Bruder in Leibniz. Die Akademie wird vermuthlich anderer Meinung sein. Indessen habe ich mein Los immer eingelegt: Junge sei nicht toll."[3])

Mendelssohns in deutscher Sprache eingereichte Abhandlung „Ueber die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften" wurde von der Akademie in öffentlicher Sitzung gekrönt. Sonnabend, den 4. Juni 1763 verkündete die Berliner Zeitung:

„Donnerstag hielt die Akademie ihre öffentliche Sitzung. Den Preis erhielt der schon zur Genüge durch seine Schriften bekannte hiesige Jude Moses Mendelssohn."

Ihm, dem feinen und eleganten Eklektiker, wurde der Preis, funfzig Dukaten, ertheilt, während seinem Kampfgenossen, dessen Abhandlung an Schärfe der Beweisführung die seinige weit übertraf, nur das Accessit zuerkannt wurde. Er trug über keinen geringern den Sieg davon als über den Königsberger Philosophen Kant.

„Glauben Sie ja nicht, daß ich mir einbilde, gesiegt zu

[1]) Schr. V, 265.
[2]) Schr. V, 272, 304.
[3]) Schr. V, 170.

haben, weil die Akademie mir den Preis zuerkannt hat," schreibt er in seiner Bescheidenheit den 20. November 1763 an Abbt, der den Termin zur Einreichung der Arbeit, vielleicht nicht ohne Absicht, versäumt hatte, „ich weiß gar wol, daß im Kriege nicht selten der schlechtere General den Sieg davon trägt. Wir müssen den Streit unter uns ausmachen. Wenn ich Sie nicht überzeuge, so ist dieses Beweises genug, daß meine Gründe die erwünschte Evidenz nicht haben." [1])

In dieser Preisschrift „Ueber die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften", welche zusammen mit der Kantschen gedruckt [2]) und ins Lateinische wie ins Französische übersetzt wurde, sucht Mendelssohn das Leibniz-Wolffische System neu zu begründen und in seinen einzelnen Theilen weiter auszubauen, er nimmt darin ganz den theistischen Standpunkt ein, den er auch später, besonders in den „Morgenstunden", festhält. Die Evidenz, oder vielmehr die Gewißheit und Faßlichkeit in den mathematischen Wissenschaften beruht nach ihm in den Begriffen der Quantität. Derselben Gewißheit wie die mathematischen sind auch die metaphysischen Wahrheiten fähig, nicht aber derselben Faßlichkeit, weil die speculative Philosophie immer auf die Anfangsgründe zurückgehen und für jeden ihrer Schlüsse eine Menge von Voraussetzungen und Erklärungen zu Hülfe nehmen muß. Die Anwendung hiervon wird dann auf die Religionsphilosophie und Ethik oder natürliche Theologie und Sittenlehre, welche er in „reine" und „angewandte" eintheilt, gemacht und des weitern ausgeführt.

Fast zu gleicher Zeit, als Mendelssohn den Preis der Akademie erhielt, wurde ihm auch eine ganz besondere Auszeichnung seitens seiner Glaubensgenossen zutheil.

Den 10. April 1763 faßten die Vertreter der Berliner Gemeinde den ehrenvollen Beschluß, „den würdigen Herrn

---

[1]) Schr. V, 278.

[2]) Berlin 1764; 2. Aufl. 1786; Schr. II, 1—64.

Moses Mendelssohn als Anerkennung und Belohnung für seine großen Verdienste, besonders für die Anfertigung und Uebersetzung der Predigt und der Gesänge beim Friedensfeste, für immer von allen Gemeindeabgaben zu befreien", und acht Jahre später, den 1. April 1772, wurde von den Vertretern der genannten Gemeinde mit Zustimmung des Rabbiners festgesetzt, „daß Moses Mendelssohn ausnahmsweise zu allen Gemeindeämtern, selbst mit Uebergehung aller vorschriftsmäßigen Abstufungen und üblichen Beschränkungen, wählbar und berechtigt sei, sie sofort anzutreten und zu verwalten." Ausdrücklich heißt es in diesem Beschlusse, daß „einem so ausgezeichneten Manne gegenüber Statuten keine Anwendung finden und weichen müssen."[1])

Die Anerkennung, welche Mendelssohn fand und die Auszeichnung, welche ihm durch die Lösung der Preisaufgabe zutheil wurde, bestärkten ihn im Vertrauen auf seine Kräfte und Fähigkeiten; sie ermuthigten ihn zur Vollendung eines Werkes, das seinen Namen weit über Deutschlands Gauen trug: dieses Werk ist der „Phädon".

[1]) 1. Aufl. S. 147. Die Beschlüsse aus dem Gemeinde-Protokolle mitgetheilt von Landshuth, a. a. O. 64 f.

Sechstes Buch.

Phädon.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Entstehung des Phädon.

Die höchste Aufgabe, welche die Anhänger der Leibniz-Wolffischen Schule zu lösen sich bemühten, bestand darin, durch genaue Beobachtung der menschlichen Natur das für den Menschen erreichbare und zu seiner Glückseligkeit nothwendige Wissen zu gewinnen. Der Mensch an sich galt ihnen als der vorzüglichste Gegenstand der Philosophie. In jener Zeit des Individualismus ging man immer auf das Ich, auf die Association von Vorstellungen und Begriffen zurück und suchte zu ergründen, ob dieses reine Ich immer in seiner Wesenheit existiren werde. Daher die Frage nach der Unsterblichkeit ein Hauptproblem der Zeit bildet: die schottischen Philosophen, die französischen Encyklopädisten, die Anhänger der Leibniz-Wolffischen Philosophie stellen Untersuchungen über die Existenz der Seele an.

Der allgemeinen Zeitströmung willig folgend, machte auch Mendelssohn die Seele und ihre Existenz zum Gegenstande seines Forschens. War doch seine Philosophie in ihrem Wesen Psychologie, und sein philosophisches Interesse in vorderster Reihe den Gegenständen zugewandt, welche die Glückseligkeit des Menschen

zum Endzweck hatten. Der Mensch mit seinen Kräften und Fähigkeiten, mit seinen Rechten und Obliegenheiten trat mit dem ganzen unermeßlichen Meere von Erkenntnissen in den Vordergrund seines Denkens und es war bei ihm gewissermaßen Grundsatz, die Philosophie müsse bei jedem Schritte, den sie thut, einen Blick auf den Menschen zurückwerfen, denn ihr letztes Ziel, auf das alle ihre Bemühungen hinführen sollten, sei die Glückseligkeit des Menschen.[1]) Sowol bei Leibniz, als bei allen Philosophen der Aufklärung, als deren Repräsentanten wir besonders Mendelssohn in der Folge näher kennen lernen, galt Glückseligkeit als das absolute Ziel alles menschlichen Strebens und aller menschlichen Hoffnungen, deren Erfüllung in dem Glauben an Unsterblichkeit ruht.

Eine Bearbeitung des Platonischen Phädon gehört zu den frühesten Plänen Mendelssohns.

Sowol Lessing als dem Professor Baumgarten theilte er schon im December 1760 sein Vorhaben mit;[2]) nach der Besorgung der neuen Ausgabe seiner philosophischen Schriften wollte er sofort an die Ausarbeitung gehen. Es verstrichen jedoch mehrere Jahre, ehe er an sein Lieblingsthema ernstlich denken konnte. Häusliche Angelegenheiten, die Literaturbriefe, welche seine Mußestunden vollständig ausfüllten und deren Aufhören er vielleicht eben deshalb so sehnlichst wünschte,[3]) so wie die Ausarbeitung der akademischen Preisschrift ließen den Plan lange Zeit nicht zur Ausführung gelangen.

Erst zu Anfange des Jahres 1764 wurde er durch einen äußern Anlaß an die Unsterblichkeitsfrage wieder erinnert.

Der junge Abbt, der sich beständig mit Todesgedanken trug, erbat sich, nachdem er die damals Aufsehen machende Schrift des aufgeklärten Berliner Theologen Spalding „Ueber die Bestimmung des Menschen“ gelesen hatte, von Mendelssohn die

[1]) Schr. II, 72; IV, 1, 67.
[2]) Schr. V, 160, 163.
[3]) Schr. V, 159.

Erlaubniß, ihm, dem theuersten Freunde, seine Gedanken und Zweifel über die wichtigsten Dinge, „worauf endlich alles Lernen sich beziehen muß", vortragen, über die Bestimmung des Menschen, über die für ihn so viele Wolken lagen, in seinen Briefen sprechen zu dürfen.[1]) Obgleich es nun Mendelssohns fester Vorsatz war, sich mit niemand außer mit Lessing, in einen Briefwechsel über metaphysische Materien solcher Art einzulassen, so mochte er doch dem zärtlich von ihm geliebten Freunde die Bitte nicht abschlagen. „Ich sehe Ihren Anmerkungen über die Bestimmung des Menschen mit der äußersten Ungeduld entgegen," antwortete er ihm am 9. Februar 1764,[2]) „und damit unsere Freiheit zu denken desto uneingeschränkter sei, so wünsche ich, daß wir in unserem Dispute die Namen zweier griechischen Weltweisen annehmen möchten. Wir dürfen uns aber deswegen an kein System binden und können allenfalls von dem Lehrgebäude der Neuern, so viel als nöthig sein dürfte, als bekannt voraussetzen. Auf solche Weise werden wir unsere kühnsten Zweifel, die wir öfters uns selbst nicht gern offenbaren, auf Rechnung eines Gestorbenen ungescheut vorbringen können. Ich hoffe, daß dieser Briefwechsel für uns beide nicht ohne Nutzen sein soll."

Es entspann sich auch wirklich ein Briefwechsel über diese Materie, aus welchem die kleinen Aufsätze genommen sind, welche in dem neunzehnten Theile der Literaturbriefe[3]) unter dem Titel: „Zweifel und Orakel, die Bestimmung des Menschen betreffend" vorkommen. Mendelssohn hatte das Vergnügen, über einige der wichtigsten Punkte seines Freundes Zustimmung zu erhalten. Abbt, der, wie Herder meint, so recht ein Philosoph des Menschen war, goß mit der Offenherzigkeit eines wahren Freundes die geheimsten Empfindungen seiner Seele, sein ganzes Herz in

[1]) Schr. V, 279.
[2]) Schr. V, 282.
[3]) Abgedruckt Schr. V, 288—301, 305—313.
[4]) Schr. II, 67; V, 344.

Mendelssohns Busen aus. „Seine philosophischen Betrachtungen erhielten durch die sanften Empfindungen des guten Herzens einen eigenen Schwung, ein reges Feuer, wodurch sie die Liebe zur Wahrheit in der kältesten Brust würden entzündet haben; und seine Zweifel selbst unterließen niemals neue Aussichten zu entdecken, und die Wahrheit von einer noch unbemerkten Seite zu zeigen." Als der Briefwechsel im besten Zuge war, wurde Abbt durch sein Werk „Vom Verdienste", das er Mendelssohn vor dem Drucke zur Durchsicht oder eigentlich zur Correctur zugeschickt und mit dem dieser „ganz entsetzlich gewirthschaftet" hatte, darin unterbrochen; später ließ ihn Mendelssohn ganz fallen. „Da ich, wie Sie längst wissen," schreibt er Abbt den 16. Februar 1765, „ein Werkchen über die Unsterblichkeit der Seele unter der Feder habe, so bin ich willens, den zweiten Theil desselben mit Betrachtungen über unsere Bestimmung auszufüllen; und will mir also Zeit lassen, gehörig darüber nachzudenken. Fahren Sie fort, liebster Freund! mir Einwürfe zu machen und Zweifel zu erregen."[1]) Durch Abbts Fragen und Zweifel war der Entschluß bei ihm zur Reife gekommen, „eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele, die er vor vielen Jahren einmal angefangen, völlig auszuarbeiten". „Meine Gründe lege ich dem Sokrates in den Mund," heißt es in dem Briefe an Abbt vom 22. Juli 1766. „Ich muß einen Heiden haben, um mich auf die Offenbarung nicht einlassen zu dürfen".[2]) Die Schrift, im Umfange von ungefähr zehn Bogen, war bald ausgearbeitet. Schon den 2. August 1766 meldete Nicolai, in dessen Verlag sie erschien, Johann G. Zimmermann in Hannover: „Nach Michaelis kommt meines liebsten Freundes Moses ‚Phädon' bei mir unter die Presse."[3])

Das Erscheinen des Buches, das so hohes Interesse für ihn hatte, erlebte Abbt nicht.

---

[1]) Schr. V, 344.

[2]) Schr. V, 366.

[3]) Bodemann, Joh. G. Zimmermann (Hannover 1878), 298.

„Es hat der Vorsehung gefallen, das aufblühende Genie vor der Zeit der Erde zu entziehen. Kurz und rühmlich war die Laufbahn, die er hienieden vollendet hat. Sein Werk ‚Vom Verdienste' wird den Deutschen ein unvergeßliches Denkmal seiner eigenen Verdienste bleiben; mit seinen Jahren verglichen, verdient dieses Werk die Bewunderung der Nachkommenschaft. Was für Früchte konnte man nicht von einem Baume hoffen, dessen Blüte so vortrefflich war? Er hatte noch andere Werke unter der Feder, die an Vollkommenheit, wie er an Erfahrenheit und Kräften des Geistes zugenommen haben würden. Alle diese schönen Hoffnungen sind dahin! Deutschland verliert an ihm einen trefflichen Schriftsteller, die Menschheit einen liebreichen Weisen, dessen Gefühl so edel, als sein Verstand aufgeheitert war; seine Freunde den zärtlichsten Freund, und ich einen Gefährten auf dem Wege zur Wahrheit, der mich vor Fehltritten warnte."[1])

Herrliche Worte, mit welchen Mendelssohn dem in der Blüte der Jahre hinweggerafften Freunde, der als gräflich Schaumburg-Lippescher Regierungs- und Consistorial-Rath den 3. November 1766 in Bückeburg starb, in der Vorrede zum „Phädon" ein Denkmal setzte.

So wie dort der weise Idiot Griechenlands sich aus Athen an seinen Zauberort schlich, neben einer murmelnden Quelle unter dem Schatten eines Ahorns niedersank, an der Seite seines Lieblings sein Gesicht verhüllte, und Geheimnisse der Schönheit sah, und sprach dithyrambische Worte: so sehe ich unsern Sokrates mit gesenktem Haupte über der Asche seines Freundes sitzen und über die großen Worte: menschliche Bestimmung, Unsterblichkeit der Seele, denken.[2])

[1]) Schr. II, 68.

[2]) Herder, Ueber Thomas Abbts Schriften (1768), 6.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Sokrates.

Um bei dem Leser das Andenken an den Weltweisen aufzufrischen, der in den Gesprächen über die Unsterblichkeit die Hauptrolle hat, hielt es Mendelssohn für zweckmäßig, eine Lebensbeschreibung und Charakteristik des Sokrates seinem „Phädon" in der Einleitung vorauszuschicken; er hatte sich sowol mit den Quellen als auch mit den Schriften, welche gerade in jener Zeit über den Weisen von Athen erschienen, wie die „Sokratischen Denkwürdigkeiten", Wielands „Gespräche Sokrates und seiner Freunde", Diderots „Trauerspiel über den Tod des Sokrates", eingehend beschäftigt.[1])

Diese Charakteristik liegt ganz in den Fesseln Wolffischer Denkart; alle jene ästhetischen und dunkeln Eigenthümlichkeiten, welche die historische Individualität des griechischen Philosophen ausprägen, sind in dem deutschen Nachbilde ausgelöscht. Als die Grundlage, worauf des Sokrates sittliche Größe beruhte, bezeichnet Mendelssohn „das unverletzliche Pflichtgefühl gegen den Schöpfer und Erhalter der Dinge, den er durch das unverfälschte Licht der Vernunft auf eine lebendige Art erkannte". Darum empfiehlt auch dieser Sokrates allen seinen Freunden, sich in die eleusinischen Geheimnisse einweihen zu lassen, denn, meint Mendelssohn, „man hat sehr guten Grund zu glauben, daß die Geheimnisse von Eleusis nichts anderes waren, als die Lehren der natürlichen Religion." Warum aber trug Sokrates selbst Bedenken, in die Mysterien eingeweiht zu werden? Um diese Geheimnisse ungestraft ausbreiten zu dürfen, die ihm die Priester durch die Einweihung zu entziehen suchten.

Des Sokrates Liebe zum Alcibiades, diesen philosophischen

---

[1]) M. s. die Recensionen Mendelssohns in den Literaturbriefen (113—119), Schr. IV, 2, 99—133.

Eros, der im platonischen „Gastmahl“ so hinreißend und wunderbar geschildert wird, nennt Mendelssohn eine „unnatürliche Galanterie“, die er damit entschuldigt, daß sie „damals die Modesprache gewesen, wie etwa der ernsthafteste Mann in unseren Zeiten sich nicht entbrechen würde, wenn er an ein Frauenzimmer schreibt, wie verliebt zu thun.“ „Nichts anderes,“ setzt er unbefangen hinzu, „beweisen die Ausdrücke Platos, so fremd sie auch in unseren Ohren klingen.“[1])

Am fremdesten aber klang ihm, was Sokrates seinen Genius oder seinen Dämon nannte. Weil man bei Plato sowol als bei Xenophon „verschiedene Vorfälle findet, wo dieser Geist dem Sokrates Dinge vorher gesagt haben soll, die sich aus keiner natürlichen Kraft erklären lassen, so muß Sokrates, der außerdem zu Entzückungen aufgelegt war, selbst Schwachheit oder schwärmende Einbildungskraft genug gehabt haben, dieses lebhafte moralische Gefühl, das er nicht zu erklären wußte, in einen „vertraulichen Geist“ umzuschaffen, und ihm hernach auch diejenigen Ahnungen zuzuschreiben, die aus ganz anderen Quellen entspringen.“ „Muß denn,“ fragt Mendelssohn, „ein vortrefflicher Mann nothwendig von allen Schwachheiten und Thorheiten frei sein? In unseren Tagen ist es kein Verdienst mehr, Geistereingebungen zu verspotten! Vielleicht hat zu den Zeiten des Sokrates eine Anstrengung des Genies dazu gehört, die er nützlicher angewendet hat. Er war ohnedem gewohnt, jeden Aberglauben zu dulden, der nicht unmittelbar zur Unsittlichkeit führen sollte.“[2])

Mendelssohn sieht nur den moralischen Sokrates; die ästhetischen und dämonischen Züge des geschichtlichen Charakters sind ihm gänzlich verschlossen. Jenen hohen und ästhetischen Enthusiasmus, welcher den Sokrates zu dem schönsten genialsten Jüngling Athens unwiderstehlich hinzog, verstand er ebenso wenig, als

[1]) Schr. II, 83. Vgl. Kuno Fischer, Leibniz und seine Schule (Mannheim 1855), 546 ff.

[2]) Schr. II, 84.

das was Gellius von dem griechischen Weisen erzählt, daß er zuweilen vierundzwanzig Stunden auf eben der Stelle mit unverwandten Blicken in Gedanken vertieft gestanden hätte, als wenn der Geist von seinem Körper abwesend wäre. Mendelssohn erklärt diese „Entzückungen", wie er sie nennt, für eine entfernte Anlage zur Schwärmerei, für eine unschädliche Schwärmerei, die weder Hochmuth, noch Menschenhaß zum Grunde hatte, und die dem Weisen, in der Verfassung, in welcher er sich befand, auch sehr nützlich gewesen sein mochte.

Unbegreiflich war ihm auch, daß die äußere Erscheinung eines Sokrates, die Art und Weise seines Auftretens ästhetische Mängel und Widersprüche mit sich führen konnte, die einem Lustspieldichter das künstlerische Recht gaben, den Philosophen zu komödiren. „Man kann sich kaum etwas Ungezogeneres denken!" Aristophanes gilt ihm als ein „feiler Komödienschreiber", „den eine geschlossene Partei, der kein Mittel zu schaden zu niederträchtig war", gemiethet hat, um ihren Gegner verhaßt und lächerlich zu machen, und in den „Wolken", dieser unübertrefflichen Komödie, sieht er nur eine „possenhafte Fratze", „die sich zur Ehre des verfolgten Philosophen bis auf unsere Zeit erhalten hat".[1])

Zur völligen Würdigung des Sokrates fehlte Mendelssohn wie Nicolai und anderen Philosophen der Aufklärung die Berücksichtigung der staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, kurz der geschichtliche Sinn, welcher bei ihm noch mit dem Mangel an geschichtlichem Wissen zusammenhängt. „Was weiß ich von Geschichte?" klagt er noch 1765 seinem Freunde Abbt. „Was nur den Namen von Geschichte hat: Naturgeschichte, Erdgeschichte, Staatsgeschichte, gelehrte Geschichte, hat mir niemals in den Kopf kommen wollen; und ich gähne allezeit, wenn ich etwas Historisches lesen muß, es müßte mich denn die Schreibart aufmuntern. Ich glaube, die Geschichte ist eines der Studien,

---

[1]) Schr. II, 75, 81.

welche nicht ohne Unterricht erlernt werden können."[1]) Er hatte lange Zeit gar keine Idee von ihrem Nutzen und konnte nicht begreifen, daß ein Mann von Lessings feuriger Einbildungskraft und schneidendem Scharfsinne sich so viel mit Sammlung und Beurtheilung der Varianten alter Schriftsteller, mit Untersuchung der Alterthümer, mit Collectaneen über Gelehrte und ihre Schriften und mit alten verlegenen Büchern beschäftigen konnte.[2]) Unterhielt sich Lessing mit Nicolai oder mit anderen zuweilen in seiner Gegenwart über historische Gegenstände, so lachte er gewöhnlich und meinte, das Ganze sei unnützer Kram. Unüberwindliche Schwierigkeiten stellten sich ihm in den Weg, als er sich in reiferen Jahren auch etwas von diesem „unnützen Kram" zu eigen machen wollte. „Sagen Sie mir doch, liebster Freund!" heißt es am Schlusse seines letzten Briefes an Abbt, „wie fange ich es an, wenn ich mir von der Geschichte der alten und neuern Zeit nur einigen Begriff machen will? Ich habe bisher die Geschichte mehr für die Wissenschaft des Bürgers als des Menschen gehalten, und geglaubt, ein Mensch, der kein Vaterland hat, könnte sich von der Geschichte keinen Nutzen versprechen. Ich merke aber, daß die Geschichte der bürgerlichen Verfassung mit der Geschichte der Menschheit ineinander fließt und daß es unanständig ist, in jener ganz unwissend zu sein. Aber wo fange ich an? Gehe ich zur Quelle oder begnüge ich mich an den allgemeinen Welthistorien, die seit einiger Zeit so sehr im Schwange sind? Und zu welcher rathen Sie mir? Vergessen Sie nicht, mir auf diesen Punkt zu antworten."[3])

Der von Mendelssohn selbst angegebene Grund mag die Ursache gewesen sein, daß er das Studium der Geschichte so ganz vernachlässigte. Er ging mit innerem Widerstreben an eine Arbeit, von der er sich keinen Nutzen versprach, weil er als

---

[1]) Schr. V 342.
[2]) Göckingk, a. a. O. 19.
[3]) Schr. V, 368.

Jude sich ohne Vaterland und ohne Heimat fühlte. Jedes Blatt der Geschichte erinnerte ihn an die Leiden und Verfolgungen, welche sein Stamm jahrhundertelang erduldet hatte, an seine eigene Heimatlosigkeit.

Man muß es ihm bei dem Mangel an historischem Sinn daher auch zugute halten, daß er den Tod des Sokrates nicht als ein tragisches Schicksal, sondern nur als einen Justizmord auffaßt, den die Priester, Sophisten und Redner auf ihrem Gewissen haben.

Den sterbenden Sokrates, der, wie Mendelssohn selbst im Anhange des „Phädon" erklärt, „nicht der Sokrates der Geschichte ist", läßt der Anhänger der Leibniz-Wolffischen Philosophie die Gründe und Beweise für die Unsterblichkeit der Seele vortragen. Die Einkleidung, Anordnung und Beredsamkeit Platos macht er sich zu Nutze, er behält die formalen Schönheiten des Platonischen Dialogs bei, nimmt sogar ganze Stellen, welche er, ohne der Deutlichkeit zu schaden, hätte übergehen können, der bloßen Schönheit wegen mit auf und sucht die metaphysischen Beweise durch neue und seinen Vorgängern entlehnte Ideen dem Geschmacke seiner Zeit anzupassen. Er setzte Leser voraus, „die keine Metaphysiker sind, aber gesunden Menschenverstand haben und nachdenken wollen"; deshalb berief er sich auch auf kein besonderes System. „Wenn ich hätte Schriftsteller anführen mögen," sagt er in der Vorrede seiner Schrift, „so wären die Namen Plotin, Des Cartes, Leibniz, Wolff, Reimarus, Baumgarten u. a. oft vorgekommen. Allein dem bloßen Liebhaber ist es einerlei, ob er einen Beweisgrund diesem oder jenem zu verdanken hat, und der Gelehrte weiß das Mein und Dein in so wichtigen Materien doch wol zu unterscheiden."[1])

Dergestalt ist der aus drei Gesprächen bestehende Mendelssohnsche „Phädon" nach den eigenen Worten des Verfassers ein

[1]) Schr. II, 69.

„Mittelding zwischen einer Uebersetzung und eigenen Ausarbeitung"; es ist ein deutsches Product des achtzehnten Jahrhunderts in griechischer Form.[1])

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Mendelssohn über den Selbstmord.

Unter dem Namen des griechischen Weltweisen hören wir im Gefängnisse Athens einen deutschen Philosophen aus dem achtzehnten Jahrhundert einen Vortrag über Tod, Bestimmung, Unsterblichkeit halten.

Im Anfange des ersten Gesprächs folgt Mendelssohn genau seinem Vorbilde, dem Plato. Die Schüler des zum Giftbecher Verurtheilten unterreden sich von der letzten Stunde ihres heldenmüthig sterbenden Lehrers.

Sodann erörtert er die Frage über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit des Selbstmordes, eine Frage, welche besonders in der für Preußen denkwürdigen Zeit des siebenjährigen Krieges viele Köpfe beschäftigte.

Friedrich der Große soll sich nämlich mit dem Gedanken getragen haben, im Falle einer ganz ungünstigen Wendung des Feldzuges und einer gänzlichen Niederlage, durch einen Gifttrank, welchen er gleich jenem Helden des Alterthums beständig bei sich trug, seinem Leben ein Ende zu machen. Daß sich ein solcher Schritt mit der Denkungsart des großen Königs vertrug, ist genugsam bekannt. Wie er die Unsterblichkeit für ein Zauberschloß hielt, welches man von ferne sehe, aber nicht betreten könne, ähnlich Heinrich Heine, der diese die Menschheit beglückende Lehre mit einem Markknochen vergleicht, den der

---

[1]) Der Mendelssohnsche Phädon in seinem Verhältniß zum Platonischen wurde neuerdings behandelt von Friedrich Kampe (Halle 1880).

Fleischer mit in den Korb unentgeltlich schiebt,[1]) so vertheidigte er auch consequenterweise den Selbstmord; es müsse, meinte er, dem Menschen frei stehen, aus einem Zimmer zu fliehen, in welchem man vom Rauche erstickt würde. Den Unglauben des Königs theilten noch viele mit ihm, und ebendies führte die verschiedensten Denker seiner Zeit auf eine genaue Prüfung dieser Frage. Auch Mendelssohn hat sich ihrer Lösung nicht entzogen. In den „Briefen über die Empfindungen", in einem Schreiben vom 1. Mai 1756, das an Resewitz gerichtet ist,[2]) und dann im „Phädon" hat er über diese „knotige Materie" seine Ansichten dargelegt.

Der Trieb zum Guten, meint er, kann mit dem Selbsterhaltungstrieb für Augenblicke in Streit gerathen, wenn wir keinen Blick in unser zukünftiges Dasein ohne Entsetzen thun können und uns jeder Moment mit Ueberdruß und innerlichem Aufruhre drohet. Der Trieb zum Guten behauptet sodann allein sein Recht, drängt auf die Abkürzung des Lebens und auf die Flucht aus der überlästigen Welt. Der Tod als das Zero erscheint uns wünschenswerth, wenn in der Vermischung von Gut und Uebel nach gegenseitiger Berechnung eine negative Größe übrigbleibt, wenn die Stimme der Freundschaft, des Vaterlandes, der menschlichen Gesellschaft kein Gewicht mehr für uns hat, wenn die Warnung vor Eingriffen in die göttlichen Rechte durch Berufung auf die uns von Gott verliehene Freiheit beseitigt wird.[3])

Gesetzt die Gründe der Religion gegen den Selbstmord wären ohne alle Kraft der Ueberzeugung, und wir hielten uns versichert, der Tod sei Vernichtung des Daseins, auch dann müssen wir zugestehen, daß der geringste Grad der Wirklichkeit unsere Vollkommenheit unendlich mehr befördert als Vernichtung.

---

[1]) Heine, Romanzero, 306.
[2]) Schr. IV, 1, 12—24.
[3]) Schr. I, 142 ff.

Denjenigen aber, welche den Tod nicht für Vernichtung des Daseins, sondern für einen Uebergang in eine andere Art von Fortdauer halten und die Verbindung zwischen dem künftigen Zustande und dem jetzigen somit gelten lassen, zeigen sich noch weniger Gründe für die Zulässigkeit des Selbstmordes. Die abwechselnden Zustände, die jenes Leben mit diesem verbinden, müssen ineinander gegründet sein; wer also diese Welt anders verläßt, muß auch jene anders betreten, wer das Ende der ihm in dieser Welt beschiedenen Dauer nicht abwartet, stürzt sich in einen ganz andern Zustand, als der ist, in welchen er nach dem Laufe der Natur versetzt worden wäre. Nur was mit den Kräften, die Gott in die Natur gelegt hat, übereinstimmt, das muß uns statt eines Orakels dienen, bis ein ausdrücklicher Befehl oder der Ausgang der Sache uns eines Bessern belehrt. So lange also die Kräfte der Natur zur Erhaltung des Lebens übereinstimmen, so lange ist es ein Verbrechen, sich den Absichten Gottes zu widersetzen; so lange ist es eine sträfliche Empörung, die große, entzückende, wundervolle Harmonie zwischen den Handlungen des Endlichen und den Absichten des Unendlichen zu zerstören, bis Gott uns den ausdrücklichen Befehl zuschickt, das Leben zu verlassen.[1]) In dieser Beweisführung hat der deutsche mit dem griechischen Philosophen das gemein, daß er die sittliche Nothwendigkeit der Fügung in den göttlichen Willen betont.

Ein Umstand eigenthümlicher Art veranlaßte Mendelssohn noch später zu einem interessanten Gespräche über dieses Thema.

In Berlin lebte nämlich als Inspector des Joachimsthalschen Gymnasiums ein Mann namens Johann Peter Drieß. Gleich Edelmann, „ein hölzerner Mensch, der ebenso viel Blei in seinem Gehirn als Eisen an seinen Stiefeln trug"[2]) und, wie Mendelssohn, der in der Jugend mit ihm zusammenzukommen

---

[1]) Schr. I, 164 ff.; II, 106 ff.

[2]) Schr. V, 11.

pflegte, den 29. Juli 1779 an Hennings schrieb, als „ein unschuldiges Opfer der altdeutschen Aufrichtigkeit fiel“,[1]) gleich dem unglücklichen Rector Damm, huldigte auch er atheistischen Grundsätzen, welche durch den damaligen Minister von Zedlitz seine Entlassung herbeiführten. Seine unbegrenzte Eitelkeit und die Begierde, in einer höhern Sphäre zu glänzen, stürzten ihn vollends ins Verderben. Er gerieth in die äußerste Dürftigkeit und es blieb ihm zuletzt nichts weiter übrig, als ein Bett und ein Hemd. Mit dem Erdenleben war er überworfen und sein Entschluß war gefaßt, durch einen Selbstmord aus der Welt zu scheiden. Die Stiche, welche er sich beibrachte, waren nicht tödtlich, und nun wählte er den Hungertod. Mehrere Tage dauerte dieser schreckliche Versuch, als sein Unternehmen ruchbar wurde. Mendelssohn erfuhr es, suchte ihn auf und fand außer einem Glase Wasser auch nicht das mindeste vor, ihn selbst aber in einem so geschwächten Zustande, daß er kaum die Hoffnung hegen konnte, eine Antwort von ihm zu erhalten. Er gab sich für einen polnischen Arzt aus, der zur Ausübung seiner Kunst nach Berlin gekommen sei; allein der Kranke wollte weder von einem Arzte noch von irgend einer Hülfe etwas wissen. Endlich errieth Drieß, wer der fremde Arzt sei, und fragte ihn: Sind Sie nicht Mendelssohn? Dieser bejahte es, indem er ihm die Hand reichte. Der Kranke wollte über philosophische Gegenstände disputiren, fand sich aber zu schwach. Diese Gelegenheit benutzte Mendelssohn, indem er ihm zuredete, sich erst durch den Genuß von etwas Speise so weit zu erholen, daß er anhaltend reden könnte. Er sprach ihm Trost zu: „Warum fürchten Sie Armuth und Elend? Warum erröthen Sie, Wohlthaten anzunehmen? Es hat Arme gegeben, deren Zustand ich beneide. Der Stoiker Epiktet war der Sklave eines Barbaren; Sokrates war so arm, daß er nur einen Mantel für sich und seine Frau hatte. Cimon, Aristides, Epaminondas verbanden Armuth mit

---

[1]) 1. Aufl. S. 143.

den größten Tugenden. Anaxagoras hatte in seinem Alter keine andere Zuflucht, als den Tod zu erwarten, und, wie Sie, legte er sich hin, zu sterben; in diesem Zustande fand ihn Perikles, sein Schüler, der im Taumel der Staatsgeschäfte seines Lehrers vergessen hatte. Perikles machte ihm sanfte Vorwürfe. Freund, sagte ihm Anaxagoras, es ist nicht hinreichend, eine Lampe zu haben, man muß auch Oel hineingießen. Der Beherrscher Athens verstand ihn, führte ihn mit sich nach Hause und sorgte für seinen Unterhalt. Kommen Sie mit mir, lieber Drieß, ich will Ihnen noch nicht rathen zu leben; lassen Sie uns eine Zeit lang miteinander wohnen und über Ihren Vorsatz uns unterhalten; wenn Sie nach Verlauf von einem Jahre noch bei Ihrem Vorsatze verharren, so führen Sie ihn aus."

Mendelssohns sanfte Beredsamkeit drang in das Innerste der Seele seines Hörers; er nahm Abschied von ihm mit dem Versprechen, ihn recht bald wieder zu besuchen.

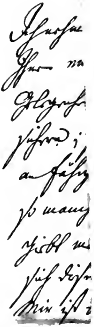
Eines Tages kam unvermuthet ein vornehm gekleideter Herr zu Mendelssohn, um ihm anzuzeigen, daß er beim Prinzen Heinrich als Vorleser angestellt sei. Es war Drieß. „Ich bin der Elende," redete er ihn an, „den Sie einmal Ihres Besuches gewürdigt haben. Nennen Sie es Eitelkeit, wie Sie wollen; genug ich fühlte, daß ich für eine größere Sphäre bestimmt war. Nun bin ich glücklich!"

Wie bald aber erwachte der neue Glückliche aus seinem Traum! Er glaubte seinen Stolz beleidigt, bildete sich ein, man habe Komödie mit ihm gespielt, verfiel in Raserei und wurde ins Irrenhaus gebracht, wo er mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte und so seinem Leben ein Ende machte.[1])

Nachdem Mendelssohn das Unsittliche des Selbstmordes dargelegt, schreitet er, seinem griechischen Vorbilde folgend, zu dem Beweise für die Unsterblichkeit.

---

[1]) Hennings, Sittliche Gemälde; Allg. Archiv des Judenthums (Jedidja, n. F), 2. B., 53 ff.; Lessings Schr. XIII, 503.



An

Herrn Bibliothekar Däß-
dorf, zu

Dresden

Fünfundzwanzigstes Kapitel.
Beweis für die Unsterblichkeit.

Hätte ich nicht gerechte Hoffnung, spricht der dem Tode entgegenlächelnde Sokrates zu seinen ihn umstehenden, in Traurigkeit versunkenen Schülern, da wohin ich komme, auch ferner noch unter der Fürsorge des allgütigen Gottes zu stehen und mit den reinen Geistern meiner mir vorangegangenen Freunde wieder vereint zu werden, so wäre es freilich Thorheit, das Leben so wenig zu achten und dem Tode so willig in die Arme zu rennen.

Was ist denn der Tod? Gründlicher als Plato, nach dem der Tod eine Trennung der Seele von dem Leibe ist, definirt ihn Mendelssohn als eine natürliche Veränderung des menschlichen Zustandes. Zu einer jeden natürlichen Veränderung, argumentirt Mendelssohn weiter, ganz im Sinne der Monadologie, wird dreierlei erfordert: der vorhergehende Zustand des Dinges, das verändert werden, das aufhören, ein anderer, der an seine Stelle treten soll, und die zwischen beiden liegenden Zustände, welche der Natur von dem einen auf den andern gleichsam den Weg bahnen, die Uebergänge, damit die Veränderung nicht plötzlich, sondern allmählich geschehe.

Bei der stets wirksamen Thätigkeit der Naturkräfte kann aber nichts Veränderliches auch nur einen Augenblick unverändert bleiben. Wie die Zeit immer forteilt, ohne zu ruhen das Künftige zu dem Vergangenen sendet, so verwandelt sich alles Veränderliche. In dem Naturprocesse giebt es weder Stillstand noch Sprünge; er bildet eine beständige und ununterbrochene, also stetige oder continuirliche Veränderung; in einer stetigen ununterbrochenen Reihe folgen die Augenblicke der Zeit. Es giebt daher ebenso wenig zwei Zustände, zwischen denen nicht noch ein dritter anzutreffen wäre, wie es zwei Augenblicke giebt, die sich einander die nächsten wären.[1])

[1]) Schr. II, 121 ff.

Leben und Tod sind Glieder einer steten Reihe von Veränderungen, welche durch stufenweise Uebergänge auf's genaueste mit einander verbunden sind, allmähliche Auswickelungen und Einwickelungen ein und desselben Dinges, das sich in unzähligen Gestalten einhüllet und entkleidet. „Sagen wir, die Seele stirbt, so müssen wir eins von beiden setzen: entweder alle ihre Kräfte und Vermögen, Wirkungen und Leiden hören plötzlich auf, sie verschwindet gleichsam in einem Nu; oder sie leidet wie der Leib allmähliche Verwandlungen, unzählige Umkleidungen, die in einer stetigen Reihe fortgehen, und in dieser Reihe giebt es eine Epoche, wo sie keine menschliche Seele, sondern etwas anderes geworden ist."[1])

Die Seele kann also nur plötzlich oder allmählich sterben. Plötzlich kann sie nicht untergehen, denn die Natur kann keine Vernichtung hervorbringen; zwischen Sein und Nichtsein ist eine entsetzliche Kluft, die von der allmählich wirkenden Natur der Dinge nicht übersprungen werden kann. Aber sollte sie nicht von einer übernatürlichen Macht, von der Gottheit selbst, vernichtet werden? Eine unmittelbare Hand des Wunderthäters haben wir nicht zu fürchten, denn der gütige Schöpfer und Erhalter der Dinge kennt keine Vernichtung, die der Natur widerspricht. Aber auch allmählich kann das Dasein der Seele nicht aufhören, da dieses wieder eine ewige Vernichtung voraussetzen würde. Untergehen kann also die Seele in Ewigkeit nicht, denn der letzte Schritt, man mag ihn noch so weit hinausschieben, wäre immer noch vom Dasein zum Nichts, ein Sprung, der weder in dem Wesen eines einzelnen Dinges, noch in dem ganzen Zusammenhange gegründet sein kann. Sie wird also ewig fortdauern, ewig vorhanden sein, wirken, leiden und Begriffe haben, denn Empfinden, Denken und Wollen sind die einzigen Wirkungen und Leiden, die dem denkenden Wesen zukommen können; sie wird ewig fortleben und nach ihrer wahren

[1]) Schr. II, 130.

Glückseligkeit, nach Weisheit, Tugend, Schönheit, Harmonie und Vollkommenheit streben, um so allmählich dem Urquell sich zu nähern. [1])

Dieser Beweis für die Unsterblichkeit der Seele ist klar und überzeugend, weit überzeugender als die Argumente Platos, vom welchen das eine, die Hypothese einer Seelenwanderung, von Mendelssohn ebenso verworfen wird, wie die Annahme des Leibnizischen Auferstehungsglaubens. „Was für Grund haben wir, die Erfahrung, daß wir hier in diesem Leben niemals ohne sinnliche Eindrücke denken können, über die Grenzen dieses Lebens auszudehnen und der Natur schlechterdings abzusprechen, die Seele ohne diesen gegliederten Leib denken zu lassen?" [2])

Trotz dieses Beweises fühlte Mendelssohn selbst, daß demselben zur völligen Deutlichkeit noch verschiedenes fehle.

In der That wirft er im zweiten Gespräche, in dem er seinen griechischen Führer verläßt, das Bedenken auf, ob denn unser Vermögen zu empfinden und zu denken ein besonderes selbstständiges Wesen und dasselbe nicht vielmehr die Eigenschaft eines künstlich gebildeten Körpers sei. Das leitet ihn auf den Beweis für die Harmonie und Immaterialität der Seele, welchen er in einer unübertroffenen Vollkommenheit liefert. Wie sehr auch Ordnung und Entwickelung der einzelnen Bestandtheile eines Dinges durch ihren Zusammenhang verändert werden mögen, so muß doch immer eine Kraft im Ganzen bestehen, die nicht in der Wirksamkeit der einzelnen Theile ihren Grund hat. Nun ist aber zu der Auffassung des zusammengesetzten Ganzen eine Vergleichung erforderlich. Diese Vergleichung und Gegeneinanderhaltung ist aber nichts anderes als eine Wirkung des Denkvermögens und wird außer bei dem denkenden Wesen nirgends in der Natur anzutreffen sein. Da also ein jedes Ganze, fährt Mendelssohn fort, das aus Theilen besteht, ein

[1]) Schr. II, 134.
[2]) Schr. II, 134.

Zusammennehmen und Vergleichen der Theile zum Voraus setzt, diese Thätigkeit aber die Verrichtung eines Vorstellungsvermögens sein muß, so kann der Ursprung dieses Vermögens selbst nicht in ein Ganzes gesetzt werden, das aus solchen verschiedenen Theilen besteht. Es muß also in unserm Körper, so schließt die Beweisführung, wenigstens eine Substanz vorhanden sein, die nicht ausgedehnt, nicht zusammengesetzt, sondern einfach ist, Vorstellungskraft hat, und alle unsere Begriffe, Begierden und Neigungen in sich vereinigt; eine Mehrheit solcher immaterieller Substanzen für einen und denselben Leib vorauszusetzen, würde zu den größten Widersprüchen und Ungereimtheiten führen.[1])

Dieser Beweis für die Unkörperlichkeit und Einfachheit der Seele aus der Einheit der Vorstellung hat Mendelssohn bereits im Jahre 1760 in der, den Materialismus d'Alemberts bekämpfenden Abhandlung „Von der Unkörperlichkeit der menschlichen Seele", welche erst nach seinem Tode im Druck erschien,[2]) kurz entworfen. Hat er nun auch die Grundidee, wie er im Anfange des „Phädon" selbst angiebt, dem Neuplatoniker Plotin entlehnt, so ist doch die in ihrer Art scharfsinnige Ausführung, die Sonderung der Neben- und Hauptgründe, die künstlerische Vertheilung von Licht und Schatten, sein Verdienst.

Nachdem Mendelssohn nun bewiesen, daß die Seele ein einfaches, für sich bestehendes, untheilbares, unkörperliches, unvergängliches Wesen sei, berührt er im dritten Gespräche die Frage, ob dieses Wesen in einem wachenden, des Gegenwärtigen und Vergangenen wohl bewußten Zustande, in Ewigkeit fortdauern, oder ob es mit dem Hintritte des Körpers in einen dem Schlafe ähnlichen Zustand versinken würde, um niemals zu erwachen. Aus der Voraussetzung, daß alle ähnlichen Wesen auch ähnliche Bestimmungen haben, daß in dem großen Plane

[1]) Schr. II, 150 ff. 159, 202.

[2]) Die Abhandlung erschien zuerst in Mendelssohns Kl. philos. Schriften, herausgegeben von Müchler (Berlin 1789), S. 171—230; abgedruckt Schr. II, 207—232.

der Schöpfung alles nach den Regeln der allervollkommensten Harmonie angeordnet ist, wird die Folge gezogen: Geister, denkende und wollende Wesen, durch ursprünglichen unvertilglichen Trieb auf unbegrenzte Vervollkommnung, ins Unendliche fortschreitende Annäherung an das Vollkommene der Gottheit gerichtet, können unmöglich nach dem Plane des allgütigen Schöpfers in den Abgrund zurückgestoßen, oder auf halbem Wege zurückgehalten werden. Das geistige Wesen fährt in Ewigkeit fort, die Absichten Gottes in der Stufenfolge zu erfüllen, die ihr in dem allgemeinen Plane angewiesen worden. Sonst wäre jeder Trieb nach Vervollkommnung und Veredlung, den wir überall in der Natur wahrnehmen, ein Spiel der Phantasie; unser Schicksal wäre ein grausames und Gott selbst lieblos und ungerecht. „Wenn kein zukünftiges Leben zu hoffen ist, so ist die Vorsehung gegen den Verfolger zu rechtfertigen als gegen den Verfolgten.“ Wie in dem Bereiche der physischen Welt Stürme, Ueberschwemmungen, Erdbeben u. s. w. zur Harmonie des Weltalls beitragen, so dienen in der sittlichen Welt, auf dem Gebiete des gesellschaftlichen Lebens Leiden und Mängel zu Mitteln fortschreitender Verbesserung, zu Uebungen für die Erlangung der Glückseligkeit. Vernünftige nach Vollkommenheit strebende Wesen sind nicht zu einer zeitlichen Dauer geschaffen.[1])

Will man noch weiter dringen und wissen, wo die abgeschiedenen Geister sich aufhalten, womit sie sich beschäftigen, auf welche Art die Tugendhaften belohnt und die Lasterhaften zur bessern Erkenntniß gebracht werden, so darf man im „Phädon“ einer Antwort nicht suchen. Hier endigt sein Beruf; die Vernunft tritt bescheiden mit dem Finger auf dem Munde zurück; die Offenbarung selbst kann uns hierüber keine Auskunft geben.

---

[1]) Schr. II, 171 ff, 185 f; III, 263.

Anfangs April 1767 verließ der „Phädon“ die Presse. Bald nach dem Erscheinen ließ der Verfasser durch einen Schaumburgischen Justizrath, der ihm einige Wochen früher die nach dem Tode Abbts erschienene Uebersetzung des Sallust im Auftrage des Grafen zu Schaumburg-Lippe geschickt hatte, diesem Beschützer und Verehrer seines ihm unvergeßlichen Freundes, dem der „Phädon“ gewidmet werden sollte, ein Exemplar überreichen.[1])

An Zuschriften und Bemerkungen über das Buch fehlte es nicht. Einer der ersten, der sich über dasselbe vernehmen ließ, war Raphael Levi in Hannover, der treueste Schüler Leibnizens. Er stellte Mendelssohn den Antrag, an Stelle Abbts einen Briefwechsel über die Bestimmung des Menschen mit ihm zu unterhalten. Dieser war nicht abgeneigt, auf den Vorschlag einzugehen, nur fürchtete er, sie würden zu bald eins werden, „denn unserer beider Philosophie ist auf einem Leisten geschlagen“. Wie sich aus seinem Briefe an Raphael ergiebt, beabsichtigte Mendelssohn, eine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele auch in hebräischer Sprache zu schreiben. „Uebersetzen läßt sich der „Phädon“ nicht; wenigstens würde er im Hebräischen aufhören verständlich zu sein; deswegen möchte ich gern eine andere Einkleidung wählen, in welcher ich die Sachen unseren Glaubensgenossen verständlich machen könnte.“[2])

Er machte in der That einen Auszug aus dem „Phädon“ und schrieb eine Abhandlung „Ueber das Commerz zwischen Seele und Körper“, beides in hebräischer Sprache, für diejenigen, welche des Deutschen unkundig sind. Diese Abhandlungen, welche sich unter Mendelssohns Papieren vorfanden,

---

[1]) Schr. V, 442 ff.

[2]) Schr. V, 449. Wie Auerbach, Moses Mendelssohn und das Judenthum, a. a. O., S. 8 richtig vermuthet, war dieser Brief M.s „an einen Unbekannten“ an Raphael Levi gerichtet.

wurden 1787 von David Friedländer veröffentlicht;[1]) die eine derselben übersetzte ein H. J.,[2]) die andere Sal. Anschel, „Candidat der Philosophie auf der Universität zu Bonn" ins Deutsche.[3])

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wirkung.

In einer Zeit, da Freidenker wie Lamettrie, Helvetius, Holbach u. a. mit ihrer materialistischen Lehre Staat und Religion bedrohten und alles Geistige, besonders die Unsterblichkeit der Seele für Wahn erklärten, erschien der Mendelssohnsche „Phädon" als ein wahrer Glaubenshort. Die Wirkung, welche er hatte, war eine außerordentliche; er wurde als ein epochemachendes Werk gefeiert und sicherte seinem Verfasser einen Platz unter den deutschen Classikern. Es war des Lobes für den bescheidenen Mann fast zu viel! So sagt er im Anhange zur zweiten Auflage: „Ich habe mich über keinen unbilligen Tadel zu beschweren, vielleicht eher über unbilliges Lob, davon mich die Selbstkenntniß versichert, daß es übertrieben ist."[4])

Aus allen Gegenden liefen Zuschriften ein, in welchen das Buch gerühmt und der Verfasser um weitere Erläuterungen angegangen wurde. Philipp Hensler, der später Dänischer Leibarzt und Professor in Kiel war, wandte sich an Nicolai mit der

---

[1]) ס' רנפש, Berlin 1787, Brünn 1798; unter dem Titel שלמיה וצורת הנפש mit Widerlegungen und Bemerkungen über Prophetie, Vergeltung u. s. w., von M. Fürth, Dessau 1811.

[2]) M. Mendelssohns kurze Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele, aus dem Ebräischen. Berlin 1787; Brünn 1798; Ges. Schriften Mendelssohns (Wien 1838) 364—373.

[3]) Diese Uebersetzung wieder abgedruckt in den Ges. Schriften (Wien 1838) 350—363. Beide Abhandlungen fehlen in den Ges. Schriften (Leipzig).

[4]) Schr. II, 191.

Bitte, einen neuen Beweis für die Unsterblichkeit von dem Dänischen General, Grafen von S., Mendelssohn zur Beurtheilung vorzulegen.[1]) Der Herr von Platen auf Rügen, ein philosophirender Landedelmann, knüpfte mit ihm über den „Phädon" eine Correspondenz an; „denn in einem so sehr gepriesenen Buche will man gern alles verstehen".[2])

Eines solchen Erfolges hatten sich wenige Schriften ähnlichen Inhalts zu erfreuen gehabt. In den ersten drei Jahren nach dem Erscheinen wurden drei neue Auflagen davon veranstaltet — in Wien hatte man das Buch confiscirt[3]) — und zwanzig Jahre nach dem Erscheinen hatte der „Phädon" durch die verschiedenen Uebersetzungen einen europäischen Charakter und eine europäische Wirksamkeit gewonnen: er wurde nicht allein Eigenthum der deutschen Nation, sondern Franzosen und Engländer, Holländer und Italiener sprachen mit gleicher Bewunderung von diesem Dialog und seinem Verfasser.

Der „Phädon", welcher, außer in verschiedenen Ausgaben der „Gesammelten Schriften", funfzehn mal besonders erschien,[4]) wurde 1769 ins Holländische, durch den französischen Prediger A. Burja in Berlin 1772 und durch den Professor Junker in Paris 1778 ins Französische, durch Carlo Ferdinandi 1773 ins Italienische übersetzt. J. A. Heiberg in Kopenhagen, der Vater des Etatsraths und Dichters, der Napoleon als Secretär nach Deutschland begleitete, übersetzte den „Phädon" 1779 ins Dä-

[1]) Schr. V. 449 ff.

[2]) Schr. V, 460—484.

[3]) Lessings Schr. XII, 233; XIII, 185, 190.

[4]) „Phädon" oder „Ueber die Unsterblichkeit der Seele", in 3 Gesprächen. Berlin 1767; 2. Aufl. ibid. 1768; 3. verb. Aufl. mit einem Anhange vom Verf., ibid. 1769; 4. Aufl. ibid. 1776; 5. Aufl. herausgegeben und eingeleitet von David Friedländer, ibid. 1814; 6. Aufl. ibid. 1821; 7. Aufl. ibid. 1856. Sonst erschienen: Frankfurt 1776, Karlsruhe 1780, Reutlingen 1784, Aachen 1815; Bibliothek der deutschen Nationallitertur des 18. und 19. Jahrhunderts. 28. Band mit Einleitung und Anmerk. von Arnold Bodek, Leipzig 1869; Universalbibliothek, 335. Bändchen.

nische. Jesaia Beer-Bing, ein junger jüdischer Schriftsteller aus dem Elsaß, veranstaltete 1787 eine hebräische Uebersetzung, welche N. H. Wessely mit einer Vorrede versah; sie erschien 1789 in neuer Auflage und wurde 1862 und später nachgedruckt. 1798 übertrug ihn Cullen ins Englische und 1793 ein Patriot ins Ungarische; dieser widmete seine Arbeit dem Grafen Teleki de Szeki, k. k. Kämmerer und Obergespan des Ugotser Comitats; eine neue ungarische Uebersetzung lieferte 1884 Regina Glück, eine Jüdin. Der „Phädon" wurde durch Jakob Tugendhold 1843 ins Polnische, 1837 und dann 1854 (Tiflis) durch Mysnikow ins Russische und 1866 durch Johann Hadjits, der als der größte Legislator Serbiens gilt und unter dem Namen Johann Svetits mehrere ethische und ästhetische Schriften verfaßt hat, ins Serbische übersetzt.[1])

Was ihm aber bei Gelehrten und Ungelehrten eine solche

---

[1]) Die Titel der Uebersetzungen lauten:

Phedon of over de Onsterflykheid der Ziele, in drie t'zamenspraaken, door Moses Mendelzoon, naar den tweeden verbeterden Druk, uit het hoogduitsch vertaald in's Graavenhaage, Pieter van Cleef, 1769.

Von Mendelssohn ungünstig beurtheilt in Allg. D. Bibliothek, Bd. 14, St. 1. 1771 (Schr. IV, 2, 559), vgl. V, 508.

Phédon, ou Dialogues socratiques sur l'immortalité de l'ame. Ecrit en Allemand par M. Moïse, Fils de Mendel, et traduit par Mr. A. Burja à Berlin. En comm. chez Haude et Spener, 1772.

Phédon, ou Entretiens sur la spiritualité et l'immortalité de l'ame, par M. Moïse Mendelssohn. Traduit de l'allemand par Mr. Junker. Paris 1778.

Fedone. O dell' immortalità dell' anima. In tre dialoghi di Moise Mendelssohn. Tradotto dal tedesco in italiano, da Carlo Ferdinandi. Coira, pr. Giacomo Otto, 1773.

Diese Uebersetzung schien Mendelssohn „sehr schulmeisterhaft, etwa das Exercitium eines Sprachmeisters, der, seine Lehrlinge im Uebersetzen zu üben, eine deutsche Schrift gewählt hat, welche weder er noch seine Lehrlinge recht verstehen". Schr. V, 684.

Pheedon, Mer om Sjieleus Udödeligheb i tre Samtaler af Moses Mendelssohn. Oversat af det Tydske. Kjöbenhavn p. Christ. Gottlob Prosts, 1779.

Anerkennung verschaffte, war nicht nur die Faßlichkeit, mit welcher hier ein die gesammte Menschheit interessirendes Problem seiner Lösung näher geführt wurde, nicht die Tiefe und Erhabenheit der entwickelten Ideen, sondern ganz besonders die vollendete Form des Stils. Man fand hier eine Eleganz und Klarheit, eine Reinheit und Trefflichkeit des Ausdrucks, eine Leichtigkeit und spielende Anmuth in der Behandlungsweise, von der man in Deutschland bis dahin kaum eine Ahnung hatte. Hohe Muster hatte Mendelssohn sich gestellt, Plato und Shaftesbury; [1]) er hat sie erreicht. Seine Prosa fließt so sanft, in so stiller Majestät, daß wer das Handwerk nicht versteht, glauben könnte, der Ausdruck habe ihm gar nichts gekostet. Diese musterhafte Darstellung, verbunden mit der aus dem tiefsten Innern hervorströmenden Wärme der Ueberzeugung und dem edlen religiösen Gefühl, das war es, was diesem Werke einen so unwiderstehlichen Reiz verlieh und Eingang in die Gemüther verschaffte. „Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menschen, Moses ist der philosophische Schriftsteller unserer Nation, der sie mit der Schönheit des Stils vermählt. Ja er ist's, der seine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu stellen weiß, als hätte es die Muse selbst gesagt!" ruft der junge Herder aus,[2]) dem

---

Eine größere Recension dieser Uebersetzung erschien in Kjobenhavnske Nue Efterretninger for A. 1779, Nr. 31 p. 481 ff.

פעדאן הוא ספר השארת הנפש . . . . העתיקו משפת אשכנזית ר׳ ישי בער

Berlin 1787; 2. Aufl. Brünn 1798; Lyk 1862; Johannisberg, o. J.

Phaedon, or the death of Socrates. London 1789.

Fédon, vagy a lélek halhatatlanságáról. Három beszélgetésben, irta német nyelven Mendelsohn Moses. Magyarra fordittatott egy hazafi által. Pesten 1793.

Phödon, vagy a lélek halhatatlanságáról. Irta Mendelssohn M. Forditotta Farkas Glück Regina. Debreczen, Jfj. Csáthy Károly 1881.

Федон о бесмртности душе написао Феликс Менделсон превео Јован Хаџић-Светић. У Новом Саду, Штампарија Игњата Фукса.

[1]) Schr. IV, 2, 116; V, 260.

[2]) Herder, Fragmente über die neuere deutsche Literatur (1767), I, 154

der „Phädon" dadurch noch theurer wurde, daß seine Braut so selige Stunden bei der Lektüre dieses Buches verbrachte; der „Phädon" ruhte in ihren Händen, als der von Liebe entbrannte Prediger die süß schwärmende Karoline Flachsland zum ersten male erblickte.[1])

Man könnte eine ganze Blumenlese von Aussprüchen zusammenstellen, in welchen diese berühmte Schrift verherrlicht wird. „Ihr Philosoph," schreibt Winckelmann aus Rom, „der Phädon von Moses Mendelssohn, ist eins von den besten Büchern, welche ich gelesen habe; schade, daß es ein Deutscher ist, würde der Potsdamische Held sagen."[2])

Der talentvolle, früh verstorbene Meinhard, der Freund Lessings, las den „Phädon" fast noch in der Todesstunde.[3])

August von Platen kannte keinen höhern Genuß, als sich mit diesem Buche zu beschäftigen. „Mendelssohns Phädon begeistert mich!" heißt es in seinem Tagebuche.[4]) „Mit welcher steigenden Eloquenz wird man da von Beweis zu Beweis getragen!"

Die erste philosophische Schrift, welche der junge Göthe las, ja studirte, war Mendelssohns „Phädon"; er gab sich die Mühe, ihn mit dem platonischen zu vergleichen und diesen Jugendversuch in sein, „Ephemerides" überschriebenes Tagebuch zu verzeichnen.[5])

Das Lieblingsbuch der, durch den Terrorismus ihrer

---

[1]) Herders Lebensbild (Erlangen 1846), III, 50.

[2]) Winckelmanns Werke (Berlin 1824), X, 205. Winckelmann hat an Mendelssohn als an einen von ihm hochgeschätzten Mann einmal geschrieben, aber keine Antwort erhalten (X, 360); der Brief ist wahrscheinlich verloren gegangen.

[3]) Riedel, Denkmal des Herrn Joh. Nicol. Meinhard (Jena 1768), 64.

[4]) Platens Tagebuch (Stuttgart 1860), 165.

[5]) Schöll, Briefe und Aufsätze von Göthe aus den Jahren 1766 bis 1786 (Weimar 1846), 89 ff. Schöll theilt die dürftige Vergleichung vollständig mit.

theuersten Verwandten beraubten Marquise de Beaumont, das sie immer und immer wieder las und aus dem sie Trost und Ueberzeugung schöpfte, war der „Phädon" von Mendelssohn.[1])

Der Mendelssohnsche „Phädon" hat sich lange behauptet; er war der Zeit bequemer und zugänglicher als der Platonische; es schien als wenn ihn kein „Antiphädon", keine „Kritik der reinen Vernunft" sollte verdrängen können, denn er hat in seinem Inhalte einen unsichtbaren Bundesgenossen, der für ihn streitet und siegt. Der Geschmack hat sich mit der Zeit geändert. So wie von Plato bis Mendelssohn, so auch von Mendelssohn bis heute hat die Wissenschaft neue Gesichtspunkte gewonnen, neue Probleme gefunden, neue Gründe und Gegengründe aufgestellt; nicht die Gewißheit oder Ungewißheit der Antwort, sondern die Bestimmtheit der Frage hat sich mannichfach geändert. Aber so lange, wie der Platonische „Phädon" eine Quelle der Belehrung und Erholung für denjenigen sein wird, der an großen und hohen Gedanken seine Seele bilden und sein Gemüth veredeln will, so lange, meint der Verfasser des „Lebens der Seele",[2]) wird auch das Mendelssohnsche Werk den gleichen Werth und die gleiche Kraft besitzen.

Durch den „Phädon" war Mendelssohn eine deutsche Celebrität geworden; als Denker, als ein Schriftsteller, der die geläutertste Philosophie auf alles anzuwenden wußte, war sein Ruhm über ganz Deutschland und weit über die Grenzen Deutschlands verbreitet.

Jeder rechnete es sich zur Ehre, den deutschen Plato, wie Mendelssohn vorzugsweise genannt wurde, zu sprechen oder mit ihm in Correspondenz zu stehen. Aus nah und fern wandte man sich an ihn, bedeutende Persönlichkeiten traten zu ihm in nähere Beziehung und schlossen sich ihm an.

[1]) Allg. Zeitung des Judenthums, 1883, S. 730.

[2]) M. Lazarus, Literaturbl. zum deutschen Kunstblatt, 1857, Nr. 3, wieder abgedruckt: Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch 101 ff.

Siebentes Buch.

Zeitgenossen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Mendelssohn und Hamann.

Johann Georg Hamann in Königsberg gehört zu den frühesten Bekannten Mendelssohns.

Sein erstes Zusammentreffen mit diesem ihm an Alter fast gleichen, in Charakter und Geistesrichtung grundverschiedenen Manne fällt schon ins Jahr 1756. Mit einem Juden, „einem umgänglichen und geselligen jungen Menschen, der in Halberstadt zu Hause gehörte, studirt hatte und auf Handel ausging", reiste Hamann von Danzig aus im October 1756 nach Berlin, „wo er außer Sulzer, Ramler, Merian und Prémontval den Juden Moses nebst einem andern seines Glaubens und seiner Fähigkeit oder Nacheiferung, vielleicht Doctor Gumpertz, kennen lernte."[1])

Während des folgenden Jahres hat Hamann gewiß nur selten des Berliner jüdischen Philosophen gedacht. Er, der Zeit seines Lebens nicht aus Nahrungssorgen herauskam, wurde ganz besonders in diesem Jahre von dem Schicksale förmlich gepeitscht; er trieb sich in London herum: „er fraß umsonst, er

[1]) Hamanns Schriften, herausgegeben von Roth, I, 191.

soff umsonst, er buhlte umsonst, er rann umsonst, Völlerei und Nachdenken, Lehre und Büberei, Fleiß und üppiger Müssiggang wurden umsonst abgewechselt".[1]) In seinem Freunde erkannte er, nachdem die ihm anvertrauten Briefe heimlich von ihm erbrochen und gelesen worden waren, den schändlichsten Verbrecher, und nachdem er hundertundfunfzig Pfund Sterling durchgebracht, „grundtief in die Kloake des Londoner Lebens geschaut hatte", schlug er plötzlich zum Bibellesen und Beten um: er wurde fromm, ein eifriger Pietist.

In seine Vaterstadt zurückgekehrt, warf er sich auf die Schriftstellerei. Seine „Sokratischen Denkwürdigkeiten" sind das erste Produkt, durch welches er gewissermaßen die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen rege machte und auch wieder in Beziehung zu Mendelssohn trat.

Die „Literaturbriefe" hatten ihm die Ehre erwiesen, die „Denkwürdigkeiten" zu besprechen. Mendelssohns scharfer Blick erkannte in Hamanns Schreibart viele Aehnlichkeit mit der Winckelmannschen: „denselben kernigen aber dunklen Stil, denselben feinen und edlen Spott, dieselbe vertraute Bekanntschaft mit dem Geiste des Alterthums."[2])

Die strenge Kritik, welche Mendelssohn an Rousseaus „Neue Heloise" geübt hatte, veranlaßten Hamann, an den „ästhetischen Moses" ein, Abälard Virbius unterzeichnetes öffentliches Sendschreiben zu richten. Der angegriffene Kritiker blieb die Antwort nicht schuldig: unter dem Namen Fulbert Kulmius erwiderte er ihm in seinem Tone und gab dadurch den Literaturbriefen „neue Munterkeit".[3]) Die liebenswürdige Art, mit welcher er Hamann begegnete, bewog diesen, mit ihm in Correspondenz zu treten. Am 11. Februar 1762 schrieb er ihm: „Sie haben recht, mein lieber Mendelssohn, daß Sie mich für Ihren Freund ansehen und der Ahndung des Herzens mehr als dem Blend-

[1]) Hamanns Schriften, I, 204.
[2]) Schr. IV, 2, 99—105.
[3]) Schr. IV, 2, 312—323.

werke des Witzes trauen," und gab ihm gleichzeitig die Versicherung, daß er ihn „bei der ersten Stunde ihrer zufälligen Bekanntschaft mit einem entscheidenden Geschmacke geliebt habe."[1])

Doch wie erwiderte Mendelssohn dieses Geständniß der Liebe und Freundschaft? Gleich in der Ueberschrift des Antwortschreibens rief er ihm die schönen Worte aus Molières Misanthrope zu:

„Moi, votre ami? Rayez cela de vos papiers!"

„Unser öffentlicher sowol als Privatcharakter zeigt angeborene Gramschaft. Schriftsteller und Kunstrichter, Abälard und Fulbert, Hamann und ein hartnäckiger Mardochai

Ὡς οὐκ ἔστι λέουσι καὶ ἀνδράσιν ὅρκια πιστά.

Die güldenen Tage sind meines Glaubens noch nicht da, von welchen es heißt: Es weilt der Wolf neben dem Lamme und der Panther lagert neben dem Bocke."[2])

In diesem Briefe, in welchem ihm Mendelssohn die Freundschaft von vornherein kündigt und welchen Hamann für die treffendste Antwort halten konnte, fordert der für die Literaturbriefe werbende Mendelssohn ihn zugleich auf, Dienste zu nehmen, d. h. Mitarbeiter zu werden; er ging jedoch auf die Einladung nicht ein. Das einladende Schreiben mag ihn abgeschreckt haben.[3])

Somit hörte die Correspondenz zwischen beiden bald wieder auf. Nichtsdestoweniger nahm Hamann an allem lebhaften Antheil, was den Berliner Freund betraf. Als die Stunde gekommen war, welche er ihm längst angekündigt hatte, und er sich mit seiner Fromet verheirathete, gratulirte er ihm in der herzlichsten Weise. „Ich habe meine vermischten Empfindungen über die Vermählung des Herrn Moses nicht besser auszudrücken gewußt," heißt es in einem seiner Briefe an einen Unbekannten, „als durch eine schwärmerische Parenthese, und

[1]) Schr. V, 427 ff.
[2]) Schr. V, 429.
[3]) Schr. V, 433.

wünsche demselben im Namen einer herzlichen und redlichen Freundschaft bei seiner gegenwärtigen Verfassung so viel Zufriedenheit, daß aller Zorn der neun unbarmherzigen Schwestern, die man Musen nennt, dadurch vereitelt werden möge."[1])

Seine grenzenlose Eitelkeit brachte ihn jedoch wenige Wochen später gegen den redlichen Freund wieder auf. Hamann, welcher, um mit Gervinus[2]) zu reden, sich durch die unwürdigsten Kleinigkeiten des Privatlebens zu hundert Flugblättern zerstreuen und zersplittern ließ, und durch verwirrte Reminiscenzen aus einer confusen Belesenheit zu jenem springenden Stil in seinen Fragmentchen verführt wurde, den er selbst seinen Heuschreckenstil taufte, war selbst gegen seine Freunde grob, neckisch-tyrannisch und, erhielt er nicht die verlangte Ehre und Schmeichelei, aufs höchste gereizt. Man denke sich Hamanns Wuth, daß Mendelssohn es gewagt hatte, wenige Wochen nach Empfang des Gratulationsschreibens, das „Gesuchte und Gekünstelte, das Räthselhafte und Geheimnißvolle seiner Schreibart" zu tadeln, daß der ehrliche Jude ihn für einen Schriftsteller erklärte, der „vermöge seiner Eigenschaften einer der besten hätte werden können, durch die Begierde aber, ein Original zu sein, verführt, einer der tadelhaftesten geworden sei."[3]) Durch den ihm von Mendelssohn ertheilten Rath, klarer und deutlicher zu schreiben, fühlte er sich aufs tiefste verletzt und brach alle Verbindung mit ihm ab.

An seinen „ästhetischen Moses" wurde er erst durch den „Phädon" wieder erinnert. Er las ihn und meinte, „daß die Vorrede schöner geschrieben als gedacht sei", ja er zweifelte in einem Briefe an Herder, daß der „Phädon" in der trefflichen Gestalt verbessert werden könne.[4])

[1]) Gildemeister, Hamanns Leben und Schriften (Gotha 1857), I, 372.

[2]) Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen, IV, 437.

[3]) Schr. IV, 2, 403 ff.

[4]) Herders Lebensbild, I, 2, 243, 257.

Ob der launenhafte Hamann durch den „Phädon" auch veranlaßt wurde, sich des edlen Weisen, welcher ihm bei seiner zweiten Anwesenheit in Berlin so bereitwillig das Geld zur Fortsetzung der Reise vorgeschossen hatte,[1]) wieder anzunehmen? Nicht gering mag Mendelssohns Ueberraschung gewesen sein, als er plötzlich im September 1770[2]) einen Brief von ihm erhielt, der dazu noch in dem Tone der achtungsvollsten Vertrautheit geschrieben war: „Vergeben Sie es einem alten guten Freunde, der sich ehemals um Ihre Buhlschaft bekümmerte, daß er sich nach sieben oder zehn Jahren ein wenig Ihrer Vaterschaft annehmen darf. Wenn Sie Ihre Kinder lieb haben und für selbige noch die Plage der Blattern fürchten müssen, so tragen Sie keinen Augenblick Bedenken, sie dem geschickten und würdigen Manne, dem englischen Arzte anzuvertrauen, den ich hierdurch zugleich Ihrer sympathetischen, philosophischen und ästhetischen Denkungsart auf das nachdrücklichste empfehle. Gesetzt, daß Sie auch eben nicht neugierig wären, liebster Freund, sich um meine gegenwärtige Verfassung zu erkundigen, so werden Sie es theils meinem Mangel an Welt, theils meiner Hypochondrie zu gute halten, mich hierüber zu erklären." Er giebt ihm kleinliche Details über seine Beschäftigung, seine Häuslichkeit u. dgl. und schließt mit den Worten: „Ich besorge nicht, liebster Freund, daß Ihnen dieser vertrauliche Ton ekel und beschwerlich sein werde. Vergelten Sie mir bei einer müssigen Stunde mit gleicher Münze und lassen Sie mich auch etwas von Ihrer jetzigen Lage wissen."

Mendelssohn antwortete nicht. Gerüchte über das Privatleben Hamanns, über das Verhältniß, in welchem er zu seinem Bauernmädchen gestanden, dessen „vollblütige, blühende und etwas vierschrötige, eigensinnige, dumme Ehrlichkeit und Standhaftigkeit so vielen Eindruck auf ihn gemacht hatte", mögen ihn in seiner strengen Sittlichkeit davon abgehalten haben.

---

[1]) Hamanns Schriften, III, 300.
[2]) Ebend. V, 3 f.

Wie sich der proteusartige Hamann in späteren Jahren gegen Mendelssohn benommen, wird uns später beschäftigen; zunächst wollen wir die freundschaftlichen Beziehungen betrachten, welche zwischen Herder, dem Landsmanne und Freunde Hamanns, und Mendelssohn sich bildeten.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Mendelssohn und Herder.

Mendelssohns klar eindringender Verstand übte auf den noch jugendlichen Herder den lebhaftesten Eindruck; er stand neben Lessing als scharfer Denker, gleichsam als Musterbild vor der Seele des nach lebendiger Durchbildung unermüdlich ringenden Jünglings. Schon früh betrachtete er ihn als den edlen Gehülfen des als Ideal von ihm verehrten Lessing; er liebte Mendelssohn, weil er der Freund Lessings war; vor diesen beiden Männern hegte er die höchste Verehrung, weil sie „hell an Geist und rein im Herzen“ die Wahrheit suchten und wollten.[1])

Durch die „Literaturbriefe“, welche er für das beste deutsche Journal erklärte,[2]) war er mit dem fast funfzehn Jahre ältern Mendelssohn zuerst bekannt geworden. „Vor allem bezeuge ich,“ heißt es in einem Briefe vom 19. Februar 1767 an den gemeinsamen Freund Nicolai, „dem würdigen Verfasser der „Literaturbriefe“ an Abbts Seite meine Hochachtung: es ist Herr Moses Mendelssohn.“[3])

Seine Zuneigung zu dem Berliner Weisen wuchs, nachdem er den, durch Nicolai ihm geschickten „Phädon“,[4]) dieses „für

---

[1]) Herder, Zerstreute Blätter, 407.
[2]) Herders Lebensbild, I, 3, 2, 444.
[3]) Ebend. I, 2, 223.
[4]) Ebend. I, 2, 258.

Menschheit, Gesellschaft, Staat und Philosophie so wichtige Werk", wie er es bezeichnet,[1]) mit Aufmerksamkeit gelesen hatte. „Kein Mensch in der Welt kann Moses' Phädon mit näherm Anhalten, mit Herz und Seele gelesen haben als ich, selbst Meinhard nicht. Mal nach mal, gesteht er Nicolai am 10. Januar 1769, habe ich mir vorgenommen, an Herrn Moses deshalb zu schreiben, aber immer, da einer meiner Briefe verunglückte,[2]) die Feder weggenommen. Ich habe einen Hauptzweifel, der mir außerordentlich wichtig scheint, der sich von den ältesten Zeiten unter mancherlei Gestalten herab fortgepflanzt, der sogar im Alterthume der Welt mehr Ohr gefunden hat, als jetzt, da ihn unsere Falte nach unserer Religion, in die wir von Jugend an, ohne zu wissen wie weit gekommen sind, betäubet — betäubet, aber vielleicht nicht widerlegt." Er hätte seine Zweifel längst in einem Privatbriefe an Mendelssohn vorgetragen; er wollte aber nicht den „Schatten von einem Zudringlichen borgen", sondern lieber seine Bedenken in ein Sokratisches Gespräch einkleiden und ihm im Manuscript einsenden. „Würde Herr Moses," fragt er Nicolai, „wol nochmals ein Orakel werden, den Sokrates von den Todten erwecken wollen, um mich zu belehren?"[3])

Herder hielt treulich Wort. Im April 1769 richtete er einen Privatbrief an den neuen Sokrates. Darin stimmt er mit dem Verfasser des „Phädon" überein, daß die Seele als denkende Substanz unzerstörbar ist; unmöglich kann er aber annehmen, daß sie körperlos fortdauere. „Alles bleibt in der Natur was es ist; meine menschliche Substanz wird wieder ein menschliches Phänomenon, oder, wenn wir Platonisch reden wollen, meine Seele baut sich wieder einen Körper." Daß fort-

[1]) Herders Lebensbild II, 104.

[2]) Herder hatte Mendelssohn im Mai 1768 geschrieben, der Brief ist jedoch verloren gegangen, vgl. Lebensbild I, 2, 317, 323; II, 1, 323.

[3]) Ebend. I, 2, 409 f.

[4]) Der Brief handschriftlich in der Weimarischen Bibliothek, s. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken (Berlin, 1880) I, 296 f.

gehende Entwickelung unsere Bestimmung sei, beweist nichts dawider, denn jede Kraft entwickelt sich nur bis zu einer bestimmten Stufe und macht dann einer andern Platz. „Ich sehe," schreibt Herder, „bei keinem Geschöpfe ein Aufsteigen, ich sehe ein Wechseln, bei Ihnen fließt der Strom bergan."

Mendelssohn antwortete am 2. Mai 1769 in einem langen Briefe, in dem er die Einwürfe Herders zu entkräften sucht. Auch er ist völlig überzeugt, daß kein Geist ganz ohne Körper sein könne. Eine von aller Sinnlichkeit befreite Seele hält er mit ihm für eine bloße Chimäre. Das eine begriff er nicht, wie Herder der Satz befremden konnte, daß die Ausbildung der Seelenfähigkeiten des Menschen Bestimmung auf Erden sei. Zum Schluß bittet er, den „entscheidenden Ton, den er zuweilen angenommen", zu entschuldigen; „er ist das Salz des metaphysischen Disputs".[1])

Mendelssohns Antwort hat den jungen Theologen, der in dieser Frage eine mittlere Stellung zwischen Materialismus und Spiritualismus einnimmt, nicht befriedigt; sie ist, wie er von Nantes aus einem Königsberger Freunde schrieb, „einem Theile nach unnütz, der andere zu sehr auf Stelzen eines Systems, auf das sich Herr Moses oft zu gravitätisch stützt."[2])

Die Correspondenz hatte vorläufig ihr Ende erreicht, wiewol Herders Verehrung vor Mendelssohn stets zunahm; er schätzte seine Aufrichtigkeit, „die sich in jedem Federzuge schildert", erachtete es für das höchste Glück, von einem solchen Manne persönlich zu lernen und durch den lebendigen Umgang mit ihm gebildet und zum Streben aufgemuntert zu werden. Daß es zu keinem innigern Verhältnisse für jetzt kam, lag in Herders doppelartiger Natur. Wie er in einem beständigen Schwanken zwischen Hamann-Lavaterschem Prophetenthum und Lessingscher Geistesklarheit, zwischen poetischer Sinnigkeit und verständiger Kritik, zwischen ästhetischer Vorliebe für die Offenbarungsreligion und

[1]) Schr. V, 484 ff.

[2]) Herders Lebensbild, II, 40, 54.

praktischer Anerkennung des Humanitätsprincips sich befand, wie überhaupt der Dichter und Theologe in dem wunderbarsten Wechsel sich bald bekämpften, bald versöhnten, so wandte er sich bald dem einen, bald dem andern zu. Herder gehört zu den eigenthümlichen Naturen, deren Empfindungen in Haß oder Liebe bestehen. Er liebte Hamann und Lavater zu sehr, als daß er sich Mendelssohn näher hätte anschließen können.

Es vergingen nun mehrere Jahre, ohne daß beide in nähere Beziehung zu einander traten. Die neue Ausgabe der „Philosophischen Schriften" zog den jungen Geistlichen, der nach seiner Rückkehr aus Frankreich als Regierungsrath und Hofprediger an Abbts Stelle nach Bückeburg berufen war, sehr an, und während der Krankheit, in welche Mendelssohn verfiel, erkundigte er sich sehr theilnehmend nach seinem Befinden. „Wie geht es Herrn Moses?" schreibt er im December 1771 an Nicolai, „und hat man nicht Hoffnung, daß er versprochenermaßen seine Papiere sammeln und seine Schriften einmal bei besserer Gesundheit fortsetzen werde? Deutschland verliert immer im ästhetischen und philosophischen Fache an ihm den ersten Denker."[1])

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Mendelssohn und Gleim, Jacobi, Knebel und Weiße, Schiller und Göthe.

Als eine der süßesten Belohnungen, welche Mendelssohn für seine Bemühungen und Leistungen in den Wissenschaften genoß, betrachtete er den Umgang mit den besten Köpfen Deutschlands. Jede neue Bekanntschaft vermehrte sein Vergnügen und gewährte ihm neue Zufriedenheit.[2]) Und wer ihn

[1]) Herders Lebensbild, III, 96.
[2]) Schr. V, 440.

nur einmal gesprochen hatte, war entzückt von seiner liebenswürdigen Geselligkeit, staunte über die feine Urbanität, welche ihm eigen war, und schied mit der größten Hochachtung von ihm.

Der biedere gutmüthige Gleim, früh mit Lessing befreundet, suchte auch die Freundschaft Mendelssohns zu gewinnen.

Schon durch die „Briefe über die Empfindungen" und durch seine Beiträge in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" war er einer seiner größten Verehrer geworden.[1]) Gleim schickte Mendelssohn die 1757 von ihm erschienenen „Lieder, Fabeln und Romanzen", welche dieser in der „Bibliothek" als mustergültig in der Erzählung preist.[2]) Im Jahre 1762 machte er die persönliche Bekanntschaft des „Vaters Gleim",[3]) und als dieser einige Jahre später längere Zeit in Berlin krank daniederlag, besuchte er ihn häufig.[4]) Wie freute sich Gleim, den „großen Mann Mendelssohn" einen Abend bei sich zu sehen! „Ich hatte Mittwoch Abend den großen Mann Mendelssohn bei mir," schreibt er Knebel am 29. November 1770 von Berlin aus; „ich wollte ihn nach Hause begleiten, setzte mich zu ihm in den Wagen, mein Bedienter wollte mitfahren, ich wollte ihm sagen, zu Hause zu bleiben, und stieß mit dem Kopf an das aufgezogene Fenster, zerbrach es und machte mir dadurch eine kleine Wunde, so ergiebig an Blut, daß ein Held, der die Hälfte davon für das Vaterland vergossen hätte, wahrlich ein großer Held gewesen wäre. Der arme Mendelssohn hatte davon einen großen Schrecken."[5]) Die Freundschaft Gleims und des durch ihn eingeführten Joh. G. Jacobi, Bruders des Philosophen, war an-

---

[1]) Schr. V, 114.

[2]) Schr. IV, 1, 350 ff.

[3]) N. Berl. Monatsschrift 1804, S. 33.

[4]) Abbts Correspondenz 336.

[5]) Knebels literarischer Nachlaß und Briefwechsel, herausgegeben von Varnhagen v. Ense und Theodor Mundt (Berlin 1835), II, 59, 62; Lessings Schr. XIII, 273.

fangs so feurig, so lebhaft, daß Mendelssohn glaubte, sie könnten nicht vierundzwanzig Stunden ohne ihn vergnügt sein, und am Ende reisten sie ab, ohne es ihn auch nur wissen zu lassen. „Ich muß es in der That womit verdorben haben," heißt es in einem Briefe Mendelssohns an Lessing; „vielleicht, daß ich mich der Sache der Kunstrichter zu sehr annahm, denn diese sind jetzt der Gegenstand ihrer üblen Laune. Indessen kannte ich diese Leute allzu gut und sah bei der lichtesten Flamme den Rauch mit ziemlicher Gewißheit vorher".[1])

Durch Gleim wurde auch Knebel, Göthes intimer Freund, mit Mendelssohn bekannt; er besuchte ihn häufiger und fand in ihm stets mehr „den würdigsten Weisen."[2])

Den Dichter Christian Felix Weiße lernte Mendelssohn durch Lessing im Jahre 1757 kennen. Es entspann sich auch bald ein Briefwechsel zwischen beiden, der uns nicht mehr erhalten ist. So viel geht aus den erhaltenen Bruchstücken deutlich hervor, daß Mendelssohn mit seiner gewohnten Offenherzigkeit auch gegen ihn verfuhr und besonders seine überreiche Productivität scharf tadelte; unter anderm schreibt er ihm einmal: „Sie scheinen mit gar zu großer Leichtigkeit zu dichten. Boileau hat den Racine gelehrt, sich die Verse sauer werden zu lassen. Ich wünsche Ihnen einen Boileau."[3])

Als Weiße 1769 zum ersten male Berlin und seinen dortigen Freund, den Probst Teller, besuchte, sprach er auch bei Mendelssohn vor und war sehr erfreut, ihn einige Monate später in Leipzig begrüßen zu können. „Die größte Freude," schreibt er am 5. Mai 1769 an Herder, „hat mir der Besuch des ehrlichen Moses Mendelssohn gemacht, der mich diese Messe unvermuthet überraschte."[4]) Mendelssohn verfehlte auch nicht,

[1]) Schr. V, 186.

[2]) Knebels Nachlaß, II, 26.

[3]) Weißens Selbstbiographie (Leipzig 1806), 49, 153, 168.

[4]) Herders Lebensbild I, 3, 2, 531.

so oft er nach Leipzig kam, den fleißigen Weiße ein Stündchen zu stören.

Den Koryphäen Weimars, einem Schiller und Göthe, stand Mendelssohn fern. Schiller interessirte er als Aesthetiker; seine ästhetischen Schriften befanden sich in seiner Bibliothek und die in dieselben niedergelegten neuen Ideen wurden von ihm benutzt.

Göthe schätzte Mendelssohn als klaren eleganten Schriftsteller, der bei seinem Auftreten „allgemeine Theilnahme und Bewunderung erregte";[1]) er hob an ihm besonders das Vertrauen auf das eigene Wissen, auf die Autodidaxis, auf die Entfernung von der Schulphilosophie hervor, weil er selbst jener Empirie anhing, die das Leben einfach anschauen mochte und auf eigene Anschauung eigene Philosophie gründete. Die Begeisterung, mit welcher Göthes „Werther" in ganz Deutschland aufgenommen wurde, riß auch Mendelssohn hin; er las dieses wunderbare Erzeugniß deutscher Sprache und Poesie gleich nach dem Erscheinen mit innigem Vergnügen. Hören wir, was August von Hennings darüber berichtet.

„An einem Sonntagmorgen des Jahres 1774 oder 1775 besuchte ich Mendelssohn in Berlin. Ich fand ihn bewegt. Haben Sie, sagte er mir, schon unsern neuen Roman gelesen? (Damals waren Romane noch mehr als jetzt etwas Neues.) Nein, sagte ich. Nun so waffnen Sie sich, fuhr er fort, mit Ueberlegung, wenn Sie ihn lesen, mich hat er sehr angegriffen. Was wollen die Leute, die nichts als Glut erregen, und der erhitzten Phantasie keinen Führer lassen, um sicher hindurch zu kommen. Ich bat mir das Werk aus, es waren „Werthers Leiden", ich fing an zu lesen. Wie? sagte ich und las weiter und hörte nicht auf zu lesen und las, bis ich zu Ende war; das ist ja die Geschichte eines meiner vertrautesten Freunde, Kästner in Hannover, der als Legations-Secretär bei der Revision des Kammergerichts in Wetzlar mir seine Liebe mit seiner Lotte

---

[1]) Göthes Werke XXI, 76.

geschrieben und ihre häusliche Lage ganz so geschildert hat, als ich sie hier finde. Mir ist gesagt, erwiderte Mendelssohn, daß es die Geschichte des jungen Jerusalem ist, der sich in Regensburg erschossen hat, weil er, wie es hieß, in einer adelichen Gesellschaft nicht zugelassen werden konnte. Nein, es ist Kästner! rief ich aus; ich will es Ihnen aus seinen Briefen beweisen. Ich glaubte ihn in Hannover glücklich verheirathet, und jetzt sehe ich, daß Lotte den kalten Albrecht nicht liebt, folglich er nicht glücklich sein könne."[1])

Zu den Dichtern, welche Mendelssohn persönlich kennen lernte, gehört außer Leisewitz, dem Verfasser des „Julius von Tarent", den ihm Lessing als einen „guten jungen Mann" aufs wärmste empfohlen,[2]) auch noch der Wiener Alxinger. Dieser junge Poet besuchte ihn im Winter 1784 und richtete später einige Briefe an ihn. Er gefiel ihm außerordentlich wohl. „Es ist ein junger Mann von guter Gesinnung, der mehr gesunden Verstand hat, als er in seiner überspannten Sprache der Empfindung zu haben scheint. Wenn Zeit und Umgang seinen Enthusiasmus herunterstimmen werden, so verspricht er viel Gutes."[3])

Dreißigstes Kapitel.

Mendelssohn und Wieland.

Zu den Schriftstellern, welche Wieland besonders verehrte und mit welchen er in Verbindung zu treten sehnlichst wünschte, gehörte, seiner eigenen Versicherung nach, außer Lessing und Gleim noch Moses Mendelssohn. Seine Verehrung für ihn grenzte fast an Schwärmerei, obgleich Mendelssohn „Johanna Gray" in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" scharf

---

[1]) Hennings, Souvenirs de Berlin (Handschriftl.).

[2]) Schr. V, 196.

[3]) Schr. V, 682, 683.

getadelt und „Clementina von Porretta“, das „Ding, das Herr Wieland ein Trauerspiel nennt“, in den „Literaturbriefen“ geradezu für ein verfehltes Product erklärt hatte.[1]) Mit den besseren Schriften Wielands beschäftigte er sich gern und viel und zollte ihnen auch bereitwillig seinen Beifall. Von „Don Sylvio von Rosalva“ war er ganz entzückt; nach seinem Dafürhalten machte dieser neue Don Quixote „Wielanden mehr Ehre, als sein ganzer Wust von Heldengedichten“.[2]) Noch mehr ergötzte ihn seine staats- und geschichtsphilosophische Erzählung „Der goldene Spiegel“. „Was für ein außerordentlicher Mann ist Ihr Freund Wieland!“ schreibt er Zimmermann in Hannover den 25. Juni 1772: „seit vielen Jahren hat mich kein Buch so ergötzt, als der dritte Theil seines „Goldenen Spiegels“. Man sieht, der Mann darf nur wollen. Hier zeigen sich der Weltweise, der Verehrer der Gottheit, der Lehrer der Tugend und der unnachahmlichste Schriftsteller in ihrem stärksten Lichte“.[3]) Zimmermann machte aus diesem schmeichelhaften Urtheile Wieland kein Hehl; wußte er doch, welche Freude er dem Freunde damit bereitete, denn nichts war diesem angenehmer, als Mendelssohn zu gefallen und von ihm gelobt zu werden. „Es sind mir wenige Geister in Europa bekannt,“ heißt es in seinem Briefe an Zimmermann, „deren Beifall für mich so vielen Reiz haben könnte, als des Herrn Mendelssohns, und wenn etwas wäre, das mich stolz machen könnte, so wäre es gewiß, von einem Mendelssohn gelobt zu werden.“[4]) Aehnlich äußerte er sich gegen Riedel bald nach dem Erscheinen des „Agathon“: „Es soll mir genug sein principibus placuisse viris, und ich habe das Vergnügen, Ihnen zu sagen, daß Mendelssohn unter diesen ist“.[5])

[1]) Schr. IV, 1, 484 ff.; IV, 2, 141 ff.

[2]) Schr. V, 343.

[3]) Bei Bodemann, Joh. G. Zimmermann, S. 286.

[4]) Briefe von C. M. Wieland (Zürich 1825), II, 282, 286.

[5]) Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland (Wien 1815), I, 178, 181.

Und Mendelssohn gehörte zu denen, die von „Agathon" ganz entzückt waren. „Versichern Sie die schöne Metaphysikerin (als welche die Psyche im „Agathon" ihm erschien) meiner aufrichtigen Hochachtung," heißt es in einem Briefe an Jakob H. Obereit in Lindau, den Schützling Wielands; „Liebe würde ich sagen, wenn zwei Metaphysiker sich lieben könnten, bevor sie wissen, ob sie beide aus Einer Schule sind."[1])

Selbstverständlich befand sich unter denjenigen, welche Wieland zu Beiträgen für den von ihm in Verbindung mit Fr. H. Jacobi gegründeten „Deutschen Merkur" aufforderte, auch Mendelssohn. Um seiner Bitte noch besondern Nachdruck zu geben, richtete er an ihn folgendes Schreiben, das den besten Beweis für die Freundschaft liefert, die er für ihn hegte. „Mich deucht," so beginnt der Brief, „es würde mir um die Hälfte leichter ankommen, an Moses Mendelssohn zu schreiben, wenn wir einander nur eine Viertelstunde gesehen hätten. Und gleichwol bin ich unzufrieden mit mir selbst, daß es mir schwerer werden soll, weil wir uns nie gesehen haben. Ist es denn wahr, daß wir uns nie gesehen haben? Kennt nicht einer des andern besten Theil? Ist kein Verständniß zwischen unseren Seelen? Keine Sympathie zwischen unseren Herzen? Gehören wir nicht zu Einer Classe? Wo sollte man Freunde auf diesem Erdenrund suchen, wenn die von unserer Art es nicht wären? — Es ist etwas in mir, das alle diese Fragen beantwortet. Meine Schüchternheit ist fort. Ich besorge keinen Augenblick mehr, daß Sie, bester Moses, bei diesem Briefe nicht empfinden sollten, was ich empfand, da ich ihn schrieb. Ich grüße Sie mit dem heiligen Namen der Freundschaft; mein Herz sagt mir, daß ich die Ihrige, daß Sie die meinige verdienen. Und nun sage ich Ihnen nichts weiter über diesen Punkt. Sollten wir einander nicht schon lange so gut kennen, um ohne Dolmetscher einer in des andern Seele zu lesen? Ich sende Ihnen die

[1]) Schr. V, 498.

Anzeige eines „Deutschen Merkurs", den ich unternommen habe... Ich wage es nicht, einen Moses Mendelssohn um Beförderung meines Vorhabens, noch weniger um Uebernahme eines so mechanischen Amtes, als das Amt eines Collectors ist, zu ersuchen. Er wird jenes ungebeten thun, und vielleicht auch dieses seiner nicht unwürdig halten, wenn er mein Vorhaben billigt. Aber wenn ich Sie, mein vortrefflicher Freund, erbitten könnte, nur dann und wann (denn ich kann nicht unbescheiden sein) den „Deutschen Merkur" mit kleinen Beiträgen zu bereichern! Wenige Blätter von Ihnen werden ihm einen so viel größern Werth geben. Thun Sie es, bester Moses, machen Sie mich so glücklich, wenn es anders ohne Ihre Beschwerde geschehen kann."

Die Theilnahme an dem „Merkur" mußte Mendelssohn seiner Kränklichkeit wegen dankend ablehnen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Mendelssohn und die schweizerischen Schriftsteller.

„Sie fragen, welches denn die schweizerischen Schriftsteller sind, die unter den Deutschen zuerst angefangen, die Menschen in der großen politischen Gesellschaft mit wahren philosophischen Augen zu betrachten? Ich glaube Ihnen die Namen Iselin und Zimmermann mehr als einmal genannt zu haben......" So beginnt Mendelssohn den 143. Literaturbrief, in dem er die 1760 erschienene verbesserte Auflage von Zimmermanns berühmter Schrift „Vom Nationalstolz" beurtheilt und dieselbe „in ihrer neuen Gestalt für eine der feinsten Ausarbeitungen hält, die wir im Deutschen haben."[1])

Zimmermann, der nach Beendigung seiner medicinischen Studien in seinem Geburtsorte Brugg, der aargauischen „Pro-

[1]) Schr. IV, 2, 224.

phetenstadt", als Stadtrath und Schriftsteller lebte, bis er im Juli 1769 einem Rufe als k. großbritannischer Hofrath und Leibarzt nach Hannover folgte, hatte Mendelssohn früh achten und schätzen gelernt; in seine „Hochachtung für diesen außerordentlich großen, liebenswürdigen und tugendhaften Lehrer der Wahrheit und des Geschmackes mischte sich," wie es in seinem Briefe an Nicolai vom Juli 1765 heißt, „so viel Zärtlichkeit, daß er sogar mit dankvollem Herzen seine Ruthe küßte."[1])

Zimmermanns „Vom Nationalstolz" wurde von Mendelssohn sowol bei dem ersten Erscheinen im Jahre 1758 in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", als in der neuen Auflage in den „Literaturbriefen" sehr günstig beurtheilt.[2]) Er hielt sie für eine Schrift, welche nicht nur mit Geschmack, sondern auch mit Einsicht, Freiheit und Beurtheilungskraft geschrieben ist und deren Verfasser man wegen der männlichen Denkungsart die mangelhafte Diction leicht nachsehen kann. Gleiche populärphilosophische Thätigkeit verband Mendelssohn mit Zimmermann früh geistig und später auch persönlich.

Isaak Iselin in Basel, einer der edelsten Menschen seines Jahrhunderts, den Mendelssohn als talentvollen Schriftsteller innig verehrte und dessen „Philosophische und politische Versuche" er in den „Literaturbriefen" recensirt hatte,[3]) knüpfte im Jahre 1762 einen Briefwechsel mit ihm an.

Mit Sal. Geßner und anderen Schweizern stand er an der Spitze einer Gesellschaft, welche das ideale Streben hatte, die „Glückseligkeit der Menschen und die derselben geheiligte Wissenschaft der Gesetzgebung und Moral" zu befördern. Einer der ersten, auf die er, als gleiches philanthropisches Streben verfolgend, sein Augenmerk richtete und zum Beitritt aufforderte, war Mendelssohn. So wenig der bescheidene Mann auch nach Ehre geizte, so fühlte er sich doch durch diese Aus-

[1]) Bei Bodemann, a. a. O. 293.
[2]) Schr. IV, 1, 439—457; IV, 2, 224—228.
[3]) Schr. IV, 2, 214 ff.

zeichnung nicht wenig geschmeichelt. „Das Glück, in meiner dunkeln Entfernung die Aufmerksamkeit eines Weltweisen, eines Tugendfreundes, einer Gesellschaft mit ihm vereinigter Weltweisen erregt zu haben, ist für mich das Schmeichelhafteste, das ich mir wünschen konnte," heißt es in seiner Antwort an Iselin vom 30. Mai 1762,[1]) „und ich weiß Ihnen für Ihre menschenfreundliche Aufmunterung auf keine andere Weise zu danken, als durch die aufrichtige Versicherung, daß ich mich bestreben werde, das Zutrauen zu verdienen, welches Sie in meine Kräfte zu setzen scheinen. Ich gestehe es, theuerster Menschenfreund! ich befürchte, Sie machen sich einen allzu vortheilhaften Begriff von meinen Talenten. Sie scheinen mich für fähig zu halten, in dem Felde, das Sie beeifern und die patriotische Gesellschaft mit vereinigten Kräften anzubauen Vorhabens ist, einen Mitarbeiter abzugeben, und ich habe die gegründetste Ursache, vornehmlich in diesem Stücke in meine Fähigkeiten kein geringes Mißtrauen zu setzen. Geburt, Erziehung und Lebensart zeigen ihren Einfluß in die Denkungsart des Menschen nie so sehr, als wenn von diesem edlern Theile der Weltweisheit die Rede ist . . . Die bürgerliche Unterdrückung, zu welcher uns ein zu sehr eingerissenes Vorurtheil verdammt, liegt wie eine todte Last auf den Schwingen des Geistes und macht sie unfähig, den hohen Flug des Freigeborenen jemals zu versuchen." Um sich Iselin gefällig zu zeigen, kündigte er den Plan der Gesellschaft in den „Literaturbriefen" an. Er machte ihn auf Sulzer, der, ein geborener Schweizer, „seinem Vaterlande so viel Ehre bringt", aufmerksam, brachte ihm seinen Freund Abbt und Karl Fr. von Moser, der als Schriftsteller auf dem Gebiete des Staats- und Völkerrechts schon einen Namen hatte, in Vorschlag; er selbst aber konnte und wollte nicht Mitglied einer patriotischen Gesellschaft werden.

Vier Jahre später wandte sich Iselin abermals an Mendels-

[1]) Schr. V, 435 ff.

sohn, dieses mal mit dem Projecte des „Tugendbundes“, dem er aus inneren Gründen nicht beipflichten konnte. „Welch ein Verdienst um die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, wenn es möglich wäre, diese Tugenden durch gemeinschaftliche Bemühungen und öffentliche Anstalten zu befördern!“ heißt es in seinem Schreiben an Iselin vom 1. Juni 1766.[1] „Allein, ich entsage mich nicht, mein verehrungswürdiger Freund! Ihnen unter uns zu gestehen, daß ich die Möglichkeit hiervon in Zweifel ziehe und wenigstens den Weg, den der Stifter dieser Gesellschaft einzuschlagen gedenkt, nicht für den nützlichsten und bequemsten halten kann. Man sagt: chaque société choisira les moyens les plus praticables et les plus surs pour vérifier les faits qui seront venus à sa connaissance. Wie ist das aber bei Privattugenden möglich zu machen? Diese bestehen selten in einzelnen entscheidenden Handlungen, davon die Umstände so leicht zu erörtern sind; nein! diesen Vorzug haben die eclatanten heroischen Tugenden, die in dem gemeinen Leben zwar auch vorkommen, aber doch sehr selten, und wenn sie sich vereinigen, noch niemals unterlassen haben, bemerkt und öffentlich bekannt zu werden. Das große Verdienst der mehrsten Privattugenden liegt in der Dauer und in dem Anhalten des Wohlwollens, in der Ueberwindung vieler kleiner Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich der Beförderung des Guten in den Weg legen, in einer Reihe von Handlungen, deren jede die Neugier wenig reizt, die aber, in ihrem ganzen Umfange betrachtet, eine bewunderungswürdige Beständigkeit im Guten zu erkennen geben. Man muß von unendlich vielen Umständen, fast von dem ganzen Leben eines Privatmannes unterrichtet sein, um den Werth seiner häuslichen Tugenden richtig zu schätzen. Welcher Beobachter kann seine Genauigkeit so weit treiben? Und wenn er es thut, wie will er das Publikum von der

[1] Dieser Brief wurde erst 1870 in den Philos. Monatsheften V, 76 ff. zuerst veröffentlicht; s. auch mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes von ihm und über ihn. S. 3 ff.

Richtigkeit seines unendlichen Details versichern? Noch mehr! Selbst dieses, daß die Tugenden des gemeinen Lebens in den Schranken eines kleinen Cirkels bleiben, giebt ihnen eine gewisse Grazie, die ihren Werth unendlich erhöht. Sobald sich Gleisnerei und Ostentation mit in das Spiel mischet, so verschwindet ein großer Theil von ihrer Anmuth.

Endlich was für ein gezwungenes und ängstliches Wesen bringt man in das gesellschaftliche Leben der Menschen, wenn man sich zum voraus als Kundschafter und Richter ihrer geheimsten Neigungen und Handlungen ankündigt. Der zärtlichste Freund, der Vertrauteste meines Herzens, macht mich schüchtern und zurückhaltend, sobald ich die Absicht merke, warum er mich so genau beobachtet."

Das Andenken dieses wahren Weisen sollte jedem seiner Zeitgenossen, der Tugend und Wahrheit werthschätzt, unvergeßlich sein! schreibt Mendelssohn ein Jahr nach dem Tode dieses vortrefflichen Mannes, dessen Briefwechsel ihm zur wahren Freude gereichte.

Weit geringere Freude bereitete ihm der Besuch eines andern Schweizers, des jungen Lavater.

Achtes Buch.

Lavater.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Erste Bekanntschaft und Bekehrungsversuch.

Es war Anfang April 1763, als ein junger Geistlicher aus Zürich nach Berlin kam, um die dortigen berühmten Männer persönlich kennen zu lernen. In Begleitung seines Landsmannes Sulzer und zweier anderer Freunde stattete er auch Mendelssohn einen Besuch ab. Er wußte sich Liebe und Zutrauen im ersten Augenblicke zu erwerben; er war so freundlich und schonend, so segnend und erhebend, wie Göthe sich ausdrückt; es kostete diesen jungen Propheten nichts, sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei zu assimiliren, um seine Klauen nachher desto sicherer einschlagen zu können.[1])

Die Unterredung, welche Mendelssohn mit dem jungen Geistlichen und dessen Freunden auf seiner Stube führte, drehte sich anfangs um ganz gleichgültige Dinge; es dauerte jedoch nicht lange, so lenkte dieser das Gespräch auf Religionssachen. Er war begierig, die Ansichten des seltenen Juden über eine Angelegenheit zu erfahren, welche „dem Herzen besonders so wichtig ist". Versicherungen wurden gegeben, daß von der Unter-

[1]) Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe. I, 225.

redung nie öffentlich Gebrauch gemacht werden sollte, und im Vertrauen auf Verschwiegenheit gab Mendelssohn endlich den dringenden Bitten des Fremden nach. Mit Anerkennung sprach er von der Person des Stifters der christlichen Religion und von der Achtung, welche er vor dessen moralischem Charakter hegte, „wenn Jesus von Nazareth nichts mehr als ein tugendhafter Mann hätte sein wollen".

Voll enthusiastischer Bewunderung schied von Mendelssohn dieser zweiundzwanzigjährige Geistliche, der kein anderer war, als der, welchen Göthe in der Xenie „der Prophet" so treffend zeichnet:

„Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus Dir schuf;
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff."

Johann Kaspar Lavater, das ist der Name des fremden Schweizers, war die Bekanntschaft Mendelssohns mehr werth, als viele andere, die er bereits auf seiner Reise gemacht hatte. Freudig berichtete er am 18. April 1763 dem Kanonicus Breitinger in Zürich, daß er „den Juden Moses, den Verfasser der „Philosophischen Gespräche" und der „Briefe über die Empfindungen", kennen zu lernen die Ehre gehabt hätte. „Eine leutselige, leuchtende Seele in durchdringendem Auge und einer äsopischen Hülle; schnell in der Aussprache, doch plötzlich durch ein Band der Natur im Laufe gehemmt. Ein Mann von scharfer Einsicht, feinem Geschmacke und ausgebreiteter Wissenschaft. Ein großer Verehrer denkender Genies und selbst ein metaphysischer Kopf. Ein unparteiischer Beurtheiler der Werke des Geistes und Geschmacks; vertraulich und offenherzig im Umgange, bescheidener in seinen Reden als in seinen Schriften und beim Lobe unverändert; ungezwungen in seinen Geberden, entfernt von ruhmbegierigen Kunstgriffen niederträchtiger Seelen, freigebig und dienstfertig. Ein Bruder seiner Brüder, der Juden, gefällig und ehrerbietig gegen sie, auch von ihnen geliebt und geehrt." [1])

[1]) Geßner, Lavaters Lebensbeschreibung (Winterthur 1802), I, 191 f.

Man sieht, welchen tiefen Eindruck Mendelssohn auf ihn gemacht hatte!

Nicht der geschickteste Maler kann ein in den einzelnen Zügen treffenderes, ausgeprägteres Bild liefern, als Lavater von Mendelssohn in seiner „Physiognomik“ entworfen hat. „Vermuthlich kennst Du diese Silhouette? Ich kann Dir's kaum verhehlen. Sie ist mir gar zu lieb, gar zu sprechend! . . . Kannst Du sagen, kannst Du einen Augenblick anstehen, ob Du sagen wolltest: „Vielleicht ein Dummkopf! Eine rohe geschmacklose Seele!“ Der so was sagen könnte, ertragen könnte, daß ein anderer es sagte, der schließe mein Buch zu, werf' es von sich — und erlaube mir, meinen Gedanken zu verwehren, daß ich nicht über ihn urtheile! Ich weide mich an diesen Umrissen! Mein Blick wälzt sich von diesem herrlichen Bogen der Stirne auf den scharfen Knochen des Auges herab . . . . In dieser Tiefe des Auges sitzt eine sokratische Seele! Die Bestimmtheit der Nase, der herrliche Uebergang von der Nase zur Oberlippe — die Höhe beider Lippen, ohne daß eine über die andere hervorragt. O wie alles dies zusammenstimmt, um die göttliche Wahrheit der Physiognomik fühlbar und anschaulich zu machen.“[1])

Schwärmerisch wie er war, liebte er schwärmerisch diesen Mann mit dem schön gebildeten Kopfe, aus dessen Auge Geist und Liebe sprühte, diesen Moses, den er nur einige male besucht hatte und den er seinen Freund eigentlich gar nicht nennen konnte.[2]) Nichts wünschte der junge Schwärmer sehnlicher, als Moses für das Christenthum zu gewinnen. Der Berliner jüdische Philosoph war ihm nicht aus dem Sinn gekommen; er wartete nur eine günstige Gelegenheit ab, um seinen christlichen Eifer entbrennen zu lassen. Apostolische Wirksamkeit war seine Lust; er dünkte sich der Stellvertreter Petri auf Erden und ließ sich

[1]) Lavater, Physiognomische Fragmente (Leipzig-Winterthur 1775), I, 243.

[2]) Lessings Schr. XIII, 231.

zuweilen wie einen Heiligen verehren;[1]) er wollte, wie Göthe von ihm rühmt, den geistlichen, christlichen Kophta spielen, sich am liebsten selbst für Christus halten.[2]) Dem denkenden Wahrheitsfreunde, den er in Mendelssohn verehrte und liebte, glaubte er es schuldig zu sein, seiner Untersuchung das zu unterwerfen, was ihm selbst das Heiligste war, Mendelssohn zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Ein Jude, dachte er, der Locke, Leibniz und Wolff studirt, der aus den Schriften dieser christlichen Philosophen die heiligsten Wahrheiten geschöpft, auf sie seine Glückseligkeit gegründet hat; ein Jude, der deutsche Werke verfaßt, mit christlichen Gelehrten umgeht, der auch Jesus Hochachtung zollt, ein solcher Jude muß dem Christenthume nicht so gar fern stehen.

Der „Phädon" war ganz geeignet, ihn in seiner beschränkten Ansicht zu bestärken. Mendelssohn wollte die persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode beweisen, da sich doch alles Jenseitige nur glauben, nicht beweisen läßt, und berührte so, ohne es zu wissen und zu wollen, das Gebiet der Religion. Durch den „Phädon" hat er zuerst mit den Orthodoxen angebunden, sie pochten und polterten auf die Unentbehrlichkeit einer wunderbaren Offenbarung für den Glauben der Unsterblichkeit; ihnen war ein auf Vernunft beruhender Beweis für diese Lehre ein Dorn im Auge. Den frommen Theologen wäre es weit lieber gewesen, Mendelssohn hätte es einem Philosophen überlassen, einen „Phädon" nach den Grundsätzen der Vernunft abzufassen und dafür den Beweis der Unsterblichkeit aus der heiligen Schrift geführt.[3])

Seit jenem Besuche waren sechs Jahre vergangen, als Lavater

---

[1]) Hegener, Beiträge zu Lavater, 224.

[2]) Göthes Werke, XXVI, 296.

[3]) Ein evangelischer Prediger hielt es für Pflicht, gegen den Mendelssohnschen „Phädon" die Unsterblichkeit der Seele aus dem A. T. zu beweisen in dem längst vergessenen Buche: Heman, über die Unsterblichkeit der Seele nach mosaischen Grundsätzen in drei Gesprächen: Herrn M. Mendelssohn zugeeignet. Leipzig 1773.

seinen Vorsatz endlich ausführte: er übersetzte die Schrift „Untersuchung der Beweise für das Christenthum" des Genfer Philosophen Bonnet aus dem Französischen[1]) und widmete sie Mendelssohn mit einem offenen Briefe, welcher folgendermaßen lautet:

„Ich weiß die Hochachtung, die mir Ihre fürtrefflichen Schriften und Ihr noch fürtrefflicherer Charakter, eines Israeliten, in welchem kein Falsch ist, gegen Sie eingeflößt haben, nicht besser auszudrücken und das Vergnügen, das ich vor einigen Jahren in Ihrem liebenswürdigen Umgange genossen, nicht besser zu vergelten, als wenn ich Ihnen die beste philosophische Untersuchung der Beweise für das Christenthum, die mir bekannt ist, zueigne.

Ich kenne Ihre tiefen Einsichten, Ihre standhafte Wahrheitsliebe, Ihre unbestechliche Unparteilichkeit, Ihre zärtliche Achtung für Philosophie überhaupt und die Bonnetschen Schriften besonders, und unvergeßlich ist mir jene sanfte Bescheidenheit, mit welcher Sie, bei aller Ihrer Entferntheit von dem Christenthum, dasselbe beurtheilen, und die philosophische Achtung, die Sie in einer der glücklichsten Stunden meines Lebens über den moralischen Charakter seines Stifters bezeugt haben; so unvergeßlich und dabei so wichtig, daß ich es wagen darf, Sie zu bitten, Sie vor dem Gotte der Wahrheit, Ihrem und meinem Schöpfer und Vater, zu bitten und zu beschwören: nicht, diese Schrift mit philosophischer Unparteilichkeit zu lesen, denn das werden Sie gewiß, ohne mein Bitten, sonst thun, sondern dieselbe öffentlich zu widerlegen, wofern Sie die wesentlichen Argumentationen, womit die Thatsachen des Christenthums unterstützt sind, nicht richtig finden: dafern Sie aber dieselben richtig finden, zu thun, was Klugheit, Wahrheitsliebe, Redlichkeit Sie thun heißen, was Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte."

Das Werk, das „noch naß von der Presse war", begleitete

[1]) Zürich 1769.

er mit wenigen Worten und sandte es am 4. September 1769 an Mendelssohn.[1]) Er glaubte in seiner Schwärmerei, daß Mendelssohn nicht widerlegen und sich ohne weiteres zum Christenthum bekennen, daß dem Beispiele des edlen Weisen dann auch seine Glaubensbrüder folgen würden; das tausendjährige Reich, für das der Züricher Diakonus glühte, wäre dann durch ihn herbeigeführt.

Lavaters Indiscretion und jesuitische Schlauheit berührte Mendelssohn aufs schmerzlichste; er fand in ihr ebensowol eine Verdächtigung seines Charakters als eine Mißachtung seiner Religion. Mehr als alles kränkte es ihn, daß er sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, die öffentlich an ihn ergangene Aufforderung auch in derselben Weise zu beantworten.

Bevor Mendelssohn noch ein Wort erwidert hatte, war die Kunde von diesem peinlichen Vorfalle zu seinen Freunden, nah und fern, gelangt.

An Lessing, damals noch in Hamburg, schrieb sein Bruder Karl den 26. October: „Moses hat eine sonderbare Begebenheit mit Lavatern, der vor einigen Jahren hier gewesen ist. Sie haben sich mit einander von Religionssachen unterhalten. Hiervon nimmt der epische Dichter des künftigen Lebens Gelegenheit, Moses aufzufordern, entweder die Bonnetschen Beweise für die christliche Religion zu widerlegen, oder sich öffentlich zur christlichen Religion zu bekennen. Diese gedruckte Aufforderung ärgert den guten Moses nicht wenig, und, wie er mir gesagt, wird er Lavatern aus den Bonnetschen Gründen selbst beweisen, daß er nichts als ein Jude sei, und daß die Schwärmereien eines polnischen Juden, welcher sich vor einigen Jahren für den Messias ausgab, ebenso zu rechtfertigen wären; zugleich wird er ihm erklären, daß er sich in Religionsstreitigkeiten nicht einlasse. Ich dächte, ein für allemal könnte wol Moses ohne alle Umwege mit den deutlichsten Worten sein Glaubensbekenntniß ablegen...

---

[1]) Schr. III, 81.

Wenn sich doch die Unaufgeklärten und Aufgeklärten um das Seelenheil der Menschen, wie Moses, unbekümmert ließen! Aber das ist nun ihr Los, zu plaudern, wo andere so gern schweigen!"[1])

Herder erfuhr es durch Nicolai im November mit der Bemerkung, daß Mendelssohn sehr bescheiden, aber freimüthig antworten würde. „Herr Lavater hat sich alle Folgen selbst zuzuschreiben. Sie wissen, daß wer bisher in Deutschland von der Religion geschrieben, immer aus einem gewissen theologischen Ton gesprochen hat. Moses wird jetzt in die Nothwendigkeit gesetzt, anders zu sprechen, und dieses wird gewiß einen Erfolg auf die Zukunft haben. Inzwischen wird er seine Antwort so einrichten, daß er künftig auf weitere Aufforderungen kein Wort sagen darf."[2])

Nicht allein Nicolai, Lessing und Herder, welcher Lavater für einen verblendeten Enthusiasten und Fanatiker erklärte,[3]) sondern auch alle Berliner Theologen, alle, die von dem seltsamen Vorfalle hörten, mißbilligten den übereilten Schritt. Bonnet tadelte ihn, und Lavater selbst wünschte, daß er ihm mehr Ueberlegung hätte vorangehen lassen. Er bat Mendelssohn um Verzeihung, „daß er den unrechten Weg eingeschlagen habe, ihm zu zeigen, wie er ihn liebe, hochschätze, sein Glück in der gegenwärtigen und zukünftigen Welt innigst wünsche".[4])

Die Reue kam zu spät. Mendelssohn war es seiner innersten Ueberzeugung, seiner Ehre und seinem Namen schuldig, öffentlich zu erwidern.

---

[1]) Lessings Schr. XIII, 195.
[2]) Herders Lebensbild, II, 101.
[3]) Ebend. 106.
[4]) Schr. III, 82.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Mendelssohns Erwiderung.

Nachdem Mendelssohn die erste Aufregung überwunden hatte, unterzog er sich der schwierigen Aufgabe, dem öffentlichen Herausforderer öffentlich Rede zu stehen.

Man denke sich, wie dem friedfertigen Manne dabei zu Muthe gewesen sein mag. Er war ein abgesagter Feind aller Streitigkeiten; seine Religion, seine Philosophie und sein Stand im bürgerlichen Leben gaben ihm die wichtigsten Gründe an die Hand, sorgfältig alle Religionsstreitigkeiten zu vermeiden. „Meinetwegen," sagte er, „hätte das Judenthum in jedem polemischen Lehrbuche zu Boden gestürzt und in jeder Schulübung im Triumph aufgeführt werden mögen, ohne daß ich mich hierüber jemals in einen Streit eingelassen haben würde. Ohne den mindesten Widerspruch von meiner Seite hätte jeder Kenner oder Halbkenner des Rabbinischen aus Scharteken, die kein vernünftiger Jude liest noch kennt, sich und seinen Lesern den lächerlichsten Begriff vom Judenthume machen mögen." Die verächtliche Meinung, die man damals von einem Juden hatte, wünschte er durch Tugend, nicht aber durch Streitschriften zu widerlegen.[1])

Nach diesen Grundsätzen war er entschlossen, ruhig seines Weges zu gehen. Privataufforderungen verehrungswürdiger Männer überging er mit Stillschweigen, und die „Zunöthigung" kleiner Geister, die sich nicht scheuten, ihn seiner Religion wegen öffentlich anzutasten, verachtete er; allein die feierliche Beschwörung eines Lavater nöthigte ihn, seine Gesinnungen öffentlich an den Tag zu legen, damit, wie er sich ausdrückt, niemand ein zu weit getriebenes Stillschweigen für Verachtung oder Geständniß halte.[2])

[1]) Schr. III, 42.
[2]) Schr. III, 47.

Mit Zittern ergriff er die Feder, um dem zudringlichen Geistlichen zu erwidern; das mißliche der Lage, in der er sich befand, fühlte er nur zu gut. Mußte er einerseits mit aller Entschiedenheit und Offenheit die ihm gestellte Zumuthung zurückweisen, so nöthigten ihn andererseits äußere Umstände, mit möglichster Schonung zu verfahren. Wie immer er aber sein Antwortschreiben einrichtete, eine Polemik gegen die christliche Religion war unvermeidlich. Eben dieses machte ihn gleich anfangs besorgt: er fürchtete die Censur. Daher fragte er, bevor er auch noch ein Blatt dem Drucke übergab, bei dem Consistorium an, welchem der Herren Räthe er die einzelnen Blätter seiner Antwort an Lavater vorzulegen habe, oder ob man es ihm frei stellen wolle, das Ganze nach der Vollendung dem Gesammt-Consistorium zur Beurtheilung zu überreichen. Er erhielt hierauf folgenden Bescheid:

> Herr Moses Mendelssohn könne seine Schriften drucken lassen, ohne sie einzeln oder vollendet dem Consistorium zur Censur vorzulegen, weil man von seiner Weisheit und Bescheidenheit überzeugt sei, er werde nichts schreiben, das öffentliches Aergerniß geben könnte;

ein Bescheid, der hinlänglich beweist, in welch hohem Ansehen Mendelssohn bei den geistlichen Behörden der Residenz stand.[1])

Aber auch nur ein Mendelssohn war im Stande, die Gefühle tiefer Beleidigung und die Regungen persönlicher Kränkung niederzuhalten und mit einer staunenerregenden Ruhe und Milde in einer so wichtigen Angelegenheit die Feder zu führen. Sein Antwortschreiben ist ein Muster von stoischer Ruhe und dialectischer Feinheit; es ist, wie der Erbprinz von Braunschweig sich ausdrückt, „mit dem Glimpf und Grad der Menschenliebe geschrieben, welche man im voraus zu erwarten hatte von einer von göttlichen Wahrheiten so durchdrungenen Seele."[2]) Nicht genug bewundern kann man den wahrhaften Adel seiner Ge-

[1]) Schr. I, 20; vgl. V, 594.
[2]) Schr. III, 128.

sinnung, der jede Spur eines persönlichen Grolls aus seiner Seele verdrängte und über sein Schreiben nur jene elegische Stimmung verbreitete, die gewissermaßen der Ausdruck eines großen Gesammtschmerzes ist, den er über die Mißachtung seiner Religion und ihrer Bekenner nicht unterdrücken konnte.

Großmüthig legt er der Aufforderung Lavaters die besten Motive zu Grunde. „Ich bin völlig überzeugt," heißt es in dem ersten Schreiben an den Herrn Diakonus Lavater zu Zürich,[1]) „daß Ihre Handlungen aus einer reinen Quelle fließen, und kann Ihnen keine andere, als liebreiche menschenfreundliche Absichten zuschreiben. Ich würde keines rechtschaffenen Mannes Achtung würdig sein, wenn ich die freundschaftliche Zuneigung, die Sie mir in Ihrer Zuschrift zu erkennen geben, nicht mit dankbarem Herzen erwiderte. Aber leugnen kann ich es nicht, dieser Schritt von Ihrer Seite hat mich außerordentlich befrembet. Ich hätte alles eher erwartet, als von einem Lavater eine öffentliche Aufforderung .... Was hat Sie bewegen können, mich wider meine Neigung, die Ihnen bekannt war, aus dem Haufen hervorzuziehen und auf einen öffentlichen Kampfplatz zu führen, den ich so sehr gewünscht, nie betreten zu dürfen? Und wenn Sie auch meine Zurückhaltung einer bloßen Furchtsamkeit oder Schüchternheit zugeschrieben haben, verdient eine solche Schwachheit nicht die Nachsicht und die Schonung eines jeden liebreichen Herzens?"[2])

Was nun die Zumuthung selbst betrifft, so erklärte er, daß er seine Religion nicht erst seit gestern zu untersuchen angefangen. „Die Pflicht, meine Meinungen und Handlungen zu prüfen, habe ich gar frühzeitig erkannt, und wenn ich von früher Jugend an meine Ruhe- und Erholungsstunden der Weltweisheit und den schönen Wissenschaften gewidmet habe, so ist es einzig und allein in der Absicht geschehen, mich zu dieser so

[1]) Berlin, Nicolai, 1770. (32 S.); Schr. III, 37—49; ins Hebräische übersetzt und erklärt von N. H. Wessely (Handschr., 13 S., unedirt).
[2]) Schr. III, 39 f.

nöthigen Prüfung vorzubereiten. Andere Bewegungsgründe kann ich hierzu nicht gehabt haben. In der Lage, in welcher ich mich befand, durfte ich von den Wissenschaften nicht den mindesten zeitlichen Vortheil erwarten. Ich wußte gar wol, daß für mich ein glückliches Fortkommen in der Welt auf diesem Wege nicht zu finden sei. Und Vergnügung? O mein werthgeschätzter Menschenfreund! Der Stand, welcher meinen Glaubensbrüdern im bürgerlichen Leben angewiesen worden, ist so weit von aller freien Uebung der Geisteskräfte entfernt, daß man seine Zufriedenheit gewiß nicht vermehrt, wenn man die Rechte der Menschheit von ihrer wahren Seite kennen lernt.

Wäre nach diesem vieljährigen Forschen die Entscheidung nicht völlig zum Vortheile meiner Religion ausgefallen, so hätte sie nothwendig durch eine öffentliche Handlung bekannt werden müssen. Ich begreife nicht, was mich an eine, dem Ansehen nach so überstrenge, so allgemein verachtete Religion fesseln könnte, wenn ich nicht im Herzen von ihrer Wahrheit überzeugt wäre. Das Resultat meiner Untersuchungen mochte sein, welches man wollte, sobald ich die Religion meiner Väter nicht für die wahre erkannte, so mußte ich sie verlassen. Wäre ich im Herzen von einer andern überführet, so wäre es die verworfenste Niederträchtigkeit, der innerlichen Ueberzeugung zum Trotz, die Wahrheit nicht bekennen zu wollen. Und was könnte mich zu dieser Niederträchtigkeit verführen? Ich habe schon bekannt, daß in diesem Falle Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit mich denselben Weg führen würden.

Wäre ich gegen beide Religionen gleichgültig und verlachte oder verachtete in meinem Sinne alle Offenbarung, so wüßte ich gar wol, was die Klugheit räth, wenn das Gewissen schweigt. Was könnte mich abhalten? Furcht vor meinen Glaubensgenossen? Ihre weltliche Macht ist allzu geringe, als daß sie mir fürchterlich sein könnte. Eigensinn? Trägheit? Anhänglichkeit an gewohnte Begriffe? Da ich den größten Theil meines Lebens der Untersuchung gewidmet, so wird man mir Ueberlegung ge-

nug zutrauen, solchen Schwachheiten nicht die Früchte meiner Untersuchungen aufzuopfern. Sie sehen also, daß ohne aufrichtige Ueberzeugung von meiner Religion der Erfolg meiner Untersuchung sich in einer öffentlichen Thathandlung hätte zeigen müssen. Da sie mich aber in dem bestärkte, was meiner Väter ist, so konnte ich meinen Weg im Stillen fortwandeln, ohne der Welt von meiner Ueberzeugung Rechenschaft ablegen zu dürfen. . . . Ich bezeuge hiermit vor dem Gott der Wahrheit, Ihrem und meinem Schöpfer und Erhalter, bei dem Sie mich in Ihrer Zuschrift beschworen haben, daß ich bei meinen Grundsätzen bleiben werde, so lange meine Seele nicht eine andere Natur annimmt."[1])

Nachdem Mendelssohn nun dargelegt, daß das Judenthum eine Propaganda für die Verbreitung seiner Lehre nicht allein nicht gestattet, sondern sogar verbietet, wirft er zum Schluß seines Antwortschreibens einen Blick auf die ihm dedicirte Bonnetsche Schrift selbst. Nicht genug wundern kann er sich, daß Lavater diese Schrift für hinlänglich hielt, einen Menschen von seinen Grundsätzen zu überzeugen; er bekennt ihm, daß er so manche Vertheidigung der christlichen Religion von Deutschen gelesen habe, die weit gründlicher und philosophischer gewesen, daß die meisten Hypothesen Bonnets auf deutschem Grund und Boden gewachsen seien, ja daß er mit denselben Gründen, womit Bonnet das Christenthum beweist, jede Religion vertheidigen wolle.[2]) „Wenn darauf gedrungen wird," so schließt Mendelssohn, „so muß ich die Bedenklichkeiten aus den Augen setzen und mich entschließen, in Gegenbetrachtungen meine Gedanken über des Herrn Bonnet Schrift und die von ihm vertheidigte Sache öffentlich bekannt zu machen. Ich hoffe aber, daß Sie mich dieses unangenehmen Schrittes überheben und lieber zugeben werden, daß ich in die friedsame Lage zurückkehre, die mir so natürlich ist. Ich möchte nicht gerne in Versuchung

[1]) Schr. III, 40 ff.
[2]) Schr. III, 47 f.

kommen, aus den Schranken zu treten, die ich mir mit so gutem Vorbedachte selbst gesetzt habe."[1])

Dieses vom 12. December 1769 datirte Schreiben, das Mendelssohn am 24. December mit einigen freundlichen Zeilen nach Zürich schickte, überzeugte Lavater völlig, daß er gefehlt, daß das Dringende und Unbedingte seiner Aufforderung für alle Zeiten ein Fehler bleiben würde. Er fand in diesen wenigen Blättern Gesinnungen, die ihm Thränen aus den Augen lockten; es schmerzte ihn, daß er dem edelsten Menschen wider seine Absicht Verdruß verursacht hatte, und in seinem Antwortschreiben[2]) beschwor er ihn vor der ganzen Welt, ihm das Allzudringende, das Fehlerhafte in seiner Zuschrift zu verzeihen. Mit seiner Antwort vom 14. Februar 1770, welche er im Manuscripte mit einem Privatschreiben Mendelssohn zuschickte, damit dieser nach Belieben ändern, streichen und hinzusetzen könnte, hoffte er den Vorhang vor dem Publikum fallen zu lassen. Diesem Wunsche hatte auch Mendelssohn noch vor Empfang der Antwort, in seinem Briefe vom 10. Februar, Ausdruck gegeben. „Glauben Sie mir, mein Herr," heißt es in diesem Briefe, „es ist unser beider unanständig, ein Spiel der Anekdotenkrämer zu werden und durch öffentliche Streitschriften dem müßigen Theil des Publikums einen Zeitvertreib, dem Einfältigen ein Aergerniß und dem Feinde alles Guten eine boshafte Freude zu machen. Meine aufrichtige Meinung, mein Herzenswunsch ist, wir suchen uns, so gut wir können, aus der Schlinge zu ziehen, in welche wir gerathen sind. Lassen Sie die Wahrheiten, welche wir gemeinschaftlich erkennen, erst ausgebreitet genug sein, alsdann wollen wir den Streit über die Punkte, die uns trennen, mit desto größerem Eifer fortsetzen."[3])

---

[1]) Schr. III, 49.

[2]) Antwort an den Herrn Moses Mendelssohn zu Berlin von Johann Kaspar Lavater. Nebst einer Nacherinnerung von Moses Mendelssohn. Berlin, Nicolai, 1770. (68 S.); Schr. III, 51—78.

[3]) Schr. III, 83.

Durch Vermittelung des Predigers Zollikofer in Leipzig war die Sache zwischen Mendelssohn und Lavater sehr bald beigelegt. Jener begleitete das Antwortschreiben des Diakonus mit seinen „Nacherinnerungen", die in dem seltsamen, aus zwei Geistlichen, einem Buchhändler und einem Juden bestehenden Concilium verfaßt wurden, und aller Streit hatte ein Ende. Sie schieden als wahre Freunde. „Kommen Sie!" ruft Mendelssohn seinem Beleidiger in dem Schreiben vom 9. März 1770 zu, „wir wollen uns in Gedanken umarmen! Sie sind ein christlicher Prediger, und ich ein Jude! Was thut dieses? Wenn wir dem Schafe und dem Seidenwurme wiedergeben, was sie uns geliehen haben, so sind wir beide Menschen. Wir wollen uns einander aufrichtig alle Unruhe vergeben, die wir uns wechselsweise gemacht haben."[1])

„Ja herzlich, herzlich umarme ich Sie!" hallt es ihm aus Lavaters Schreiben entgegen. „Nun von den alten Sünden kein Wort mehr! Aber aufs neue biete ich Ihnen alles, meine ganze Seele an, wenn etwas für Ihr Vergnügen, Ihre Glückseligkeit in allen meinen Besitzungen außer mir und in mir vorhanden wäre."[2])

„Das kleine Vorspiel ist geendiget," konnte Mendelssohn im März 1770 mit Recht behaupten; aber der eigentliche Kampf, die lange Reihe von Unruhen und Bekümmernissen, welche er beim Beginn voraussah, nahm erst jetzt recht eigentlich den Anfang.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Bonnet.

Charles Bonnet, der Verfasser der „Palingenesie" und die erste Ursache des Streites, war auch der erste, welcher sich,

[1]) Schr. III, 88.
[2]) Schr. III, 95.

allerdings nicht ohne Grund, daran betheiligte. Höchst unzufrieden mit dem unklugen Schritte Lavaters, glaubte er dem Gekränkten, dessen edeln Charakter er durch Abbt und seine Schriften schon früher hatte schätzen lernen, es um so eher schuldig zu sein, ihm in einem Briefe sein Bedauern auszudrücken, als er in dem Antwortschreiben an Lavater Aeußerungen über sein Werk fand, auf die er nicht schweigen zu dürfen glaubte.

Es schwebte über diesen Lavater-Mendelssohnschen Streit von dem ersten Beginn an etwas Dämonisches, das man gewöhnlich Unglück nennt. Mendelssohn war Bonnet gegenüber von aller Unbedachtsamkeit nicht frei geblieben. Da er nicht anders vermuthete, als daß dieser dem Uebersetzer seine Zustimmung zu der Aufforderung gegeben habe, so suchte er in seinem Schreiben auch den Verfasser der „Palingenesie" gleichzeitig abzufertigen. Erst durch einen Brief des Diakonus vom 26. December 1769 wurde er vom Gegentheil überführt. Da war aber die Antwort schon mehr als zehn Tage auf dem Wege nach Zürich und das „etwas dreiste" Urtheil über Bonnets Werk konnte nicht mehr zurückgenommen werden. Hätte er vorher gewußt, daß Bonnet die Aufforderung nicht billige, er hätte gewisse Stellen, die diesen trefflichen Schriftsteller angingen, anders abgefaßt. Er fühlte sich von dem Uebersetzer sowol wie von dem Verfasser des ihm dedicirten Buches tief verwundet und hatte in seinem Schmerze auch gegen den letztern weniger Rücksicht als er dem Verdienste desselben schuldig war.[1])

Mendelssohn, der so wenig Anlage zum eigentlichen Polemiker hatte, bat Bonnet in einem ausführlichen Schreiben vom 9. Februar 1770 inständigst um Verzeihung. Er erklärte und betheuerte ihm, daß es am wenigsten seine Absicht gewesen wäre, durch die Aeußerung, die meisten seiner philosophischen Sätze seien deutschen Schriftstellern entlehnt, ihn eines Plagiats zu

[1]) Schr III, 83, 114.

beschuldigen. Dankend nahm er das ihm verehrte Exemplar der „Palingenesie" an, versprach, das Werk nochmals im Original zu lesen, „wo ihn weder die Zueignungsschrift, noch die Noten des Uebersetzers verhindern würden, den rechten Gesichtspunkt zu treffen." „Und gesetzt, wir könnten am Ende über einige in Ihrer Untersuchung enthaltene Betrachtnngen gar nicht zusammenkommen, so kenne ich Ihre unsterblichen Verdienste aus anderen philosophischen Werken zu sehr, um jemals aufzuhören, Ihr fleißiger Leser und Bewunderer zu sein."

„Mit unaussprechlicher Freude," so schließt der Brief, „nehme ich übrigens Ihre Freundschaft an, die Sie mir so großmüthig anbieten. Sie ist das köstlichste Geschenk, das ein Sterblicher mir machen kann, und ich kann Ihnen, ohne Ihrer Bescheidenheit zu nahe zu treten, nicht ausdrücken, wie sehr ich Ihnen für diese Großmuth verbunden bin. Habe ich bisher dem Herrn Lavater den Verdruß aufrichtig vergeben, den er mir verursacht hat, so muß ich ihm nunmehr den verbindlichsten Dank dafür wissen, denn seine Uebereilung hat mich so glücklich gemacht, mich den Freund eines Bonnets nennen zu dürfen."[1])

Wie benahm sich aber der neue Freund, der so großmüthig die Freundschaft ihm angetragen hatte? Er fühlte sich von dem liebenswürdigen Schreiben Mendelssohns bis zu Thränen gerührt, erblickte in demselben das treue Bild seines Geistes und Herzens, versicherte, daß es in der Republik der Wissenschaften nicht zwei Männer gebe, die der Polemik feindlicher wären als der neue „Phädon" und er. Nicht mit Worten kann er dem Publikum ausdrücken, wie er den tugendhaften „Phädon" liebe,[2]) und — ohne sich etwas von dem Briefwechsel und dem ganzen Vorfalle merken zu lassen, sucht er in einer neuen im Juni 1770 erschienenen Ausgabe der „Beweise für das Christenthum" Mendelssohn zu wiederlegen. Er, der ausdrücklich erklärt hatte, daß

[1]) Schr. III, 123.
[2]) Schr. III, 124 ff.

er mit diesem Buche nie beabsichtigte, die Juden zu bekehren, apostrophirte sie in dieser neuen Ausgabe bei allen Gelegenheiten und that das, was er Lavater so sehr verargte, in jeder Anmerkung. Ja noch mehr! Er datirte die Vorrede derselben so früh, daß die Leser nothwendig glauben mußten, „der Berliner Jude habe seine Armseligkeiten aus den Anmerkungen des Herrn Bonnet ausgeschrieben". Heißt das nicht die Waffen wider einen Unbewaffneten brauchen?[1])

Dieses Betragen mußte einen peinlichen Eindruck auf alle diejenigen machen, welche den Weisen von Genthod nur aus den begeisterten Schilderungen seiner Jünger, eines Matthisson oder Johannes von Müller, kannten. Mendelssohn brachte es außer aller Fassung; weder er noch seine Freunde konnten sich einen so versteckten Angriff und eine so offenbare Heuchelei erklären. Nicolai mag von den Briefen gar nichts sagen. Ganz aufrichtig und gerade hatte der Genfer gegen Moses nicht gehandelt; er mochte gedacht haben, gegen einen Juden könne man sich schon etwas erlauben.[2]) Mit noch größerer Entrüstung schreibt Lessing über Bonnets Benehmen, dessen Briefe Mendelssohn ihm zugeschickt hatte.[3]) „Der Name Bonnet ist mir so ekel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jerusalem den Umstand von der Antedatirung der Vorrede zu der neuesten Ausgabe seines Buches zu erzählen. Der Abt sagte zu verschiedenen malen: das ist nicht artig. Und ich antwortete dem Abt jedesmal: es ist mehr als nicht artig, es ist niederträchtig. Sie sind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andere Extremum des kleinen Schleichers ausschweifen wollen, den Umstand bekannt zu machen."[4])

Vor der Hand schwieg Mendelssohn, aber er entschloß sich

[1]) Schr. III, 99.
[2]) Schr. V, 227.
[3]) Schr. V, 187.
[4]) Schr. V, 190.

jetzt doch, so ungern er auch daran ging, seine Betrachtungen über Bonnets „Palingenesie" auszuarbeiten und „in das große Wespennest zu stören".[1]) In verschiedenen Briefen an Lavater, den Erbprinzen von Braunschweig und andere, besonders in seinen unvollendet gebliebenen „Betrachtungen über Bonnets Palingenesie" entwickelte er seine Ansichten über die christliche Religion, auf die wir später noch zurückkommen. Er hatte die feste Absicht, diese Handschrift, unter der zunächst die „Betrachtungen" zu verstehen sind, niemals aus Händen zu geben, am allerwenigsten während des Kampfes.

Und der eigentliche Kampf entbrannte erst jetzt; von allen Seiten stürmte man auf Mendelssohn los.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Kölbele und Consorten.

„Mich hielten," schreibt Mendelssohn den 30. März 1770 an Avigdor Levi aus Glogau, der, nachdem er mehrere Jahre Hauslehrer in Berlin war, seit 1768 von Privatlectionen in Prag lebte, „vielfache Beschäftigungen, und ganz besonders der religiöse Streit, in welchen ich mit einem christlichen Theologen gerathen bin — immer habe ich dieses gefürchtet und es ist jetzt eingetroffen — vom Schreiben ab. Ich gebrauchte stets die größte Vorsicht, religiöse und dogmatische Streitigkeiten zu meiden, da sie ja zu nichts führen, wie wir es öfter aus so manchen derartigen Parteikämpfen zur Genüge ersehen. . . . . Nachdem ich nun dem übereilten Theologen sein Sendschreiben öffentlich beantwortet, bestürmen mich seine Glaubensgenossen von allen Seiten; die Einen greifen mich in heftigen und ungestümen, die Andern in sanften und schmeichlerischen Worten an; die Einen

[1]) Lessings Schr. XII, 226.

lachen, die Andern spotten, denn das ist ihre Weise; jedenfalls aber belästigen mich ihre Worte und Träumereien, und machen mir viel zu schaffen."[1])

Eine ganze Menge neidischer, streitsüchtiger Naturen freute sich herzlich, endlich Gelegenheit gefunden zu haben, mit dem von ganz Deutschland gefeierten Berliner Weisen einmal zusammenstoßen zu können.

Die immer auf Streit und Zank lauernden Recensenten und Zeitungsschreiber machten sich zuerst über das Antwortschreiben Mendelssohns her. Ein Gesinnungsgenosse des aus seinen Kämpfen mit Lessing genugsam bekannten Hamburger Hauptpastors beurtheilte es in der „Hamburgischen Neuen Zeitung"[2]) und verdrehte in der alleinigen Absicht, den Juden in ein falsches Licht zu stellen, Mendelssohns Worte in so perfider Weise, daß dieser nicht schweigen durfte. Er erließ auch wirklich am 10. Januar 1770 eine Erwiderung,[3]) auf die Lavater in seiner Antwort vom 14. Februar 1770 Bezug nahm.[4])

Schlimmer als alle trieb es ein vom Frankfurter Judenhaß genährter, gallsüchtiger Doctor beider Rechte, Johann Balthasar Kölbele mit Namen.

Dieser ehrlose, längst verschollene Mensch verfolgte Mendelssohn seit langer Zeit. Im Jahre 1765 griff er ihn in einem elenden Roman an, der unter dem Titel „Begebenheiten der Jungfer Meyern, eines jüdischen Frauenzimmers, von ihr selbst beschrieben" erschien. In demselben Jahre veröffentlichte

---

[1]) Schr. VI, 444 f; vgl. III, 105.

[2]) „In der neuen Zeitung No. 2 hat man Moses Gedanken ganz verstellt. Moses hat sich deshalb beschwert. Ich schicke heute seinen Aufsatz an Dumpf (den Herausgeber der Zeitung); ich hoffe doch, daß er ihn einrücken wird," schreibt Nicolai an Lessing. (Lessings Schr. XIII, 231.) Das Datum dieses Briefes (13. Juli 1770) kann unmöglich richtig sein, da Mendelssohns Erwiderung schon in No. 11 der Zeitung (19. Januar 1770) eingerückt war.

[3]) 1. Aufl. S. 555 f.

[4]) Schr. III, 56.

er aus Neid, daß der Jude von der Berliner Akademie den Preis erhalten hatte, eine flüchtige Vergleichung zwischen der Weltweisheit und Meßkunde, wobei zugleich die über die Preisfrage von der metaphysischen Evidenz herausgekommenen Schriften kurz beurtheilt wurden, und schickte diese Abhandlung mit einem französischen Briefe Mendelssohn zu; es war ein abgeschmackter Bekehrungsversuch. Mendelssohn hielt es für das Beste, nicht zu antworten. Kaum war der „Phädon" erschienen, so versprach Kölbele einen „Antiphädon"; der wurde aber so bald nicht fertig. Jetzt drängte er sich auch in diese Streitigkeiten. Mit wahrer Gier fiel dieses „Ehrenmitglied der Königlich Großbritannischen deutschen Gesellschaft in Göttingen" über Mendelssohn und sein Schreiben an Lavater her. „Roheres und Pöbelhafteres habe ich von einem kranken Christen, dessen Krankheit notorisch ist!! noch nicht gelesen!" versichert Lavater, der sich Freundschaft und Briefwechsel des Doctors verbat.[1]) Er schimpft und schmähet, beleidigt auf jeder Seite seines „Schreibens an den Herrn Moses Mendelssohn über die Lavaterische und Kölbelische Angelegenheiten".[2]) Er weiß, freilich nicht in seinem Namen, nur nach der „Möglichkeit", die sich ein „Weltkenner" vorstellet, die zeitlichen Vortheile herzuzählen, die Mendelssohn an seine Religion fesseln: „eine gute Besoldung als Comtoirschreiber bei reichen Juden, so manche Nebenvortheile der Comtoirschreiber, und noch vielleicht ein Gewinnhaber von einer jüdischen Handlungsgesellschaft"; er weiß, warum er von seinen „professormäßigen Wissenschaften" keinen Gebrauch macht, „denn was sind die jährlichen kleinen Einkünfte eines Professors der Weltweisheit oder der schönen Wissenschaften gegen die Vortheile eines Comtoirschreibers?"[3]) Herr Kölbele scheint überhaupt, wie Mendelssohn äußert, von der Achtung gar keinen

[1]) Schr. III, 95.

[2]) Frankfurt a. M. 1770. (48 S.) Das Schreiben ist datirt vom 26. Hornung 1770.

[3]) S. 10 ff.

Begriff zu haben, die man dem geringsten Menschen schuldig ist. Mit der äußersten Verachtung spricht er von den berühmtesten Männern der jüdischen Nation; ihm gilt Maimonides nichts gegen Eisenmenger, seinen Lieblingsautor, der allen Vernünftigen schon damals längst verächtlich geworden war.

Mendelssohn lächelte zu solchen Schmähungen; ein Kölbele konnte ihm die Ruhe nicht stören.

„Cerberus heiseres
Bellen scheuchet Dir vom Antlitz die lächelnde
Sanftmuth nie; steigt sein Odem
Ihm vom Rachen gleich giftesvoll,
Deinem ewigen Ruhm raubt er den Glanz doch nie"

singt der polnische Jude Isachar Falkensohn Behr in seiner Ode „An Herrn Mendelssohn"[1]) (den 15. April 1770) und bezeichnet in diesen wenigen Worten treffend das Gebahren des Frankfurter Gegners.

Mendelssohn war übrigens herablassend genug, diesen Kölbele, „der ein Thor ist und blos Verachtung verdient",[2]) einer kurzen Antwort zu würdigen. Er verspricht dem Doctor beider Rechte, daß er allenfalls hart auf ihn zustoßen, nie aber mit ihm zusammenstoßen könnte, und giebt seinen Lesern die Versicherung, daß er in diesem Streite nichts mehr schreiben würde. „In dieser Angelegenheit mögen Aufforderungen, Zumuthungen, Angriffe, Widerlegungen herauskommen, von wem man will, so viel man will, so höflich oder unhöflich man will, ich werde nicht eher antworten, als bis ich glauben werde, meine Zeit nicht nützlicher anwenden zu können."[3])

Und was für ärgerliches Gewäsch kam nicht noch mit jeder Messe heraus! Die Saite, die nur einmal ganz leise berührt war, „schwirrte, wie Mendelssohn sich ausdrückt, eine Zeit lang

---

[1]) Gedichte von einem polnischen Juden (Mitau 1772), 68.
[2]) Lessings Schr. XIII, 216.
[3]) Schr. III, 78.

im Publikum nach und wurde nun von plumpen Fingern bis zum Zerreißen geschlagen."[1])

Der Pastor Hesse zu Beneckenstein am Harz trat mit „Anmerkungen über Mendelssohns Schreiben an Lavater"[2]) hervor und sandte ihm das Schriftchen nebst einem Privatbriefe durch den angesehenen Daniel Itzig. Er verherrlichte das Christenthum; er schrieb nach seiner Ueberzeugung. Da er sich in den Schranken der Mäßigkeit hielt, so erwiderte Mendelssohn auf seinen Brief und hätte sogar einige der Anmerkungen nicht unbeantwortet gelassen, wenn ihm dieselben einige Wochen früher in die Hände gekommen wäre. Er ist nicht wenig erstaunt, daß der fromme Pastor sich nicht entblödete, aus den unerforschlichen Wegen der Vorsehung auf ihre Absicht, von dem bürgerlichen Drucke der Juden auf die Unwahrheit des Judenthums zu schließen. „Das Sonderbarste ist," bemerkt Mendelssohn in seinem Schreiben an ihn, „daß man christlicherseits alles mögliche thut, diese Argumentation nicht verloren gehen zu lassen. Man hält uns sorgfältig unter dem Drucke, um uns desto siegreicher widerlegen zu können."[3])

Wir wollen nicht alle die Schriften und Schriftchen einzeln vorführen, welche in dem Lavater-Mendelssohnschen Streite in die Oeffentlichkeit traten. Von ihnen gilt, was ein ungenannter Vertheidiger Mendelssohns in dem holprigen Vers ausdrückt:

So streiten unstudirte Velten
Um Sachen, die sie nicht verstehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren sollten erst zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!

---

[1]) Schr. III, 97.

[2]) Schreiben des Herrn Mendelssohn in Berlin an den Herrn Diakonus Lavater zu Zürich; nebst Anmerkungen über dasselbe. Halle 1770.

[3]) Schr. V, 513—515.

Die streiten dialectisch schön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die sie ganz verstehn,
Und fehlen ihres Weges selten,
Weil sie den Weg der Schule gehn;
Denn da läßt sich kein Irrlicht sehn.

Da schrieb der Eine einen Bogen voll „Gedanken über die Zumuthung des Herrn Lavater",[1]) und wies nach, daß Mendelssohn ein Jude bleiben müsse; der Andere stellte Betrachtungen über das Schreiben Mendelssohns an; der Dritte erging sich in Reflexionen; der Vierte kleidete seinen Judenhaß in Briefen ein: Alle trugen den Stempel der Gehässigkeit an sich.[2]) Der Frankfurter Advocat aber wurde von niemand übertroffen.

[1]) Gedanken über die Zumuthung des Herrn Diakonus Lavater an Herrn Mendelssohn ein Christ zu werden, in einem Schreiben eines guten Freundes an einen andern. Hamburg 1770. (16 S)

[2]) Reflexions d'un étranger de la communication catholique sur la lettre de Mr. Mendelssohn à Mr. Lavater. Berlin 1770. (16 S.)

Freimüthige Gedanken über Moses Mendelssohns Sendschreiben an Lavater, an einen Freund in Sachsen. O. O. u. J.

Betrachtungen über das Schreiben des Hrn. Mendelssohn an den Diakonus Lavater zu Zürich. Leipzig 1770. (32 S.)

Unter dem Titel: Lettres Juives du celebre Mendels-Sohn, Philosophe de Berlin, avec les Remarques et Reponses de Mr. le docteur Kölbele et autres savants hommes (Francfort et La Haye [Aux Depens de la Compagnie] 1771) (368 S.) erschienen in französischer Uebersetzung:

Mendelssohns Schreiben an Lavater, Lavaters Antwort an Mendelssohn, nebst Nacherinnerungen.

Bemerkungen des Pastor Hesse (siehe S. 204 Note 2).

Kölbeles erstes und zweites Schreiben an Mendelssohn.

Betrachtungen über das Schreiben des Herrn Mendelssohn.

Ferner ist in dieser Sammlung enthalten:

Autre Lettre concernant Mr. Mendelssohn.

Remarques Diverses sur le Judaisme Philosophique de Mr. Mendelssohn.

Courte Demonstration que la Religion Chrétienne est visiblement divisée.

Der verächtliche Ton, in welchem ihn Mendelssohn in den „Nacherinnerungen zu Lavaters Antwort" abgefertigt hatte, steigerte seine Wuth aufs höchste. Er hatte dem „wirklich geliebten Manne" noch vieles zu sagen und stellte sich in einem „Zweiten Schreiben an Herrn Moses Mendelssohn, insonderheit über den ehemaligen Mendelssohnschen Deismus" [1]) wiederholt an den Pranger. Recht heimtückisch und jesuitisch greift er jetzt aus den früheren Schriften Mendelssohns, aus den „Briefen über die Empfindungen", den „Philosophischen Gesprächen", aus dem „Phädon", einzelne Stellen aus dem Zusammenhange auf, aus denen dieser Mensch, „der als Deiste die Universität verließ, dann wieder aus wahrer Ueberzeugung zum Christenthum überging", [2]) sophistisch herausklügelte, daß der „geliebte Jude" ein Deist sei und den wahren Glauben an Offenbarung nicht kenne.

Von dieser Schrift, in der sich Gehässigkeit und Verleumdungssucht förmlich überboten, wandten sich alle Bessergesinnten mit Verachtung ab; nur die Gesinnungsgenossen des „Doctors beider Rechte" und — einige frömmelnde Juden labten sich an diesen Schmähungen; besonders letztere, welche ausgesprengt hatten, Mendelssohn hätte Aussprüche der jüdischen Weisen für Scharteken erklärt, freuten sich, es einmal „schwarz auf weiß" zu haben, daß ihr „neumodischer" Glaubensgenosse als Deist und wie die liebenswürdigen Prädicate, die sie ihm beilegten, sonst lauten, öffentlich verschrien sei.

Mendelssohn schwieg. „Ich würde es mir sehr verdenken," heißt es in einem Briefe an seinen Freund und Verwandten Elkan Herz in Leipzig vom 22. Juli 1771, „wenn ich mit Kölbele ferner Zeit verderben sollte. Rechtschaffene Leute sind nicht damit zufrieden, daß ich ihm das erste mal geantwortet habe. Hinsichtlich solcher heißt es: Antworte dem Thoren nicht in seiner Thorheit! Seine Beschuldigungen sind so unverschämt und seine Beweise so dumm, daß ich mich schämen würde, darauf

[1]) Frankfurt a. M. 1770 (132 S.), datirt vom 14. Heumonat 1770.

[2]) Zweites Sendschreiben S. 46.

zu antworten. Sie sagen, viele unserer Glaubensgenossen könnten ihm Glauben geben. Lieber Herr Elkan! Ueber die Kölbele unserer Glaubensgenossen moquire ich mich herzlich, denn ein vernünftiger Mensch muß die Albernheit dieses unverständigen Schwätzers gar bald einsehen. Ueberhaupt pflegen Christen und besonders Theologen leicht jemand des Deismus zu beschuldigen, weil ihre geoffenbarte Religion gar erschrecklich viel zu der natürlichen hinzu zu thun hat, das über und wider die Vernunft ist."[1])

Ließen sich auch mehrere Stimmen triumphirend über den Kölbelischen Angriff vernehmen, so verharrte Mendelssohn dennoch in einem ihn nur ehrenden Stillschweigen. „Wer die Absicht, mich zu reizen, so deutlich merken läßt, der soll Mühe haben, sie zu erreichen."[2]) Er hatte „das Glück oder den Eigensinn, bei solchen Zunöthigungen gleichgültig zu bleiben."

„Aber was ist denn das für ein neuer Angriff," fragte Lessing am 9. Januar 1771 Mendelssohn, „der in den Jenaischen Zeitungen von Lavater auf Sie geschehen? Ich lese diese Zeitung nicht und habe sie auch in ganz Braunschweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der ersten Post zu senden."[3])

Dieses Zeitungsblatt hat Mendelssohn in der That nicht ohne herzlichen Verdruß lesen können. Gerade zur Zeit, als die Bekehrungsgeschichte so viel Aufsehen machte, hatte ein vorschneller Mensch — man sagte, es sei Zimmermann gewesen — Lavater den übeln Dienst erwiesen, aus seinem lateinischen Reiseberichte die Moses Mendelssohn betreffende Stelle, welche ihm, Gott weiß wie, in die Hände gekommen war, in die Jenaische gelehrte Zeitung[4]) einzurücken. Es kann nichts ungereimter sein als dieser Bericht. Lavater hatte in Mendelssohn alles gesehen,

[1]) 1. Aufl. S. 495, 492.
[2]) Schr. III, 98; V, 505.
[3]) Schr. V, 189.
[4]) 1770, Stück 82; vgl. Schr. III, 98.

was er in ihm sehen wollte, sogar, daß dieser einen geistigen Messias erwarte. Allen denjenigen, die Mendelssohns religiöse Gesinnungen nur einigermaßen kannten, mußte dieses allerdings lächerlich erscheinen.[1]) Er selbst erkannte sich weder in dem ungeheuren Lobe, das ihm gespendet, noch in den Meinungen, die ihm zugeschrieben wurden. Jenes überstieg so sehr alle Grenzen, „daß wol jedermann ein Merkliches auf die Rechnung der Freundschaft und der Begierde eines jungen Menschen, etwas Außerordentliches auf seiner Reise gesehen zu haben, setzen mußte". Aber die Meinungen? „Ich erkenne sie schlechterdings nicht für die meinigen," schreibt er nicht ohne Unwillen an Lavater den 4. December 1770, „denn sie widersprechen theils meinen Religionsbegriffen und theils meinen philosophischen Grundsätzen; und ich glaube im Gewissen verbunden zu sein, mir öffentlich keine Meinungen zuschreiben zu lassen, die ich nicht habe. Ich erwarte nächstens Ihre gütige Antwort und würde es mich unendlich freuen, wenn diese Beschreibung entweder ganz untergeschoben oder wenigstens zum Theil verfälscht wäre, damit ich der Nothwendigkeit überhoben sein möge, diese so schwierige Stelle nochmals zu berühren."[2])

Lavater lehnte die Urheberschaft jenes Reiseberichtes ganz von sich ab; er betheuerte vor dem Allwissenden, daß er nicht den mindesten Antheil an der Publication habe, auch nicht errathen könne, wie „der Aufsatz auf Jena gekommen" sei. Er that, was Billigkeit und Redlichkeit von ihm forderten; in derselben Jenaischen Zeitung erklärte er: „Ich kann mein Befremden über die Publication nicht lebhaft genug ausdrücken. Ich hatte den Schritt gegen Herrn Mendelssohn selbst öffentlich als übereilt taxirt. Beinahe hätte ich mir Vorwürfe gemacht, der Unterredung mit ihm auch nur in den allgemeinsten und, wie ich glaube, unverfänglichsten Ausdrücken Erwähnung gethan zu haben — und jetzt erdreistet sich eine fremde Hand ohne all

[1]) Schr. V, 227.
[2]) Schr. III, 99.

mein Wissen, einen verjährten, jugendlichen Privataufsatz, der nicht einmal von mir, sondern von einem meiner ehemaligen Reisegefährten verfaßt worden ist, als meine Arbeit an das Licht zu setzen! Ich sehe nicht, wer das Recht hat, eines lebenden Verfassers Manuscripte, zumal solche, die persönliche Urtheile, welche von wichtigen Folgen sein konnten, enthalten, ohne sein Wissen dem Publikum aufzudringen."[1])

Mendelssohn, froh einer Antwort überhoben und des unerquicklichen Streites endlich einmal los zu sein, beruhigte sich bei dieser Erklärung zum großen Verdruß Lessings, der erwartet hatte, „er würde es doch nicht wiederum nach einem so hämischen Schlage mit einem verrätherischen Streicheln hinterher gut sein lassen wollen."[2])

Mendelssohn aber war eine zu irenische Natur und bewahrte Ruhe und Stillschweigen, wenn nicht die äußerste Nothwendigkeit ihn zur Vertheidigung antrieb. Wie ganz anders würden die Funken gesprüht haben, wenn Lavater sich an einen Lessing gewagt hätte?

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Die Vertheidiger.

In diesem über ein Jahr währenden Kampfe stand Mendelssohn ganz allein. Hatten sich auch die Bessergesinnten unter den christlichen Gelehrten gegen das Lächerliche, Anmaßende und Unkluge der Lavaterschen Herausforderung ausgesprochen und gewünscht, Mendelssohn hätte vom Beginne an die Rolle eines Voltaire gespielt, auf die gegründeten und ungegründeten Spötte-

---

[1]) Geßner, a. a. O. II, 32; Schr. III, 100 ff; V, 228.
[2]) Lessings Schr. XII, 289.

reien geantwortet: „diesem Manne ist nichts heilig",[1]) so trat doch niemand öffentlich für ihn in die Schranken.

Freilich, der Angegriffene und Gekränkte war ein Jude — wie konnte man sich auch eines Juden annehmen! Wer hätte es auch wagen dürfen, in einer so brennenden Frage seine Meinung zu Gunsten des Juden abzugeben! Die aufgeklärten Theologen? Sie mußten für ihre Stellung fürchten, eine unvorsichtige Aeußerung hätte sie um ihr Brot gebracht. Sie begnügten sich, und schon das ist nicht gering anzuschlagen, dem muthigen Kämpfer in Privatbriefen, gleichsam Condolationsschreiben, ihre Hochachtung zu versichern. Der Hofrath Michaelis in Göttingen, der bedeutendste Theologe seiner Zeit, gab sein „weises Urtheil" über den Beschluß des Streites ab, und Mendelssohn dankte ihm dafür.[2]) Der epochemachende Theologe Sal. Semler in Halle richtete folgendes Schreiben an ihn:

„Hochgeschätzter Mann!

Ich bin zufrieden, wenn Sie bei der Erscheinung, die ich verursache, in die Verwunderung nur einige Genehmhaltung meiner dreisten Entschließung einfließen lassen. Vielleicht ziehe ich einen Theil von jener Aufmerksamkeit auf mich, welche viele gelehrte Zuschauer in Bewegung gesetzt hat, da Lavater Ihnen in einer viel bessern Gemüthsart etwas zuzumuthen scheint, woraus Leute einer gewissen Lage einen sehr mittelmäßigen Triumph erwarten. Wenn ich nicht andere Empfehlungen meines Lehrbegriffes und der daran hangenden großen Glückseligkeit hätte, als die ich alsdann ergreifen wollte, wenn Sie öffentlich ein Christ würden, so möchte ich der christlichen Religion wol nicht viele Dienste leisten können. Ich habe ohne Zweifel nun den Unwillen einer großen Anzahl gereizt, aber ich freue mich, daß ich einsehe, es sei die Ehre, einem Menschen zur vernünftigen treuen Anwendung seiner Erkenntniß, zur deutlichen Ehre

---

[1]) Lessings Schr. XIII, 211, 231.
[2]) Schr. V, 504.

Gottes behülflich zu sein, von mir überaus wohlfeil erkauft, wenn ich auch zehn theologische Reputationen dabei verloren hätte."[1])

Das war von dem aufgeklärten Semler nicht wenig gewagt! Wer äußerte sich aber auch noch in ähnlicher Weise? Heyne in Göttingen wünschte, „den Herrn Lavater hinzugeben und den Herrn Mendelssohn zum Proselyten zu machen, welcher der Religion mehr Ehre bringen würde, als jener hitzige Eiferer."[2]) Der mit der freien Theologie sich brüstende Herder legte pfäffisch die Hand auf den Mund, und der apokryphische Hamann rieb sich seelensvergnügt die Hände und war auf den Ausgang gespannt, der seinen Erwartungen allerdings nicht entsprach. „Der Erfolg hat gezeigt," schreibt er noch acht Jahre nach Beendigung des Streites seinem „Herzensbruder" Lavater, daß „ein Mann wie Mendelssohn, der Mosen und die Propheten hat, Ihrem Bonnet überlegen sein mußte, und es war daher ziemlich abzusehen, daß Sie aus dem ganzen Handel nicht so rein abkommen konnten, als Ihr Widersacher."[3])

Weshalb ergriff aber nicht Lessing für seinen Freund Partei? Lessing hatte längst gewünscht, ihn in eine theologische Fehde verwickelt zu sehen, denn er hoffte, daß sein Moses den christlichen Theologen einmal ordentlich die Wahrheit sagen würde. Als Mendelssohn in der „Epistel eines Layen" für den Verfasser des „Zweckes Jesu und seiner Jünger" gehalten wurde, schrieb Lessing an seinen Bruder Karl: „Vielleicht wird die Beschuldigung allgemeiner, und ich werde herzlich lachen, wenn Moses endlich gezwungen ist, seinen ehrlichen Namen zu retten."[4]) Dringend ersuchte er ihn, Lavater und den bekehrungssüchtigen Theologen mit aller möglichen Freiheit und allem nur ersinnlichen Nachdrucke zu antworten. „Sie allein dürfen und können

[1]) Schr. I, 20.
[2]) Schr. I, 20.
[3]) Hamanns Schr. V, 275.
[4]) Lessings Schr. XII, 512.

in dieser Sache so sprechen und schreiben und sind daher unendlich glücklicher, als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können."[1]) Es ist uns kein Geheimniß, wer die „andern ehrlichen Leute" waren. Der ehrliche Lessing wetzte eben in jener Zeit das Schwert, um das ganze glorreiche Lavatersche Christenthum, die ganze heilige Orthodoxie, mit einem Streiche zu vernichten. Wie hätte man auch von Lessing erwarten können, sich mit einem Lavater allein einzulassen!

Dergestalt wäre Mendelssohn sich allein überlassen geblieben, wäre nicht ein Geistesverwandter des „Fragmentisten" noch gegen Ende des Kampfes herbeigeeilt, ihm Beistand zu leisten. Dieser treue Secundant ist der anonyme Verfasser des kleinen „Dienstfreundlichen Promemorias an die, welche den Herrn Moses Mendelssohn durchaus zum Christen machen wollen, oder sich doch wenigstens herzlich wundern, daß er es noch nicht geworden ist."[2])

„Haben Sie das Promemoria gelesen, das in der letzten Messe herausgekommen?" fragte Mendelssohn in einem Schreiben vom 15. November 1771 seinen Freund Elkan Herz in Leipzig. „Ich kenne den Verfasser nicht, finde aber viele gesunde Vernunft darin."[3]) Wahrlich ein solcher Vertheidiger wiegt alle genannten Gegner auf! „Was soll das Geschrei an allen Ecken," heißt es in diesem trefflichen Schriftchen, „gleich den Weinrufern, die für richtige Bezahlung nach einer erlernten Formel Abnehmer anlocken? Die Sache, ganz von der Nähe betrachtet,

---

[1]) Schr. V, 189.

[2]) Ohne Druckort, 1771. (30 S.) Einzelnen Andeutungen nach zu schließen, wohnte der Verfasser in Hamburg; S. 10 heißt es: „Nach H . . . . zu gehen, ist Mendelssohn nicht zu rathen; dort könnte was passiren, wenn ihn ein G(oeze) an der Spitze seiner Gläubigen im Zorne ansähe."

[3]) 1. Aufl. S. 498.

bewegt zum Unwillen oder zum lauten Lachen. Halb Europa führte Krieg, aber zur Wiederherstellung des lieben Landfriedens ist kaum so viel geredet und geschrieben worden, als jetzt über die ganz unwahrscheinliche Bekehrung eines Berlinischen Juden. Wunder wäre es nicht, wenn dieser aus einem dem Menschen angeborenen Hang zur Eigenliebe sich von nun als den Mittelpunkt aller gelehrten und sonderlich der theologischen Bemühungen ansähe. Doch solche Kleinigkeiten mögen ungerügt hingehen: laßt uns lieber unparteiisch prüfen, ob ein Anschein vorhanden sei, daß Moses Mendelssohn zur christlichen Kirche treten werde? Ohne vorzügliche starke Beweggründe wird er es nicht thun; zum Spaß ändert ein Weiser seine Meinung nicht in wichtigen Dingen. Die Mittel kommen hier nicht in Anschlag: man hoffe auf übernatürliche Wirkungen, auf den Dienst eines Pastors, auf das herzerschütternde Geschrei eines Autors, auf die Stärke dogmatischer oder polemischer Schriften; alles dies ist einerlei."[1])

Den Theologen, denen es Wonne ist, Proselyten zu machen, ruft er allen Ernstes zu: „Ihr werdet unter den Christen Leute genug finden, die in Lehre und Wandel eurer Ermahnungen bedürfen, arbeitet erst an diesen; alsdann, wenn ihr ganz mit ihnen fertig seid, alsdann erst umziehet Land und Wasser, schreibt, ruft, ermahnet, aber schimpfet nicht, sondern überzeuget, um neue Mitglieder zu werben, nur hütet euch, daß ihr aus ihnen nicht zwiefache Kinder der Hölle machet."[2])

Zuletzt nachdem die Waffen von allen Seiten längst gestreckt und der Friede vollends wiederhergestellt war, bot sich dem witzigen Lichtenberg in Göttingen eine erwünschte Gelegenheit, auf die Lavater-Mendelssohnsche Streitigkeit einen hämischen Blick zu werfen.

Zwei Juden hatten nämlich zu Ende des Jahres 1770 von dem frommen Lavater die Taufe empfangen. Es waren, wie Karl Lessing seinem Bruder meldet, liederliche Leute, die

[1]) Promemoria, 6.
[2]) Promemoria, 26.

durch nichts zu dem Religionswechsel geführt wurden, als durch ihre Armuth; „einen Schwärmer, wie Lavater, zu hintergehen, waren sie noch zu feine Werkzeuge gewesen."[1]) Lavater schwelgte in Glückseligkeit; er meinte in seinem Eifer, die ganze liebe Judenheit würde dem Beispiele dieser schändlichen, ihn betrügenden Creaturen folgen. Aus diesem seligen Traume weckte ihn nun Lichtenberg durch die Schrift: „Timorus, das ist Vertheidigung zweier Israeliten, die, durch die Kräftigkeit der Lavaterischen Beweisgründe und der Göttingischen Mettwürste bewogen, den wahren Glauben angenommen haben, von Konrad Photorin, der Theologie und Belles Lettres Candidaten",[2]) in welcher dieser seine satyrischen Pfeile gegen den Diakonus richtete, „der sich im Geiste die Stütze der christlichen Kirche und den unsterblichen Bekehrer Mendelssohns nennen hörte". Statt solche Dinge zu unternehmen, rieth ihm Lichtenberg, „lieber zu seiner eigenen höchst nöthigen und nicht lange mehr aufzuschiebenden Cur ein weltliches Buch zu lesen," denn er hätte sich „durch sein langes Gucken in die Ewigkeit die Augen ganz für den zeitlichen Horizont verdorben."[3])

Dieses war, seiner Ansicht nach, das rechte Mittel, Mendelssohn und andere seinesgleichen vor Lavaterschen Zumuthungen in Zukunft zu schützen.

So ging Mendelssohn aus dem ihm aufgedrängten Kampfe siegreich und ehrenvoll hervor.

Dieser Bekehrungsversuch, der von allen freidenkenden Geistern verurtheilt wurde, übte nicht allein einen wesentlichen Einfluß auf seine Gesundheit, sondern auch auf die fernere Richtung seines Denkens und öffentlichen Wirkens. Er machte sich Vorwürfe, sich in seiner bisherigen schriftstellerischen Thätigkeit auf Philosophie und deutsche Literatur beschränkt, über sein

---

[1]) Lessings Schr. XII, 294; XIII, 304.

[2]) Berlin, (Göttingen) 1773; vermischte Schriften (Göttingen 1844), III, 79 ff.

[3]) Lichtenbergs verm. Schr. III, 123.

Verhältniß zu seiner Religion und seinen Glaubensgenossen ganz geschwiegen und die jüdische Wissenschaft so stiefmütterlich behandelt zu haben. Er hatte den „Prediger“ (Kohelet) kommentirt und eine Logik geschrieben, eigentlich einen kurzen Commentar zu der unter dem Titel „Milloth ha-Higgajon“ bekannten Logik Maimunis, welche er jemand schenkte, der, wie es in einem Briefe an Lessing heißt,[1]) „die Schande auf sich genommen hat, sie unter seinem Namen bekannt zu machen.“ Er schenkte sie Samson Kalir, einem armen wandernden jüdischen Gelehrten aus Jerusalem, damit er durch den Verkauf der Schrift sich „einigen Vortheil verschaffen möchte“. Derselbe ließ das Werkchen im Jahre 1761 in Frankfurt an der Oder drucken und gab sich keck für den Verfasser aus.[2]) Der Undankbare! Während er in der Vorrede den reichen Ephraim Veitel und dessen Gattin mit Lob überschüttet, hat er kein Wort des Dankes für den Verfasser und begnügte sich mit der zweideutigen Wendung: „Gott hat mir eine Erklärung zugeführt, welche noch nie veröffentlicht worden ist.“

Noch inmitten des Lavaterschen Streites faßte Mendelssohn den Entschluß, nunmehr das Versäumte nachzuholen, seine Kräfte für Juden und Judenthum zu verwenden und mit aller Entschiedenheit für sie einzutreten.

---

[1]) Schr. V, 173.

[2]) באור מלות ההגיון להרמב"ם ז"ל עם פרוש מספיק Logica R. Mosis Maimonidis cum explicatione R. Samson Kalir atque censura amplissimae Facultatis Philosophicae Academiae Francofurtanae. 1761. Eine 2. verbesserte und vermehrte Auflage, in der sich Mendelssohn als Verfasser nennt, wurde durch den Studiosus Bär besorgt (Berlin 1765; die 3. Aufl., mit Zusätzen von A. Jaroslaw, erschien Berlin 1784); die 4. mit Zusätzen von Isaak Satanow, Berlin 1795; die 5. Aufl. Wien 1822; die 6. mit deutscher Uebersetzung von R. Fürstenthal, Breslau 1828.

Neuntes Buch.

Auszeichnungen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Mendelssohn und der Erbprinz von Braunschweig.

Der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, ein Zögling des aufgeklärten Abtes Jerusalem, war eine Natur, in deren wunderbaren Mischung ein schrankenloser Ehrgeiz und eine auf glänzende äußerliche Erfolge gerichtete Eitelkeit Hand in Hand gingen mit jenen philosophisch-schöngeistig-wissenschaftlichen Bestrebungen, wie sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bei den meisten deutschen Fürsten gefunden wurden. Er hatte den „Phädon" gelesen und war davon so entzückt, daß er sehnlichst wünschte, den Verfasser persönlich kennen zu lernen. Dieses Verlangen brachte er auch während eines Aufenthaltes bei seinem königlichen Oheim, dem großen Friedrich, im Herbste 1769 in Ausführung.

„Montag den 30. October ließ der Erbprinz von Braunschweig den sehr berühmten Gelehrten Herrn Moses Mendelssohn zu sich aufs Schloß bitten; er unterhielt sich mit ihm über philosophische und moralische Materien und bezeugte gegen ihn eine besondere Gnade und Hochachtung". [1])

---

[1]) Berl. Priv. Zeitung von Dienstag den 31. October 1769.

Mendelssohns Freunde jubelten über diese Auszeichnung. Nicolai berichtete sofort an Herder, „daß der Erbprinz von Braunschweig bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin Herrn Moses ganz ungemein gnädig begegnet, ihn der größten Hochachtung versichert und ihm versprochen habe, mit ihm über den „Phädon" zu correspondiren."[1]) Lessing, „der schon im Abschiednehmen begriffen war", um die, zur aufrichtigen Freude Mendelssohns, kurz vorher erlangte Stelle als Bibliothekar in Wolfenbüttel anzutreten, erhielt durch Ebert, den Freund des Erbprinzen, die Nachricht, daß dieser „unsern vortrefflichen Moses Mendelssohn kennen gelernt hätte und über diese neue Bekanntschaft sehr erfreut wäre. Mendelssohn hätte ihm versprochen, ihm seine neue Edition des „Phädon", zu schicken, und der Erbprinz würde sich darauf mit ihm in eine Correspondenz einlassen. Er wünschte sehr, daß es möglich wäre, „auch ihn nach Braunschweig zu ziehen. Vielleicht können Sie dazu etwas beitragen."[2])

Um wie viel lieber ging Lessing jetzt nach Wolfenbüttel, da sich ihm Aussicht bot, mit seinem „ältesten und besten Freunde" vereint leben zu können. „Ich wüßte nichts in der Welt," erwiderte er gleich nach Empfang des Briefes an Ebert, „wodurch sich der Prinz meiner ganzen Ergebenheit und Verehrung mehr hätte versichern können, als dadurch, daß er Bekanntschaft mit meinem ältesten und besten Freunde in Berlin hat machen wollen. Daß sie einander gefallen würden, war kein Zweifel, und was wollte ich nicht drum geben, wenn es möglich wäre, daß ihn der Prinz aus jenem Orte ziehen könnte, wo ich weiß, daß er ganz gegen seine Neigung ist."[3])

Es ist wahr, das Leben in Berlin behagte Mendelssohn längst nicht. Er fühlte sich vereinsamt; wenn er vernünftigen Umgang haben wollte, so „mußte er lesen oder an Freunde

[1]) Herders Lebensbild, II, 101.
[2]) Lessings Schr. XIII, 198, vgl. 202.
[3]) Lessings Schr. XII, 238.

schreiben;“ [1]) er sah sich „beständig von einem Wust von Geschäften geplagt, die so unangenehm waren, daß er seine ganze Philosophie zusammennehmen mußte, um das Dasein nur erträglich zu finden“. [2]) In seinem Unmuthe kam ihm sogar einmal der Gedanke, nach dem kleinen Bückeburg überzusiedeln. Er blieb, Dank der Vorsehung, in Berlin.

An demselben Tage, an welchem Ebert Lessings Brief erhielt, traf auch der „Phädon“, in eben erschienener dritter Auflage, von einem Schreiben Mendelssohns begleitet, bei dem Erbprinzen ein. „Die huldreichen Ausdrückungen,“ heißt es in diesem herrlichen Schreiben, „in welchen Ew. Durchlaucht Dero Wohlgefallen an diesem kleinen Tractate zu erkennen zu geben geruhet, werden meinem Geiste jederzeit gegenwärtig bleiben, und mich mitten unter unvermeidlichen Zerstreuungen aufmuntern, zum Dienste der Wahrheit und Tugend ein mehreres zu wagen.“ [3])

Statt aber um den „Phädon“, drehte sich die Correspondenz um ein anderes, den Erbprinzen mehr interessirendes Thema, nämlich um den Lavaterschen Streit. Er hatte das Antwortschreiben an Lavater von dem Verfasser selbst erhalten und infolge desselben gewünscht, die Betrachtungen über den Bonnet zu sehen, „denn nichts kann einem unseres Glaubens wichtiger sein,“ schreibt er den 2. Januar 1770 an Mendelssohn, „als zu bemerken, wie ein unter dem mosaischen Gesetze lebender Philosoph den historischen Beweis von Moses führt, in welchem wir mit ihm einstimmig sind, und wie zugleich denen historischen Beweisen ausgewichen wird, auf welchem der christliche Glaube sich gründet, welcher ja größtentheils auf Zeugnissen beruht, welche unter dem mosaischen Gesetze als göttliche Eingebung angenommen worden. Ob ich aber wünschen soll, daß ferner in Sie gedrungen werde, diese Betrachtungen öffentlich bekannt zu machen, muß dahin gestellt sein lassen aus

[1]) Schr. V, 264.
[2]) Schr. V, 362.
[3]) Schr. III, 127.

den in dem Antwortschreiben angeführten Gründen. Glücklich würde ich mich schätzen," so schließt der Erbprinz, „Denenselben Proben von der wahren Hochachtung geben zu können, mit welcher zeitlebens verbleibe u. s. w."[1])

Wer sich in die Verfassung des schon von Natur ängstlichen und durch die Lavatersche Zumuthung noch mehr eingeschüchterten Mendelssohn versetzt, kann leicht ermessen, wie wehe ihm zu Muthe war, mit einer fürstlichen Person eine Correspondenz über Glaubenspunkte, über die Hauptdogmen des Christenthums, führen zu müssen. Dabei verlangte der Erbprinz, um mit Nathan zu reden, „die Wahrheit so blank, so bar, als ob die Wahrheit Münze wäre!" Es war ihm hauptsächlich um die Lösung zweier Fragen zu thun: welche Gründe Mendelssohn habe, die historischen Beweise des Alten Testaments anzunehmen, und die des Neuen zu verwerfen; und aus welchen Gründen er die Zeugnisse für den Glauben der Christen verwerfe, die in dem Alten Testament vorkommen und unter den mosaischen Gesetzen selbst als göttliche Eingebungen angenommen werden.[2])

Mendelssohn gehorchte. Er beantwortete die ihm vorgelegten Fragen am 25. Januar 1770 mit einer Entschiedenheit und Offenheit, daß er selbst den Prinzen ersuchte, das freimüthige Bekenntniß niemand zu Gesicht kommen zu lassen. Nie hat sich Mendelssohn so kühn und unerschrocken über das Christenthum ausgesprochen, als in seinem Schreiben an den Prinzen. Nicht ohne Rührung kann man den Schluß dieses Schreibens lesen. Welche Seelengröße spricht sich darin aus!

„Durchlauchtigster Prinz! Ich fürchte, meiner Feder allzu freien Lauf gelassen zu haben, und würde untröstlich sein, wenn ich das Unglück hätte, durch allzu große Freimüthigkeit mir Ew. Durchlaucht Ungnade zuzuziehen. Ich breche mit Zittern

---

[1]) Schr. III, 128 f.
[2]) Schr. III, 129, 133.

ab und erwarte mein Schicksal mit der quälendsten Ungeduld. Dem allgütigen Herzenskündiger ist bekannt, daß ich die Wahrheit aufrichtig suche, und daß es mein unveränderlicher Vorsatz ist, niemals mit meinem Wissen einer vernünftigen Seele Aergerniß zu geben. Alle Gelegenheiten, jemals über diese Punkte in öffentliche oder auch in Privat-Streitigkeiten zu gerathen, werde ich zeitlebens sorgfältig zu vermeiden suchen. Ew. Durchlaucht allein habe, auf Dero gnädigsten Befehl, meine Gesinnungen weder verhehlen noch verstellen können. Ich bin von Dero erhabener Denkungsart versichert, daß Sie nichts als Aufrichtigkeit von mir erwarten und mir zugleich die Redlichkeit zutrauen, niemals selbst von diesen Gesinnungen schädlichen Gebrauch zu machen. Ich verachte die kleine Denkungsart der Freigeister, die sich ein sehr schadenfrohes Vergnügen daraus machen, die Unschuld in ihrer Zufriedenheit zu stören, und mit dem Eiferer, der dieses aus irrendem Gewissen thut, kann ich nicht anders als Mitleid haben. Ich nehme mir daher die Kühnheit, Ew. Durchlaucht unterthänigst zu bitten, dieses Schreiben zu vernichten, damit es nicht dereinst in die Hände eines Menschen gerathe, der es mißbrauchen, oder der vermöge seines Standes sich für verbunden halten könnte, darüber Streit zu erregen". [1]).

Seine Offenheit und „allzu große Freimüthigkeit" zogen ihm keineswegs die gefürchtete Ungnade zu. Der Erbprinz wurde Mendelssohns Freund.

Diesem seinem fürstlichen Freunde stattete er im October 1770 einen Besuch in seiner Residenz in Braunschweig ab. Durch die vielen Widerwärtigkeiten der letzten Zeit mißmuthig und verstimmt, hoffte er durch die Zerstreuungen einer Reise, welche er nach Braunschweig und Hannover zum Theil in Geschäften unternahm, seine alte frohe Laune wiederzugewinnen.

In Begleitung des zwanzigjährigen David Friedländer,

---

[1]) Schr. III, 131 f.

der kurz zuvor aus Königsberg, seinem Geburtsorte, nach Berlin gekommen war, trat er am 16. October die Reise an. Auch Lessings Bruder Karl, dem Mendelssohn um eben diese Zeit eine Stelle als Assistent beim General-Münzdirectorium verschafft hatte, beabsichtigte anfangs, mit ihm zu reisen, wurde aber durch seine Stellung verhindert.[1])

Nach einer mehrtägigen Fahrt traf er in Braunschweig ein, trat bei Herz Samson, dem Vater des Gründers der Samsonsschule in Wolfenbüttel, ab und begab sich auch alsbald mit Herrn Friedländer, „den der Erbprinz auch schon kannte", ins herzogliche Schloß. Mit welcher Freude wurde er von dem Erbprinzen empfangen! Den ganzen Abend mußte er bei ihm zubringen.[2]) Die Herzogin-Mutter, die schöne Philippine Charlotte, die Schwester Friedrich des Großen und Freundin Jerusalems, welche die edelsten Lebensfreuden in dem Umgange geistbegabter Zeitgenossen suchte, gewann den kleinen Juden so lieb, daß „sie sein Portrait gleich unter das ihres Vaters, des Königs in Preußen, hing".[3])

Beim Abschiede ersuchte der Erbprinz seinen Gast, am folgenden Tage nachmittags vier Uhr seinen Besuch zu wiederholen. Mehr als diese Einladung erfreute Mendelssohn die Aufmerksamkeit des Prinzen, daß dieser Ebert auftrug, Lessing die Ankunft ihres Freundes schleunigst anzuzeigen; er hoffte, daß der Herr Bibliothekar „deswegen sobald als möglich von Wolfenbüttel herüberkommen würde".[4])

Lessing kam sofort und nahm den Freund mit sich nach Wolfenbüttel.

---

[1]) Lessings Schr. XIII, 249.

[2]) Lessings Schr. XIII, 251 f.

[3]) Zimmermanns Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz (Aarau 1830), 199.

[4]) Lessings Schr. XIII, 251.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Mendelssohn und Lessing.

Ueber drei Jahre waren verflossen, ohne daß sich die beiden Freunde gesehen, ja ohne daß sie einander mehr als ein einziges mal geschrieben hatten. Sie fanden sich beide merklich verändert. Der Kummer über die jüngsten Vorfälle malte sich auf Mendelssohns Gesicht; auch Lessing war nicht glücklich, und wenn auch die Liebe zu Eva König, seiner „liebsten, besten, einzigen Freundin", tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen hatte, so war er doch mit seinem Geschick im höchsten Grade unzufrieden. Mit Schmerz dachte er daran, daß noch Jahre vergehen könnten, ehe es ihm, dem Vierzigjährigen, vergönnt wäre, seine Geliebte heimführen zu können.

Einige jener glücklichen Stunden, welche die Freunde an das trauliche Zusammenleben in einer für beide längst geschwundenen Zeit lebhaft erinnerten, verbrachte Mendelssohn jetzt in Wolfenbüttel. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß der Bibliothekar seinem Freunde auch die Bibliothek und alle ihre Seltenheiten zeigte, wenngleich der Bruder ihn vorher ersucht hatte, „Moses ja nicht in der Bibliothek herumsuchen zu lassen, denn er könnte dort etwas entdecken und dann ließe er alles Uebrige liegen".[1]) Der Verfasser des „Phädon" war wie von Verwunderung versteinert und rief beim Anblick der Bibliothek aus: „Welche erstaunliche Menge von Büchern, und wie wenig weiß man!" Lessing mochte diese Betrachtung wol nicht willkommener sein als dem Lustwandler der Kirchhof, aber der Freund erkannte an solchen Aeußerungen seinen Philosophen, zumal da dieser noch hinzufügte: „Ich bin ja zu Ihnen nicht der Bücher wegen, sondern um Ihretwillen gekommen. Nur

[1]) Lessings Schr. XIII, 252.

Ihre Meinungen will ich wissen, nicht, was in diesen schönen Särgen ruht."[1])

Und gerade Lessing war daran gelegen, zunächst Mendelssohns Meinung über das zu vernehmen, was ihn jetzt am meisten beschäftigte, über das wichtige Manuscript, das er vor allen Personen, selbst vor dem Erbprinzen, geheimhielt, über die später so berühmt gewordenen „Fragmente".

Man war über den Verfasser dieser „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" lange in Zweifel und hat einige Zeit sogar Mendelssohn dafür gehalten; heute ist es allgemein bekannt, daß der Hamburger Professor Hermann Samuel Reimarus dieses Werk als ein Fünfzigjähriger begonnen und über zwanzig Jahre daran gearbeitet hat. Die geistreiche Tochter dieses 1768 verstorbenen Hamburger Gelehrten, Elise Reimarus, diese Herzensfreundin Mendelssohns und Lessings, gab dem letztern bei seiner Abreise nach Wolfenbüttel einen Theil des Manuscripts in Abschrift mit. Ob Mendelssohn, vielleicht durch Lessings Bruder Karl, von dem Inhalte dieser den Geist der freiesten Forschung ausströmenden Fragmente wußte? Er gratulirte dem zukünftigen Herausgeber zu dieser Entdeckung mit der Versicherung, daß er ihn nicht beneide.[2])

Lessing gab dem Freunde das Manuscript mit nach Berlin. Mehr als irgendwo zeigt sich gerade in dem Urtheile, welches Mendelssohn über diesen seltenen Schatz fällte, die Verschiedenheit seiner Denkungsart von der Lessings. Die Fragmente waren ihm „in aller Betrachtung sehr wichtig und allein schon eine Reise von dreißig Meilen werth"; allein es schien ihm, „als wenn der Verfasser zuweilen unbillig wäre"; er sei eben so wider gewisse Charaktere als andere für dieselben eingenommen; er leite alles aus bösen, grausamen, menschenfeindlichen Absichten her. „Den Menschen als Menschen zu betrachten,

---

[1]) Karl Lessing, a. a. O. I, 320.
[2]) Karl Lessing, a. a. O. I, 319.

ihn nach den Sitten, Gewohnheiten und Kenntnissen seiner Zeit und in Vergleichung mit seinen Nebenmenschen zu beurtheilen, dazu muß man weder Vorurtheile haben, noch sich aus Abscheu gegen Vorurtheile zur Unbilligkeit verleiten lassen; dazu muß man das Maß der menschlichen Kräfte kennen und keine Phantome im Kopfe haben, die uns schwindelig machen."[1]) Diese Ansicht konnte Lessing nicht theilen, am allerwenigsten wollte er auf seinen Ungenannten Unbilligkeit kommen lassen. Stimmte er auch darin mit Mendelssohn überein, daß man bei Beurtheilung gewisser Charaktere und Handlungen das Maß der Einsicht und des moralischen Gefühls mit in Betracht ziehen müsse, welches den Zeiten zukomme, in die sie fallen, so gelte das doch nur bei solchen Charakteren und Handlungen, die weiter nichts sein sollen als Charaktere und Handlungen bloßer Menschen. „Die Ursache, warum Ihnen ein solches Verfahren bei unserm Ungenannten aufgefallen ist," heißt es in seinem Briefe an Mendelssohn vom 9. Januar 1771, „muß blos darin liegen, daß Sie von jeher weniger gehalten gewesen, die getadelten Handlungen in dem Lichte der Göttlichkeit zu betrachten, in welchem wir sie schlechterdings betrachten sollen."[2])

Den Standpunkt der unumwundenen, rücksichtslosen Kritik theilte Mendelssohn nicht; Reimarus ging ihm unstreitig zu weit. Konnte er sich schon mit den Philosophemen dieses von ihm so hochgeschätzten Mannes, der für die Wolffische Philosophie dasselbe war, was David Strauß, sein neuester Biograph, für die Hegelsche wurde, nicht einverstanden erklären;[3]) um wie viel mehr mußte er die „Fragmente", die von allen Glaubensrücksichten und aller Bibelautorität sich lossagten, verwerfen. Darum rieth er auch den Freund aufs entschiedenste von der Veröffentlichung der „bösen" Fragmente ab; in seiner Friedensliebe versprach er sich davon wenig Ersprießliches für den

[1]) Schr. V, 185.
[2]) Schr. V, 188 f.
[3]) Schr. IV, 2, 176 ff.; V, 270.

Freund und, bezeichnend genug für seine Denkweise, für die Menschheit.

Sonderbar bleibt es immerhin, daß der Erbprinz durch Mendelssohn zuerst von den Fragmenten Kunde erhielt. Sie bildeten bei dem Besuche, welchen er ihm vor der Abreise abstattete, das Thema der Unterhaltung. Der Prinz wollte das Manuscript selbst sehen, aber Lessing entschuldigte sich damit, daß es der Freund in Berlin habe. „Wenn Sie mir antworten," bemerkt Mendelssohn in seinem ersten Briefe nach seiner Rückkehr an Lessing, „so melden Sie mir doch, ob die bewußte Person noch ferner in Sie gedrungen, sie das Manuscript sehen zu lassen, oder ob der Eifer nur ein so kurzer Uebergang gewesen."[1]) „Die Neugierde der bewußten Person nach dem Manuscripte hat sich halten lassen," erwiderte Lessing am 9. Januar 1771. „Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als bis er mich vor einigen Tagen wieder zu sehen bekam. Ich fürchte, daß sein Verlangen, die Sache selbst besser einzusehen, ebenfalls nicht weither ist; daher habe ich ihm auch nur blos die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Manuscript bei sich hätten."[2])

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Braunschweig und Wolfenbüttel, an welchen mit vielem Vergnügen zurückzudenken er alle Ursache hatte, setzte Mendelssohn seine Reise nach Hannover fort, woselbst er der Gast des reichen Michel David[3]) war; in dessen Hause traf er auch den philosophisch gebildeten Buchhalter Moses Philippson, der ein „Leben Spinozas" ge-

[1]) Schr. V, 186.

[2]) Schr. V, 189.

[3]) Michel David, dessen Sohn eine noch heute in Hannover bestehende israelitische Freischule gründete, wird seiner seltenen Uneigennützigkeit wegen gerühmt von Joh. G. Zimmermann (Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz, S. 134); s. 1. Aufl. S. 227.

schrieben und auf Verlangen der königlich kurfürstlichen Justiz-kanzlei zu Hannover ein Gutachten „Ueber die Verbesserung des Judeneides" abgegeben hat.[1]) Hier machte er die Bekanntschaft verschiedener angesehener Männer. Der Minister von Münchhausen, „dieser große Beförderer der Wissenschaften, war so gnädig ihn vorzulassen", und Mendelssohn war „so glücklich, diesen würdigen Greis, der kaum vier Wochen nachher verschied, in einer Stunde zu finden, die heiter und fast jugendlich für ihn war".[2]) Den Mathematiker Raphael Levi, mit dem er in Correspondenz stand, und den Hofrath Zimmermann lernte er jetzt persönlich kennen.

Von Hannover wollte er auch noch nach Göttingen, wozu ihn besonders der Minister Münchhausen aufmunterte, um die persönliche Bekanntschaft des Professors Michaelis zu machen, mit dem er seit seinem ersten literarischen Versuche einen Briefwechsel unterhielt, den er als „Schriftgelehrten, Sprachforscher und Weltweisen" hochachtete und der ihm auch einige Monate früher den ersten Theil seines epochemachenden „Mosaischen Rechts" zugeschickt hatte.[3]) Er hätte gern noch diese zehn Meilen zurückgelegt, wenn es seine Geschäfte und seine Reisegesellschaft gestattet hätten.[4])

So trat er denn über Halberstadt die Rückreise an. Hier besuchte er den gelehrten Abraham Halberstadt und hielt sich einige Stunden bei Gleim auf, dem er ein Exemplar des gerade erschienenen „Berengarius" von Lessing überbrachte. Er war unerbittlich, dem Wunsche des liebevollen „Vaters" der

---

[1]) Neustrelitz 1797. In einem Briefe des Hofraths Ebell in Hannover an Philippson heißt es (Judeneid, 155): „unser gemeinschaftlicher verewigter Freund Mendelssohn."

[2]) 1. Aufl. S. 509.

[3]) 1. Aufl. S. 508.

[4]) 1. Aufl. S. 509.

deutschen Dichter zu entsprechen und länger bei ihm zu verweilen; „er verrieth so sehr den zärtlichen Vater und eilte zu seinen Kindern".[1])

Neununddreißigstes Kapitel.

Mendelssohn und die Akademie.

Die ehrenvolle Aufnahme, welche Mendelssohn am Braunschweiger Hofe, in Hannover und überall fand, wo er auf seiner Reise sich aufgehalten hatte, that seinem gedrückten Gemüthe recht wohl und bot ihm einigen Ersatz für die vielen Kränkungen, welche er infolge des Lavaterschen Streites erfahren hatte.

Die höchste Genugthuung aber, welche ihm zu Theil wurde, ist die zu Anfang des Jahres 1771 erfolgte Erwählung zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Sein Freund Sulzer, „an dessen Seite der Name unseres berühmten Mendelssohn so oft glänzte", wie der Akademiker Formey sich ausdrückt,[2]) hatte ihn in Vorschlag gebracht und ihm auch das Resultat der Wahl im Namen der Akademie am 17. Februar 1771 in folgenden Zeilen angezeigt:

„Mein verehrtester Herr!

Die Königliche Akademie hat mir aufgetragen, Ihnen zu hinterbringen, daß ihr Wunsch ist, Sie als ordentliches Mitglied der philosophischen Classe zu besitzen. Sie wünscht also und hoffet, daß eine solche Stelle, obwol jetzt vor der Hand keine Pension dabei ist, Ihnen nicht zuwidersein möchte. In diesem Fall wird der Vorschlag an den König morgen abgehen. Seien Sie so gütig, mich wissen zu lassen, ob Sie damit zufrieden

---

[1]) Lessings Schr. XIII, 255.

[2]) Eloge de Mr. Sulzer. Lu dans l'assemblée publique de l'académie royale des sciences du jeudi 3 juin par le sécretaire perpetuel [Formey] (Berlin, 1779), 25.

sind. Mir würde es besonders angenehm sein, Sie zum Collegen zu haben."[1])

Er willigte ein, und die Wahl wurde dem Könige zur Bestätigung vorgelegt.

Mendelssohns Freunde triumphirten; „den Vorurtheilen seiner Gegner war nun mit einemmale geradezu ins Gesicht geschlagen". Der praktische Nicolai dachte schon daran, daß, „wenn Moses möglicherweise künftig eine Pension erhielte, ihm dies die Muße geben würde, die er bis jetzt nicht hat".

Die Zustimmung des Königs ließ indeß lange auf sich warten. Nicolai, der Lessing in seiner Freude schon am 12. Februar die Mittheilung von seines „Moses Wahl zum Akademisten" gemacht hatte, schrieb ebendemselben im März: „Man vermuthet, daß jetzt in Potsdam Staatsgeschäfte im Werke sind, und daß der König darüber das Schreiben der Akademie zurückgelegt hat."[2]) Den Akademikern selbst war die Verzögerung der Antwort unbegreiflich. Sulzer zog bei dem Hofpostamte Erkundigungen ein und fand, daß das Schreiben der Akademie wirklich abgegangen sei; der geheime Cabinetsrath Köper, bei dem alle Depeschen abgegeben wurden, wäre, meinte er, der einzige, der „einige Aufklärung in dieser einigermaßen unbegreiflichen Sache geben könnte".

Das Schreiben der Akademie war allerdings an den König gelangt. Als er jedoch Mendelssohns Namen auf der Liste erblickte, wurde er ärgerlich; er erklärte den Herren Akademikern in einer nicht allzu höflichen Zuschrift, künftighin mit mehr Sorgfalt die Actenstücke anzufertigen, welche man ihm vorlege, und trug ihnen auf, neue Candidaten in Vorschlag zu bringen. Auch auf der neu entworfenen Liste wurde Mendelssohns Name beibehalten, vom Könige aber gestrichen. Der Akademiker Merian, welcher sich nächst Sulzer am meisten bemühte, Mendelssohn durchzubringen, verfiel in Ungnade.

[1]) Schr. I, 24.

[2]) Lessings Schr. XIII, 278, 284.

Lange war man darüber in Zweifel, aus welchem Grunde der König der Wahl Mendelssohns die Zustimmung versagte. Man konnte sich nicht denken, daß sein Veto gegen den Juden gerichtet war; hatte er doch das unsterbliche Wort gesprochen: „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und liebt, muß unter aller menschlicher Gesellschaft werth gehalten werden.“ Einige suchten den Grund in der früher von Mendelssohn gegen die Akademie gerichteten Schrift „Pope ein Metaphysiker“; man kennt ja aber die edle Rache, welche das beleidigte Tribunal schon 1760 an dem mitbetheiligten Lessing nahm, indem es ihn zum Mitgliede creirte. Andere vermutheten, daß der König dem deutschen Mendelssohn die Mißachtung der französischen Philosophen und die Kritik seiner Gedichte nicht hätte verzeihen können. Es war in der That der Jude, den der König zurückwies. Es wird behauptet, die Kaiserin Katharina II. von Rußland, die Verfasserin einer russischen Erzählung „Chlore Czarewitz“, hätte bei der damaligen Wahl aufgenommen zu werden gewünscht, und es sei erklärlich, daß die philosophische Klytämnestra, deren Freundschaft der König in der ein Jahr später vorgenommenen Theilung Polens gar sehr bedurfte, dem armen Juden vorgezogen wurde.[1])

Die Nichtaufnahme Mendelssohns erregte den Unwillen aller Vorurtheilsfreien. Der Philosoph Lambert und der Präsident Formey beklagten die Akademie, daß sie eines so schönen Schmuckes wie Mendelssohn beraubt sei.[2]) Der geistreiche Kästner, der gerade nicht zu seinen Verehrern gehörte und sogar den „Phädon“ dadurch lächerlich zu machen suchte, daß er in einer frohen Laune äußerte: „Abbt wäre in meinen Augen ein weit größerer Philosoph, wenn er über die Unsterblichkeit der Seele Moses den Sohn Amrams eher gefragt hätte als Moses

[1]) Bartholmèss, Histoire philosophique de l'académie de Prusse (Paris 1850), I, 225 ff.; Alexander von Humboldts Briefwechsel mit Varnhagen von Ense (Leipzig 1860), S. 120.

[2]) Hennings Souvenir de Berlin. (Handschriftl.)

Mendelssohn,"[1]) eben dieser Kästner fühlte sich bei dieser Gelegenheit veranlaßt, den Zurückgesetzten in dem Epigramme zu verherrlichen:

„Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht;
Ein Plato lebt in seinem Lande,
Und diesen kennt er nicht."[2])

Welch' edler Unwille liegt in diesen wenigen Zeilen!

Mendelssohn selbst nahm diese kränkende Behandlung des Königs mit philosophischem Gleichmuthe auf; wunderte er sich doch nicht wenig darüber, daß eine königlich preußische Akademie es sich auch nur einfallen ließ, einen Juden zum Mitgliede zu wählen.[3])

Als sein Freund Herz Homberg, der Erzieher seiner Kinder, von dem noch später die Rede sein wird, zum Correpetitor vorgeschlagen, vom Kaiser Joseph aber nicht bestätigt wurde, tröstete er ihn mit den Worten: „Außerordentliche Männer thun selten, was jedermann von ihnen erwartet; denn sie sind außerordentliche Männer. Was also die Majestät in Ihrer Sache entschieden hat, ist ganz in der Regel; uns in aller Betrachtung zwar unlieb, aber doch im Grunde lieber, als wenn die Majestät Sie approbirt, die Philosophie aber Sie als untüchtig verworfen hätte. Ich habe, wie Sie wissen, ein ähnliches Schicksal gehabt. Die Akademie hat mich zum Mitgliede gewählt, des Königs Majestät aber die Wahl nicht bestätigt. Warum? das weiß ich eben so wenig, als Sie jetzt wissen, warum Sie der Kaiser nicht zum Correpetitor haben will. Religionshaß ist es doch sicherlich nicht. Aber müde machen sollen uns selbst die Großmächtigsten nicht! Je größere Schwierigkeiten, desto mehr Kräfte müssen wir anstrengen. Es müssen mehrere und immer

[1]) Kästners gesammelte poetische und prosaische Werke (Berlin 1841), IV, 144.

[2]) J. H. Voß' Briefe (Halberstadt 1829), I, 90.

[3]) Schr. III, 420.

mehrere unter uns aufstehen, die sich ohne Geräusch hervorthun und Verdienste zeigen, ohne lauten Anspruch zu machen. Lassen Sie dann nur die Excellenz menschenfreundlich genug sein, das Verdienst anzuerkennen; die Majestät wird am Ende dennoch der Excellenz nachfolgen müssen."[1])

Noch in demselben Jahre, in welchem Friedrich der Große die Wahl Mendelssohns zum Mitgliede der Akademie verwarf, wurde dem Philosophen die Auszeichnung zu Theil, an den königlich preußischen Hof berufen zu werden. Im October 1771[2]) befand sich Luise Ulrike, die verwitwete Königin von Schweden, die geistvolle und energische Schwester Friedrich des Großen, in Berlin. Sie hegte den Wunsch, Mendelssohn kennen zu lernen. „Der berühmte Jude ist drittehalb Stunden lang bei mir gewesen, ohne daß mir die Zeit lang geworden wäre," schreibt sie an ihren ältesten Sohn, König Gustav den Dritten.[3]) Sie brauchte also nur zu sagen: „der berühmte Jude", damit ihr Sohn, der Schwedenkönig, sofort wisse, wen sie meinte.

In solcher Hochachtung stand Mendelssohn schon damals in ganz Europa.

---

[1]) Schr. V, 679 f.

[2]) Lessings Schr. XII, 316. In einem Briefe vom 31. October 1771 fragt Lessing seinen Bruder Karl: Was macht unser Moses? Ist er gesund? Hat er blos Fritschen oder auch den König noch gesprochen?

[3]) E. G. Geyer, des Königs Gustav III. nachgelassene Papiere (Hamburg 1843), II, 14; vgl. Allg. Ztg. des Judenthums, 1876, S. 470.

Zehntes Buch.

Sieben Ruhejahre.

Vierzigstes Kapitel.

Mendelssohns Krankheit.

Mendelssohn, wiewol schwächlicher Constitution, hatte sich durch eine mäßige Lebensart seit seiner Jugend in ziemlicher Gesundheit erhalten. Außer einer Krankheit, welche ihn im April 1757 befiel und vierzehn Tage ans Lager fesselte,[1] hören wir ihn nur über die „nachtheiligen Einflüsse der ungesunden Luft" zuweilen klagen.[2])

Erst die Gemüthsaufregungen der letzten Jahre und die Kränkungen, welche der Lavatersche Streit ihm verursachte, übten die nachtheiligsten Wirkungen auf seine Gesundheit.

Ende Februar 1771 verfiel er in eine Nervenkrankheit, die für sein Leben fürchten ließ. Er fühlte heftige Bewegung im Kopfe und einen wallenden Lauf der Säfte von einer Stelle zur andern; es war ihm, wie er selbst schildert, als wenn etwas Glühendes vom Gehirn herab den Rückgrat entlang einströmte und Widerstand fände, oder als wenn jemand mit glühenden

---

[1]) Schr. V, 89.
[2]) Schr. V, 143.

Ruthen ihm den Rücken geißelte.[1]) Bei diesen Anfällen, welche ihn nachts nach dem ersten Erwachen aus einem unruhigen Schlafe anzuwandeln pflegten, hatte er volles Bewußtsein; er war im Stande, jede Gedankenreihe mit Ordnung und Deutlichkeit zu verfolgen, aber er war jeder willkürlichen Bewegung unfähig und konnte weder ein Glied am Leibe rühren, noch einen Laut von sich geben, oder die Augen öffnen, bis der Nervensaft durch eine Erschütterung von außen in Bewegung gesetzt wurde. Diese Erstarrungen waren mit Aengstlichkeit, Ohrensausen und Herzklopfen begleitet, zu welchen später noch Schwindel kam. Er konnte kaum eine Seite schreiben, lesen oder sich vorlesen lassen, so bekam er gleich den heftigsten Schwindel und nachts die bedrohendsten Anfälle. Doctor Markus Bloch, der in Frankfurt a. O. promovirte und sich dann als Arzt in Berlin niederließ, hat diese seltene Krankheit als Freund und Arzt genau beobachtet und beschrieben.[2])

Nur durch eine strenge Diät und dauernd fortgesetzte Entsagung aller Genüsse wurde er von den heftigen Anfällen nach und nach wieder befreit. Monatelang dienten ihm Brot und Früchte als Speise, Wasser mit Citronensäure und einige Tassen Thee als Getränk. Seine Freunde lud er mit der heitersten Miene zu Speisen und Getränken, von welchen er selbst nichts zu kosten wagen durfte. Das Aergste für den so rastlosen Denker war, daß er „seine Seele in Banden schlagen“ und sich nunmehr nicht blos von jeder Meditation, sondern auch von Lesen und Schreiben fern halten mußte. Auch das ertrug er mit der Geduld eines wahren Weisen. „Es war eine Zeit,“ berichtet der Hofrath Zimmermann, „da Mendelssohn sich aus jedem Zimmer wegbegeben mußte, wo man von Philosophie sprach, denn er ward ohnmächtig, wenn er sich nicht entfernte. Lange verbot er sich darum alles Denken. In diesem Zustande

[1]) Schr. III, 438.

[2]) Bloch, Medicinische Bemerkungen (Berlin 1774), 60 ff.

kam einst, wie dieser große und liebenswürdige Philosoph mir selbst in Hannover erzählt hat, sein Arzt zu ihm und fragte: „„Was machen Sie denn, wenn Sie so in Ihrer Stube sind und nicht denken dürfen?““ „„Ich gehe ans Fenster,““ erwiderte er, „„und zähle die Ziegel auf meines Nachbars Dache.““ Ohne Deine ruhige Weisheit, o edler Mendelssohn, ohne solche Ergebung in den Willen Gottes, gelangt aber auch kein Mensch zu solcher Größe.“[1])

Selbst sein Studirzimmer, welches eine Etage höher als sein Wohnzimmer lag und in welchem seine mäßige Bibliothek aufgestellt war, mußte er monatelang meiden. Der Zufall führte ihn eines Tages dahin; er fand seinen Schreibtisch in Unordnung, und in einige Bücherrepositorien hatte die Frau Confituren gestellt. Ein Schauder überfiel ihn, er glaubte, lebendig todt zu sein und zu sehen, wie es nach seinem Verscheiden in seinem Studirzimmer aussehen würde. Geschwind schlug er die Thüre zu; die Augenblicke, in denen er die Treppe hinunterging, hielt er für die traurigsten seines Lebens.[2])

Nach zwei Monaten war er so weit wieder genesen, daß er einige Stunden des Tages im Geschäfte thätig sein und seinen Freunden wieder ein Lebenszeichen von sich geben konnte. Die ersten Zeilen, die er nach seiner Krankheit schrieb, waren an seinen Lessing gerichtet, der seinetwegen in großer Unruhe lebte.[3]) „Ich befinde mich seit einiger Zeit so übel,“ schreibt er ihm am 9. April 1771 bei Uebersendung der zweiten Auflage seiner „Philosophischen Schriften“, „daß mir das Lesen und Schreiben völlig untersagt worden ist. Noch diesen ganzen Sommer soll ich so musenlos hinbringen, und wie jener König der Menschheit beraubt werden, um unter den wilden Thieren meine Vernunft wiederzusuchen. Leben Sie wohl, mein Freund!

---

[1]) Zimmermann, Ueber die Einsamkeit, III, 182; Bloch, a. a. O. 63.
[2]) Göckingk, a. a. O. 147; Schr. I, 25.
[3]) Lessings Schr. XIII, 301.

und mäßigen Sie Ihren Eifer zu lesen und zu denken, damit Sie desto länger aushalten."[1]) Tags darauf schrieb er dem Professor Michaelis: „Ich hatte zeither nicht schreiben können, weil ich mich schlechterdings alles Schreibens enthalten mußte. Ich wurde allsofort von einem Schwindel überfallen, der nicht ohne Gefahr gewesen, so oft ich nur eine Seite zu lesen oder zu schreiben mich unterstund. Noch bin ich nicht völlig davon befreit; es läßt sich aber nach und nach zur Besserung an, und ich hoffe, daß es mir nicht auf immer untersagt sein wird, mein Leben zu genießen."[2]) Noch ausführlicher berichtet er über seinen Zustand seinem lieben Vetter Elkan Herz, mit dem er eine ununterbrochene, theils freundschaftliche, theils geschäftliche Correspondenz unterhielt und mit dem er auch „in einen nützlichen Briefwechsel zu kommen" wünschte. „Ich habe mich seit Purim so übel befunden," klagt er diesem theilnehmenden Verwandten am 22. Juli 1771, „daß ich keinen Brief habe schreiben können. Ich habe auch im allgemeinen keinen Geschäften nachgehen können und habe beständig in ärztlicher Behandlung sein müssen. Die Krankheit hat im allgemeinen nachgelassen, so daß ich etwas auf dem Wege der Besserung bin, wiewol ich mich noch sehr in Acht zu nehmen habe. Es wird mir noch immer sehr sauer, einen ordentlichen Brief zu schreiben, so sehr bin ich mit Schwindel behaftet."[3])

Eine Wiederholung der Reise nach Braunschweig und Hannover und der Besuch Göttingens, welchen er sich für diesen Sommer vorgenommen und auf welchen er sich so sehr gefreut hatte, mußten unterbleiben, weil die Aerzte glaubten, daß ihm eine so weite Reise schädlich sein könnte; „man ist elend genug daran, wenn man nach dieser Herren Glauben sein Leben einrichten muß." Er vertröstete sich auf den zukünftigen Sommer,

---

[1]) Schr. V, 191.
[2]) 1. Aufl. S. 512.
[3]) Das. S. 494.

in dem er die Heilquellen Pyrmonts zu besuchen und gleichzeitig die projectirte Reise auszuführen gedachte.[1])

Es dauerte noch lange bis Mendelssohns Zustand sich besserte. Dem Hofrath Zimmermann, der sich im Herbste 1771 in Berlin einer für sein Leben entscheidenden Operation unterziehen mußte und nach seiner Genesung oft zu seinem jüdischen Freunde, „zu seiner vortrefflichen Gattin und seinen liebenswürdigen Kindern" kam, auch dem, den Freund behandelnden Arzte kleine Winke gab, wie er ihn zu führen habe, schrieb Nicolai den 16. December 1771: „Mendelssohn kann noch nicht einmal seine Handlungsgeschäfte verrichten, und fast befürchte ich, daß er zu gelehrten Arbeiten sobald noch nicht Stärke bekommen wird. Er selbst weissaget sich dies, und wenn ich mit ihm allein bin, merke ich, wie traurig ihm diese Perspective ist, und ich mag und kann ihn darüber nicht trösten, weil mein Trost Gift sein würde."[2])

Im Frühjahr 1772 war er so weit hergestellt, daß er seinen täglichen Geschäften ohne Störung obliegen, es auch wagen durfte, Lessings neues Trauerspiel, Emilia Galotti, ganz zu lesen,[3]) und den 25. Juni meldete er freudig dem Hofrath Zimmermann: „Ich bin kein Kranker mehr, der Ihrer schleunigen Hülfe bedarf."[4]) Zur völligen Herstellung seiner Gesundheit wurde ihm der Besuch Pyrmonts von den Aerzten dringend gerathen. Einer solchen Reise aber widersetzten sich seine häuslichen Umstände.

Man kann sich kaum des Mitleids bei dem Gedanken erwehren, daß ein Mann wie Mendelssohn nicht einmal so gestellt war, um die erforderlichen Kosten zur Herstellung seiner Gesundheit bestreiten zu können! Ein „reicher Israelit" reiste

---

[1]) 1. Aufl. S. 512.

[2]) Bodemann, Joh. G. Zimmermann. Sein Leben und bisher ungedruckte Briefe an denselben (Hannover 1878), 301.

[3]) Daselbst 301; Lessings Schr. XIII, 370.

[4]) Mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, 12f.

dieses Jahr nicht nach Pyrmont, und „seine eigenen Privatumstände gestatteten schlechterdings keine Reise von einiger Dauer; er mußte fast täglich an seine Arbeit, so sie sich nicht dergestalt anhäufen sollte, daß sie am Ende seine Kräfte überstiege".[1]) Was war zu thun? Er tröstete sich mit der Hoffnung auf eine bessere Zeit, diesem probaten Mittel, den Unzufriedenen in guter Laune zu erhalten, und — ließ seine Frau einen Brunnen trinken auf Herrn Isaak Dessaus Fabrik, die am Ufer der Spree, dem Sulzerschen Garten „im Moabiterlande" gegenüber lag, wohin auch er sich, nachdem er seine Geschäfte besorgt hatte, allabendlich begab.[2])

Die unausbleibliche Folge der freilich ohne sein Verschulden unterlassenen Cur war, daß er den ganzen folgenden Winter nichts thun konnte als die Muster für seine Fabrik zu zeichnen. Alle Beschäftigung mit der geringsten Anstrengung behagte ihm nicht nur nicht, sondern machte ihn auch wirklich krank.[3]) Nur die wenigsten Stunden des Tages könne er gebrauchen und daher auch so manchen Gelehrten, der ihn mit seinem Besuche beehrte, nicht genießen, klagte er Professor Michaelis in Göttingen,[4]) als er ihm den Franzosen François Cacault empfahl, der sich einige Monate bei Lessing aufhielt, dessen Dramaturgie ins Französische übersetzte und Mendelssohn für den besten Kopf in ganz Berlin erklärte.[5])

Was hatte der arme Dulder noch alles zu leiden, bis er auch nur einen Theil seiner Kräfte wiedergewann? Im April 1773 befiel ihn das kalte Fieber; anfangs freute man sich damit, denn die Aerzte hielten es für die Krisis der Krankheit und gaben sich der Hoffnung hin, daß dieselbe nunmehr gänzlich schwinden werde: doch vergebens. Der Zustand ver-

[1]) 1. Aufl. S. 516.

[2]) Mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, 13; 1. Aufl. 500.

[3]) Lessings Schr. XIII, 449.

[4]) 1. Aufl. S. 518.

[5]) Lessings Schr. XIII, 436.

schlimmerte sich von Tag zu Tag. Mendelssohn zehrte immer mehr ab, so daß er sich doch endlich entschließen mußte, die Reise nach Pyrmont zu unternehmen.[1])

Diesmal war das Glück ihm geneigt. Zacharias Veitel Ephraim stellte sich als der „reiche Israelit" ein, „der seine Gesundheit in Pyrmont suchen mußte", sodaß der arme Mendelssohn „ohne sonderliche Kosten" aus den Pyrmonter Quellen schöpfen konnte.

Schon im Juni sollte die Reise vor sich gehen, ein Briefchen an Freund Lessing, von dessen Bruder Karl, war bereits in Empfang genommen.[2]) Da traten neue Hindernisse ein. Mendelssohns Kinder erkrankten plötzlich, sie lagen sämmtlich an den Blattern danieder, und der zärtliche Vater, der seine Kinder über alles liebte, konnte sich nicht entschließen, sie vor der Genesung zu verlassen. Die Abreise mußte somit einen vollen Monat verschoben werden.[3])

Einundvierzigstes Kapitel.

Pyrmont.

Mendelssohn und Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe.

„So eben kommen wir hier an," schreibt Mendelssohn den 16. Juli 1773 von Braunschweig aus an Lessing. „Morgen ist Sonnabend, da kann ich also nicht zu Ihnen kommen. Wenn mein Reisegefährte eilt, so reise ich den Sonntag wieder von hier ab, nach Pyrmont, ohne Sie gesehen zu haben. Ist es

[1]) Lessings Schr. XIII, 457.
[2]) Das. XIII, 459.
[3]) Chr. Fel. Weißens Selbstbiographie (Leipzig 1806), 181.

Ihnen eine Möglichkeit, so kommen Sie, der Sie keinen Sabbat zu feiern haben, zu mir herüber; oder weil von Möglichkeiten die Rede ist: vielleicht können Sie es möglich machen, daß Sie mit uns nach Pyrmont reisen. Ich gehe mit Herrn Zacharias Veitel Ephraim, den Sie kennen müssen, dahin. Wir haben einen sehr bequemen viersitzigen Wagen, also ist Raum für noch zwei Personen. Hier ist auch ein Brief von Ihrem Bruder, der sich recht wohl befindet. Wenn es Ihnen beschwerlich sein sollte, morgen herüberzukommen, so berede ich meinen Ephraim doch wol noch, auf den Sonntag mit mir nach Wolfenbüttel zu reisen."[1])

Wer war glücklicher als Lessing! In seiner Stimmung, „den Kopf voller Grillen, das Herz voller Galle", war es ihm Bedürfniß, seinem besten Freunde sein Leid zu klagen. Nach Empfang des Briefchens eilte er zu ihm.[2]) Die Reise nach Pyrmont mitzumachen, konnte er sich nicht entschließen, obgleich er, selbst leidend, auf Wunsch seiner Braut ebenfalls den „Pyrmonter" trinken wollte.

Nicht länger als vierzehn Tage konnte Mendelssohn in Pyrmont bleiben; sein Reisegefährte eilte nach Hause. Schon am 3. August trat er die Rückreise an. Er wollte Ephraim bis nach Hannover begleiten, von dort allein über Göttingen und Cassel nach Braunschweig fahren und dann mit seinem Gefährten die Reise weiter fortsetzen. Allein unweit Hameln wurde er von einem heftigen Fieber überfallen, das ihn mehrere Tage das Bett zu hüten nöthigte und ihn so entkräftete, daß er, ohne Göttingen, ohne seinen Freund Michaelis und andere dortige von ihm verehrte Gelehrte zu sehen, von Hannover aus, wo er von Klockenbring, dem Secretär des Staatsraths, für den Philosophen Lambert eine ganze Sammlung Schriften

[1]) Schr. V, 193.

[2]) Lessings Schr. XII, 397 (das Datum, 14. Juli, kann unmöglich richtig sein), 399.

in Empfang nahm,[1]) so schnell als möglich an die Heimkehr denken mußte, um in dem Schoße seiner Familie sich wieder zu erholen.[2])

Im Ganzen war ihm übrigens der kurze Aufenthalt in Pyrmont so gut bekommen, daß er glaubte, „die Schwäche des Kopfes würde sich nun bald ganz verlieren".[3]) Nach langer Zeit besuchte er im October zum ersten male wieder die Leipziger Messe,[4]) zur großen Freude des dortigen Predigers Zollikofer, der schmerzlich bedauerte, daß „unsere besten philosophischen Köpfe fast alle krank und schwächlich wären", und sich nun um so mehr freute, vom Patienten selbst die Wirkung des „Pyrmonters" zu erfahren, über die ihm Garve keine Auskunft geben konnte.[5])

Auch der Winter ging leidlich vorüber, sodaß er sogar Lessings gerade erschienenen „Beiträge" lesen konnte; im Frühjahre aber stellten sich die alten Anfälle häufiger wieder ein, und „Mendelssohn war noch immer der kränkliche Mann, der er zwei Jahre früher gewesen".[6]) Bei aller Stärke der Geisteskräfte konnte er den Geist nicht gebrauchen, blos weil „der Körper vielleicht nur an einer einzigen Stelle zerrüttet war".

Noch immer war ihm selbst das Briefschreiben eine schwere Arbeit und er mußte nicht selten ganze Monate auf eine Stunde warten, in welcher er dazu aufgelegt war. So lange er weder las, noch schrieb, noch dachte, befand er sich physisch wohl, und er war fest entschlossen, „so lange blos zu vegetiren, bis es dem Herrn über Leben und Tod gefallen würde, ihm neue Kräfte zu verleihen".[7])

---

[1]) Lamberts Gelehrter Briefwechsel, herausgegeben von Bernoulli (Berlin 1782), II, 263.

[2]) 1. Aufl. S. 518 f.

[3]) Lessings Schr. XIII, 481.

[4]) Ebd. XIII, 488.

[5]) Briefwechsel zwischen Garve und Zollikofer (Brelau 1804), 95.

[6]) Lessings Schr. XIII, 508.

[7]) Schr. V, 517, 527, 532.

Lessings schon am 1. Februar 1774 ausgesprochener Wunsch, den Freund im Sommer wieder bei sich zu sehen,[1]) ging in Erfüllung, natürlich auch die Bitte, „ihn ja die Ankunft in Braunschweig voraus wissen zu lassen, damit er keinen Augenblick verliere, worin er seiner genießen könnte."[2])

Mitte Juli 1774 begab sich Mendelssohn wieder nach Pyrmont.

An diesen zweiten Aufenthalt in dem romantisch gelegenen Curorte dachte er noch lange Zeit mit inniger Freude zurück: diesesmal machte er dort die persönliche Bekanntschaft des großen Fürsten eines kleinen deutschen Landes, des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe.

Wahrlich ein seltener Mann! „Die feinste griechische Seele in einem rauhen westphälischen Körper", wie Mendelssohn ihn so treffend bezeichnet.[3]) Er hatte die Lorbern des Kriegsruhms in Portugal geerntet, liebte den Heldenmuth und die Wissenschaften. Ganze Stellen aus Shakespeare konnte er mit der vollen Empfindung des Inhalts hersagen und über die wichtigsten Probleme mit philosophischem Tiefsinn sprechen.[4]) „Ich habe nie," sagt Mendelssohn, „einen Mann mit mehr Wärme von den Wahrheiten der natürlichen Religion reden hören. Frei von allen Vorurtheilen, die zu Zwiespalt und Menschenhaß führen, war er von den echten wohlthätigen Lehren der Religion bis zur Schwärmerei durchdrungen."[5])

Ganz unbekannt war der Berliner Philosoph dem Grafen bei ihrem ersten Zusammentreffen eben nicht. Oft hatte er mit ihrem gemeinschaftlichen Freunde, dem Regierungs- und Consistorialrathe Abbt, über ihn gesprochen und als ihm einmal der Gedanke kam, sich in Bückeburg niederzulassen, hatte ihm der

[1]) Schr. V, 193.
[2]) Schr. V, 195; vgl. Lessings Schr. XII, 416.
[3]) Schr. V, 406.
[4]) Schr. V, 353.
[5]) Schr. V, 406.

Fürst bereitwilligst „Schutz“ und Wohnrecht ertheilt. Der „Phädon“ war ihm von dem Verfasser selbst zugeschickt, wofür er ihm in einem eigenhändigen Schreiben seinen Dank bezeugte.[1]) Er verehrte Mendelssohn und schloß sich ihm an dem Orte, wo Stolz und Eitelkeit sich gewöhnlich entfalten, innig an.

Sowol der Graf als auch seine Gemahlin, „eine Dame von ungemeiner Schönheit und seltenen Gemüthsgaben, voll jugendlicher Sanftmuth und Milde“, waren während ihres Aufenthaltes in Pyrmont durch den Tod ihres einzigen Kindes, einer Tochter von drei Jahren, die sie kurz zuvor verloren hatten, tief gebeugt. Sie waren beide in den Willen Gottes ergeben, aber dieser Geiselstreich des Verhängnisses war zu hart, um so bald verschmerzt zu werden. Es fand sich in ihrem Gemüthe der Rest einer süßschwärmenden Melancholie, die sich in ihre gleichgültigsten Unterredungen mit einmischte und sie für Mendelssohn äußerst interessant machte.[2])

Ueber Tod und Unsterblichkeit unterhielt sich das trauernde Fürstenpaar am häufigsten mit dem jüdischen Philosophen; redet doch der Mensch nach schwerer Prüfung so gern von jenen Heilswahrheiten, die dem wunden Herzen Trost und Heilung gewähren! Als der Graf, in solche Gespräche vertieft, einst mit ihm auf Nebenwegen lustwandelte, sah er sich unvermuthet vor einem Graben, der mehrere Fuß breit war. Mit seinen langen Beinen schritt er leicht darüber hin, und ging und sprach weiter; Mendelssohn aber konnte nicht folgen und stand ängstlich und verlegen. Der Graf vermißte nach einer Weile seinen Gefährten. Schnell kehrte er zurück, faßte den kleinen Mann in seine riesigen Arme, trug ihn über den Graben und setzte dann das Gespräch ruhig fort, als sei gar nichts vorgefallen.[3])

Was Wunder, daß das fürstliche Paar den liebenswürdigen

[1]) Schr. V, 364, 367, 445.
[2]) Schr. V, 406.
[3]) Varnhagen von Ense, Biographische Denkmale, II, 68.

Mendelssohn, welchen es durch einen mehrwöchentlichen Umgang genauer hatte kennen lernen, innig verehrte. Er war jetzt ihr Idol; sein Bild prangte im gräflichen Cabinet mit der Unterschrft:

„Vir bonus et sapiens, quem vix e millibus unum
. . . tulit consultus Apollo.“
„Weise und gut ist der Mann, wie kaum unter Tausenden Einen
Apoll, der Erfahrene, brachte.“

Frau von Ompteda, Oberhofmeisterin der nach Celle verbannten unglücklichen Königin von Dänemark, soll diese Verse „stante pede“ auf ihn gemacht haben, wie Herder, der sich zu gleicher Zeit mit Mendelssohn in Pyrmont aufhielt, an Hamann schreibt.[1])

Herder sah ihn hier zum ersten und letzten male.

Es verdroß diesen launenhaften eiteln Mann, daß der Graf, bei dem er die Stelle eines Hofpredigers, Consistorialrathes und Superintendenten bekleidete, den Berliner Juden so außerordentlich feierte. Der Aufenthalt in Pyrmont wurde ihm dadurch verleidet, daß der „Mardochai ein Gefolge gleich dem Großvezir hatte“.[2]) „Pyrmont sollte mir recht ein Theil des Ueberirdischen werden,“ schreibt er Lavater, mit dem er jetzt wieder auf gutem Fuße stand, Ende Juli 1774, „und siehe! es ward eben Versammlungsort eines Unwetters, das mich, wie tief! niederwarf, daß ich alle guten Leute daselbst, Zimmermann nicht ausgenommen, auf die ich mich so freute, nur durch eine dicke, trübe Wolke habe ansehen können.“[3]) „Ich habe auch Mendelssohn kennen lernen,“ heißt es in demselben Briefe, „der klarste, heiterste Kopf, den ich beinahe auf einem menschlichen Rumpfe gesehen, stark ausgeprägt für sich. Ich aber habe, vielleicht eben vorbemeldeter Ursache wegen, wenig oder keine Punkte der Anhänglichkeit an ihn gefunden, halte ihn aber an sich für

---

[1]) Hamanns Schr. V, 107.
[2]) Hamanns Schr. V, 141.
[3]) Aus Herders Nachlaß, II, 111.

sehr glücklich, obgleich, wie's mir scheint, künstlich auf einem, ich weiß nicht wie, selbstgemachten Bollwerke."[1])

Noch vor wenigen Jahren hatte er Mendelssohn für den ersten Denker im philosophischen und ästhetischen Fache erklärt und jetzt ging er an ihm vorüber, als ob er ihn nicht gekannt und nie in irgend einer Beziehung zu ihm gestanden hätte! Mendelssohn ließ ihn in seiner hochwürdigen Nervosität seines Weges ziehen und machte keine Versuche, sich ihm zu nähern; er meinte, Herder, der Theologe, scheue Mendelssohn, den Juden, und glaubte in allen seinen Blicken die Bitte zu lesen: „Lieber Mann, ich habe jetzt einen Weg zu gehen, auf dem ich mir Ihre Begleitung verbitten muß. Je näher in Lehre, desto entfernter im Leben. Sie kennen die Menschen, auf die ich jetzt wirken muß, wenn ich meinen Endzweck erreichen will. Unsere Stege müssen divergiren, wenn wir beide zur Herberge kommen wollen."[2])

Um wie viel freier als der rücksichtsvolle Theologe bewegte sich sein fürstlicher Herr!

Von ihm konnte Mendelssohn nach seiner Rückkehr aus dem Curorte gar nicht aufhören zu erzählen; die in seiner Nähe verlebten Tage blieben ihm unvergeßlich, und der Aufenthalt in Pyrmont, wo er auf Zureden des fürstlichen Paares acht Tage länger blieb, als die Cur es erforderte, war ihm in dieser Beziehung überaus wichtig.[3]) „Von dem Gebrauche des Wassers aber," heißt es in seinem Briefe an den Grafen vom December 1774, „gebe Gott, daß der Frau Gräfin Durchlaucht bessern Nutzen verspüren mögen, als ich diesesmal davon habe. Ich bin noch immer zu aller Anstrengung des Geistes unfähig und

[1]) Aus Herders Nachlaß, II, 113; Lavater antwortet ihm am 24. August 1774 (II, 114): Von Mendelssohn — wie Du! Alles Heitre! aber ressort philosophischer Schöpfungskraft, anziehende, begeisternde Erhabenheit — nirgends.

[2]) Schr. V, 585.

[3]) Hennings, Souvenirs de Berlin. (Hdschr.)

muß jeder Gelegenheit zum Nachdenken mit Sorgfalt ausweichen. Indessen so lange ich mich physisch wohl befinde, verläßt mich die Hoffnung nicht, dereinst wieder zu meiner Lieblingsbeschäftigung zurückkehren zu können. Nur ist mein fester Vorsatz, der Natur keine Gewalt anzuthun, ihr auch nicht den mindesten Schritt abgewinnen zu können, sondern ihr mit kindlichem Gehorsam zu folgen, wohin sie mich leitet. Will sie mich der vormaligen Gefährtin meines Lebens, der Philosophie, wieder zuführen, so werde ich sie mit Inbrunst, wie eine wiedergefundene Geliebte, umarmen. Soll ich aber meine Laufbahn in Unthätigkeit beschließen, so sei auch dafür die Vorsehung unendlich gepriesen; so hoffe ich jenseits des Todes den Faden wieder anzuknüpfen, wo ich ihn diesseits so plötzlich habe abreißen müssen."[1])

Der Graf von Schaumburg-Lippe sah Mendelssohn, von dem er im Mai 1775 verschiedene philosophische Abhandlungen erhielt, nicht wieder. Die Freude seines Herzens, ja das ganze Glück seines Lebens, seine „in fast romanhafter Zärtlichkeit" von ihm geliebte Gemahlin starb an ihrem zweimnddreißigsten Geburtstage. In tiefer Einsamkeit hing er seinem Schmerze nach, in dem „Phädon" suchte er Trost und Beruhigung; er konnte in diesem Leben nimmer froh werden. In Kummer versunken, nahm er an Kraft täglich ab nnd folgte der geliebten Gefährtin bald nach.

„Und dieser in aller Betrachtung wichtige Mann," klagte Mendelssohn noch nach Jahren, „stirbt in Deutschland hin, ohne daß man seinem Andenken ein Denkmal stiftet, ohne daß von seinen Thaten und Handlungem sonderlich gesprochen wird! Wenn man hierüber Deutschland mit Recht der Gleichgültigkeit beschuldigt, so ist es nicht das gemeine Publikum, das endlich auch gegen Anklagen und Beschuldigungen gleichgültig wird; es ist der denkende Theil desselben, die Männer von Herz und Kopf, an welchen Deutschland gottlob! keinen Mangel hat."[2])

[1]) Schr. V, 533 f.
[2]) Schr. V, 407.

Welche Verehrung für den Fürsten, welches warme Nationalgefühl spricht sich in diesen wenigen Zeilen aus!

Mendelssohn ging nicht mehr nach Pyrmont; er machte andere Reisen.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Mendelssohn in Baruth und Dresden.

Zu Baruth, einem Städtchen an der sächsischen Grenze, lebte in den siebziger Jahren der gräflich Solmssche Oberförster Jung. Es war ein biederer Mann, ohne Schulkenntnisse, aber ein „richtig denkender Kopf", wie Mendelssohn behauptete; er las auch, zwar nicht viel, aber mit Nachdenken. Der „Phädon" hatte ihn interessirt, und als ihn einst ein herrschaftlicher Auftrag nach Berlin führte, suchte er den berühmten Verfasser auf und gewann dessen Freundschaft, wie er auch mit Spalding in freundschaftlicher Verbindung stand. Jung nahm Mendelssohn das Versprechen ab, ihn einmal im Sommer mit seinem Besuche zu beehren.

Anfangs August 1776 riß Mendelssohn sich von seinen Geschäften los und reiste in Begleitung seiner Frau zu dem Oberförster, bei dem er einige Tage verweilte. Der treffliche Jung war über diesen Besuch hocherfreut und zum Andenken an den Aufenthalt des seltenen Gastes hatte er auf den Rasensitz in seinem Garten, auf welchem Mendelssohn des Morgens zu sitzen und Psalmen zu übersetzen pflegte, einen steinernen Sitz zwischen zwei Pfeilern aufmauern lassen, mit der Inschrift auf dem Mauerwerke:

„Sitz des Herrn Moses Mendelssohn am 12. August 1776."[1])

---

[1]) Neue Berliner Monatsschrift, November 1804, 379 ff.; Schr. V, 595.

Von Baruth unternahm Mendelssohn eine Reise nach Dresden, hauptsächlich im Interesse des Oberförsters.[1])

Es war am Abend des 16. August, als er in Begleitung seiner Frau und seines jungen Freundes David Friedländer in Dresden anlangte. Am andern Tage früh morgens kam der Dresdener jüdische Gemeindediener Löbel Schie zu Mendelssohn und verlangte zwanzig Groschen, um für ihn und seine Gesellschaft einen Zoll- und Geleitbrief zu lösen, denn damals mußte der Jude, wenn er sich in einer sächsischen Stadt auch nur einen Tag aufhalten wollte, den sogenannten Leibzoll entrichten, der ihn zum Vortheile der Finanzcasse zum Thiere herabwürdigte.

Mendelssohn lachte laut auf.

„Der Verfasser des „Phädon“ sich verzollen gleich dem Ochsen, das ist lustig!“ sagte er zu seiner Frau; „nun sehe ich erst ein, wie gut es Lavater mit mir gemeint. Wäre ich Christ geworden, könnte ich heute zwanzig Groschen sparen. Doch,“ fuhr er ernst und traurig fort, „Jude ist Jude, ob er mit Philosophemen oder mit alten Kleidern handle; gehorche ich den mosaischen Gesetzen, muß ich auch den sächsischen Folge leisten.“ Er zahlte die zwanzig Groschen, und Löbel Schie eilte, den Verfasser des „Phädon“ und seine Begleiter zu verzollen.

Als Schie in dem Zoll- und Geleits-Expeditionsbureau die zu verzollende Gesellschaft nannte, welche aus Berlin kam und über Meißen nach Leipzig reisen wollte, stutzte der Einnehmer ein wenig, als er den Namen Mendelssohn hörte.

„Mendelssohn! Mir ist, als ob ich von dem Mauschel schon etwas gehört hätte. Mendelssohn! Hat er nicht Bücher geschrieben?“

„Und was für Bücher!“ erwiderte Löbel Schie.

„Ei was! Jude ist Jude!“ fiel ihm der Einnehmer ins

[1]) Hennings, Briefe aus Dresden und Hamburg (Hdschr.): „Um des Oberförsters Jung willen hatte Mendelssohn seine letzte Reise von Berlin nach Dresden unternommen.“

Wort. Er schrieb hierauf den Geleitzettel und strich die zwanzig Groschen ein.

Tags darauf besuchte Mendelssohn in Begleitung des jungen Hennings, der als dänischer Geschäftsträger in Dresden lebte, die damals noch im Zwinger aufgestellte kurfürstliche Bibliothek, um das Verzeichniß der Doubletten zu durchblättern, welche demnächst verkauft werden sollten.

Der Bibliothekar Daßdorf, der gerade mit der Herausgabe der Briefe Winckelmanns beschäftigt war, schätzte sich glücklich, den berühmten Philosophen und Freund Lessings in seinem Musentempel zu sehen; er erschöpfte sich in Lobeserhebungen über Mendelssohns Verdienste um die deutsche Literatur, zeigte ihm mit unermüdlicher Geduld die Doubletten sowie die Schätze der Bibliothek und fragte ihn, als er Miene machte sich zu entfernen, wie es ihm in Dresden gefalle.

„Ihre Stadt ist herrlich," antwortete Mendelssohn, „Ihr Land noch herrlicher und Ihr Kurfürst das herrlichste, was ich nächst unserem Friedrich kenne, aber —" hier brach er lächelnd ab.

„Nun, was mißfällt Ihnen denn bei uns?" fragte Daßdorf erstaunt.

„Daß die sächsischen Gesetze die Berliner Juden und die polnischen Ochsen noch immer im Range ganz gleichstellen." Und nun mußte Mendelssohn die Geschichte mit den zwanzig Groschen und dem Leibzoll erzählen.

Daßdorf stand dabei wie auf Kohlen. Er entschuldigte den Einnehmer theils mit allzustrenger Pflichterfüllung, theils mit Mangel an Kenntniß der Literatur und tröstete Mendelssohn, daß der Fehler sicherlich bald gut gemacht werden würde. Dieser aber bat ihn, kein Aufhebens aus einer Sache zu machen, die kaum der Rede werth sei, empfahl sich und ging.

Sobald Mendelssohn sich entfernt hatte, ergriff Daßdorf, der für alles was Literat und Literatur hieß, enthusiastisch eingenommen war, hastig Hut und Stock, stürzte die Zwingertreppe hinab, um diese „entsetzliche Geschichte" gleich bei der rechten

Behörde anzubringen; er begab sich zu dem geheimen Kammerrath Freiherrn von Ferber, in dessen Hause er einige Jahre Hofmeister gewesen war. Ferber, nicht nur ein tüchtiger Staatsmann, sondern auch Freund der Literatur und Verehrer Mendelssohns, fand die Geschichte ebenfalls sehr ärgerlich, theilte ganz die Befürchtung Daßdorfs, daß die Berliner Gelehrten sich in den öffentlichen Blättern darüber lustig machen würden, und begab sich sofort zum Cabinetsminister Freiherrn von Gutschmidt, um auch ihn von der „entsetzlichen Geschichte" in Kenntniß zu setzen.

Schon den nächsten Morgen erhielt das Finanzcollegium mittels allerhöchsten Rescripts den Befehl, „dem Berliner Gelehrten mosaischer Religion, Herrn Moses Mendelssohn", die als Leibzoll abgenommenen zwanzig Groschen zurückzustellen und ihm zugleich zu wissen zu thun, daß er sich mit seiner Begleitung in Dresden aufhalten könne, so lange es ihm beliebe, ohne die mindeste Abgabe zu entrichten.

Mendelssohn freute sich der Auszeichnung, welche ihm der Kurfürst angedeihen ließ; er stattete dem Freiherrn von Ferber einen Besuch ab, um ihn seiner Hochachtung und Ehrerbietung persönlich zu versichern,[1]) und schenkte die zwanzig Groschen mit einer zehnmal so starken Beilage der Stadtarmencasse.

Weit froher aber war Daßdorf, dem, wie er nachher oft erzählte, diese „entsetzliche Geschichte" eine schlaflose Nacht verursacht hatte.[2])

Dem Bibliothekar Daßdorf, der junge Leute, welche die edle Bahn der Kunst betraten, durch guten Rath, Umgang und Empfehlung gern förderte, empfahl Mendelssohn zuweilen Jünglinge, die sich der Kunst widmeten und zur weitern Ausbildung nach Dresden begaben. Einen von Mendelssohn ihm Empfohlenen führte der dienstfertige Daßdorf bei dem Frei-

[1]) Schr. V, 543.

[2]) Mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes S. 56 f.

herrn von Ferber ein, der dem Liebhaber der Kunst eine Protection versprach, um die Mendelssohn anzuhalten nicht kühn genug war.[1])

Dreiundvierzigstes Kapitel.

August von Hennings.

In Dresden traf Mendelssohn auch den jungen August von Hennings wieder, einen seiner zärtlichsten Freunde und aufrichtigsten Verehrer.

Während der zwei Jahre, welche dieser geistreiche, für Freiheit und Aufklärung glühende junge Mann als Legationssecretär in Berlin lebte, war er fast täglich im Mendelssohnschen Hause. Eine Empfehlung seines Schwagers, des Doctor Reimarus in Hamburg, hatte ihn mit dem Philosophen bekannt gemacht; durch Moses Wessely, den Freund Lessings, Mendelssohns und der Familie Reimarus, dessen Bruder Hartwig er von Kopenhagen aus kannte, war er bei anderen angesehenen Juden Berlins eingeführt worden. Er wurde Hausfreund des reichen Daniel Itzig, dessen durch Schönheit, Talente und Geistesbildung ausgezeichnete Töchter ihm besonders gut gefielen, und Freund David Friedländers, der Aerzte Bloch und Herz. Auch die Dame, welche Mendelssohn in der Hamburger Zeitung in Versen gefeiert hatte, ein Fräulein Meyer, lernte er kennen und fand sie der Lobeserhebung vollkommen würdig.

Der Umgang mit Mendelssohn war für Hennings der süßeste Genuß in dem an Genüssen reichen Berlin. Der ganze Ton, der in seinem Hause herrschte, behagte ihm. Sein größtes Vergnügen bestand darin, den Philosophen auf seinen Spaziergängen zu begleiten. Als er eines Tages mit ihm und Karl

[1]) Schr. V, 544; s. auch den facsimilirten Brief an Daßdorf vom 16. August 1779.

Lessing unter den Linden promenirte, sagten einige vorübergehende Damen zu einander: „Da ist der berühmte Mendelssohn!“ Lessing, welcher es zuerst gehört hatte, machte Mendelssohn aufmerksam. „Ich war,“ sprach dieser, „in diesem Augenblicke nur der Fabrikant; die Schönheit des Musters eines Kleiderstoffes erregte ihre Neugierde.“[1])

Gegen Ende des Jahres 1774 verließ Hennings Berlin und kehrte auf einige Zeit nach Hamburg und Kopenhagen zurück. Mendelssohn blieb der Gegenstand seiner Verehrung und Nacheiferung; der mit ihm gepflogene Umgang hatte es bewirkt, daß er sich mit Eifer wieder den philosophischen Studien zuwandte, welche einige Zeit vernachlässigt zu haben er sich die bittersten Vorwürfe machte. „Wenn meine Vorstellungen etwas zu dieser Entschließung beigetragen,“ heißt es in dem ersten Briefe, welchen Mendelssohn an ihn richtete, „so bin ich stolz auf den wackern Rekruten, den ich der Philosophie zurückgeführt, oder vielmehr auf den tüchtigen Ueberläufer, den ich ihr zurückgebracht habe: zu einer Zeit, da ich selbst nicht mehr für sie zu Felde ziehen kann. Aber warum sehen Sie noch mit solcher Zerknirschung auf Ihr voriges Leben zurück? So sehr haben Sie doch meines Wissens nie wider die Philosophie gesündigt, daß Sie nöthig hätten, mit diesem bußfertigen Angesichte vor ihrem Throne zu erscheinen. Wo ich nicht irre, so pflegt auch das philosophische Gewissen keine so tiefe Wunden zu schlagen. Diese Göttin züchtigt wie eine Mutter, nicht wie die gekränkte Eifersucht. Allein ich kenne ein tyrannisches Weib, das eben so derbe mit Skorpionen peitscht: man nennt sie Langeweile, und diese scheint Ihnen die mehrste Unruhe zu machen.“

Schon dieser Brief zeigt, wie theuer der talentvolle junge Mann Mendelssohn geworden war. Er hatte ihn herzlich lieb gewonnen und wünschte sehnlichst, recht oft Nachricht von ihm zu erhalten. „Den guten Vorsatz, mir öfters zu schreiben,“

---

[1]) Hennings, Souvenirs de Berlin. (Hdschr.)

heißt es am Schlusse dieses Briefes, „lassen Sie von langer Dauer sein und verschieben Sie ihn ja nicht, wie man wol sonst mit guten Vorsätzen zu thun pflegt. Ein Freund, den man einen Posttag aus den Gedanken schlägt, pflegt sich die ersten Posttage darauf nicht leicht wieder einzustellen; und wenn sich sein Bild nachher wie ein Schemen in der Dämmerung zeigt, so ist es in Gefahr, kaum mehr erkannt zu werden. Wenn auch zuweilen meine Antwort einige Zeit ausbleiben sollte, so schreiben Sie die Schuld freundschaftlich auf Rechnung meiner schwächlichen Gesundheit, die mir das Briefschreiben, meine vormalige Erholung, zu einer beschwerlichen Arbeit macht.“[1])

Nach einer zweijährigen Trennung sah Hennings seinen Mendelssohn in Dresden zum ersten male wieder. Seine Freude war unbeschreiblich. Drei Tage wich er nicht von seiner Seite. Jedes Wort, das er sprach, hätte er niederschreiben mögen. Seine Unterredung schätzte er für Unterricht, sie galt ihm für einen lautern Quell, aus dem in der sanftesten Stille ein Strom von Gedanken fließt; er bewunderte die Wärme seines Herzens, die „belebend durch alle Adern rann, aber nicht mit den fieberhaften Aufwallungen, die zu Kopfe steigen und den Verstand betäuben.“[2])

„Mendelssohn ist in Dresden!“ berichtet er freudevoll am 21. August 1776 seiner Schwägerin Elise Reimarus. „So habe ich in meiner dürren Wüste einen Labetrunk gefunden. Seit drei Tagen habe ich mich mit ihm beschäftigen können. Ihnen alles zu sagen, was in diesem Zeitraume liegt, Ihnen alle praktische Philosophie, alle Zurückführung von kleinen Ideen, die gänzliche Auslöschung der Nebenbegriffe, die Heilung selbst der Wunden, die das Bewußtsein der Kleinheit in die Seele schlägt, mit wenigen Worten, Ihnen den ganzen Uebersprung von der Welt zu Mendelssohn, von der Schönheit zum Verstande zu schildern, ist unmöglich.“

[1]) Schr. V, 531 f; vgl. 1. Aufl. S. 519.

[2]) Hennings Briefe aus Dresden und Hamburg. (Hdschr.)

„Ich habe ihn wenig verändert gefunden. Seine Gesundheitsumstände haben ihm noch nicht wieder erlaubt, philosophisch zu arbeiten. Sein äußeres Ansehen hat dadurch gewonnen, daß er sein eigenes Haar trägt. Sie wissen, welch' ein edler sanfter Ausdruck in seiner Physiognomie ist. Die mancherlei Besuche, die vielerlei Unterredungen scheinen ihn etwas zu ermatten, aber man sieht so deutlich, daß diese Abspannung im Körper liegt, daß sein Geist immer im edelsten Gleichgewichte der Ruhe erscheint. Sein Urtheil ist so hell und gerade, sein Ausdruck immer sich selbst so gleich, daß man nirgends einen höhern Beweis der Unabhängigkeit, der Selbständigkeit und der Immaterialität der Seele finden kann, als in seiner Art zu denken, zu sein."

Auf Elisens Wunsch befragte er Mendelssohn nach seiner Meinung über die Physiognomik, durch welche Lavater damals von neuem die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Den größten Theil des Werkes hielt er für „unverdaute Philosophie und schales empfindsames Modegewäsche", doch glaubte er, man sei Lavatern verschiedene neue Anmerkungen in der Physiologie und besonders eine Bereicherung der physiologischen Sprache schuldig. Vorzüglich gefiel ihm der Gedanke, daß die Knochen, da sie als feste Theile der Veränderung weniger unterworfen sind, als die weichen fleischigten Theile, die durch angenommene Gewohnheiten biegsam gemacht werden, immer den natürlichen Charakter richtiger andeuten als diese, und daß in dem Contraste der beiden ein Widerspruch des natürlichen und sittlichen Charakters zu vermuthen sei. Sonst machte er, gleich Lessing,[1]) es Lavater zum Vorwurf, daß er die Pathognomik mit Physiognomik verwechselt habe und daß es ihm mehr darum zu thun sei, die Wunder Gottes in der Bildung des Menschen zu erklären, als auf das Erkennen des innern Menschen und der Physiognomie

[1]) Hennings Briefe aus Dresden und Hamburg. (Hdschr.); 1. Aufl. S. 520.

zu sehen. Von der ganzen Physiognomik hielt Mendelssohn nicht gar viel; doch konnte er es sich nicht versagen, einige Einwürfe gegen dieselbe, besonders gegen die von Lavater behauptete „Harmonie zwischen Schönheit und Tugend" im „Deutschen Museum" zu veröffentlichen.[1]) Der kleine Aufsatz erschien anonym; Boie, der Herausgeber des „Museum", verrieth dem deutschen Dichter Gottfried August Bürger das Geheimniß, ersuchte ihn aber dringend, den Namen des Verfassers für sich zu behalten;[2]) dieser blieb jedoch nicht lange unbekannt. Mendelssohn beabsichtigte mit diesem Aufsatze, den unseligen Streit, der über die Lavatersche Physiognomik zwischen Lichtenberg und Zimmermann entbrannt war, seiner Gewohnheit nach auf einen bloßen Wort- und Definitionsstreit zurückzuführen. Er suchte Zimmermann zu besänftigen und beschwor ihn, sich nicht aufreizen zu lassen. „Wenn vollends durch diesen Streit," heißt es in dem Briefe vom 12. Mai 1778, „Hallers Leben" nur um einen Grad schlechter werden oder auch nur eine Messe später erscheinen sollte, so würde ich die Streitbegierde der Göttinger Gelehrten von ganzer Seele verwünschen."[3])

Hennings erzählte der Freundin noch, daß er mit Mendelssohn einen Theil des Verzeichnisses der Doubletten durchblättert habe, welche von der kurfürstlichen Bibliothek verkauft werden sollten, daß er am Tage vor Mendelssohns Abreise den Landsmann Palitsch bei ihm getroffen und daß Zingg das Bild des Philosophen in Profil sehr sauber gezeichnet hätte.

Dieser Bericht über Mendelssohns Anwesenheit in Dresden bewirkte einen Freudentag in der Reimarusschen Familie. Lessing, der sich gerade zum Besuche seiner Braut in Hamburg aufhielt, war, als Hennings Brief ankam, bei Elise und zwar allein,

[1]) März 1778, S. 193 ff. Dieser Aufsatz fehlt in den Ges. Schriften.

[2]) Briefe von und an G. A. Bürger. Aus dem Nachlasse herausgegeben von A. Strodtmann, (Berlin 1874), II, 209.

[3]) Schr. V, 547 ff.

denn sonst konnte man, wie es in ihrem Briefe vom 28. August 1776 heißt, „dieses überall belagerten Mannes nicht recht froh werden, sich nicht durch und durch wärmen und muß, um von einem Bilde zum andern überzugehen, hart an der Quelle Durst leiden". „Sie wissen, lieber Hennings, was Lessing von Mendelssohn hält. Es befremdete ihn, daß er jetzt in Dresden sei, befremdete ihn, daß er sein eigenes Haar trägt, nur Ihre Freude, ihn bei sich zu sehen, befremdete ihn nicht. Ich fühle so sehr, was das sagen will, Mendelssohn bei sich zu haben, daß ich gerne einen Theil meines Lebens aufgeben möchte, um den andern zu den Füßen dieses Gamaliels zubringen zu können und aus seinem Munde und Geiste Wahrheit zu schöpfen. Suchen Sie doch für sich und womöglich auch für mich einen Kopf von ihm zu erhalten. Ueber alle Antiken werde ich ihn setzen."[1])

Hennings fühlte sich bei Empfang dieses Briefes „geistesarm und verlassen"; Mendelssohn war abgereist.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Ein Reiseabenteuer.

„Um die Ontologie ist es etwas ganz Vortreffliches," erzählte Mendelssohn in einer Abendunterhaltung seinen Freunden, als das Gespräch zufällig auf philosophische Materien kam. „Mir hat sie einmal ein gutes Nachtlager verschafft, da ich schon darauf gefaßt war, die Nacht in meinem Wagen unter freiem Himmel zuzubringen."

Alle waren sehr neugierig, wie dieses möglich wäre, und Mendelssohn fuhr daher in seiner Erzählung fort:

---

[1]) Hennings Briefe aus Dresden und Hamburg. (Hdschr.)

„Ich war auf einer Reise im Sächsischen begriffen. Eines Abends wurde ich durch einen Umstand genöthigt, in einem kleinen Dorfe zu übernachten, in welchem sich kein ordentlicher Gasthof fand. Das Wetter war sehr unfreundlich, und da ich erfuhr, daß ein Prediger in diesem Dorfe wohne, schickte ich zu ihm und ließ mich bei ihm als einen Gelehrten aus Berlin melden und um ein Nachtlager bitten. Der Prediger ließ sich zwar willig dazu finden, hatte aber doch einige Bedenken, da er hörte, daß der Gelehrte — ein Jude sei. Als ich auf das Haus zukam, stand der Prediger, der mich erwartete, ein sehr ehrwürdiger Greis, vor der Thüre. Ehe mich aber dieser alte Mann unter sein Dach nöthigte, wollte er erst einige genauere Erkundigungen einziehen und fragte mich mit ausgestrecktem Arm und auf mich gerichtetem Zeigefinger: Quid est Ontologia? (Was ist die Ontologie?) Ich sagte ihm die Wolffische Definition in lateinischer Sprache, und jener fragte nun weiter bis auf den Begriff von Gott. Da ich meine Beantwortung und Erklärung dieses Begriffes mit den Worten schloß: Ens summum optimum maximum! (Das höchste, gütigste und größte Wesen!), fiel der Greis, gleichsam wie in eine ihm bekannte Melodie mit Entzücken ein: Ens summum optimum maximum! Jetzt erst bot er mir freundlich die Hand und sagte: Seien Sie mir herzlich willkommen, mein lieber Mendelssohn!

Auf meiner Rückreise kam ich wieder durch dasselbe Dorf. Ich hatte noch einen polnischen Juden bei mir, welchen ich, da er nach Hause ging, eingeladen hatte, eine Strecke mitzufahren. Diesem sagte ich, ich müsse mich in dem Dorfe ein Stündchen aufhalten, ich wolle dem Prediger einen Besuch abstatten. Eben den will auch ich besuchen, sagte der polnische Jude. Ich verwunderte mich darüber und noch mehr, da er mir folgende Geschichte erzählte: Ich hatte ihm einmal mein ganzes Vermögen in Verwahrung gegeben, und als vor einigen Jahren sein Haus abbrannte, hat er alles stehen und liegen lassen, hat erst das meinige gerettet und darüber das seinige selbst verloren. Wir

gingen nun beide zu dem alten Prediger, der uns freundschaftlich umarmte und uns bewirthete, so gut er konnte. Sein Sohn, welcher in Halle studirte und meine Schriften gelesen hatte, war während der Zeit von der Universität zurückgekehrt und hatte ihm so manches von mir erzählt. Die Freude des alten Mannes war nun um so größer, mich unter seinem Dache bewirthen zu können. Er ließ sich aufs neue in ein eifriges Gespräch über die Ontologie mit mir ein und nahm bei unserer Abreise von mir und dem polnischen Juden, wie von alten guten Freunden, aufs zärtlichste Abschied."

Dieser Prediger wurde später Mendelssohns Freund; so oft er durch das Dorf reiste, besuchte er ihn und wurde immer von ihm aufs herzlichste empfangen.[1])

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Mendelssohn in Königsberg.

Im Sommer 1777 unternahm Mendelssohn eine Geschäftsreise nach Memel. Dort hatte er nämlich unter Leitung seines später in Kopenhagen wohnenden Schwagers Joseph Gugenheim ein Geschäft errichtet; dasselbe ist, wie er selbst einige Jahre später seinem Vetter Elkan Herz mittheilt, verunglückt; „es hat aber, Gott behüte! niemand darunter gelitten, als wir selbst!"[2])

Auf dieser Reise verweilte er sowol auf dem Hinwege als auf der Rückfahrt mehrere Tage in Königsberg. Ein großer Kreis von Freunden und Verehrern, wie der reiche Münzmeister Joseph Seligmann, Glieder der Familie Friedländer, die ange-

[1]) Feddersen und Wolfrath, a. a. O., 150. (Schmidt) Leben und Meinungen Moses Mendelssohns in kurzem Abrisse dargestellt. (Hamburg 1787), 35.

[2]) 1. Aufl. S. 504.

sehensten der dortigen Juden, warteten seiner hier. Auch seinem alten Kampfgenossen, dem Philosophen Kant, mit dem er seit mehreren Jahren in wissenschaftlichem Briefwechsel stand, stattete er seinen Besuch ab. Er wohnte sogar seinen Vorlesungen bei, wie Kant seinem Schüler, dem Hofrath Herz in Berlin, meldet: „Mendelssohn that mir vorgestern die Ehre an, zweien meiner Vorlesungen beizuwohnen, à la fortune du pot, wie man sagen könnte, indem der Tisch auf einen so ansehnlichen Gast nicht gerichtet war.“[1]) Ein anderer Schüler des Königsberger Alten, Kraus, welcher damals im Keyserlingschen Hause Hofmeister war und später eine ordentliche Professur der Mathematik und Philosophie an der Königsberger Universität erhielt, theilte seinem Freunde von Auerswald die Anwesenheit Mendelssohns in Königsberg mit den Worten mit: „Donnerstag kam Mendelssohn an, Sonntag ließ mich Kant zu sich rufen und sagte mir, Mendelssohn sei bei ihm gewesen und habe mit ihm unter andern auch von mir gesprochen, ob ich nämlich nicht an Maiers Stelle, der kürzlich gestorben, Professor in Halle werden wollte. Der Minister von Zedlitz habe ihm (Mendelssohn) aufgetragen, einen zu der Stelle vorzuschlagen, und er wolle es auf Kant ankommen lassen.“[2])

An einem Sonntag Nachmittag sprach Mendelssohn auch bei Hamann, „dem schwer beladenen Schiffe der deutschen Literatur“, vor. Hören wir, wie Kraus darüber berichtet. „Sonntag Nachmittag ging ich zu Hamann und fand auf dem Wege nahe an dem „Rothen Krahn“ einen Menschen stehen, der durch seine Gestalt und sein Gesicht das roheste Herz zum Mitleiden erweichen konnte. Ich gehe zu ihm und sage: Ich habe gewiß die Freude, Herrn Mendelssohn zu sprechen. Sind Sie nicht Herr Kraus? erwiderte er; wir gehen wol einen Weg. Die Juden, die mit ihm waren, müssen ihm vorher gesagt haben, daß ich's sei. So gingen wir zu Hamann, wo eine Stube voll Bekannter und

[1]) Kant, Ges. Werke (Rosenkranzsche Ausgabe), XI, 37.

[2]) Voigt, Leben des Professors Kraus (Königsberg 1819), 68.

Unbekannter unserer wartete. Mendelssohn setzte sich in den Winkel und ich mich neben ihn, denn Hamann glaubte, wir gehörten so am meisten zusammen; wir sprachen von diesem und jenem mit einer Sorglosigkeit, als wären wir miteinander erzogen worden. Er klagte auch, wie ich immer gern klage. Gute Laune, Herr Kraus! das ist besser als alle Medicin, antwortete er mir. Er hat wirklich viele Laune und einen schneidenden talmudischen Witz, der unter der Direction seines scharfsinnigen Verstandes durch und durch fährt, wo er ihn anbringt. Man muß mit ihm etwas vorsichtig sprechen, wie ich jetzt erst zu meiner Lehre und Reue erfahre."[1])

Für den damals in Mißmuth und Unthätigkeit versunkenen Hamann war es die „größte und einzige Freude, welche er während des ganzen Sommers genoß, seinen lieben Mendelssohn in Preußen zu umarmen". Er hatte „sich ein Gesetz gemacht, ihn alle Tage, nolens volens, zur Zeit und zur Unzeit, zu besuchen und ihn bis zum Thor hinaus zu begleiten".[2]) „Ich habe mehr als eine süße Stunde mit ihm zugebracht," schreibt er Lavater, „auch seine philosophischen Schriften bin ich während seines Hierseins durchgegangen und mit erneuertem Vergnügen Ihren beiderseitigen platonischen Briefwechsel. Dieser Mann ist wirklich ein Salz und Licht unter seinem Geschlechte und er würde all sein Verdienst und Würdigkeit verloren haben, wenn er unser einer geworden wäre, wie Adam."[3])

Am 20. August verließ Mendelssohn Königsberg. Tags darauf stand in der „Königsbergschen Zeitung":[4]) „Gestern Nachmittag gegen vier Uhr verließ Herr Moses Mendelssohn seinen Aufenthalt in dieser Stadt und trat die Rückreise nach Berlin an. Wir hatten ihn lange vorher als einen tiefdenken-

[1]) Voigt, a. a. O. 69 ff.

[2]) Hamanns Schr. V, 282.

[3]) Das. V, 275.

[4]) Von Donnerstag, 21. August 1777, 67. Stück, S. 266. H. Jolowicz, Geschichte der Juden in Königsberg (Posen 1867), S. 97.

den Philosophen und geschmackvollen Kenner der Werke des Witzes verehrt; und bewundern nun in ihm, mehr als alle Gelehrsamkeit, die eitel vergänglich und unnütz ist, ein gut und edel denkendes, der Freundschaft fähiges und für alle ihre sanften Empfindungen offenstehendes Herz. Er hat sich keiner Gesellschaft, die ihn zu kennen begierig war, aus zurückhaltendem Stolze entzogen, sich aber auch keiner einzigen zugedrängt. Auf besondere Veranlassung hat er einige der größesten unserer Stadt, unter andern, Ihro Excellenzen Herrn Grafen von Keyserling und Herrn Kanzler von Korff, gesprochen, und überall hat man ihn weit über alle Erwartungen gefunden. Doch waren brillante Gesellschaften und große Welt wol nicht das, was ihm am mehrsten gefiel, und er vergnügte sich weit mehr in einer ganz kleinen Gesellschaft auserwählter Freunde, denn an der übertriebensten Bewunderung der feinen, großen und artigen Welt."

Kaum zwei Monate nach seiner Rückkehr von Königsberg, im October 1777, reiste Mendelssohn nach Hannover, wo er statt acht bis zehn Tage, wie er anfangs beabsichtigte, über sechs Wochen blieb, und die Freude hatte, mit Zimmermann, Boie,[1]) dem Mathematiker Raphael Levi u. a. m., häufig zu verkehren. Auf der Rückreise hielt er sich in Wolfenbüttel auf und verlebte einen glücklichen Tag mit seinem ältesten Freunde.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Mendelssohns und Lessings letztes Zusammentreffen.

„Ich bin dem Vergnügen, Sie zu sehen, so nahe gewesen," schreibt Mendelssohn am 3. November 1777 von Hannover aus an Lessing, „und kränke mich jetzt, daß ich mich habe nach

[1]) Briefe von und an Bürger, II, 20.

Hannover bringen lassen, ohne Sie gesehen zu haben. Mein Vorsatz war, mich allhier etwa acht bis zehn Tage aufzuhalten und meine Rückreise über Wolfenbüttel zu nehmen. Billet von Muzelstosch und Brief und Blumenschachtel nahm ich mit Bedacht mit; die Papiere, um sie Ihnen persönlich zu überreichen, und die Blumen, um mir bei Madame eine Empfehlung auszusparen, die sonst ein unbekanntes bärtiges Gesicht weniger freundlich aufgenommen haben würde. Aber wie es den frommen Wünschen auf Erden zu gehen pflegt: wenn sie auch erfüllt werden sollen, so werden sie wenigstens sehr lange, für den Wünschenden mehrentheils tödtlich lange, verschoben. Ich werde mich allhier, wer weiß wie lange, aufhalten und vor Langeweile umkommen müssen."[1])

In der damals kleinen unfreundlichen Residenz schmachtete er in der schrecklichsten Langeweile und machte Lessing den Vorschlag, zu ihm herüberzukommen und mit ihm die in dem dortigen Archive aufbewahrten Leibnizischen Papiere zu durchsuchen.[2])

Weiter hätte dem Freunde nichts gefehlt, als sich aus seinem glücklichen Hausstande zu entfernen und die Leibnizischen Papiere zu durchstöbern!

Lessing war jetzt der zufriedenste, heiterste Mensch. Mit seiner ein Jahr früher stattgefundenen Verheirathung hatte für ihn ein neues Dasein begonnen. Er pries sich glücklich an der Seite seiner trefflichen Frau, er sah seine äußere Stellung gesichert, sah sich befreit von dem Drucke der Schulden, die Jahre lang wie ein Alp auf ihm gelastet hatten; er war voll heiterer Laune und guten Humors, seine Stimmung und sein ganzes Wesen war ein ganz anderes geworden. Diese wohlthätige Wirkung seiner neuen Verhältnisse war Mendelssohn, der seinem Herzen am nächsten stand, nicht entgangen. Kurz vor dem Wiedersehen hatte er ihm geschrieben: „Ich komme ganz unfehlbar zu Ihnen nach Wolfenbüttel. Sicherlich soll mich kein Ge-

[1]) Schr. V, 197.
[2]) Schr. V, 200.

schäft davon abhalten; denn in der That ist mir keins so dringend, als die Begierde, Sie zu sehen und mich mit Ihnen zu unterhalten. Sie scheinen mir jetzt in einer ruhigen, zufriedenen Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt, als jene geistreiche, aber auch etwas bittere Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, und alles, was ich von Ihnen höre und sehe, bestärkt mich in diesem angenehmen Dünken, mich dünkt, mein Wunsch sei nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser bessern Lage Ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meisten zu dieser Besänftigung beigetragen habe: die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre?"[1])

Den 22. December traf Mendelssohn mit seiner Frau in Wolfenbüttel ein.

Außer der italienischen Reise, welche Lessing ein Jahr früher mit dem Herzog Leopold von Braunschweig zusammen gemacht und auf der er, in Livorno, einen jüdischen Gelehrten kennen gelernt hatte, der über die höchsten Gegenstände des menschlichen Wissens die tiefsinnigsten Ansichten entwickelte,[2]) trat in der That die Freimaurerei in den Vordergrund ihrer persönlichen Unterhaltung.

Lessing hatte die geistreich durchgeführten, gehaltvollen Gespräche über die Freimaurerei, „Ernst und Falk", welche all den Tiefsinn, alle die glückliche Mischung von Scherz und Ernst haben, die wir an den Platonischen Dialogen bewundern, Mendelssohn im Manuscript geschickt, und dieser hatte sie während seines Aufenthaltes in Hannover mit großem Vergnügen gelesen.

[1]) Schr. V, 198.

[2]) Hausen, Biographie Herzog Leopolds (Frankfurt a. O. 1785), XXXIV.

Seinen Vorwitz stillten sie allerdings nicht. Er war überzeugt: was Menschen Menschen verheimlichen, ist selten des Nachforschens werth; wol aber brachten sie ihm bessere Begriffe von einem Institute bei, das ihm seit einiger Zeit fast verächtlich zu werden angefangen. Er redete ihm zu, diese seine vortrefflichen Ideen von der Nutzbarkeit des Freimaurer-Ordens dem Publikum durch Thaten, nicht aber durch Wort und Schrift zu offenbaren. „Sie wissen," schreibt er ihm am 11. November 1777, „wie der große Haufen gestimmt ist. Sobald man ein Ding bei seinem echten Namen nennt, so heißt es: je nun, wenn es weiter nichts ist! Das Volk drängt sich nie in größere Haufen, als wenn es nicht weiß, warum." Uebrigens war ihm die ganze Idee so wichtig, daß er der versprochenen Ausführung mit großer Begierde entgegensah.[1])

Als er nun nach Wolfenbüttel kam, suchte er den Freund über diese wichtige Angelegenheit zu ergründen und führte folgendes Gespräch mit ihm, das für beide charakteristisch ist:

„Sie sind auch, wie ich gehört habe, Freimaurer geworden? Ist das wahr, Freund?"

„O ja, lieber Moses, wol bin ich's geworden!"

„Nun?"

„Was nun? Nun soll ich offenbaren? Nicht? Aber das darf ich nicht, kann ich wahrlich nicht, — ich habe geschworen —"

„Sie scherzen, lieber Lessing. Glauben Sie wirklich, mein unschuldiges Nun, das doch auch einen andern Sinn haben kann, ginge dahin, Ihnen die Geheimnisse des Ordens zu entlocken? Das sei fern! Aber wie? Von früher Jugend suchen wir die Wahrheit, seit unserer Bekanntschaft suchen wir sie gemeinschaftlich, mit aller Anstrengung, mit aller Treue, mit welcher sie gesucht sein will. Und nun könnte es Wahrheiten geben, die Lessing seinem fünfundzwanzigjährigen Freunde nicht zu offenbaren geschworen — feierlichst geschworen? Und ich sollte diese

[1]) Schr. V, 199 f.

Wahrheiten zu wissen nicht neugierig sein können? Sind es aber nicht Wahrheiten, die der Orden seinen Jüngern mittheilt, so werden Sie noch viel mehr gestehen, daß ich — —"

Lessing lachte herzlich über seines Moses Eifer, und sagte: „Hören Sie auf, lieber Moses, da habe ich meinen Orden für nichts und wieder nichts compromittirt."[1])

Auch die Frau, deren schwer errungener Besitz Lessing auf den Gipfel seines Lebensglücks gehoben hatte, fesselte den Blick des theilnehmenden Freundes. Wie glücklich war er, seinen Lessing glücklich und zufrieden zu sehen! Die beiden alten treuen Freunde schwelgten jetzt einen Tag in dem reinen Glück, nach dem sie so lange sich gesehnt hatten; der eine Tag von Mendelssohns Anwesenheit in Wolfenbüttel gehörte zu den glücklichsten Tagen in dem einen einzigen glücklichen Jahre, welches der vielgeprüfte Mann in der Reihe der Lebensjahre aufzuweisen hatte.

Das Herz voller Freude reiste Mendelssohn ab. Den ledigen Sitz in seinem Wagen füllte er „mit einer Person aus, die seinen Lessing so nahe anging", mit dessen Stiefsohn. Es war ein Abschied, wie er nicht wärmer, zärtlicher gedacht werden kann. Mit Mendelssohn hatte auch das Glück, die Ruhe und Zufriedenheit für immer von Lessing Abschied genommen.

Ehe er Berlin noch erreichte, fuhr ein Blitz vom heitern Himmel und zerschmetterte das Schifflein von Lessings Glück im Hafen selbst. Am Weihnachtsabend des Jahres 1777 gebar ihm die Gattin zu seiner unaussprechlichen Freude einen gesunden, hübschen Knaben. Aber diese Freude war von kurzer Dauer. Nach vierundzwanzig Stunden starb das Kind und schwebte die Mutter in Todesgefahr. Neun bis zehn Tage lag sie ohne Besinnung; nur ihren Gatten, der Tag und Nacht nicht von ihrem Bett wich, erkannte sie bei aller Geistesabwesenheit, sodaß man ihn mit Gewalt von demselben entfernen mußte,

---

[1]) Karl Lessing, a. a. O. I, 299 f.

um der Verscheidenden den Todeskampf nicht noch zu erschweren. Sie starb. Am frühen Morgen des zwölften Januar 1778 sah Lessing sein Glück, seine theure Eva, zu Grabe tragen. Nach der Bestattung schrieb er seinem Bruder Karl: „Wenn Du sie gekannt hättest! Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden!"[1])

So ruhig, so zufrieden sah ihn niemand mehr; der treueste Freund sah ihn nimmermehr.

[1]) Lessings Schr. XII, 500.

Elftes Buch.

Mendelssohn als Vertreter seiner Glaubensgenossen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Die politische Lage der Juden.

Mendelssohns Ansehen wuchs von Jahr zu Jahr. Sein Ruf drang bis nach Frankreich und Italien, bis nach Holland und Ungarn; in ganz Deutschland zählte der „jüdische Metaphysiker" zu den berühmtesten Persönlichkeiten. Dieses Ansehen, welches er bei den bedeutendsten und einflußreichsten Männern seiner Zeit genoß, machte er zunächst zum Heil und Wohl seiner Glaubensgenossen geltend. In seiner eigenthümlichen Persönlichkeit für die Juden eine wahrhaft providentielle Erscheinung, war er, ohne daß er es wußte und wollte, der würdigste Vertreter seiner Glaubensgenossen. Er bewährte sich als Weltbürger, Deutscher und Jude zugleich und dies in so harmonischer und doch energischer Weise, wie man eine solche Vereinigung für unmöglich gehalten und die dennoch in ihm ganz naturwüchsig erschien.[1])

So wenig er diese seine Erscheinung geltend machte, so wirkte er doch, so oft die Umstände es erforderten, mittelbar

[1]) L. Philippson, Moses Mendelssohns providentielle Sendung, in Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch, S. 84—100.

zum Nutzen seines Stammes, als Anwalt und Vertreter der Juden in den Zeiten der Bedrängniß.

Und eines Anwalts bedurften die Juden auch damals. Das erleuchtete Jahrhundert hatte die Spuren früherer Barbarei noch nicht verwischt, der finstere Aberglaube des Mittelalters hielt seinen undurchdringlichen Schleier noch überall ausgebreitet. In den meisten Städten Deutschlands durfte noch damals kein Jude, wenn er auch seinen Glauben verzollt hatte, am hellen Tage ohne Bewachung bleiben, aus Furcht, er möchte einem Christenkinde nachstellen, ein Christenkind stehlen, oder die Brunnen der Christen vergiften. Es ist nicht lange her, konnte Mendelssohn noch 1782 schreiben, daß die Judenschaft zu Posen beschuldigt wurde, sie hätte ein Christenkind zum Gebrauche der Osterfeier ermordet.[1]) Zwei fromme Rabbiner wurden als Häupter der Gemeinde vor Gericht gezogen, eingekerkert, nach der dortigen Halsgerichtsordnung gemartert. „Und die Männer waren so unschuldig an der Ermordung des Kindes, wenn ja eine Mordthat begangen worden, woran noch sehr zu zweifeln ist — so schuldlos," fährt Mendelssohn fort, „als ich und meine Leser es sind. Noch vor wenigen Jahren würde dieselbe Geschichte in der Gegend von Warschau wiederholt worden sein, hätten nicht der weise König von Polen und einige aufgeklärte Magnaten zum Glück den Lauf der dasigen Gerechtigkeit so lange gehemmt, bis es den Juden gelang, die Verleumdung an den Tag zu bringen."

Solche Anklagen und Verleumdungen hatten nun allerdings in den Staaten Friedrich des Großen ihre Wirkung verloren. Friedrich betrachtete die Juden vom staatlichen Gesichtspunkte

[1]) Schr. III, 185 f. Ueber den Blutproceß in Posen (1736) s. Amude Olam (Berlin 1741) Vorrede. Die beiden den Martern Erlegenen hießen R. Arje Löb, der Prediger, und R. Jakob, der Vorsteher der Gemeinde. Die Blutanklage in Warschau soll durch Mendelssohns Verwenden vereitelt worden sein; s. Euchels Biographie Mendelssohns (ed. Wien), S. 139 f.

aus; nur insofern sie dem Staate nützlich sein konnten, trat er zu ihnen in ein milderes Verhältniß; „sonst stand er in seiner Abneigung gegen die Juden ganz auf dem Standpunkte des gemeinen Volkes". Er ließ den Leibzoll bestehen, beschränkte ihre Rechte, hielt sie von der Landwirthschaft fern, erhöhte ihre Abgaben; er dachte nur daran, sie systematisch auszusaugen. Um die von ihm gegründete neue Porzellan-Manufactur zu fördern, mußte jeder Jude, auch der unbemittelte, bei seiner Verheirathung und so oft er eine Concession erhielt, für dreihundert Thaler Porzellan übernehmen und, um den Namen der Fabrik zu verbreiten, es im Auslande verkaufen.[1]) Auch Mendelssohn mußte bei seiner Verheirathung das königliche Porzellan kaufen; die Püppchen dienten noch seinen Enkeln als Spielzeug.

Unter derartigen Beschränkungen hatten die Juden in Preußen zu leiden, und doch galt der preußische Staat schon in jener Zeit für den tolerantesten in ganz Deutschland. In allen übrigen Ländern lastete die bürgerliche Unterdrückung noch weit schwerer auf ihnen. Von allen bürgerlichen Ehren ausgeschlossen und zur niedrigsten der Stufen herabgestoßen, welche die Stände des gesitteten Lebens unterscheiden, konnten sie die ihnen von der Natur in so reichem Maße verliehenen Talente und Fähigkeiten weder ausbilden noch anwenden, noch zum Besten der Nebenmenschen gebrauchen. Wo die liebreichste Toleranz herrschte, wurde sie gegen die Juden am wenigsten ausgeübt. Wo Künste und Wissenschaften blühten, mußten sie in Barbarei zurückbleiben. Man suchte die Staaten zu bevölkern, sie allein wurden eingeschränkt, damit sie sich nicht vermehrten. Man that alles mögliche, sie zu unnützen verworfenen Menschen zu machen. Wer die Zunge oder die Feder rühren konnte, borgte sie zu ihrer Kränkung und Erniedrigung.[2]) Allenthalben wurden sie ge-

---

[1]) T. Cohn, der Zwangsankauf von Porzellan in der jüd. Gemeinde zu Potsdam unter Friedrich dem Großen, in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Potsdams, N. F. 2. Theil S. 317 ff.

[2]) Schr. III, 174.

mieden und gehaßt, in den Gassen und auf den öffentlichen Plätzen waren sie der Gegenstand des Spottes und Hohns. Selbst Mendelssohn, der sich der größten Achtung aller edeldenkenden Männer erfreute, hatte sogar in dem gebildeten toleranten Berlin diese verhöhnende schimpfliche Behandlung mehr als einmal erfahren. So schrieb er an den Benedictiner Winkopp, der beinahe ein ganzes Jahr täglich mehrere Stunden in seiner Gesellschaft zubrachte, am 28. Juli 1780: „Allhier in diesem sogenannten duldsamen Lande lebe ich gleichwol so eingeengt, durch wahre Intoleranz so von allen Seiten beschränkt, daß ich meinen Kindern zu Liebe mich den ganzen Tag in einer Seidenfabrik, so wie Sie — sich in einem Kloster, einsperren muß. Ich ergehe mich zuweilen des Abends mit meiner Frau und meinen Kindern. Papa! fragt die Unschuld, was ruft uns jener Bursche dort nach? Warum werfen sie mit Steinen hinter uns her? Was haben wir ihnen gethan? — Ja, lieber Papa! spricht ein anderes, sie verfolgen uns immer in den Straßen, und schimpfen: Juden! Juden! Ist denn dieses so ein Schimpf bei den Leuten, ein Jude zu sein? Und was hindert dieses andere Leute! — Ach! ich schlage die Augen unter, und seufze mit mir selber: Menschen! Menschen! wohin habt ihr es endlich kommen lassen? Doch weg von diesen Betrachtungen!" so schließt Mendelssohn, „sie machen mich zu unmuthig."[1])

Mendelssohn trat auch in der That in früheren Jahren von allen Versuchen, auf die politische Stellung der Juden irgendwie einzuwirken, bescheiden zurück. Der bloße Gedanke an die traurigen bürgerlichen und socialen Verhältnisse, unter denen die Juden zu leiden hatten, erfüllten ihn mit Schmerz; er hörte nicht einmal gern davon reden. Als sein Freund Abbt ihm schrieb, daß er sich mit der Frage über die Bestimmung seiner Landsleute beschäftigen wolle, antwortete er ihm: „Was die Bestimmung meiner Landsleute sein wird, fragen Sie? Welcher

[1]) Schr. V, 567.

Landsleute? der Dessauer? oder der Bürger von Jerusalem? Erklären Sie sich deutlicher, und sodann werde ich Ihnen mit dem Pancratius beim Molière antworten: Je m'en lave les mains. Je n'en sais rien. Il en sera ce qu'il en pourra. Selon les aventures. Was mein System nicht beunruhigt, das macht auch mir keinen Kummer. Pompadour, Brühl, die Jesuiten, Glaubensrichter, Seeräuber, Tyrannen, Giftmischer und Landesverräther; was thut das? Mit dem Kaltsinne eines deutschen Metaphysikers hülle ich mich in meinen kahlen Mantel, und sage wie Pangloß: diese Welt ist die beste!"[1])

Die Kühnheit seines Geistes erstreckte sich blos auf speculative Dinge; im Praktischen war er stets in einer allzu engen Sphäre eingeschränkt gewesen, als daß er, wie er selbst gesteht, die Fertigkeit hätte erlangen können, sich zu großen Dingen zu erheben und „über gemeine Schwierigkeiten hinwegzusetzen". Außerdem kannte er den Charakter seines Stammes zu gut, als daß er die Verbesserung ihrer politischen und socialen Lage hätte befördern können. „Der Druck, unter welchem wir seit so vielen Jahrhunderten leben, hat unserm Geiste alle vigueur benommen," schrieb er den 26. Januar 1770 einem „Manne von Stande", der ihm das sonderbare Project zur Gründung eines selbstständigen jüdischen Reiches vorgelegt hatte. „Es ist nicht unsere Schuld; allein wir können nicht leugnen, daß der natürliche Trieb zur Freiheit in uns alle Thätigkeit verloren hat. Er hat sich in eine Mönchstugend verändert und äußert sich blos im Beten und Leiden, nicht im Wirken."[2])

Was hätte Mendelssohn, der philosophirende Schriftsteller, zur Verbesserung der politischen Lage seiner Glaubensgenossen auch thun können? Er lebte in dürftigen Verhältnissen, in einer abhängigen Stellung, war selbst heimatlos und empfand den Druck noch viel schmerzlicher als die meisten seiner Glaubensgenossen. Von den Kabineten der Großen und von allem, was

[1]) Schr. V, 325 f.

[2]) Schr. V, 494.

auf dieselben Einfluß hat, war er allzuweit entfernt, um an diesem großen Geschäfte auch nur den mindesten Antheil nehmen und mitwirken zu können. „Ich habe jederzeit im Verborgenen gelebt, niemals Antrieb oder Beruf gehabt, mich in die Händel der wirksamen Welt einzumischen, und mein ganzer Umgang hat sich von jeher blos auf den Cirkel einiger Freunde eingeschränkt, die mit mir ähnliche Wege gegangen sind.“ [1])

Aus dieser dunkeln Ferne trat er aber hervor, sobald Zeit und Umstände es erforderten. So oft das Wehgeschrei seiner Brüder zu ihm drang, raffte der Edle sich auf und nahm der Geängstigten und Hülfsbedürftigen an sich, soweit er es vermochte.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Mendelssohns Verwenden für die Juden in der Schweiz, in Sachsen und in Königsberg.

Aus der Heimat Lavaters drang der erste Hülferuf zu ihm.

Seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts war den Juden der Aufenthalt in der freien Schweiz untersagt; nur in der Grafschaft Baden, in den beiden eine halbe Stunde von einander entfernten Ortschaften Endingen und Lengnau,[2]) wurden sie gegen beträchtliche Schirmgelder geduldet. Aber auch hier forderten die Vögte beständig ihre Ausweisung. Im Jahre 1774 decretirte der Landvogt von Baden, daß die Zahl der im Surbthal ansässigen Juden nicht vermehrt, mittellose Ehen nicht gestattet und die gegen dieses Gesetz Verehelichten des Landes verwiesen werden sollten. Die armen Menschen, von

---

[1]) Schr. III, 180.

[2]) Schr. III, 106. Lengly, wie Lengnau im Volksmunde noch heute heißt.

denen einige, namentlich der Rabbiner, Jakob Schwaich, Mendelssohn dem Rufe nach bekannt waren, nahmen ihre Zuflucht zu ihm und „da sie von der gegenseitigen Freundschaft gehört, deren er und Lavater sich einander öffentlich versichert hatten", so ersuchten sie ihn, sich bei dem einflußreichen Geistlichen für sie zu verwenden.

So unangenehm es ihm auch war, mit Lavater wieder anzuknüpfen, so kam er doch dem Wunsche seiner bedrängten Glaubensgenossen nach und richtete am 14. April 1775 an den „verehrungswürdigen Menschenfreund" ein Schreiben, das mit den Worten schließt: „Ich wünschte sehr, meine Mitbrüder versichern zu können, daß sie weder von Ihrem Einflusse auf Ihre Mitbürger, noch von dem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen uns, sich unrichtige Vorstellungen gemacht, und beschwöre Sie, theuerster Menschenfreund, daß Sie sich dieser bedrängten Menschenkinder annehmen und durch Ihr Ansehen und Ihre Ueberredungskraft ihnen wenigstens ihre alten, hergebrachten Freiheiten zu erhalten suchen. Diese Handlung ist Ihrer würdig und führte also ihren Dank mit sich."[1])

Lavater blieb mit seiner Verwendung nicht zurück, und die Juden in der Schweiz priesen Mendelssohn als ihren Retter.

Der Hülferuf des Vorstandes der jüdischen Gemeinde in Dresden erreichte ihn in Hannover.

Die am 15. September 1772 publicirte „Judenordnung für die Residenzstadt Dresden" hat alle Bestimmungen mittelalterlicher Intoleranz. „Ausschaffung" war denjenigen angedroht, welche es einmal versäumten, die Personensteuer am festgesetzten Termine zu bezahlen.[2]) Im Herbste 1777 sollten nun mehrere hunderte durch Unglücksfälle herabgekommene, arme zahlungsunfähige Juden aus der Stadt vertrieben werden. In der ersten Bestürzung wandte sich der Vorsteher der dortigen Gemeinde, der wohlhabende und unterrichtete Samuel Halberstadt,

[1]) Schr. III, 107.

[2]) Sidori, Geschichte der Juden in Sachsen (Leipzig 1840), 92 ff.

ein Enkel des Amsterdamer Rabbiners Abraham Berlin, mit der Bitte an Mendelssohn, den Cabinetsrath Freiherrn von Fritzsche, der zur Zeit sächsischer Gesandter in Berlin war und, wie jener versicherte, Mendelssohns „Lob stets im Munde führte", um Schutz und Schonung für die schwerbedrohten Glaubensgenossen anzuflehen.[1])

Sofort nach Empfang dieses Briefes, den 19. November 1777, richtete Mendelssohn, nicht an Fritzsche, sondern an den geheimen Kammerrath Freiherrn von Ferber, von dem er ein Jahr früher Versicherungen der Werthschätzung erhalten hatte, folgendes rührend-schöne Schreiben:

„In der äußersten Bestürzung und Niedergeschlagenheit, darin ich mich befinde, wage ich es, mit dem kindlichsten Vertrauen, zu Ihnen, großmüthiger Menschenfreund! meine Zuflucht zu nehmen, und mit der innigsten Wehmuth um Ihren hülfreichen Beistand zu flehen. Gnädiger Herr! ich vernehme mit der letzten Post, daß viele Hunderte meiner Mitbrüder aus Dresden vertrieben werden sollen .... Gütiger, allwohlthätiger Vater! wo sollen diese Elenden mit ihren schuldlosen Weibern und Kindern hin? wo Schutz und Schirm finden? wenn das Land, in welchem sie um ihr Vermögen gekommen sind, sie ausschleudert? Das Vertreiben ist für einen Juden die härteste Strafe: mehr als bloße Landesverweisung, gleichsam Vertilgung von dem Erdboden Gottes, auf welchem das Vorurtheil ihn von jeder Grenze mit gewaffneter Hand zurückweist. Und diese härteste der Strafen sollen Menschenkinder leiden ohne Schuld und Vergehung, blos weil sie andern Grundsätzen zugethan und durch Unglück verarmt sind? Und der Israelit soll ehrlich sein, an dem Armuth so hart als Unehrlichkeit bestraft wird? Nein! Ich enthalte mich aller weiteren Betrachtungen, um das Herz des Menschenfreundes zu schonen, welches dadurch zu sehr verwundet werden würde. Ich habe noch Hoffnung, gegründete,

[1]) M. s. mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 58.

und in meiner Herzensangst mich noch tröstende Hoffnung. Unter der Regierung des besten, liebevollsten Fürsten, unter der Verwaltung weiser Menschenfreunde kann unmöglich Strafe ohne Verbrechen zu befürchten sein; kann der schuldlosen Armuth, in welcher Gestalt, Sitte und Religion sie sich einfindet, nicht Feuer, Wasser und Obdach versagt werden. — Vergeben Sie, verehrungswürdigster Beschützer der Unschuld! wenn ich nicht so an Sie schreibe, wie ich an Sie schreiben sollte. Mein Herz ist zu voll, mein Gemüth zu unruhig und keiner überlegenden Fassung fähig."[1])

Diesen Brief schickte Mendelssohn an Samuel Halberstadt mit einem kurzen Begleitschreiben, in dem es u. a. heißt: „Vielleicht habe ich die dem Herrn Baron schuldige Ehrerbietung außer Acht gelassen; doch, ‚komme über mich was will, ich war zu schwach es zu fassen, und das Wort zurückhalten, wer vermag es'? Uebrigens weiß ich, daß dieser Herr mir vergeben wird, denn er ist ein Tugendfreund und hat mich mehreremale in seinen Briefen versichert, sich mir, wenn nöthig, gefällig zu zeigen."[2])

Mendelssohn hatte sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht; infolge seiner Fürsprache bei Herrn von Ferber wurde der kurfürstliche Befehl zurückgenommen.

In demselben Jahre nahmen auch die Juden in Königsberg ihre Zuflucht zu Mendelssohn.

Der Königsberger Professor Georg David Kypke, der die ebenso kränkende als beschimpfende Beaufsichtigung des öffentlichen Gottesdienstes in der Synagoge zu Königsberg führte, hatte wegen einiger ohne seine Bewilligung vorgetragenen Festpsalmen, besonders aber wegen des „Alenu", eines der ältesten und erhabensten Gebete, am 5. April 1777 bei dem Ministerium eine Denunciation eingereicht. Es folgte eine Unter-

[1]) Schr. V, 544 f.

[2]) Mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes S. 59 f.

suchung, und die jüdische Gemeinde in Königsberg überreichte dem königlichen Commissarius das auf ihre Bitte von Mendelssohn abgefaßte Gutachten „Zufällige Gedanken über des Herrn Prof. Kypke Beschuldigungen der Judenschaft zu Königsberg, und besonders über das Gebet Alenu.“ [1]) Dieser Aufsatz war jedoch wenig geeignet, den Ankläger von seiner Ruchlosigkeit zu überzeugen und zum Schweigen zu bringen. Derselbe schrieb dagegen seine „Anmerkungen“, welche wieder eine Replik von Seiten der Juden veranlaßten. Auf ein ausführliches Gesuch der Juden an Friedrich den Großen wurde trotz des Einspruches Kypkes die Beaufsichtigung der Synagoge im Jahre 1778 aufgehoben.[2])

Einige Jahre früher verwandte sich Mendelssohn für einen in der sächsischen Landesfestung Pirna unschuldig inhaftirten jüdischen Gelehrten.

Der bereits früher genannte Avigdor Levi gerieth nämlich auf einer Reise durch Sachsen in den Verdacht eines Diebstahls oder einer Diebshehlerei und wurde demzufolge nach Pirna gebracht, wo er zehn Monate in Fesseln und Banden saß, ohne auch nur verhört zu werden. Endlich glückte es ihm, einen kunstvoll stilisirten hebräischen Brief an Mendelssohn gelangen zu lassen. Er betheuert darin seine völlige Unschuld, meldet ihm, daß ein Geistlicher, der ihn wöchentlich einigemal in seiner Zelle besuche, mehrerer Sprachen, auch der hebräischen, kundig und ein großer Verehrer von ihm sei, daß derselbe seinen Kommentar zum „Prediger“ gelesen habe und zu besitzen wünsche. Ferner theilt er ihm mit, daß er sich seine Leidenszeit mit dem Studium der Bibel und des Talmud verkürze, auch bereits den größten Theil des Abravanel, die „Herzenspflichten“ und das religions-philosophische Werk „Kusari“ einigemal gelesen habe und

[1]) Moses Mendelssohns und Georg David Kypkes Aufsätze über jüdische Gebete und Festfeiern; aus archivalischen Akten herausgegeben von Ludwig Ernst Borowski. Königsberg 1791; Schr. VI, 418 ff.

[2]) Jolowicz, Geschichte der Juden in Königsberg i. Pr., S. 100, 198 ff.

bittet ihn zum Schluß um die Erklärung einer in dem letztgenannten Werke ihm unverständlichen Stelle.[1])

Sobald Mendelssohn diesen Brief durch Isaak Jaffe, den Verwandten Avigdors, erhielt, schrieb er ihm und zwar, in der richtigen Voraussetzung, daß die Beamten in Pirna das Schreiben öffnen und lesen würden, den 13. Januar 1774, in deutscher Sprache Folgendes:[2])

„Ich habe Ihr Schreiben richtig erhalten. Da ich Ihre Denkungsart kenne, so zweifle ich nicht, daß Sie gerechte Sache haben, ob ich gleich nicht weiß, was Ihnen eigentlich schuld gegeben wird. Freilich wird am Ende die Unschuld an den Tag kommen, und Recht doch Recht bleiben müssen. Die Gerechtigkeit thut zwar zur Rettung der Unschuld nur sehr langsame Schritte, aber wir wollen hoffen, desto sicherere. Da Sie übrigens Ihr Trübsal mit so vieler Ergebung in den göttlichen Willen ertragen, so hoffe ich zu dem Gotte unserer Väter, daß der Vorfall auch für Ihre arme bedauernswerthe Familie so unglücklich nicht sein wird, als es jetzt scheint. Was ich nur immer dazu beitragen kann, derselben hartes Schicksal zu erleichtern, werde ich gewiß mit Vergnügen thun."

Dieses Schreiben hatte den erhofften Erfolg. Die Beamten selbst überbrachten es dem Gefangenen und eröffneten ihm, daß, wenn ein Mann wie Mendelssohn für seine Unschuld einstehe, niemand ihn mehr in Verdacht halten dürfe. Am Vorabende des Passahfestes erlangte Avigdor seine Freiheit wieder. Aller Mittel entblößt, nahm sich der mit ihm verwandte Berliner Oberrabbiner Hirschel Levin, sowie der reiche Isaak Dessau in Berlin seiner an. Von Dresden, wo er sich während des

[1]) Iggerot, 10. Brief.

[2]) Dieser Brief ist oft, aber immer unvollständig abgedruckt (Neue Berlin. Monatsschrift, Bd. 21, Janr. 1809, S. 28 ff.; Sulamith III, 2, 148 f., Schr. V, 522 f.); die Erklärung der Stelle im „Kusari" s. mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 44 f.

Festes aufhielt, kehrte er nach Prag zurück, und ernährte sich wieder kümmerlich durch Ertheilung von Privatunterricht.

Mendelssohn, seinem Retter und Befreier, bewahrte er stets die größte Verehrung und Dankbarkeit.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Die Beerdigungsfrage. Jakob Emden.

Der alte Brauch, die Leichen so rasch zu bestatten, daß der Todte vom Scheintodten nicht unterschieden werden konnte, war vor hundert Jahren bei den Juden allgemein. Dem Herzog Friedrich von Mecklenburg-Schwerin gebührt das Verdienst, diesem Unwesen zuerst gesteuert zu haben; er erließ am 30. April 1772 an die Juden seines Landes den Befehl, sich der frühen Beerdigung fernerhin zu enthalten und ihre Todten wenigstens drei Tage unbegraben zu lassen.[1])

Die Juden Mecklenburgs erhoben darüber ein Jammergeschrei, als ob Verbannung oder Ausweisung ihnen angedrohet wäre, als ob der Landesherr sie hätte zwingen wollen, ein mosaisches Gesetz zu übertreten. In ihrer Bestürzung wandten sich die Vertreter der Schweriner Gemeinde im Verein mit ihrem Rabbiner Mordechai Jaffe aus Berlin bald nach Publication des herzoglichen Edictes an Mendelssohn mit der Bitte, durch Abfassung einer Denkschrift und durch Verwendung bei der Regierung dieses Unglück von ihnen abzuwenden; „es wäre zu besorgen, daß es Gott behüte! noch ein größeres nach sich ziehen könne".[2])

Mendelssohn ließ mit der Antwort nicht lange warten. Zuvörderst erklärte er der Schweriner Gemeinde-Vertretung, er

[1]) Sammler (Meassef), 1785, 155.

[2]) Das. 169. Das Schreiben ist datirt vom 18. Mai 1772.

begreife nicht, wie sie über eine so heilsame Verordnung solche Bekümmerniß und Kränkung an den Tag lege; nach seinem Dafürhalten involvire die Befolgung des landesherrlichen Befehles nicht die geringste Gesetzesübertretung. Der Brauch einer sofortigen Beerdigung sei durch kein Religionsgesetz eingeführt und geringfügiger Ursachen wegen häufig umgangen worden. Das Uebernachten des Todten müsse um so mehr als Pflicht angesehen werden, wenn der entfernteste Zweifel vorhanden sei, daß er wieder erwachen könne. „Ist es doch fundamental bei uns, daß kein Gesetz stattfindet, wenn Lebensgefahr dabei obwaltet!“ Er giebt ferner zu erwägen, daß die Juden in den ältesten Zeiten die Leichen in unterirdischen Höhlen zu einer dreitägigen Bewachung beigesetzt hätten und daß nach den Erfahrungen bewährter Aerzte Fälle von Scheintod nicht ausgeschlossen seien. Um sich jedoch der Schweriner Gemeinde gefällig zu zeigen, schickte er ihr ein von ihm ausgearbeitetes Gesuch an den Herzog, ertheilte ihr aber zugleich den Rath, falls derselbe auf die „Vorstellung“ keine Rücksicht nehmen würde, auf ihrem Friedhofe eine Leichenhalle zu erbauen, in welcher die Abgeschiedenen drei Tage lang bewacht und alsdann erst zur Erde bestattet würden. „Dies zu thun, ist meiner Meinung nach die Pflicht einer jeden frommen Gemeinde, nicht aber von jenen vernünftigen Verordnungen abzugehen. Die Rabbiner unserer Zeit sollten sie dazu anhalten und die Sache befördern. Ich weiß zwar auch,“ fügt er zum Schlusse seinem Schreiben hinzu, „daß Sie mir nicht folgen werden, denn die Macht der Gewohnheit ist stark, ja vielleicht werde ich Ihnen gar als ein Irrlehrer durch meinen Vorschlag erscheinen. Immerhin! Habe ich doch mein Gewissen von der Schuld befreit.“[1])

[1]) Der Brief Mendelssohns, datirt vom 9. Juni — nicht Mai, wie 1. Aufl. S. 559 angegeben — ist abgedruckt: Sammler, 1785, 170 f., ins Deutsche übersetzt von Jakobson im Septemberhefte des Rostocker Wanderers vom Jahre 1772, ferner Sulamith IV, 2, 155 ff., und 1. Aufl. S. 557 ff.

Hätte Mendelssohn mit weniger Anspruchslosigkeit und Ruhe seinen Bescheid abgegeben, so hätte man ihn in der That damals für einen Irrlehrer gehalten.

Zu seiner nicht geringen Ueberraschung erhielt er in dieser Angelegenheit nach einigen Wochen ein Schreiben von dem in Altona als Privatmann lebenden frommen Rabbiner Jakob Hirschel oder Emden, wie er nach dem Rabbinate, das er einige Jahre bekleidete, genannt wurde. Hirschel, ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit, aber unverträglich und rücksichtslos, eiferte gegen jede Beschäftigung mit profanem Wissen: Französisch war ihm ein Greuel, und am Sabbat eine Zeitung zu lesen erachtete er für Sünde. Es scheint, daß Mendelssohn es absichtlich vermieden hat, bei Lebzeiten des ihm persönlich bekannten Jonathan Eibenschütz zu Hirschel, dessen Todfeinde, in Beziehung zu treten; erst nach dem Tode des genannten Hamburger Oberrabbiners knüpfte er mit ihm an. Er hielt ihn für einen der gelehrtesten Rabbiner seiner Zeit[1]) und nannte ihn nicht anders als „Lehrer und Meister", den „erleuchteten, berühmten, großen Rabbiner", den „Lehrer des Volkes", den „Vertreter der Nation". Hirschel gewann auch bald die Ueberzeugung, daß der Verfasser des „Phädon" ein eben so glaubenstreuer Jude wie gewiegter und scharfsinniger Talmudist sei; dieser machte ihm allerdings kein Hehl daraus, daß, seitdem er zur richtigen Erkenntniß gelangt sei, die gewöhnliche Disputirkunst, wie sie vielen Rabbinern eigen ist, ihn anwidere und er sich nicht entschließen könne, im Studium des Talmud, dem er mit Liebe obliege, diesen Weg wieder zu beschreiten.[2])

Das leidliche Verhältniß zwischen den beiden, an Wissen und Richtung grundverschiedenen Männern wurde durch die Beerdigungsfrage gelockert.

Wie an Mendelssohn, hatten sich die Vertreter der Schwe-

---

[1]) Schr. III, 43.

[2]) Mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes von ihm und über ihn, 29 ff.

riner Gemeinde auch an Emden gewandt und seine gutachtliche Meinung eingeholt. Auch er ertheilte ihnen den Rath, sich vertrauensvoll an Mendelssohn zu wenden; er sei der deutschen Sprache mächtig, ein Mann von Namen und Ruf, und bei den Fürsten von Einfluß. Auf vielfaches Bitten händigte er ihnen auch ein in aller Eile niedergeschriebenes, einen ganzen Bogen umfassendes hebräisches Gutachten ein, das sie ihm alsbald zurückzuschicken versprachen. Emden, welcher vermuthete, daß die Schweriner Gemeinde-Vertreter sein Gutachten, in dem er vom talmudisch-rabbinischen Standpunkte den alten Brauch vertheidigt hatte, Mendelssohn zur Einsicht geschickt hätten, schrieb ihm den 26. Juni 1772 und bat ihm um die Rücksendung des Gutachtens im Original oder in Abschrift.[1])

Gleich nach Empfang dieses Briefes, den 30. Juni, drückte Mendelssohn dem frommen Hirschel sein Erstaunen über das sonderbare Benehmen jener „superklugen Leute" aus, die ihm weder eine Denkschrift eingeschickt, noch überhaupt mitgetheilt, daß sie sich auch an ihn gewandt hätten. Was nun die Angelegenheit selbst betreffe, so gebe es, meint Mendelssohn, erwiesenermaßen kein sicheres Kennzeichen eines wirklich erfolgten Todes. Alle Heilkundigen bezeugen, daß Puls- und Herzschlag sowie Athemholen bisweilen gänzlich aufhören, ohne daß der Tod wirklich eingetreten und daß Ohnmacht vom Tode nicht früher zu unterscheiden ist, bis der Körper in Verwesung übergeht. Sehnlichst verlange er die Gründe kennen zu lernen, durch welche er den Brauch der raschen Beerdigung gerechtfertigt habe.[2])

Mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit wies nun Emden in einem ausführlichen Schreiben[3]) die Wichtigkeit des unter allen Juden verbreiteten Brauchs der sofortigen Beerdigung nach und

[1]) Sammler, 1785, 172.

[2]) Das. 173. Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, 31 f.

[3]) Das. 178 ff. Das Schreiben ist datirt vom 3. Juni 1772.

fügte hinzu, daß auf die Ansichten der Aerzte in religionsgesetzlichen Fragen nichts zu geben sei; außerdem ermahnte er Mendelssohn, wie ein Vater seinen geliebten Sohn, sich ja nicht vom geraden Wege zu entfernen. Als Emden merkte, daß Mendelssohn sich über seinen Brief gekränkt fühlte und auf seinen Ansichten beharre, richtete er am 8. August ein zweites Schreiben an ihn, in dem er ihn versicherte, daß er keineswegs die Absicht gehabt habe, ihn zu beleidigen; umsoweniger dürfe aber auch er seine wohlgemeinten Worte unbeachtet lassen. Zu seinem eigenen Besten rieth er ihm, jeden Verdacht der Ungläubigkeit von sich fern zu halten, da es ihm ohnehin schon verargt werde, daß er „einen bösen Hund in seinem Hause großziehe", d. h. daß er sich eifrig mit Philosophie beschäftige und mit Männern von laxer Religiosität Umgang pflege.[1])

Zum völligen Bruche mit Emden ließ es Mendelssohn in seiner Friedensliebe nicht kommen; er stand auch noch später mit ihm im Briefwechsel.

Die Beerdigungsfrage wurde nach mehreren Jahren durch die Aerzte M. J. Marx in Hannover[2]) und Markus Herz in Berlin zur großen Freude Mendelssohns wieder aufgenommen und mit der Zeit auch im Sinne Mendelssohns gelöst.

---

[1]) Sammler, 1785, 184 ff. Die zwischen ihm, Jakob Emden und der Schweriner Gemeinde-Vertretung geführte Correspondenz übergab Mendelssohn selbst den Herausgebern des „Sammlers" zur Veröffentlichung, vgl. Sammler, 1785, 154.

[2]) M. J. Marx (st. 24. Januar 1789 zu Hannover) veröffentlichte 1784 einen Aufsatz über die Begräbnißfrage, infolge dessen ihm Mendelssohn am 18. August 1784 schrieb. (Der Brief ist nicht mehr vorhanden.) Vgl. Marx, Ueber die Beerdigung der Juden, Hannover 1788, auch als deutsche Zugabe zu dem Sammler, 1789. — M. Herz, Ueber die frühe Beerdigung der Juden. Berlin 1787; 2. Aufl. 1788.

Fünfzigstes Kapitel.

Die Ritualgesetze der Juden und der Judeneid.

Als eigentlicher Vertreter der Juden in Preußen erscheint Mendelssohn durch die Zusammenstellung der „Ritualgesetze der Juden" und durch die Formulirung des Judeneides.

Die Gerichtsbarkeit der Rabbiner in rituellen Angelegenheiten und in Schuldfragen von Juden gegen Juden, welche schon das Generalprivilegium von 1750 insofern beseitigt hatte, daß es die Rechtsprechung in das Abgeben eines bloßen Gutachtens und zwar nur in Eheangelegenheiten, Testamenten u. dgl. m. verwandelte, wurde, theils um die Rechte der Rabbiner zu beschränken, theils um die Gerichtseinkünfte zu vermehren, im Jahre 1776 ganz aufgehoben und auf die Landesgerichte übertragen.[1]) Um nun die letzteren, denen es an Kenntniß der desfalsigen jüdischen Bestimmungen fehlte, in den Stand zu setzen, wirklich Recht zu sprechen, erhielt im Jahre 1777 der damalige Berliner Oberrabiner Hirschel Levin von dem Staatsrath den Auftrag, die betreffenden Ritualgesetze der Juden in einen „deutschen Auszug zu bringen und dem königlichen Justizdepartement zu überreichen".

Hirschel Levin, welcher zuerst in London, dann in Halberstadt und eine kurze Zeit in Mannheim als Rabbiner wirkte, bis er im Jahre 1772 als Oberrabbiner nach Berlin berufen wurde, besaß neben einem umfassenden gründlichen Wissen im Talmud und in der rabbinischen Literatur auch profanes Wissen; er verfügte aber doch nicht über eine solche Fertigkeit im deutschen Ausdrucke, wie die ihm übertragene Arbeit sie erforderte. Mendelssohn verehrte er wegen seiner Kenntnisse und seiner

---

[1]) L. Geiger, Geschichte der Juden in Berlin (Berlin 1871) I, 72; II, 133 ff.

Religiosität seit vielen Jahren;[1]) er war, wie der Orientalist Boysen den 26. August 1770 von Quedlinburg aus an Gleim in Halberstadt schrieb,[2]) „stolz darauf, daß der Berlinische Sokrates aus seiner Nation aufgestanden sei". Den „Phädon" hatte er gelesen und „den Klugen in seinem Volke den Rath gegeben, die großen Lehren dieses Weltweisen ins Herz zu prägen." An ihn wandte sich daher Hirschel Levin mit der Bitte, die „Ritualgesetze in einen deutschen Auszug zu bringen", und dieser unterzog sich bereitwillig der Aufgabe aus Freundschaft und Hochachtung für den von ihm verehrten Mann.

Die „Ritualgesetze der Juden", von Hirschel Levin vor der Veröffentlichung sorgfältig geprüft, erschienen im Jahre 1778[3]) zunächst', wie Mendelssohn im Vorbericht bemerkt, als „Privatbemühung eines Gelehrten", dann aber auch zu praktischem Zwecke, „da man in diesem Fache noch wenig ausführliches in anderen als in rabbinischer Sprache aufzuweisen hat und die Fälle doch öfters vorkommen, da Rechte der Juden gegen Juden von Sachwaltern vertheidigt und von Richtern entschieden werden, die der rabbinischen Sprache und Gelehrsamkeit unkundig sind". Diese Schrift, welche eine systematisch und übersichtlich geordnete Zusammenstellung der rabbinischen Bestimmungen über Ehe- und Erbrecht nebst Formularen jüdischer Contracte, als Ehe- und Verlobungspacten, Trau- und Chalizabrief, enthält, entsprach lange Zeit einem praktischen Bedürfnisse und hat demzufolge auch mehrere Auflagen erfahren.[4])

Von größerer Wichtigkeit ist der von Mendelssohn formulirte Judeneid.

---

[1]) Hirschel Levin hat von Mendelssohn, über die Vorurtheile, deren er im Streite mit Lavater seine Religion beschuldigte, keine Erklärung gefordert; im Mai 1770 war er noch gar nicht in Berlin.

[2]) Briefe von Hrn. Boysen an Hrn. Gleim (Frankfurt u. Leipzig) 1772), II, 221 f.

[3]) Berlin, Voß, 1778; der Vorbericht ist datirt vom 1. Febr. 1778.

[4]) 2. Aufl. Berlin 1783, 3. Aufl. ibid. 1793, 4. Aufl. ibid. 1799, 5. Aufl. ibid. 1826; Schr. VI, 5—118.

Der Assistenzrath und spätere Professor Ernst Ferd. Klein, welcher von Garve in Breslau an Mendelssohn empfohlen und bald mit ihm befreundet wurde,[1]) erhielt im Jahre 1782 von der Regierung den Auftrag, einen Entwurf über die bei der jüdischen Eidesleistung zu beachtenden Formalitäten einzureichen. Er that, wie es in seinem Berichte an Friedrich den Großen vom 7. Juni 1782 heißt, „sich mit Mendelssohn zusammen, der ihm einen Bericht beifügte, wie der Eid, dem Talmud gemäß, in jüdischen Gerichten abgenommen werde."[2]) Mendelssohn, der von Klein und den anderen Redactoren des Entwurfes zum „Allgemeinen Landrechte" über rechtsphilosophische Materien oft zu Rathe gezogen wurde, auch dem Großkanzler auf dessen Ansuchen Gutachten abgestattet hatte,[3]) befand sich, ängstlich wie er war, dieser Frage gegenüber in keiner geringen Verlegenheit. Er hatte sowol die Rabbiner und die Masse seiner Glaubensgenossen, als die Vorurtheile der christlichen Behörden zu berücksichtigen und darum entwarf er jene strenge Eidesformel, welche für die Juden des preußischen Staates bis auf die Gegenwart eine drückende Last war. Hätte er sich nach seiner Denkungsart frei und offen erklären dürfen, so wäre der Judeneid mit allen verdächtigenden und mittelalterlichen Formalitäten aus den preußischen Gesetzbüchern schon damals geschwunden.

Und doch müssen wir ihm Dank dafür wissen, daß er einen Jargon aus den Gerichtsstuben vertrieben, welcher nicht wenig zur Unsittlichkeit des gemeinen Mannes, wie Mendelssohn sich ausdrückt, und zur Verhöhnung der Juden beigetragen, daß er die „Ermahnungsformel beim Judeneide"[4]) statt in jüdisch-deutschem Mischmasch in reiner deutscher Sprache eingeführt hat.

[1]) Kleins Selbstbiographie in Lowes Bildnissen jetztlebender Gelehrten, S. 53.

[2]) M.s Meinungen über den Eid nach den „Jahrbüchern für preuß. Gesetzgebung" ausführlich mitgetheilt von Z. Frankel, der gerichtliche Beweis nach mosaisch-talmudischem Rechte (Berlin 1846), S. 498 ff.

[3]) Schr. I, 28.

[4]) Schr. VI, 405 f.

„Ich würde es sehr ungern sehen," heißt es in seinem Briefe an Klein vom 29. August 1782,[1]) „wenn nach Herrn Fränkels Bedenklichkeit die jüdisch-deutsche Mundart und die Vermischung des Hebräischen mit dem Deutschen durch die Gesetze autorisirt würden. Ich fürchte, dieser Jargon hat nicht wenig zur Unsittlichkeit des gemeinen Mannes beigetragen, und verspreche mir sehr gute Wirkung von dem unter meinen Brüdern seit einiger Zeit aufkommenden Gebrauche der reinen deutschen Mundart. Wie würde es mich kränken, wenn die Landesgesetze selbst jenem Mißbrauche beider Sprachen gleichsam das Wort redeten! Lieber mag Herr Fränkel sich die Mühe geben, die ganze Warnung in reines Hebräisch zu setzen, damit sie, nach Beschaffenheit der Umstände, rein deutsch, oder rein hebräisch, oder auch in beiden Sprachen abgelesen werden könne. Nur keine Vermischung der Sprachen!"

[1]) Schr. V, 605.

Zwölftes Buch.

Die Bibelübersetzung.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Anlaß und Zweck.

Keine Vermischung der Sprachen! war der Grundgedanke, der Mendelssohn leitete, als er den großen Plan faßte, die Cultur seiner Glaubensgenossen zu heben und die jüdische Masse zu bilden. Es war seinem Scharfblicke nicht entgangen, daß der Jargon, diese jüdisch-deutsche Mundart, eine weite Kluft zwischen den Juden und der übrigen Menschenwelt bildete, daß ein großer Theil ihrer politischen Beschränkung und socialen Absonderung in dem Mangel an Cultur seinen Grund hatte; deshalb war sein Streben darauf gerichtet, sie die reine deutsche Sprache zu lehren und zwar inmitten ihres eigenen unantastbaren Heiligthums.

An der Hand des göttlichen Wortes sollte die junge Generation auch zugleich auf die Bahn der Nationalität geführt, sollte der jüdische Geist mit der allgemeinen Bildung gemeinsam genährt werden. Von diesem Gesichtspunkte aus unternahm er es, eine deutsche Uebersetzung der fünf Bücher Moses zu bearbeiten. Nie dachte er daran, Bibelherausgeber oder Uebersetzer zu werden. „Nach dem ersten Plane meines Lebens,"

schreibt er Hennings den 29. Juni 1779, „so wie ich ihn in meinen besseren Jahren entwarf, war ich weit entfernt, jemals ein Bibelherausgeber oder Uebersetzer zu werden. Ich wollte mich blos darauf einschränken, des Tages seidene Zeuge verfertigen zu lassen und in Nebenstunden der Philosophie einige Liebkosungen abzugewinnen. Es hat aber der Vorsehung gefallen, mich einen ganz andern Weg zu führen. Ich verlor, infolge der Lavaterschen Zudringlichkeit, die Fähigkeit zu meditiren und mit ihr anfangs den größten Theil meiner Zufriedenheit. Nach einiger Untersuchung fand ich, daß der Ueberrest meiner Kräfte noch hinreichen könne, meinen Kindern und vielleicht einem ansehnlichen Theile meiner Nation einen guten Dienst zu erzeigen, wenn ich ihnen eine bessere Uebersetzung und Erklärung der heiligen Bücher in die Hände gebe, als sie bisher gehabt. Dieses ist der erste Schritt zur Cultur, von welcher meine Nation leider! in einer solchen Entfernung gehalten wird, daß man an der Möglichkeit einer Verbesserung beinahe verzweifeln möchte. Ich hielt mich indessen für verbunden, das Wenige zu thun, was in meinem Vermögen steht und das Uebrige der Vorsehung zu überlassen, die sich zur Ausführung ihres Plans mehrentheils mehr Zeit nimmt als wir übersehen können."[1])

Mendelssohn verfaßte die Pentateuch-Uebersetzung, nicht etwa um dadurch Namen und Ruhm in der Welt zu erlangen, sondern zunächst zum Gebrauche für seine Kinder. Nach dieser Uebersetzung in der reinen deutschen Muttersprache unterrichtete er seinen ältesten Sohn, um ihm das Verständniß des Urtextes zu vermitteln und um ihn gleichzeitig in den Geist der hebräischen Sprache, in die feinen Nüancen ihrer Redewendungen, in ihre Poesie einzuführen, bis er dereinst selbstständig in die Tiefen der heiligen Urkunden einzudringen vermöge.

Durch göttliche Fügung wurde ihm der gelehrte Salomo Dubno, ein ausgezeichneter Masoret und in den Schriften der

---

[1]) 1. Aufl. S. 522.

alten Grammatiker sehr bewandert, zugeführt. Mendelssohn ließ seinem Sohne täglich eine Stunde Unterricht in der hebräischen Grammatik von ihm ertheilen.

Eines Tages zeigte er Dubno die Uebersetzung; sie gefiel ihm so sehr, daß er in ihn drang, sie zu Nutz und Frommen der israelitischen Jugend dem Drucke zu übergeben. Er willigte ein, jedoch nur unter der Bedingung, daß Dubno jede Stelle, welche er gegen die Ansichten der älteren oder die aller Kommentatoren, oder welche er nach den Regeln der hebräischen Sprache und dem Zusammenhange des Sinnes übersetzt habe, sorgfältig prüfe, und dann die Uebersetzung mit einem leichtfaßlichen Kommentar in hebräischer Sprache versehe, in welchem von der bei der Uebersetzung befolgten Methode genau Rechenschaft gegeben werde.

Mendelssohn, der auch bei dem Kommentare jeden möglichen Beistand zu leisten versprach, verzichtete im voraus auf jeden materiellen Gewinn. Mit seinem, in dürftigen Verhältnissen lebenden Bruder Saul sollte Dubno Druck und Correctur besorgen und gleichen Antheil am Honorare haben. Er wollte nicht einmal auf dem Titelblatte als Uebersetzer genannt werden und nur auf das Drängen Dubnos, der ihm vorstellte, daß sein Name dem Werke Käufer und Gönner verschaffen würde, willigte er endlich ein.[1]) Da es bei dem Unternehmen nicht auf Gewinn abgesehen war, so setzte er den Preis des ganzen Werkes, das er auf mindestens hundert Bogen berechnet hatte und das in fünf Lieferungen erscheinen sollte, niedrig genug: das Exemplar auf Groß-Median $7^1/_2$ fl Holländ. Courant oder $4^1/_3$ Rthlr. Pr. Courant und auf Groß-Royal 9 fl H. C. oder $5^1/_3$ Rthlr.[2])

Mit Energie nahm Dubno sofort das Werk in Angriff. Schon im Sommer des Jahres 1778 erschien unter dem Titel

---

[1]) Schr. VI, 447; Einleitung zum Pentateuch (ed. Prag) 13a.

[2]) 1. Aufl. S. 526; Schr. V, 667; mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 52.

„Blätter zur Heilung" eine Probe,[1]) bestehend aus drei verschiedenen Kapiteln der fünf Bücher Moses, mit deutscher Uebersetzung in hebräischen Lettern nebst Text und Kommentar, und der trefflichen Uebersetzung der Elegie Jehuda Halevis „An die Burg Zion".[2]) In der, den Blättern vorangehenden Vorrede Dubnos werden die Grundsätze aufgestellt, welche den Uebersetzer leiteten, die Kommentatoren genannt, denen er folgte, es wird die Versicherung gegeben, daß der Uebersetzer, der „weitberühmte Gelehrte, Herr Moses Dessau", jeden Vers, jeden Abschnitt, drei bis vier mal mit den vier größten und angesehensten jüdischen Kommentatoren[3]) verglichen habe, damit die Uebersetzung getreu und deutlich sei. Zum Schluß heißt es dann:

„Hiermit will ich Euch nun, meine Brüder, bekannt machen, daß ich willens bin, die fünf Bücher Moses mit schönen Lettern auf gutem Papier und nach aller Möglichkeit correct drucken zu lassen, nebst der schönen deutschen Uebersetzung, die ihresgleichen nicht hat, mit einem Auszuge aus den besten Kritikern. . . . Ich habe auch, um dieses Werk nützlicher zu machen, alle Regeln der Grammatik kurz zusammengefaßt. . . . Der gelehrte Herr Saul, ein Bruder unseres gelehrten Uebersetzers, ist mein Gehülfe bei dieser Ausgabe. Zur Probe haben wir für jetzt drei Kapitel, nämlich das erste vom zweiten Buche, das 23. und 24. vom vierten Buche Moses, von diesem Werke abdrucken lassen.

Was ist nun aber auch billiger, als daß Ihr Euch, als

---

[1]) Allim Literuphah, Amsterdam 1778. Die „Probe einer jüd.-deutschen Uebersetzung der fünf Bücher Moses von Hrn. Moses Mendelssohn nebst rabbinischen Erläuterungen und einer am Ende angehängten Elegie" wurde von dem Proselyten Christian Gottlob Meyer, „vormals Candidat der Theologie in Göttingen", ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Göttingen 1780. Die Vorrede ist datirt vom 12. August 1779.

[2]) Schr. VI, 429 ff.

[3]) R. Salomon Jizchaki (Raschi), R. Samuel ben Meïr (Raschbam), R. Moses ben Nachman (Ramban) und R. Abraham Ibn Esra (Rabe).

das Volk Gottes, angelegen sein lasset, ein solches gemeinnütziges Werk auf alle mögliche Art zu befördern."

„Die Erscheinung ist denkwürdig, das Vorhaben so wichtig, und der Mann, der es unternimmt, so berühmt, daß wir billig unsern Lesern diese Probe bekannt machen müssen. Uns würde es große Freude und um das Judenthum ein großes Verdienst sein, wenn wir das ganze Alte Testament auf diese Art übersetzt erhalten könnten." Mit diesen Worten kündigte Doederleins „Theologische Bibliothek"[1]) diese neue deutsche Uebersetzung der Bibel an, fügte aber auch hinzu: „allein wir zweifeln, ob der Verfasser unter seinen Glaubensgenossen in Deutschland viele antreffen wird, die seinen deutschen Ausdruck verstehen. Wir haben diese Probe verschiedenen, nicht eben ungelehrten Juden vorgelegt; aber es war ihnen schwer, das Deutsche zu lesen und den Sinn zu finden. Noch sind sehr wenige an Geist, Genie und Sprache so gebildet, daß sie gute und reine Uebersetzungen mit Vergnügen und mit Nutzen lesen."

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Allgemeine Theilnahme, Schwierigkeiten und Kämpfe.

Der Name Mendelssohns bürgte für das Gelingen des Unternehmens. Aus allen Gegenden Deutschlands, aus Frankfurt am Main und Königsberg, von Berlin und Dessau ganz zu schweigen, aus Wien und Prag, aus Holland, England und Frankreich, selbst aus dem noch in tiefer Unwissenheit schmachtenden Polen liefen Bestellungen auf das Werk ein. Auch Christen,

[1]) 1. Band, S. 156.

Theologen und Professoren, pränumerirten. In Hamburg unterzog sich die edle Elise Reimarus der Mühe, Pränumeranten zu sammeln.[1]) Bald nach dem Erscheinen der „Probe" waren nahezu achthundert Bestellungen auf das Werk gemacht.

Auch mehrere angesehene Rabbiner begrüßten die neue deutsche Uebersetzung als den Anfang einer neuen Epoche in der Culturgeschichte ihres Volkes. Der damalige Berliner Oberrabbiner Hirschel Levin schrieb eine für Mendelssohn sehr schmeichelhafte Approbation und sprach darin die Hoffnung aus, daß die Unbekanntschaft der deutschen Juden mit der deutschen Sprache aufhören und dieser „Unstern bald schwinden" würde. Das gesammte Berliner Rabbinat, mit dem Rabbiner von Strelitz an der Spitze, folgte seinem Beispiele. Sein Sohn Saul, Rabbiner zu Frankfurt an der Oder, richtete an Jeremias Bendit in Berlin, der die Commission und die Versendung des Werkes übernommen hatte, ein Schreiben, in dem er der Ueberzeugung Ausdruck gab, daß der, der Uebersetzung beigefügte hebräische Kommentar die Unkundigen für die deutsche Sprache gewinnen werde, da es eine Schande für Israel sei, daß seine Schullehrer weder hebräisch noch deutsch verständen. Der Rabbiner Aron Horwitz, der von Hasenpoth in Kurland als Rabbinats-Assessor nach Berlin berufen wurde und weithin als rabbinische Autorität galt, ertheilte in seiner Krankheit kurz vor seinem Tode dem Secretär der Berliner Gemeinde den Auftrag, das Werk in seinem Namen zu approbiren.[2]) Der fromme Hartwig Wessely fühlte sich beim Anblick der Probebogen zu einem Lobgesang auf den Uebersetzer begeistert.[3])

Es fehlte jedoch auch nicht an Männern unter den „Hochgelehrten Israels", welche in richtigem Gefühle der großen Be-

[1]) 1. Aufl. S. 538; Schr. V, 692.

[2]) Die Approbation Levins, datirt vom 4. September 1778, die des Berliner Rabbinats vom 26. October 1778 und das Schreiben Sauls sind dem Werke vorgedruckt.

[3]) Wesselys Gedicht „Mehallel Rea" wurde ebenfalls dem Werke vorgedruckt. M. s. auch Joseph Halterns Lobgedicht, Sammler, 1785, 20.

deutung der rein deutschen Bibelübersetzung und der aus dem profanen Wissen entspringenden Gefahr für die strenge Gläubigkeit dem edlen Streben Mendelssohns hemmend und feindlich in den Weg traten. Mit einigen von ihnen hatte er es von vornherein dadurch verdorben, daß er nicht, der damaligen Sitte gemäß, sie um ihre Approbation angegangen war. Hatte er doch aus allzu großer Bescheidenheit sich nicht entschließen können, die ihm schon im Herbste 1778 ertheilten Approbationen des Oberrabbiners und Rabbinats zu Berlin zu veröffentlichen! Wozu sollte er auch die „Hochgelehrten Israels“ um eine Approbation zu einer Sache angehen, die ihm nicht den geringsten Gewinn brachte? „Ueberdies war es ja ein deutsches Buch zur Benutzung für Kinder und deren Lehrer, und den Rabbinern unserer Zeit kam es noch nie in den Sinn, selbst nach jüdisch-deutsch geschriebenen Büchern sich umzusehen und deren Druck zu approbiren oder den Unternehmern zu wehren. Sollte mir Gott das Glück schenken, einst ein hebräisches Buch herauszugeben, dann werde ich es auch nicht unterlassen, darüber bei den Weisen Israels anzufragen, um Gutachten und Approbation von ihnen pflichtmäßig einzuholen.“[1])

Die Rabbiner, welche die deutsche Uebersetzung des Pentateuch für eine kühne, den Glauben bedrohende Neuerung hielten und deshalb gegen Mendelssohn auftraten, waren zwei Polen: Raphael Cohen, der, nachdem er in verschiedenen Gemeinden Polens und dann zwei Jahre in Posen fungirt hatte, zum Rabbiner der Gemeinden Hamburg-Altona berufen worden, und dessen Schwiegersohn, der scharfsinnige Hirsch Janow, welcher Nachfolger seines Schwiegervaters in Posen und dann Rabbiner in Fürth wurde.[2]) Sie glaubten der heiligen Sache

---

[1]) Schr. VI, 449.

[2]) Hirsch Janow starb nicht im Alter von 36 Jahren, wie Grätz, Geschichte der Juden, XI, 587 Sal. Maimon nachschreibt, sondern im Alter von 52 Jahren, den 13. November 1785. Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums, 1873, S. 191.

der Religion keinen kleinen Dienst zu erweisen, wenn sie bald nach dem Erscheinen der „Probe" gegen den „Moses Dessau", wie sie verächtlich ihn nannten, offen und frei mit ihren „Donnerkeilen" aufträten. Lebten sie doch in dem Wahne, der bescheidene Mann überhebe sich und halte sich für größer und gelehrter als die Rabbiner! Ohne die Uebersetzung zu kennen, ohne die poetische Uebertragung in den „Blättern zur Heilung" auch nur zu verstehen, sprachen sie ein Verbot über das neue, dem Druck noch nicht übergebene Werk aus und thaten es feierlichst in den Bann.

Auch Ezechiel Landau, der berühmte Oberrabbiner zu Prag, hatte sich in mißliebiger Weise über die deutsche Uebersetzung geäußert; das von den beiden genannten Rabbinern an ihn aber gestellte Ansinnen, zu einer öffentlichen Verurtheilung des Unternehmens seinen Namen herzugeben, wies er mit dem Bedeuten zurück, daß er in der Uebersetzung nichts entdeckt habe, was einen solchen Schritt rechtfertigen könnte; er nahm vielmehr Mendelssohn in Schutz und suchte dessen zornentbrannte Gegner zu beschwichtigen.[1])

Das „kleine Ungewitter, welches sich über Mendelssohn zusammengezogen hatte, verursachte ihm anfangs nicht die mindeste Unruhe". Auf Widerstand war er gefaßt. Sobald er Dubno nachgegeben, seine Uebersetzung drucken zu lassen, „nahm er seine Seele in Händen, richtete sein Auge auf die Berge und gab seinen Rücken den Schlägern preis. Mögen diese immer fluchen,

---

[1]) Unrichtig rechnet Grätz auch Landau zu den Gegnern Mendelssohns, s. dagegen: Avigdor Levi, Iggroth (Wien 1794), 10b; Zeitteles, Mewo Hallaschon (Prag 1813), Einl. 3a; Brüll, Jahrbücher für jüd. Geschichte und Literatur, III, 210 f. S. auch die Elegie Josephs aus Troplowitz auf den Tod Landaus (Alon Bachoth [Wien 1793]), ein Zwiegespräch zwischen Landau und Mendelssohn bei ihrem Zusammentreffen im Jenseits. Das dem Schriftchen vorgedruckte Bild stellt dar, wie der majestätisch imposante Landau den kleinen Mendelssohn umarmt und küßt.

ich werde gesegnet sein!" war sein Trost und sein Wahlspruch.[1]) „So leicht soll es keinem Zeloten gelingen," schreibt er seinem Freunde Hennings von Strelitz aus am 29. Juni 1779, „mein kaltes Blut in Bewegung zu setzen. Ich sehe das Spiel der menschlichen Leidenschaften als eine Naturerscheinung an, die beobachtet zu werden verdient. Wer bei jedem elektrischen Funken zagt und zittert, taugt nicht zum Beobachter. Ueberhaupt hat mein Herz wenig Reizbarkeit zum Zorn, Verdruß, Reue und dergleichen unangenehmen Affecten. Ich bin nur noch empfindsam gegen Liebe und Freundschaft und auch hierin in einem so gemäßigten Grade, daß mich meine Freunde sehr oft der Lauigkeit beschuldigen. Allein ich kann mir keine Empfindungen geben, die ich nicht habe, und lügen mag ich sie nicht, so sehr die Ziererei der Mode es zu fordern scheint."[2])

Wie sehr auch die Gegner polterten und über ihn herfuhren, Mendelssohn blieb ruhig; das jugendliche Feuer, „das uns öfters in der besten Absicht von der Welt über Maß und Ziel hinweg zu treiben pflegt", hatte ihn längst verlassen, und „er hielt es für Thorheit, jetzt noch, so nahe am Ufer, seine Segel jedem Ungestüme Preis zu geben." Deshalb ersuchte er seine Freunde und Gesinnungsgenossen, die Gegner ruhig toben zu lassen. Er kannte seine Zeit und wußte nur zu gut, „wie viel Widerspruch, Haß und Verfolgung die geringste Neuerung, wenn sie auch wichtige Verbesserungen zur Folge hat, jederzeit findet".

Als der Rabbi zu Altona eine Zeit lang „seine Donnerkeile ruhen ließ", um, wie Mendelssohn vermuthete, sie bei einer günstigern Gelegenheit, wenn erst das ganze Werk vollendet wäre, mit größerem Gepolter auszusenden, bat er dringend seinen Freund Hennings, der als dänischer Staatsrath dahin wirken wollte, daß der eifervolle unduldsame Rabbi zur Ruhe verwiesen werde, nichts gegen ihn zu unternehmen. Er wünschte,

[1]) Schr. VI, 453.
[2]) 1. Aufl. S. 521.

daß jener sich selbst überlassen bliebe, und daß von außen her durch nichts auf ihn gewirkt würde, um zu sehen, was die Wahrheit selbst, frei von allen andern Rücksichten, bei seiner Nation auszurichten vermöge. Sobald äußere Dinge, Drohungen, Verbote und dergleichen mitwirkten, so würden, meinte er, die Zirkel verrückt, und die Beobachtung wäre verloren. Er war fest überzeugt, daß eine kleine Gährung seiner Sache recht dienlich wäre und nicht gestört werden dürfte.[1]) Je mehr Widerstand sein Werk fand, desto mehr hielt er sich von der Nothwendigkeit des Unternehmens überzeugt. „Meine Ansicht ist bisher gewesen: wenn meine Uebersetzung von allen Israeliten ohne Widerrede angenommen werden sollte, so wäre sie überflüssig. Je mehr sich die sogenannten Weisen der Zeit widersetzen, desto nöthiger ist sie. Ich habe sie anfangs nur für den gemeinen Mann gemacht, finde aber, daß sie für Rabbiner noch viel nothwendiger ist . . . Nur gelassen und ohne Eifer, mein guter Herr Avigdor!"[2])

Gelassen und ruhig betrachtete Mendelssohn das Treiben der eifervollen „Hochgelehrten Israels", so lange sie nichts anderes erstrebten als seinen ehrlichen Namen anzutasten und seine Religiosität zu verdächtigen. Daran ließ es nun besonders der Rabbi zu Altona, der rücksichtsloseste von allen, nicht fehlen. Verhielt er sich auch eine Zeit lang still, so war doch den ruhig scheinenden Gewitterwolken nicht sonderlich zu trauen, und Mendelssohn war nicht sicher, daß diese sich nicht in einen Regenguß von Verketzerungen entladen würden.

Er that seinerseits alles, dem Streite sobald als möglich eine friedliche Wendung zu geben. Er war seiner ganzen Natur nach kein Mann des Streites und zumal mit Theologen. „Man muß, wie Lessing, ein abgehärteter Kämpfer sein, um es mit ihnen auszuhalten. Ich für meinen Theil wäre eher geduldig und standhaft genug, einen erbosten Bienenschwarm von

[1]) 1. Aufl. S. 521 f.
[2]) Schr. VI, 452.

meiner Haut abzuwehren als diese streitsüchtigen Friedensverkündiger." „Der liebe Gott behüte Sie und mich," heißt es in einem andern Brief an Hennings, „für allen Streit mit Ketzermachern. Sie haben einen gar zu starken Haufen auf ihrer Seite. Ein Loth gesunden Menschenverstandes wiegt zwar den ganzen Klumpen auf, aber nur auf jener geistigen Wage des Homers, nach welcher die Schale der Sieger gen Olymp emporsteigt, die Schale der Besiegten aber gen Orkus sinkt. Das Volk aber kennt nur seine gemeine Käsewage, sagte mein alter Rector Damm, als er uns den Homer erklärte."[1])

Hielt es Mendelssohn nun auch für unedel, gegen den verfolgungssüchtigen Altonaer Rabbiner etwas zu unternehmen, so wünschte er doch, daß ihm ein Wink gegeben werde, „in der Folge regelmäßiger zu verfahren". In dieser Absicht bat er seinen Freund, den Staatsrath von Hennings, dahin zu wirken, daß „im Namen Sr. Majestät des Königs von Dänemark oder einiger Großen des Reichs auf das Werk gezeichnet würde".[2])

Hennings, der von den Gemüthern war, „welche mehr des Zügels als des Sporns bedürfen", wandte sich unverzüglich an den Minister Hoegh Guldberg und schon am 19. Juli 1779 erhielt er von diesem folgendes Schreiben:

„Monsieur.

Sa Majesté le Roi et Msgr. Son Frère veulent bien souscrire pour la traduction de M. Mendelssohn, si Vous êtes bien sûr, M., qu'il n'y a rien contre la majesté et la vérité de la S. Ecriture. S. Alt. R. m'a ordonné tout exprès de Vous en assurer pour éviter les conséquences, en cas que les Juifs d'Altona viennent après démontrer que notre Philosophe tient à la Religion de Berlin. Je vous prie aussi en ami d'y avoir égard, sachant, combien S. Alt.

---

[1]) 1. Aufl. S. 528, 529.

[2]) 1. Aufl. S. 524.

R. trouverait mauvais d'avoir favorisé l'impression d'un ouvrage scandaleux.

Moi j'y souscrirai à tout risque et vous prie, M., d'en avoir soin.

Monsieur
votre très humble et très obéissant serviteur.
C. Hoegh Guldberg."

Frédensbourg, le 19 juillet 1779.[1])

Die schlichte Uebersetzung der fünf Bücher Moses ein ouvrage scandaleux! Freilich mußte der Minister eine solche Meinung hegen, wenn der Rabbi seines Landes ein solches Zetergeschrei darüber erhob. „Der Ober-Landes-Rabbiner zu Hamburg-Altona hatte," wie es im „Hamburger Correspondenten" vom 17. Juli 1779 heißt, „alle diejenigen Juden in den Bann gethan, welche die Uebersetzung der Bücher Moses, die Herr Moses Mendelssohn in Berlin zum Verfasser hat, lesen werden."[2])

Das Schreiben des dänischen Ministers wunderte Mendelssohn durchaus nicht; die „Berliner Religion" war damals der Schrecken aller Frommen, Juden wie Christen. Vom Gesundbrunnen bei Berlin, wo er seit einigen Wochen die Abend- und Morgenstunden zubrachte, richtete er an Hennings den 29. Juli 1779 folgendes Schreiben, das den Minister über seine Befürchtungen vollkommen beruhigen konnte:

„Die Beschwerlichkeit, die der Staatsmann äußert, ein Werk zu befördern, das als irreligiös angeklagt worden, macht ihm in meinen Augen wahre Ehre. Allein ich hoffe, Sie werden ohne Anstand die Gewähr übernommen haben, daß Ihr Freund Mendelssohn kein ouvrage scandaleux herauszugeben im Stande sei, und daß seine Uebersetzung der Heiligen Schrift nichts weniger zur Absicht habe, als die Majestät und Wahrheit

---

[1]) 1. Aufl. S. 293.

[2]) Bei Grätz, a. a. O. XI, 589.

derselben herunterzusetzen. Was den Ausdruck Religion de Berlin betrifft, so halte ich dieses blos für ein façon de parler, denn wenn Ihr in der That — wie mich alles, was ich von ihm höre, versichert — edel denkender Minister Berlin von innen, und mehr als vom Hörensagen kennt, so muß er wissen, daß in Berlin, wie in allen großen Städten, Glauben und Unglauben, Schwärmerei und Vernunft, Enthusiasmus und Kaltsinn u. s. w. untereinander vermengt sind, und daß die Großen des Reichs sogar mehr zur Schwärmerei als zum Unglauben hinneigen. Ich kenne keinen Ort, wo man sich durch ärgerliche Werke weniger Ansehen geben kann, als Berlin. Man wird ihn vielleicht nicht verfolgen, man wird ihm erlauben, Luft zu schöpfen, Wasser umsonst und Brot fürs Geld zu genießen, aber er wird wie Edelmann, Damm und andere, vielleicht als unschuldige Opfer ihrer altdeutschen Aufrichtigkeit verkannt und verlassen, unter seinen Nebenmenschen wie Schatten herumwandern und am Ende vergessen werden. Die K. K. Bibliothek zu Wien und einige Große daselbst haben auf das Werk vorausbezahlt . . ."[1])

Der König von Dänemark, die Prinzen und Großen des Reichs subscribirten, und Raphael Cohen mußte dem Fortgange eines Unternehmens ruhig zusehen, das ihm ein Dorn im Auge war. So weit sein Arm reichte, eiferte er freilich fort. Und doch wünschte er, ehe noch die verketzerte deutsche Pentateuch-Uebersetzung die Presse verlassen, sehnlichst, er hätte mit dem „Moses Dessau" nie angebunden. Die dänische Regierung, einmal aufmerksam gemacht, hatte ein wachsames Auge auf ihn und trat bei der ersten Gelegenheit gegen seine Intoleranz entschieden auf. Die Gelegenheit bot sich bald. Ein gewisser Samuel Marcus aus Hamburg, vermuthlich ein Anhänger Mendelssohns, wurde von dem Oberrabbiner aus nicht näher angegebenen Gründen unerhörterweise verfolgt, in den Unterbann

[1]) 1. Aufl. S. 525 f.

gethan und mit dem großen Banne bedroht. Marcus beschwerte sich bei der Regierung, und diese richtete an den Rabbi folgenden Bescheid, welchen wir als charakteristisch für jene Zeit mittheilen:

„Wann sich der Jude Samuel Marcus jun. von Hamburg allerhöchsten Orts darüber beschwert, daß er von dem Oberrabbiner hierselbst auf unerhörte Weise verfolgt werde, indem derselbe nicht allein anfänglich ihn in den Unterbann schreiben lassen, sondern ihm auch nachher unter Androhung des über ihn zu verhängenden großen Fluchbannes eine aus folgenden sechs Punkten bestehende schmerzliche Buße auferlegt habe, nämlich:

1) ein ganzes Jahr lang weder morgens noch abends den Gottesdienst zu versäumen;
2) ein ganzes Jahr Montags und Donnerstags zu fasten;
3) des Abends dieser Fasttage niemals etwas anderes als Milchspeise zu genießen;
4) einen Rabbi zu besolden, der ihn im Gesetze unterrichte;
5) den bisher getragenen Haarbeutel abzulegen und eine runde Frisur zu tragen;
6) einen Bart zu tragen;

diese Beschwerden aber und das despotische Verfahren des hiesigen Oberrabbiners allerhöchsten Orts das äußerste Befremden erwecket, so wird Sr. Majestät des Königs unmittelbarer Befehl dem hiesigen Oberrabbiner hierdurch zu erkennen gegeben:

1) daß er ohne den allergeringsten Widerspruch sich künftig eines solchen Verfolgungsgeistes enthalten und sich nicht erkühnen solle, dergleichen vermeßliches Unternehmen öfter zu wagen; falls gegen ihn als einer, der sich strafbaren Eingriffen in die königliche landesherrliche Macht und Gewalt schuldig gemacht, nach Vorschrift der Gesetze verfahren werden wird, und
2) daß es Sr. Majestät des Königs Wille sei, daß gedachter Oberrabbiner den Juden Samuel Marcus jun. in Ham-

burg der ihm auferlegten aus sechs Punkten bestehenden Buße sogleich entlasse und alle Arten von Verfolgung wider ihn und seine Freunde einstellen soll.

Welchem allerhöchsten königlichen Befehl der Oberrabbiner bei Vermeidung der ernstlichsten Maßregeln sogleich und ohne Verzug Folge zu leisten, auch daß Solches pünktlich geschehen wird, sofort anzuzeigen hat.

Altona, den 17. October 1781.

(L. S.) W. V. Gehlen."[1])

Gegen diesen Bescheid ergriff der Oberrabbiner Recurs,[2]) woraufhin ihm im Namen Sr. K. Majestät zu erkennen gegeben wurde: „daß es bei der nach Allerhöchstem Befehl geschehenen Aufhebung der Buße des benannten Samuel Marcus jun. als einer entschiedenen und abgethanen Sache gelassen werden solle, umsomehr, da dieser seine Vergehungen mit einer ad pios usus erlegten Summe gebüßet, übrigens aber er, der Oberrabbiner, bei pflichtmäßiger Verwaltung seines Amtes sich Sr. Königl. Majestät Schutzes versichert halten könne.

Gegeben Königl. Deutsche Kanzley zu Copenhagen den 11. May 1782

(L. S.) Carstens. C. S. Schütz. J. H. Krück."[3])

Raphael Cohen[4]) wagte es nicht, in der Folge gegen die Mendelssohnsche Pentateuch-Uebersetzung aufzutreten.

---

[1]) Hdschr.

[2]) M. s. auch Schr. III, 201.

[3]) Monatsschrift, 1879, S. 432.

[4]) Raphael Cohen, der Großvater Gabriel Rießers, lebte von 1799 bis zu seinem, den 11. November 1803 erfolgten Tode als Privatmann in Hamburg.

Dreiundfünfzigstes Kapitel.

Fortgang der Uebersetzung. Salomo Dubno.

Der Druck des Werkes ging nicht so schnell von statten als Mendelssohn und seine Mitarbeiter anfangs dachten. An Eifer ließen sie es nicht fehlen; besonders Dubno, der sich verpflichtet hatte, den Kommentar und das „Tikun Sopherim" zu liefern, gab sich unsägliche Mühe; die von ihm benutzten Kommentare des R. Salomon Jizchaki (Raschi) und dessen Enkel, R. Samuel ben Mëir (Raschbam), verglich er mit einer Wormser Handschrift, welche Mendelssohn aus der Jablonskischen Bibliothek erworben hatte.[1])

Anfang März 1780 verließ nun das erste Buch Moses, zu dem Dubno mit Ausnahme der von Mendelssohn selbst bearbeiteten ersten Kapitel, den Kommentar verfaßt hatte, die Presse. Noch vor Mitte März konnte ein Theil der für Dänemark bestimmten Exemplare an Moses Fürst in Kopenhagen zur weitern Besorgung abgesandt werden. „Herr Fürst wird die Ehre haben," heißt es in dem Briefe an Hennings vom 14. März, „Ihnen in meinem Namen die erste Ablieferung der fünf Bücher Moses, aber nur drei Exemplare auf Groß-Royal für den König, den Erbprinzen K. M. und H., sowie auch für den Minister zu überreichen. Ich habe sie nicht können binden lassen, weil noch die zweite Ablieferung, welche nächstens erfolgen soll, mit dazu gehört. Die übrigen Exemplare sollen, die Kosten zu ersparen, mit dem aufgehenden Wasser besorgt werden."[2])

Um die Uebersetzung auch Christen zugänglich zu machen, ließ er eine Ausgabe in deutschen Lettern mit einem kurzen deutschen Auszuge aus dem Kommentare besorgen. Dieser schwierigen und undankbaren Arbeit hatte sich ein gelehrter Christ

[1]) Einleitung zum Pentateuch (ed. Prag) 13b.

[2]) 1. Aufl. S. 528.

mit Hülfe eines gelehrten Juden unterzogen. Von dieser Ausgabe, der auch Mendelssohns treffliche Uebersetzung des „Siegesliedes der Debora"[1]) beigegeben war, erschien nicht mehr als das erste Buch Moses;[2]) vermuthlich fehlte es an Abnehmern.

Auch das eigentliche Werk war einmal nahe daran in Stocken zu gerathen.

Schon nach Beendigung des ersten Theiles merkte Mendelssohn, daß das Ganze weit umfangreicher als er berechnet, und statt hundert Bogen wenigstens hundertundzwanzig umfassen würde. Bei dem in dem Probehefte festgesetzten Preise, den er unter keinen Umständen erhöhen wollte, verursachte ihm der nicht unbedeutende Mehrbetrag der Kosten große Sorgen, denn seine eigenen Vermögensumstände gestatteten ihm nicht, Tausende bei diesem Unternehmen zuzusetzen. Ließ er doch das Werk auf eigene Kosten drucken und diese überstiegen die Höhe von weit über dreitausend Thalern, sodaß sie durch die Subscribenten kaum zur Hälfte gedeckt wurden.

Dazu kam noch, daß im Herbste des Jahres 1780 Salomo Dubno ihm die Freundschaft kündigte. Ueber dieses Zerwürfniß schwebt ein Dunkel, das Mendelssohn selbst als räthselhaft und ihm unerklärlich bezeichnet. Er ruft Gott zum Zeugen an, daß er nicht Schuld daran trage,[3]) und versichert in der dem Werke vorausgeschickten Einleitung, daß er nicht wisse, was dem gelehrten Polen in den Sinn gekommen sei. Daß die Schwierigkeit der Arbeit ihn plötzlich abgeschreckt habe, ist zu bezweifeln; er hatte dem Werke volle vier Jahre gewidmet und besaß Ausdauer und Gewissenhaftigkeit genug, den Kommentar auch zu Ende zu führen.

[1]) Das Deboralied wieder herausgegeben von Joel Löwe (Bril), Sammler, 1788, S. 263—271, dann oft gedruckt in den Bibelausgaben von Prag, Wien, Karlsruhe u. a., auch Schr. VI, 121—124.

[2]) Die fünf Bücher Mose, zum Gebrauch der jüdisch-deutschen Nation nach der Uebersetzung des .... M. Mendelssohn. Erstes Buch. Berlin, Nicolai 1780.

[3]) Schr. VI, 451.

Allem Anscheine nach war es verletzte Schriftsteller-Eitelkeit und übertriebener Ehrgeiz, welche ihn mit dem Uebersetzer entzweieten. Salomo Dubno gehörte überhaupt zu den äußerst wenigen Polen, welche ihrer Ehre den materiellen Gewinn gern zum Opfer bringen wollten. Weil Mendelssohn Bedenken trug, seine übermäßig lange sprachliche Abhandlung, die Frucht voller zehn Monate, als Einleitung zum zweiten Buche Moses, drucken zu lassen, lief er, nachdem bereits vier Seiten davon gedruckt waren, in seiner Melancholie davon, ließ seinen mehrjährigen Verdienst in Stich und wollte von Mendelssohn, von dem er stets mit Hochachtung sprach, und von dem gemeinschaftlichen Unternehmen, an dem sein Herz hing, nichts mehr wissen.[1]) In späteren Jahren suchte er sein sonderbares Benehmen gegen Mendelssohn durch religiöse Motive zu beschönigen. In einem Briefe, welchen er den 2. Juni 1789 von Amsterdam aus an den als Grammatiker und Masoret ausgezeichneten Wolf Heidenheim richtete, heißt es: „Ich habe meinem Jugendlehrer, dem Gaon Naphtali Herz von Dubno, zur Zeit als dieser durch Berlin kam und mir Vorwürfe machte, daß ich im Bunde mit denen arbeite, welche, wie ihm die Rabbiner von Prag und Hamburg geschrieben, darauf ausgingen, unsere heil. Tradition zu entwurzeln, das Versprechen gegeben, mit dieser Gesellschaft zu brechen und mich von Berlin zu entfernen. Ich habe keine Ursache zu bereuen, mitgearbeitet zu haben, auch der erste Antrieb gewesen zu sein, daß Mendelssohn seine Uebersetzung drucken ließ. Jeder Einsichtsvolle erkennt den großen Nutzen für unsere Jugend, durch die schöne Uebersetzung und den Kommentar die Herrlichkeit des göttlichen Wortes würdigen zu lernen."[2])

Dubno, der statt sich zu entschuldigen, in diesem Briefe sich selbst das Urtheil spricht, traf im Jahre 1784 Anstalten, seinen Pentateuch-Kommentar und selbstverständlich auch die von Men-

---

[1]) S. den Brief Dubnos vom Septbr. 1780 in Kobaks Jeschurun III, 85.

[2]) Auerbach, Geschichte der israel. Gemeinde Halberstadt, 179 f.

delssohn zurückgewiesene Einleitung auf eigene Kosten drucken zu lassen. Um sich die Mittel zum Drucke zu verschaffen, wanderte er von Stadt zu Stadt, durch ganz Deutschland, Böhmen und Holland; von allen Rabbinern holte er sich Approbationen zusammen, die ihm um so bereitwilliger ertheilt wurden, als die Mendelssohnsche Uebersetzung nicht beigedruckt werden sollte und konnte. Der Kommentar erschien nicht.[1])

Nachdem Salomo Dubno Berlin verlassen,[2]) war Mendelssohn auf sich selbst angewiesen; sein Bruder Saul konnte ihm wenig nützen, er mußte sich daher entschließen, den Kommentar zum zweiten Buche Moses, zu dem ihm Dubno nur einige Bruchstücke zurückgelassen hatte, allein zu bearbeiten.

Dieser zweite Theil konnte zur Leipziger Oster-Messe 1781 versandt werden. Exemplare vom Exodus, schreibt Mendelssohn an Avigdor Levi in Prag, den 5. Juni 1781,[3]) „hat mein Freund David Friedländer vergangene Leipziger Messe nach Ihrem Orte besorgt, und wird der Pränumerant Herr Aron Beer Josz wol nunmehr das seinige erhalten haben.

Mendelssohn war zu schwach, das Werk allein fortzuführen; die noch immer gehegte Hoffnung, sich mit Dubno auszusöhnen, hatte er aufgegeben; er mußte einen neuen Mitarbeiter suchen und fand ihn endlich in seinem alten Freunde Hartwig Wessely.

---

[1]) G. J. Polak, Hebreeuwische Letteruruchten [Amsterdam 1851] 41. Das von Polak (a. a. O. XVIII) aus dem Orient 1841, Literaturblatt, S. 236 mitgetheilte hebräische Räthsel (dessen Lösung von Dubno in einem Briefe an Mendelssohn von 21. Elul 5537 [August 1777] bei Polak a. a. O. 39 f.) hat nicht Mendelssohn zum Verfasser. Von seiner frühesten Jugend hat er sich mit dergleichen nicht befaßt; er liebte, wie es in seinem Briefe an Avigdor Levi vom 30. März 1770 heißt, „immer seine Gedanken deutlich auszusprechen, und seine Meinung klar und hell wie die Mittagssonne darzulegen, nicht aber, sie in Nebel und Dunkel zu hüllen." Schr. VI, 445.

[2]) Dubno starb in Amsterdam den 23 Juni 1813.

[3]) Schr. VI, 451.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Hartwig Wessely.

Dieser Mann, an Charakter und Gesinnung Mendelssohn ähnlich, war auch wie er von reiner Frömmigkeit und idealem Streben beseelt.

Seine Lebensgeschicke[1]) bilden in mehrfacher Beziehung das Gegenbild zu denen Mendelssohns. Dieser in Armuth geboren und in Wohlstand gestorben, jener aus den glänzendsten Verhältnissen der Jugend zu einem sorgenvollen Alter herabsteigend; dieser aus einer ausschließlich talmudischen Jugendbildung sich zu einem vollendeten Meister des deutschen Stils erhebend, jener frühzeitig mit neuern Sprachen bekannt, sich zum musterhaften Wiederhersteller der hebräischen Sprache emporschwingend.[2])

Er war nur um vier Jahre älter als Mendelssohn und wurde in Hamburg geboren. Hier lernten sich die beiden jungen Männer kennen und schlossen einen Bund inniger Freundschaft.[3]) Auch Wessely war nicht eigentlich Gelehrter von Fach, sondern stand dem von Ephraim Veitel in Amsterdam errichteten Bankhause als Chef vor und etablirte nach einigen Jahren in Kopenhagen ein eigenes Geschäft.

In seiner regen Theilnahme für das Schicksal seiner Glaubensgenossen und in der glühenden Liebe zu den Wissenschaften hatte er mit Mendelssohn gleiches Streben; beide stellten es sich zur Lebensaufgabe, die Juden aus ihrer Lethargie zu neuem geistigen Leben zu wecken. Während aber Mendelssohn sich be-

[1]) Ueber Wessely s. die Biographie von David Friedrichsfeld (Amsterdam 1809) und von W. A. Meisel (Breslau 1841).

[2]) Stern a. a. O. 104.

[3]) Im October 1761 waren sie schon befreundet; vgl. Schr. V, 420: „Herr Hartwig Wessely," schreibt Mendelssohn seiner Braut am 16. October 1761, „wird vermuthlich bei Anlangung dieses schon abgereist sein, und ich erwarte ihn zu den Feiertagen hier."

mühte, sie durch deutsche Schriften für die deutsche Sprache und deutsche Nationalität zu gewinnen, unternahm es Wessely, die Reinheit und Erhabenheit des Hebräischen durch seine in classischem Stile verfaßten Werke wiederherzustellen. Dieses gelang ihm zunächst durch seinen „Libanon", dessen zweiter Theil wenige Monate vor dem „Phädon" erschien.

Es ist charakteristisch für beide, gleiches Ziel verfolgende Männer, daß Mendelssohn einen Augenblick Anstand nahm, dieses eine Grundidee des Judenthums neu behandelnde Werk dem Freunde zu übersenden. Er fürchtete, in seinen Augen dadurch zu verlieren, daß er vernunftgemäße Beweise für die Unsterblichkeit geliefert und überhaupt die deutsche Sprache für die Darstellung gewählt habe; er glaubte daher, sich förmlich bei ihm entschuldigen zu müssen.

Wie wenig aber kannte Mendelssohn seinen Wessely. Sobald der deutsche „Phädon" zu ihm gelangte, widmete er ihm einen ganzen Tag; er ergötzte ihn so sehr, daß er sich nicht von ihm losreißen konnte. „Schlaffe Hände hast durch Dein Werk Du gestärkt," ruft er ihm zu, „wankenden Knieen neue Kraft verliehn; wie Moses erhobst Du Deinen Stab und schlugst den Felsen, es entquoll Wasser, und das Volk löschte seinen Durst; Dich hat der Himmel mit der Gabe gesegnet, die Herzen und Gemüther zu erquicken, wie Regen trieft Deine Rede, wie Thau fließt Dein Wort, Deine Lehre tränkt die durstigen Seelen und erzeugt Ideen göttlicher Wahrheit."[1])

Wessely, der den „Phädon" ins Hebräische zu übersetzen beabsichtigte, hegte den sehnlichsten Wunsch, mit dem Verfasser vereint leben zu können.

Leider mußte dieser Wunsch durch den Verlust seines Ver-

---

[1]) Vgl. Mendelssohns Briefe an Wessely und Wesselys Antwort an Mendelssohn, beide in hebr. Sprache, in „Ha-Scharon", Beilage zu der Zeitschrift Ha-Meliz, 1. Jahrg. S. 40; abgedruckt in: Sophre Israel, Sammlung von Briefen berühmter Männer, von S. J. Finn (Wilna 1871), S. 129 ff.

mögens in Erfüllung gehen. Mehrere Kopenhagener Handelshäuser, bei denen er sehr interessirt war, fallirten, und Wessely sah sich selbst in die Nothwendigkeit versetzt, sein Geschäft aufzulösen. Mit Bangen dachte er an die Zukunft. Da stellte ihm Joseph Veitel den Antrag, ihn zum Führer seines Geschäftes in Berlin zu ernennen. Voller Freude willigte Wessely ein; er verließ Kopenhagen und siedelte 1774 mit Weib und Kindern nach Berlin über.

In der Nähe seines Freundes verlebte er nun einige durch Kummer und Sorge wenig getrübte Jahre. Doch bald sollte dieser wahrhaft fromme Mann des Schicksals Tücke in der ganzen Schwere erfahren. Joseph Veitel war alt geworden und löste sein Geschäft auf, und Wessely stand plötzlich in der großen Stadt ohne Erwerbszweig. Er hatte mit der größten Noth zu kämpfen. Wochenlang kamen keine warmen Speisen auf den Tisch des Mannes, der gewöhnt war, andere von seinem Ueberflusse zu sättigen. Er trug sein Leid tief in sich verborgen; niemand, nicht einmal Mendelssohn, erschloß er sein von Gram zusammengepreßtes Herz; der edle Stolz empörte sich dagegen, bei anderen Mitleid zu erregen.

In einer so drückenden Lage befand er sich, als Mendelssohn ihn ersuchte, sich an der Bearbeitung des Pentateuch-Kommentars zu betheiligen. Obgleich die Schwierigkeiten, welche gerade das ihm überwiesene dritte Buch bot, ihm nicht entgangen waren, so unterzog er sich doch mit Freuden der Arbeit; war er dadurch doch wenigstens einige Monate den drückendsten Nahrungssorgen enthoben. In bewundernswürdig kurzer Zeit war der Kommentar niedergeschrieben. Wessely, der sonst eben nicht der fleißigste Arbeiter war, aber die große Gabe besaß, „mit der Feder seine Gedanken hinströmen zu lassen",[1] lieferte fast wöchentlich mehrere Bogen; er zeigte, daß die Familie Wessely, wie Mendelssohn von ihr rühmt, „Federkraft in der Seele

[1] Schr. V, 674.

habe, ihre Unternehmungen mit Nachdruck zu treiben".[1]) Mit seltener Meisterschaft löste er die Aufgabe; in dem Kommentare, der, wie Mendelssohn an Herder schreibt,[2]) „zu seinem Schaden und zu manches Lesers Langeweile viel zu gelehrt gerathen ist," entfaltete er die ganze Fülle seiner immensen Gelehrsamkeit. In der That hat sich Wessely durch diesen, Ende August 1781 im Druck beendeten Kommentar, eine Arbeit von monumentaler Bedeutung, die Unsterblichkeit gesichert. Begabt mit einer Feinfühligkeit für das zarteste Geäder und die feinste Nüance der hebräischen Sprache, verstand er es, das Bibelwort mit der halachischen Tradition in einer Weise zu vereinigen, bei der grammatische Kenntniß, talmudische Gelehrsamkeit, Scharfsinn, gepaart mit einer rührenden, fast kindlichen Pietät anzustaunen und zu bewundern sind.[3])

Wessely wurde wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner strengen Religiosität von allen, sogar von den Rabbinern hochverehrt, welche den Bestrebungen Mendelssohns nicht hold waren, und doch sollte auch er bald nach Beendigung des Pentateuch-Kommentars ähnliche bittere Erfahrungen wie sein Freund machen; „auch über unsern guten Bruder, den berühmten Hartwig Wessely, zogen sich die fürchterlichsten Ungewitter zusammen."[4])

Der edle Kaiser Joseph II. hatte sein Toleranzedict erlassen und tausend neue Keime der Hoffnung für die Juden Oesterreichs geweckt. Von den früheren mittelalterlichen Beschränkungen waren nur noch wenige in Kraft geblieben und auch diese sollten schwinden, sobald sich die Juden der vollkommenen Gleichstellung würdig gemacht hätten. Zu diesem Zwecke befahl ihnen der Kaiser, allenthalben dem Bedürfnisse entsprechende

---

[1]) Schr. III, 421.

[2]) 1. Aufl. S. 549.

[3]) Moses Mendelssohn als Uebersetzer und Exeget. Eine Skizze von Dr. A. Goldschmidt in Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch S. 118 f.

[4]) Schr. V, 601.

Schulen einzurichten, sich die Landessprache anzueignen und ihre Kinder zu Handwerkern heranzubilden.

Dieses Edict, das in der Geschichte der Juden des österreichischen Staates das Aufgehen einer neuen Morgenröthe bezeichnet, beurtheilt Mendelssohn mit philosophischer Ruhe. „Geht die Sache von Gott aus," schreibt er an Avigdor Levi in Prag, „und hat der erhabene Monarch in Wahrheit und Redlichkeit beschlossen, unsern Zustand zu verbessern, so wird es etwas langsamer, aber desto sicherer und heilsamer kommen; ist es aber nur ein flüchtiger Einfall ohne Nachhall, oder läuft sogar, wie einige befürchten, eine Finanzabsicht mitunter, so wollen wir die Sachen nicht mit Keilen treiben, die nicht viel nützen können."[1])

Ganz anders dachte Wessely über das Edict. Wie Klopstock die „Ode an den Kaiser" dichtete, so wurde Wessely, der gleich jenem eine aus achtzehn Gesängen bestehende unvergleichlich schöne „Moseide" in hebräischer Sprache schuf,[2]) zu einem Lobgesange auf Kaiser Joseph begeistert und richtete, sobald er erfuhr, daß die Frommen in Wien über den Befehl, Schulen zu gründen, sich entsetzten, an die österreichischen Gemeinden seine „Worte des Friedens und der Wahrheit".[3]) Er beschwichtigte darin die Befürchtungen, welche sie wegen der Religion hegten, ermunterte sie, sich die Pflege der Landessprache angelegen sein zu lassen, und ermahnte sie, den Befehlen des Kaisers unbedingten Gehorsam zu leisten und Schulen zu errichten.

Dieses Sendschreiben, der Erguß echter Religiosität, machte auf die Einsichtsvollen unter seinen Glaubensgenossen tiefen Eindruck. Die Gemeinde in Triest ging mit gutem Beispiele voran. Auf den Rath des Statthalters Grafen Zinzendorf wandte sich Joseph Galigo im Namen der Gemeinde wegen ein-

[1]) Schr. VI, 452 f.

[2]) Berlin 1789—1802; Prag 1809—29. Den ersten Gesang der Moseide übersetzte Prof. Hufnagel in Frankfurt a. M., den 2. Prof. Spalding in Berlin ins Deutsche (Berlin 1795, Hamburg 1806).

[3]) Berlin 1782.

zuführender Lehrbücher an Mendelssohn, dessen Pentateuch-Uebersetzung Wessely in dem Sendschreiben rühmend hervorgehoben hatte, und erbaten sich ein Verzeichniß aller seiner bis dahin erschienenen Schriften. Indem er ihrem Wunsche nachkam, empfahl er ihnen zugleich, als ihrem Zwecke sehr förderlich, die Werke seines Freundes Wessely, und übersandte als Probe für dessen Denk- und Ausdrucksweise die „Worte des Friedens und der Wahrheit". Der alsbald erfolgte Dankbrief der Triester Gemeinde an Mendelssohn enthielt die Bitte um schleunige Uebersendung der Werke Wesselys.[1])

Die Freude über diese ganz unerwartet ihm gezollte Anerkennung wurde jedoch sehr bald getrübt. Dieselben Rabbiner, welche kurz vorher noch voll des Lobes über seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit waren, schmähten jetzt seinen Namen und seine Ehre und erklärten ihn wie einige Jahre früher Mendelssohn, für einen Abtrünnigen. Der Prager Oberrabbiner Ezechiel Landau war der erste, welcher gegen ihn auftrat. Der Rabbiner Pinchas Horwitz in Frankfurt am Main zog in einer Predigt gegen ihn und gegen Mendelssohn her, gegen letztern aus keinem andern Grunde, als weil er in dem 17. Verse des 19. Kapitels des dritten Buch Moses statt „Du sollst," „Du kannst" Deinem Nächsten Verweise geben, übersetzt hat.[2]) Der Rabbiner von Posen, Landaus Schwiegersohn, der von Lissa, sowie der fromme Elia Wilna, der den Profanwissenschaften sonst nicht abhold war, gingen in ihrem Eifer so weit, daß sie das unschuldige Sendschreiben dem Scheiterhaufen zu überliefern für heilige Pflicht hielten. „Aus allen Gegenden Polens fuhren die Bannstrahlen über Wessely zusammen, und es fehlte wenig, so waren auch seine deutschen Brüder wider ihn in Harnisch."[3]) War doch

[1]) Wesselys drittes Sendschreiben, S. 7b f. Kerem Chemed I, 6 und Güdemann in der Monatsschrift, 1870, S. 479 f, s. auch Grätz, ebendaselbst, 1871 S. 468 f.

[2]) M. Horovitz, Frankfurter Rabbiner (Frankfurt a. M. 1885), IV, 55 ff.

[3]) Schr. V, 602.

selbst der Berliner Oberrabbiner, der tolerante Hirschel Levin, aufgereizt von den Rabbinern in Glogau und Lissa, willens, gegen ihn einzuschreiten. Er wollte ihm das Drucken verbieten und ihn gar aus der Stadt treiben lassen. Lange genug hatte Mendelssohn ruhig zugesehen; bei solchen unerhörten Gewaltsmaßregeln konnte er nicht mehr ruhig bleiben. Er stattete dem Minister von Zedlitz, bei dem er in großem Ansehen stand, einen Besuch ab. Dieser richtete auch am 30. März 1782 an den einflußreichen Daniel Itzig, den damaligen Vorsteher der Berliner Gemeinde, ein Handbillet folgenden Inhalts:

„Man erzählt mir, daß ein gewisser Wessely, der eine kleine Piece geschrieben hat, sehr verfolgt und aus der Stadt zu gehen bedroht ist. Haben Sie doch die Güte, mein lieber Herr Itzig, mich wissen zu lassen, was an der Sache ist, und von wem oder von welchem Directorio dieser Mann gedrückt wird. Es wäre nicht gut, wenn man einen Mann wegen eines gut geschriebenen Buches aus der Stadt triebe, und ich begreife nicht, wie sich ein Collegium in so etwas mischen kann."[1])

Ob dieses Handschreiben des Ministers dem Vorsteher nicht zeitig genug zu Händen kam, oder ob Daniel Itzig die Sache zu lau betrieb, genug, der Berliner Oberrabbiner ließ von seinem Vorhaben nicht ab und „brachte die Angelegenheit Wesselys bei den Vorstehern der Gemeinde an". Es läßt sich denken, welchen tiefen Kummer Mendelssohn darüber empfand; „er wäre selbst zum Rabbiner gegangen, wenn er nicht befürchtet hätte, zu weit mit ihm in den Text zu kommen". Er schrieb daher den 17. April 1782 an David Friedländer, der, um seine des Hebräischen unkundigen Glaubensgenossen über die Bestrebungen der Zeit aufzuklären, das Sendschreiben ins Deutsche übersetzt hatte, und ersuchte ihn, so wie dessen Schwager Itzig, ihrem Vater und dem Herrn Isaak Wolff ernste Vorstellungen

[1]) Das Original dieses Billets, sowie das des folgenden Reskripts an die Ober-Landes-Aeltesten vom 4. Juni 1782 befand sich im Besitze des (den 13. März 1866 verstorbenen) Dr. J. Rubo in Berlin.

zu machen, daß der Rabbiner nicht das Recht habe, gegen den ehrlichen Wessely das Censoramt zu üben. „Ich setze alles übrige bei Seite," heißt es in diesem Briefe, „will gar nicht untersuchen, wer in der Sache recht hat, und gebe nur dieses zu bedenken: was werden Christen dazu sagen? Was wird man von uns denken, wenn wir uns solche Gewalt über die Schriftsteller anmaßen und sie verhindern wollen, ihre Gedanken bekannt zu machen? . . . Ueberhaupt genießt jeder Scribent im Lande unseres gnädigen Königs alle mögliche Freiheit; beschnitten oder nicht beschnitten, wer nur die Feder führen kann; und wir wollten jemand Einhalt thun, der blos unsere Lehr- und Erziehungsmethode tadelte? Was werden die Minister dazu sagen?"[1])

Auch dieses Schreiben und das thatkräftige Verwenden der achtbarsten Mitglieder der Berliner Gemeinde muß nicht den erwünschten Erfolg gehabt haben, denn noch am 4. Juni 1782 erließ der Minister Zedlitz an „die Herren Ober-Landes-Aeltesten und Vorsteher der Berliner Judenschaft" folgendes Rescript:

„Nach einer mir zugekommenen, jedoch unbestimmten Nachricht soll der Verfasser einer Schrift: „Worte der Wahrheit und des Friedens" sehr verfolgt werden. Ich habe mich zwar bei verschiedenen Departements dieserhalb erkundigt, habe aber nichts zuverlässiges erfahren können; da nun die Herren Ober-Landes-Aeltesten und Vorsteher der hiesigen Judenschaft sich eines so guten Mannes gewiß gern annehmen werden, so ersuche ich dieselben, mir gefälligst darüber eine Nachricht zukommen zu lassen, damit man doch einem Manne, der Aufklärung und guten Geschmack allgemein zu machen sucht, beistehen kann."

Wessely, durch seine Freunde vor Unbill geschützt, hat „durch Gelassenheit und ruhige Begegnung in kurzer Zeit die Meisten zum Schweigen gebracht und den vernünftigern Theil der Nation von seiner Unschuld völlig überführt". Wesentlich

[1]) Schr. V, 594.

trug dazu das zweite, an die Gemeinde in Triest gerichtete „Sendschreiben"[1]) bei, in dem er die gegen ihn erhobene Beschuldigung in aller Ruhe zurückwies. Die angesehensten Rabbiner Italiens sprachen sich nun zu seinen Gunsten aus und nahmen offen Partei für ihn. Voller Freude über die glückliche Wendung dieser Angelegenheit berichtete Mendelssohn den 1. Januar 1783 an Homberg: „Unser Freund Hartwig Wessely hat durch Herrn Joseph Galigo aus Triest ein sehr merkwürdiges Gutachten von venetianischen Rabbinern über zwei seiner Sendschreiben erhalten. Wenn die übrigen Gutachten aus Italien, die ihm versprochen sind, ankommen, so wird ein drittes Sendschreiben gedruckt werden,[2]) wenigstens so groß, als die ersten beiden zusammen; aber was wird er bei den Sklaven des Vorurtheils ausrichten? Der Sklave wird nicht durch Worte gezüchtigt."[3])

Hier verlassen wir Wessely, der „seine Zeit belehrte, daß nicht in Verfall und Unwissenheit die Rechtgläubigkeit bestehe", der als der würdigste Genosse Mendelssohns, ihn bei der Herausgabe des Pentateuch-Kommentars so kräftig unterstützte; — bis zu dem am 3. März 1805 erfolgten Tode dieses herrlichen Mannes fuhr noch so mancher Sturm über sein Haupt! — und wenden uns jetzt dem andern Mitarbeiter, Herz Homberg, zu.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Herz Homberg.

„Bei dem vierten und fünften Buch Moses," sagt Mendelssohn in der Einleitung zum Pentateuch, „wurde ich, was den

[1]) Das 2. Sendschreiben ist datirt: Mittwoch, den 10. Ijar (24. April) 1782; dasselbe in gleichem Formate mit einigen Veränderungen (S. 41) durch Sabbatai ben David aus Janow wieder gedruckt, 1785.

[2]) Das 3. Sendschreiben ist datirt: Freitag, den 9. Ijar (30. April) 1784; das 4. erschien Ende 1784.

[3]) Schr. V, 664.

Kommentar betrifft, durch andere mir befreundete und mit Kenntnissen ausgerüstete Männer unterstützt; aus allzu großer Bescheidenheit haben sie es mir aber nicht gestattet, ihren Namen zu nennen."[1])

Der eine dieser „bescheidenen" Männer war Aron Jaroslaw, der Kommentator des vierten Buches, welcher im Sommer 1782 „einen halben Ruf nach Breslau als Lehrer einer neu errichteten Primärschule erhalten hatte";[2]) Herz Homberg der andere.

Homberg, im September 1749 in Lieben bei Prag geboren, lag in seiner Jugend ausschließlich den talmudischen Studien ob und lernte erst in seinem achtzehnten Jahre deutsch lesen. Er hielt sich einige Zeit in Prag, Preßburg, Glogau, Breslau, Berlin und Hamburg auf, bestimmte sich sodann, durch Rousseaus Emil veranlaßt, für das Lehrfach, in dem er so rasche Fortschritte machte, daß er, im Jahre 1779 nach Berlin zurückgekehrt, von Mendelssohn als Erzieher seines Sohnes aufgenommen wurde. In dieser Stellung, welche er bis Ostern 1782 bekleidete, wurde er Schüler Mendelssohns und gewann dessen Freundschaft. Beim Abschiede von Berlin heftete ihm der Lehrer und Freund seinen von dem Silhouetteur Hasse gezeichneten Schattenriß mit den Worten ins Stammbuch:

„Mein Freund, mein Sohn, und meines Sohnes zweiter Vater!
„Zeigt sich in diesem Schattenrisse des Herzens
„Dankbarkeit nicht ganz; so klage die Grenzen der Kunst,
„Klage Hassens Unvermögen an, nur nicht
Moses Mendelssohn."[3])

Mendelssohn bewahrte ihm die Freundschaft bis an den Tod. Er unterhielt mit ihm einen lebhaften Briefwechsel und verfolgte mit solcher Theilnahme das fernere Geschick des Erziehers seines Sohnes, daß er sich sogar nach den geringsten

[1]) Einleitung zum Pentateuch, 14a.
[2]) Schr. V, 660.
[3]) Schr. V, 654.

Umständen erkundigte, und ihn mehreremale ersuchte, ihn über alles genau zu unterrichten.

In Wien, wohin Homberg sich zunächst begeben hatte, war seines Bleibens nicht. Von dem Vorhaben, nach Berlin zurückzukehren, rieth ihm Mendelssohn entschieden ab, wenngleich er es im Interesse seiner Kinder und um seinetwillen sehr wünschte. Nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte in der Kaiserstadt siedelte Homberg im December 1782 nach Görz in Illyrien über, wo er bei einem alten Bekannten Mendelssohns, dem rechtschaffenen Moses Luzzatto[1]), der sich immer „auf seinen gesunden Menschenverstand berief“, die gastlichste Aufnahme fand, sich verlobte und seine Erstlingsschrift „Vertheidigung der jüdischen Nation gegen die in den Provinzialblättern enthaltenen Angriffe“ veröffentlichte,[2]) eine „Production“, welche nach Mendelssohns Urtheil seiner nicht würdig und das theure Porto nicht werth war, das jener dafür zahlen mußte.[3])

Die Aussicht, in den österreichischen Staatsdienst treten und für seine Glaubensgenossen wirken zu können, führte Homberg im October 1784 nach Wien zurück. Nach einer glänzend bestandenen Prüfung wurde er von der philosophischen Facultät und vom Minister zum Correpetitor an der Prager Universität ernannt. Groß war die Freude, die Mendelssohn hierüber empfand. „Tausend Dank für die ungemein ergötzende Nachricht, die Sie uns mitgetheilt haben! Ihr Vorhaben mag nunmehr gelingen oder von Mißgünstigen hintertrieben werden, so haben Sie doch einen großen Schritt gethan und verdienen den Dank und die Hochachtung eines jeden rechtschaffenen Israeliten, der

---

[1]) Schr. V, 664. Dieser Moses Luzzatto heirathete als erblindeter Greis eine Tante des sel. S. D. Luzzatto in Padua, verlor aber die Gattin schon wenige Tage nach der Hochzeit; er selbst starb im Herbste 1816 im 75. Jahre. — S. D. Luzzatto, Nachrichten über die Familie Luzzatto, in Buschs Jahrbuch für Israeliten, VI, 110.

[2]) Görz 1783.

[3]) Schr. V, 666.

Kinder hat, und sie nicht gern alle Trödler und Aerzte sein oder Trödler und Aerzte heirathen lassen möchte. Heil dem großen römischen Kaiser, der auf dem Throne einen so menschlichen Gedanken fassen, zur Reife kommen und zum Vorsatz gedeihen lassen konnte! Aber auch Heil und ewigen Segen den Staatsdienern und den Männern auf den Kathedern in Wien, den Männern, die sonst sehr engen Herzens zu sein pflegen, daß sie sich mit solcher Großmuth den großen Absichten des Regenten anfügen und solche mit so vieler Bereitwilligkeit befördern helfen! Ich kann Ihnen meine Freude nicht genug beschreiben, aber auch die Ungeduld nicht, mit welcher ich den Ausgang erwarte. Bei gelegener Zeit erwarte ich auch umständliche Nachricht von der Art und Weise, wie man Sie geprüft hat. Es scheint mir aus Ihrem Schreiben, daß Sie über die Ihnen vorgelegten Fragen aus dem Stegreife hätten reden müssen, wovon ich mir im Grunde keinen rechten Begriff machen kann. . . . Leben Sie wohl, Herr Correpetitor!"[1])

Die Freude war umsonst; der Correpetitor wurde vom Kaiser nicht bestätigt, hingegen von der Regierung mit der Oberaufsicht über alle deutschen Schulen der Juden in Galizien betraut. Wie er in dieser Stellung und später als kaiserlicher Schulrath in Prag, wo er den 24. August 1841 starb, gewirkt hat, wollen wir hier nicht beurtheilen; er war bemüht, die Cultur unter den Juden zu befördern und die Idee zu realisiren, auf welche Mendelssohn bei der Pentateuch-Uebersetzung es abgesehen hatte.

Noch im Mendelssohnschen Hause betheiligte sich Homberg an diesem Unternehmen; den Kommentar zum fünften Buche Moses schrieb er während seines sechsmonatlichen Aufenthaltes in Wien. Sein Antheil beschränkte sich jedoch nur auf die mittleren zweiundzwanzig Kapitel; das Ende und aller Wahr-

[1]) Schr. V, 678.

scheinlichkeit nach auch der Anfang des Buches wurden von Mendelssohn selbst bearbeitet.[1])

Ende September 1782 war Homberg mit dem übernommenen Theile des Kommentars bis auf fünf Kapitel ins Reine gekommen,[2]) und am 15. October befand sich das Ganze schon in den Händen Mendelssohns, welcher mit dieser, allerdings schwachen Arbeit, für die er dem Freunde ein Honorar von zehn Louisd'or bewilligte,[3]) ziemlich frei umging.[4])

An dem Pentateuch wurde nun „frisch hintereinander weg“ gedruckt, und Mendelssohn gab sich der Hoffnung hin, „zu Ostern damit zu Stande zu sein“, wie er am 1. Januar 1783 Homberg schrieb, dem er auch die gedruckte Einleitung[5]) zu dem ganzen Werke schickte, nicht blos damit er sie lese, sondern „auch seine Anmerkungen hinzufüge, vornehmlich über die Definition der Redetheile“. „Hier habe ich keinen Freund, der diese Materie recht beherzigen will. Sie ist den mehresten der Nation zu dornig, obgleich unsere Gelehrten sonst das Stachelige nicht zu scheuen pflegen.“[6])

Vor Ostern 1783 war das ganze Werk im Drucke beendet und Mitte Mai waren die für Hamburg bestimmten Exemplare bereits mit der Fracht abgegangen.[7])

„Wege des Friedens“ hatte er es genannt und an die

---

[1]) Schr. V, 656, 660.

[2]) Schr. V, 670 f. (Statt 4. Oct. 1783 muß es 1782 heißen [vgl. VII, 493].)

[3]) Schr. V, 666.

[4]) Schr. V, 662.

[5]) Die Einleitung, „Or Lanthibah“, erschien in einem besondern Abdrucke, dat. 1. Kislew 5543 = 7. November 1782, in dreihundert Exemplaren, zuerst December 1782; die dem Pentateuch vorgedruckte hat das Datum: Neumondstag des Nissan 5543 = 3. April 1783. M. Mendelssohns allgemeine Einleitung in die fünf Bücher Moses wurde ins Deutsche übersetzt von H. Jolowicz (Köslin 1847).

[6]) Schr. V, 662.

[7]) Schr. V, 692.

zanksüchtigen Friedensverkündiger zum Schlusse noch die Worte gerichtet: „Ihr Männer der Wahrheit! Ihr Freunde der Lehre Gottes! Prüfet nun, ob ein Unrecht in diesen Büchern ist, und säumet nicht die etwa getroffenen Verbesserungen zu Papier zu bringen und sie mir zuzusenden, sei es in offenem Tadel oder in verborgener Liebe, wie es Euch gut dünkt. Thut so vor dem ganzen Hause Israel; dann möge man zwischen uns entscheiden, ob ich nicht gern beistimme den Worten des Geschmacks und des Verstandes, ob ich nicht mit Freuden die Wahrheit annehme, von wem sie immer komme. Wer seine Augen verschließt, in den Glanz der Wahrheit zu schauen, dessen Name werde mit Finsterniß bedeckt. Diejenigen aber, welche die Wahrheit suchen, werden nicht straucheln und nicht beschämt werden, denn sie ist das Siegel des Heiligen, gebenedeiet sei sein Name! Liebet die Wahrheit und den Frieden!"[1])

Die Pentateuch-Uebersetzung, obgleich eigentlich nur für Juden bestimmt, erregte als eine „merkwürdige Schrift" auch in christlichen Kreisen Aufsehen. Der protestantische Theologe Joh. Chr. Doederlein, der das ganze Werk in seiner „Theologischen Bibliothek" anzeigte und beurtheilte, weiß nicht, „ob bisher von irgend einem Christen eine so edle Version des Pentateuchs, die zugleich so treu und richtig, geliefert worden ist. Als Muster einer guten Uebersetzung, als eine rabbinische Katene und als einen Beweis von der Vertragsamkeit der tiefsinnigsten Philosophie mit dem Glauben und der Ehrerbietung für die göttliche Offenbarung wird, meint Doederlein, das Werk auch der Christ schätzen. Im übrigen ist er überzeugt, daß dasselbe für das Judenthum von außerordentlicher Wichtigkeit ist, daß es für das jüdische Volk „ein großes wirksames Mittel zur Aufklärung in den Wissenschaften, in Sprachkenntniß und im Geschmack, und hierdurch auch zur Veredlung ihrer Religionsbegriffe werden kann".[2])

[1]) Einleitung 21 b.

[2]) Band 3, S. 1—27.

Ehe wir nun den Einfluß betrachten, welchen die Pentateuch-Uebersetzung Mendelssohns auf die Cultur der Juden geübt hat, müssen wir einen Blick auf die übrigen von Mendelssohn theils übersetzten, theils kommentirten Bücher der Bibel werfen, besonders auf die Uebersetzung der Psalmen, welche bald nach dem Pentateuch erschien.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Die Psalmen.

„Die Uebersetzung der Psalmen, die in Ew. Wohlgeboren Namen versprochen worden, und auf welche mir Ihre Freunde bald Hoffnung gemacht, erwarte ich mit der größten Ungeduld. Ich muß gestehen, daß ich mit allen Uebersetzungen der Psalmen, die mir bisher zu Gesichte gekommen sind, sehr wenig zufrieden bin, mit den poetischen noch weniger als mit den prosaischen. Wo sie auch zufälligerweise den Sinn treffen, da verderben sie doch durch das occidentalische Reimgebäude das Eigenthümliche der hebräischen Dichtkunst. Allein, wie gesagt, auch den Sinn treffen sie nur zufälligerweise. Ich habe vor einiger Zeit etwa zwanzig Psalmen, worunter auch einige von den schwersten, in einem freien Silbenmaße, das dem Hebräischen, meinem Gehöre nach, ziemlich nahe kömmt, ins Deutsche übersetzt. Ich war entschlossen, sie als Probe der lyrischen Poesie der Hebräer bekannt zu machen. Allein nunmehr wird es freilich so lange unterbleiben, bis ich Ew. Wohlgeboren Erklärung gesehen habe. Ich bin versichert, und was ich in der letzten Zeit von Ihnen gelesen, berechtigt mich versichert zu sein, daß Sie die Psalmen als Poesie behandeln werden, ohne auf das Prophetische und Mystische zu sehen, das sowol christliche als jüdische Ausleger nur darum in den Psalmen gefunden, weil sie es darin gesucht

haben, als wenn die Psalmen in einem Kloster von irgend einem bußfertigen Mönche verfertigt worden wären. . . Es ist vielleicht gefährlich, diese eingewurzelten Vorurtheile öffentlich zu bestreiten; allein diesen Weg müssen wir doch endlich gehen, wenn die Psalmen mit vernünftiger Erbauung gelesen werden sollen. Man hat uns lange genug durch mystische Deuteleien den klaren Sinn der Schrift verdunkelt."[1])

In diesem den 12. November 1770 an Professor Michaelis in Göttingen gerichteten Briefe legt Mendelssohn deutlich genug die Motive dar, welche ihn zu einer neuen Bearbeitung der Psalmen bewogen. Seine Hauptabsicht war, zu zeigen, daß in den Psalmen dasjenige nicht zu finden sei, was Christen und Juden bisher mit so vieler Kritik und Gelehrsamkeit in denselben gesucht hatten.[2])

Die Psalmen-Uebersetzung unternahm Mendelssohn um seinem eigenen innern Bedürfnisse zu genügen; er begann damit während seines Streites mit Lavater.[3]) Sein Inneres war getrübt, er war von der heftigsten Gemüthsbewegung ergriffen und befand sich häufig in einer Stimmung, die wol jener ähnlich war, in welcher der königliche Sänger selbst seine Psalmen dichtete. In diesen vortrefflichen Gedichten, welche wahre Muster der Lyrik sind, suchte er Trost und Beruhigung; sie haben ihm so manches Leid versüßt und manche angenehme Stunde bereitet; er betete und sang sie, so oft er ein Bedürfniß zu beten und zu singen bei sich verspürte.[4]) Dergestalt übersetzte er die Psalmen nicht in ihrer Ordnung, „nach einander weg" — jahrelang trug er ein mit Papier durchschossenes Psalmbuch beständig bei sich — er wählte sich immer einen solchen Psalm, der ihm gefiel, der gerade mit seiner Gemüths-

[1]) 1. Aufl. S. 509. vgl. Schr. V, 505 und den Brief an Joh. G. Zimmermann vom November 1771, bei Bodemann, a. a. O. S. 287 f.

[2]) Schr. V, 692.

[3]) Lessings Schr. XIII, 220.

[4]) Schr. V, 650.

stimmung übereintraf und ihn bald durch seine Schönheit, bald durch seine Schwierigkeit lockte; diesen trug er bei so mancherlei ungleichartigen Beschäftigungen im Sinne mit sich herum, bis er glaubte, mit dem Geiste seines Dichters so vertraut zu sein, als er es seiner Fähigkeit nach werden konnte, und dann war das Niederschreiben eine geringe Arbeit.[1])

Erst 1782, nachdem der Pentateuch im Druck beinahe beendet war, entschloß sich Mendelssohn auch die Psalmen-Uebersetzung, die Frucht einer mehr denn zehnjährigen Thätigkeit, der Presse zu übergeben. Da er mehr auf christliche als auf jüdische Leser rechnete, denn für erstere hatte er sie eigentlich geschrieben, so ließ er sie auch in deutschen Typen und in geschmackvoller Ausstattung erscheinen. Friedrich Maurer, einem jungen Anfänger, der nicht viel Vermögen hatte, aber auch noch nicht Buchhändler genug war, um unbillig sein zu können,[2]) verkaufte er das Manuscript um fünfhundert Thaler. Scherzweise sagte er zuweilen: „Der König David hat mir einen Theil dessen ersetzt, was mich Moses, unser Lehrer, gekostet hat."[3]) Die Psalmen widmete er seinem vieljährigen Freunde Ramler. Diesem kritischen Dichter Deutschlands seine Poesien handschriftlich vorzulegen, hatte er, seinem eigenen Geständnisse zufolge, nicht den Muth; er wußte recht gut, daß er für ihn dieselbe Gefälligkeit gehabt hätte, welche dieser an Feilen und Verbessern sein Vergnügen findende Mann keinem Fremden je versagte. Und doch kann sich die Nachwelt dieser Zaghaftigkeit nur freuen; Mendelssohns Arbeit hätte an dem unnachahmlichen Schmelz durch Ramler sicherlich nicht gewonnen.

Mit dieser im April 1783 erschienenen Uebersetzung,[4]) von

---

[1]) Schr. VI, 129.

[2]) 1. Aufl. S. 533.

[3]) Euchel, Biographie M. Mendelssohns, S. 44.

[4]) Berlin 1783; 2. verbesserte Auflage, vermuthlich von David Friedländer besorgt, ibid. 1788; auch Schr. VI, 133—354 mit bisher ungedruckten Anmerkungen M.s zu den Psalmen. Die Uebersetzung

der das „Deutsche Museum“ schon im März einzelne Proben brachte, hatte sich Mendelssohn den Beifall aller Gebildeten unter Christen und Juden erworben. Alle, welche die Psalmen, diese unvergleichlichen Dichtungen des Alterthums, nicht im Urtexte lesen konnten, zog diese „treffliche“ Uebersetzung, als welche sie noch Alexander von Humboldt bezeichnet,[1]) mächtig an; der bald sanft elegische, bald feierliche und schwungvolle Ton, welcher diese Poesien belebt, übt auf das Gemüth des Lesers noch immer einen mächtigen Eindruck.

Aber auch nur ein Mann wie Mendelssohn, der mit einer tiefen Kenntniß des Urtextes die große Gewalt über die Sprache besaß, in die er übertrug, nur ein Mann wie er, mit seinem philosophischen Geiste und seinem Dichtergefühl, nur eine Seele, wie die seine, die ganz für Wohllaut geschaffen war, konnte eine so vorzügliche Uebersetzung liefern. Es ist fast nicht zu glauben, was für Anstrengung, Nachdenken, Fleiß und Mühe er auf diese Arbeit verwandt hat![2]) Er überlegte, verglich, erwog und feilte jeden Ausdruck, jede Redensart mit der größten Genauigkeit; er mußte vergessen, was er bei Uebersetzern, Auslegern und Paraphrasten jemals über die Psalmen gehört und gelesen hatte: er wollte seinen eigenen Weg gehen und gab der Uebersetzung zuweilen den Charakter einer Paraphrase. Ohne triftige kritische Gründe wich er jedoch nie von seinen Vorgängern ab, er machte sich diese vielmehr zu Nutze, so weit es anging, hielt sich sogar, was die Sprache betrifft, genauer an Luther als an spätere Uebersetzer. „Wo Luther richtig übersetzt hat,“ heißt es im Vorworte, „scheint er mir auch glücklich verdeutscht zu haben, und ich habe selbst die hebräischen Redensarten nicht gescheut, die er einmal in die Sprache aufgenommen,

wurde in den verschiedenen Bibelausgaben von Prag, Wien u. a., auch einzeln, oft gedruckt und in fremde Sprachen — ins Ungarische von M. Rosenthal (Buda 1841) — übertragen.

[1]) Kosmos II, 119.

[2]) Friedländer, Etwas über die Mendelssohnsche Psalmenübersetzung, in der Berlin. Monatsschrift, 1786, S. 523 ff.

ob sie gleich nicht echtes Deutsch sein mögen. . . . Ich glaube also von jeder meiner Abweichungen Rechenschaft geben zu können, und wo ich dem Texte untreu geworden bin, da liegt der Fehler in meiner Einsicht, nicht in meinem Willen. Um aber keinem Urtheile vorzugreifen, liefere ich vorerst die Psalmen, so wie sie sind, ohne alle kritische Wehr und Waffen, ohne Streit mit andern Uebersetzern, ohne Anmerkungen und Erläuterungen; denn ich wünsche, einmal wenigstens, ohne alle kritische Rücksicht gelesen zu werden . . . . Ich glaube, ohne kritische Vorurtheile übersetzt zu haben, wünsche ohne kritische Vorurtheile gelesen und beurtheilt zu werden, und verspreche, ohne kritischen Eigensinn, Belehrung anzunehmen."[1])

Bald nach dem Erscheinen der Psalmen-Uebersetzung begann ein junger Mann, Joel Löwe, mit Einwilligung Mendelssohns, dieselbe in hebräischen Typen und mit einem, auf die Uebersetzung Bezug nehmenden hebräischen Kommentare auf Subscription drucken zu lassen,[2]) wie Mendelssohn den 6. März 1784 Moses Fischer aus Prag,[3]) der sich in der Jugend mit der Philosophie und den mathematischen Wissenschaften beschäftigt und nahezu zwei Jahrzehnte die Rabbinatsfunctionen der damals kleinen israelitischen Gemeinde in Wien versehen hat, und vier Wochen später Avigdor Levi in Prag, letzterem mit dem Bemerken mittheilte: „Sollte er — Löwe — allenfalls hier und da meinen wahren Sinn nicht erreichen, so ist dadurch nichts versehen . . ., wenn nur unsere Glaubensbrüder aufmerksam gemacht und angefeuert werden, auf die Worte der Propheten und Hagiographen aufmerksam zu sein."[4])

[1]) Schr. VI, 130.

[2]) Der 1. Theil erschien Berlin 1785, das ganze beendet 1791; vollständig wieder gedruckt in 2 Theilen: Wien 1800, Prag 1801, Karlsruhe 1805, Fürth 1807, Wien 1809, 1817, 1832, 1846 und öfter.

[3]) Mein: Moses Mendelssohn, Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 55.

[4]) Schr. VI, 446. Das Datum des Briefes ist nicht 12. April 1774, sondern 1784.

Die Uebertragung der Propheten und Hagiographen, welche er zu bearbeiten beabsichtigte,[1]) war ihm ebenso wenig vergönnt, wie die „ästhetischen und kritischen Gründe“ für die Psalmen-Uebersetzung zu liefern; er war darauf gefaßt, daß christliche Geistliche seine Uebersetzung einzelner Psalmen aus dogmatischen Gründen beanstanden würden,[2]) und wollte abwarten bis „Kunstrichter unter Christen ihre gewöhnlichen Erklärungen gegen ihn vertheidigten“.

Außer der früher erwähnten Uebertragung des „Deboraliedes“, schrieb er nur noch die des „Hohenliedes“; dieselbe wurde in seinem handschriftlichen Nachlasse druckfertig vorgefunden und zwei Jahre nach seinem Tode von Joel Löwe und Aron Halle oder Wolfsohn mit einem hebräischen Kommentare veröffentlicht.[3])

Einer frühern Periode gehört sein Kommentar zu dem „Prediger“ (Kohelet) an. Seine Hauptabsicht bei dieser bereits 1768 vollendeten Arbeit war, zu zeigen, daß dieses philosophische Buch „nach dem einfachen Wortverstande ohne Weitläufigkeit erklärt werden könne“.[4]) Nahm Mendelssohn sich auch die Freiheit, statt der althergebrachten Kapiteleintheilung eine neue, wie er sie aus dem Inhalte ermittelte, anzuwenden, und gestand er in der Vorrede auch ganz offen, daß er christliche Ausleger, damals etwas unerhörtes, namentlich die Paraphrase des Göttinger Theologen Michaelis, sich zu Nutze gemacht hätte,[5]) so fand der hebräische Kommentar doch den Beifall der Rabbiner.

---

[1]) Schr. VI, 452.

[2]) Einzelne Anmerkungen zu den Psalmen s. Schr. VI, 355—366. M. Mendelssohns Uebersetzung des 110. Psalms wurde beleuchtet von Perschke, Berlin 1788.

[3]) Berlin 1788; mit deutschen Lettern besorgt von J. A. Brakel, herausgegeben von G. Weiße. Braunschweig 1789. Die Uebersetzung wieder gedruckt in den verschiedenen Bibel-Ausgaben von Wien, Prag, Fürth u. a., auch Schr. VI, 373—390.

[4]) 1. Aufl. S. 494.

[5]) Schr. V, 500.

Der Berliner Rabbiner Aron Moses und der frühere Rabbiner von Hasenpoth in Kurland, Aron Horwitz, versahen ihn mit einer sehr schmeichelhaften Approbation; letzterem gebührt überhaupt das Verdienst, ihn an die Oeffentlichkeit gezogen zu haben, denn infolge seiner aufmunternden Worte entschloß sich Mendelssohn, das Schriftchen im Herbste 1769[1]) anonym erscheinen zu lassen. Die Klarheit und Durchsichtigkeit des Ausdrucks, die philosophische Tiefe, gepaart mit religiöser Wärme, verliehen der Arbeit einen eigenthümlichen Zauber, sodaß Herder „den ehrerbietigen philosophischen Ton des Kommentars, der rücksichtlich der klaren und fließenden Darstellung unter den hebräischen Kommentaren nicht viel seinesgleichen hat, manchen christlichen Auslegern wünscht".[2])

[1]) Schon im September 1769 kündigte Mendelssohn seinem Vetter Elkan Herz an, daß er ihm nächste (Michaelis) Messe „etwas für den geistigen Geschmack auftischen würde" (1. Aufl. S. 490), und in seinem Briefe an Michaelis vom 13. März 1770 spricht er von der Schrift als „vor einigen Monaten übersandt" (Schr. V, 499; vgl. VI, 445). Der Kommentar erschien Berlin 5430 oder vielmehr Ende 1769.

[2]) Herder, Theologische Briefe I, 129. „Herr Rabe, Kaplan zu Anspach, hat sich die (wie Mendelssohn meinte) vielleicht unnütze Mühe gegeben, den Kohelet zu übersetzen" (1. Aufl. S. 515). Diese deutsche Uebersetzung erschien unter dem Titel: „Der Prediger Salomo mit einer kurzen und zureichenden Erklärung nach dem Wort-Verstand zum Nutzen der Studirenden" von dem Verfasser des „Phädon". Aus dem Hebräischen übersetzt von dem Uebersetzer der Mischnah. Anspach 1771. Der hebräische Kommentar und der deutsche Uebersetzer falsch beurtheilt in Hirts Orientalischer Bibliothek (Jena 1772) I, 71—99; 221—224. Auf wissenschaftlichem Standpunkte fand er einen starken Gegner in Mordechai Gumpel (Schnaber), auch Prof. Löwisohn genannt, der einige Jahre in Upsala Professor war und 1797 in Hamburg starb; in dessen zu Hamburg 1784 erschienenen Werke תוכחת מגלה befindet sich ein Abriß des Phädon in hebräischer Uebersetzung.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Wirkung.

Mendelssohns Uebersetzung des Pentateuch und der übrigen biblischen Schriften war nicht allein eine literarische, sondern auch eine nationale That von unberechenbarer culturhistorischer Wirkung und übte den mächtigsten, nachhaltigsten Einfluß auf die gesammte Geistesentwicklung seiner Glaubensgenossen. Sie wurde die Lehrerin der deutschen Juden nicht nur im Verständniß der Schrift selbst, sondern ganz besonders auch in der reinen deutschen Sprache; sie wurde die Erzieherin der jüdischen Jugend und machte sie empfänglich für deutsche Bildung und deutsche Nationalität. Seitdem die jüdischen Jünglinge mit dem Verständniß des heiligen Gotteswortes zugleich auch den Eindruck der reinen Klänge der deutschen Muttersprache in sich aufnahmen, fühlten sie sich gleichsam an der Hand der Religion in die Lebensatmosphäre der vaterländischen Sprache eingeführt und lernten in derselben mehr und mehr die Lebenssphäre ihres eigenen Denkens und Empfindens kennen. Die wesentlichste Bedingung des Eintritts in das nationale Geistesleben des Vaterlandes stand daher mit der Religion nicht nur nicht mehr im Widerspruch, sondern erschien gleichsam im untrennbaren Bündniß mit ihr, und diese Wirkung war für die Einführung der deutschen Juden in deutsches Cultur- und Geistesleben von entscheidender Bedeutung.[1])

Die Vermittelung zwischen Synagoge und Weltbildung, zwischen Staat und Religion hatte Mendelssohn durch die Uebersetzung zuerst angebahnt. So gewaltig bei den Juden der Widerstand auch war, dem das Werk anfangs in Deutschland wie noch später im Osten Europas begegnete, so allgemein wurde später die Verbreitung. Ueberall bessernd und bildend, drang sie rasch

[1]) Stern, Geschichte des Judenthums, 85 ff.

in die verschiedensten Schichten des Volkes ein. Jede Verdächtigung mußte vor der Anerkennung verstummen, welche man dem Unternehmen zollte, und selbst die heftigsten Gegner Mendelssohns, die es ihm nicht verzeihen konnten, daß er für „Opferstuhl", „Altar" gebrauchte, söhnten sich mit ihm aus; mußten sie doch wider ihren Willen eingestehen, daß er den Anforderungen der strengsten Orthodoxie vollkommen Genüge geleistet. Mendelssohn vermied mit ängstlicher Genauigkeit jedes Mißverständniß, jeden Widerspruch gegen die Tradition, nicht nur, um Anstoß zu verhüten, sondern aus innerster Ueberzeugung. Die Art und Weise, mit welcher in seiner Zeit Kennicott, dessen Freunde und Anhänger mit der Heiligen Schrift eigenmächtig umgingen und sich „in Absicht auf dieselbe Freiheiten erlaubten, welche sich bescheidene Schriftsteller nicht einmal in Absicht auf profane Schriftsteller des Alterthums zu erlauben pflegten", widerte ihn an. „Ich weiß in der That nicht," heißt es in seinem Briefe an einen ungenannten christlichen Theologen vom 16. Februar 1773, „wo es am Ende mit dieser Kühnheit hinaus will. Indessen muß man auch hierin der Mode ihr Spiel lassen, so lange sie den Reiz der Neuheit hat. Mit der Zeit verlieren die Menschen Geschmack an derselben."[1]) Er steht mit seiner Pentateuch-Uebersetzung ganz auf dem Boden der Tradition; auch die fanatischsten Gegner mußten das zugeben, nachdem sie die ausführliche hebräische Einleitung, in der er den göttlichen Ursprung, die Authentie und die Integrität des Pentateuch behandelt, gelesen hatten.

Mendelssohn hat das unsterbliche Verdienst, durch seine Uebersetzung neue Bahnen für die Schrifterklärung eröffnet und zuerst wieder auf das aus jüdischen Kreisen beinahe völlig verdrängte Studium der hebräischen Grammatik geleitet zu haben; wir können den Sinn einer Bibelstelle nicht verstehen, wenn wir nicht auch die Regeln der hebräischen Sprache zu Rathe ziehen. Das war seiner Ansicht nach der eigentliche Zweck der Sprach-

[1]) Schr. V, 516 f.

forschung, in der er subtile Untersuchungen und Silbenstechereien für nutzlos und überflüssig hielt.[1]) Den tödtlichsten Stoß versetzte er den polnischen Lehrern, welche die Worte der heiligen Schriften in abgeschmackter und lächerlicher Weise interpretirten,[2]) statt sie zu übersetzen und zu erläutern. Diesen unwissendsten aller Idioten und rohesten aller Jugendpeiniger, welche sich in die Familien der deutschen Juden einnisteten und die vergänglichen Güter derselben für das als Gelehrsamkeit und Frömmigkeit von ihnen ausgegebene Gaukelspiel aufs bereitwilligste eintauschten, war durch Mendelssohns Pentateuch der Weg versperrt. Nur wenige suchten sie noch; jeder Deutsche, der etwas auf Erziehung hielt, verschmähte es, seine Kinder länger in dem unästhetischen und unverständlichen jüdisch-deutschen Jargon der polnischen Winkelschulmeister unterrichten zu lassen.

Infolge der Mendelssohnschen Uebersetzung erhielt der ganze Unterricht der jüdischen Jugend nunmehr eine neue Wendung. Die heranwachsende Generation, zu einem unbestimmten Verlangen nach einem neuen Ziele des Wissens angeregt, warf sich mit unersättlicher Gier auf das Studium dieses allen unmittelbar zugänglichen Werkes. Man gewann ein mehr und mehr wachsendes Wohlgefallen an der Schönheit und Reinheit der Form, in welcher die trauten Erzählungen aus Israels Vorzeit, die jedem Israeliten heiligen Gesetze und Vorschriften hier zum ersten male

[1]) Mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 55.

[2]) Von der Unwissenheit dieser polnischen Jugenderzieher und der Mühe, welche sie sich gaben, Mendelssohns Uebersetzung in Verruf zu bringen, zeugt folgende Anekdote:

Mendelssohn hat bekanntlich שבת שבתון mit einer „Feier der ersten Klasse" übersetzt. Denkt euch Rabbi! rief ein Bachur aus, der „Mosche Dessau" vergleicht den heiligen Sabbat mit der Klassen-Lotterie. Welche Entweihung der heiligen Thora! Und welche Dummheit! fügte ein anderer Bachur hinzu. Wußte er denn nicht, daß die erste Klasse die wohlfeilste ist? Warum sagte er nicht, eine Feier der vierten oder fünften Klasse? Orient, Literaturblatt, 1851, S. 282.

entgegentraten. Dadurch, daß die Schüler das Gotteswort in klarem, einfachem Verständniß in reiner deutscher Sprache erfaßten, sodaß befähigte Knaben einen Schatz deutscher Wörter und deutscher Redewendungen sammelten, der bei ihrem Eintritte in christliche Schulen ihre Lehrer zuweilen in Erstaunen setzte, wurde der Trieb nach profanem Wissen immer mehr geweckt, aber auch der Lehrinhalt des Judenthums zum Gegenstande des Nachdenkens gemacht und das Wesen desselben zu neuer Kenntniß gebracht.

Einen wesentlichen Umschwung für die Cultur seiner Glaubensgenossen hatte Mendelssohn von der Pentateuch-Uebersetzung erwartet; er sah sich nicht getäuscht. Das Streben nach Bildung wurde allgemeiner, die Stellung der Juden nach außen eine geachtetere; verbesserter Jugendunterricht war bald das allgemeine Losungswort: immer mehr und mehr erwachte das Streben nach Errichtung zeitgemäßer Schulen.

Achtundfünfzigstes Kapitel.

Das Dessauer Philanthropin und die Berliner Freischule.

Die in Dessau unter dem Namen Philanthropin gegründete Erziehungsanstalt, welche die Rousseauschen Erziehungsideen zu verwirklichen suchte, wurde von den hervorragenden Männern der Aufklärung mit um so größerer Freude begrüßt, als ihr Gründer, Johann Bernhard Basedow, ein Schüler des Wolfenbüttler Fragmentisten, ganz im Dienste der Aufklärung stand.

Basedow, dessen schon 1756 erschienenes „Lehrbuch prosaischer und poetischer Wohlredenheit" von Mendelssohn in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" nicht ungünstig beurtheilt wurde, wandte sich, als er 1768 den Plan zur Herausgabe

seines „Elementarbuchs“[1]) faßte und an Kaiser, Könige, Akademien, Gelehrte schrieb, um sie für dasselbe zu interessiren, auch an Mendelssohn mit der Bitte, unter „seiner Nation“ Subscribenten auf das Werk zu sammeln. Mendelssohn entsprach seinem Wunsche, wenn auch nicht seinen Erwartungen, und richtete an den pädagogischen Agitator das folgende beachtenswerthe Schreiben:

„Ich habe Sie lange im Herzen verehrt, lange den Muth bewundert, mit welchem Sie die Rechte der Menschheit und Gewissensfreiheit vertheidigen. . . . Ich werde bei einigen meiner Nation, die ich für fähig und vermögend halte, an Ihrem Plane theilzunehmen, suchen, Gebrauch von den Reversen zu machen. Bisher habe ich nur einen Einzigen gefunden, der mir Gehör gegeben. Wenn ich mehr finde, so will ich meiner Nation Glück wünschen. So viel muß ich indeß zu erinnern mir die Freiheit nehmen, daß Sie von der Verfassung meiner Nation unmöglich richtige Begriffe haben können, wenn Sie glauben, Ihr Elementarbuch oder überhaupt Ihr Erziehungsplan könnte bei uns mit Nutzen eingeführt werden. Je edler Ihre Absichten, je weiser Ihre Grundsätze und je richtiger Ihre Anwendungen sind, desto weniger können wir Gebrauch davon machen. Denn, sagen Sie mir doch um des Himmels willen, wenn Sie Ihre Absichten auf das vollkommenste erreicht haben, was haben Sie ausgerichtet? Sie haben vernünftige Menschen erzogen, welche die Rechte der Menschheit wahren, Wahrheit und vernünftige Freiheit lieben, und dem Staate, in welchem sie leben, zu dienen, Willen und Fähigkeit haben. Nun eben dieses soll der Jude nicht, kann er nicht, wenn seine Denkungsart mit seiner Verfassung übereinstimmen soll. Er soll die Rechte der Menschheit wahren lernen? Wenn er in dem Stande der bürgerlichen Unterdrückung nicht ganz elend sein will, so muß er diese

[1]) Das Elementarbuch, das mit den Kupfern 12 Thlr. kostete, erschien in 4 Bänden im Jahre 1774.

Rechte gar nicht kennen. Er soll Wahrheit und vernünftige Freiheit lieben, um vielleicht zu verzweifeln, daß alle bürgerlichen Einrichtungen an vielen Orten dahin abzielen, ihn von beiden abzuhalten? Soll er geschickt werden, dem Staate zu dienen? Der einzige Dienst, den der Staat von ihm annimmt, ist Geld. Bei eingeschränkten Mitteln des Erwerbes große Abgaben zu entrichten, dieses ist die einzige Bestimmung, zu welcher sich meine Brüder geschickt machen müssen. Wenn Ihr Elementarbuch diese Wissenschaft lehrt, so wird es meiner Nation willkommen sein, die keine andere brauchen kann. Jedoch genug hiervon, diese Betrachtungen schlagen mich zu sehr nieder, als daß ich sie ohne Widerwillen verfolgen könnte."[1])

Mendelssohn war erbittert über die Naivetät, mit der hier Opferwilligkeit für höhere, gemeinsame Zwecke von den ausgestoßenen Juden gefordert wurde.

Das von Basedow gegründete Philanthropin, das in Betreff der Aufnahme von Zöglingen keinerlei religiösen Unterschied machte und jede confessionelle Färbung ausschloß, machte im Jahre 1776, als Johann Joachim Campe, der bekannte pädagogische Schriftsteller und Kinderfreund, die Curatur des Instituts übernommen, durch sein „Archiv" bekannt, daß jüdische Knaben, welche im Philanthropin erzogen werden und sich auszeichnen, auch Aussicht hätten, als Lehrer an demselben angestellt zu werden. Man hatte darauf gerechnet, daß dieser tolerante Entschluß die Juden veranlassen würde, dem Institute nicht allein viele Zöglinge, sondern durch reichliche Subventionen auch eine Verbesserung seiner precären financiellen Lage zu verschaffen. Der Kaufmann Moses Wessely aus Hamburg, der Freund Lessings und Mendelssohns, dessen talentvoller Sohn sich bereits in dem Institute befand, hatte Campe den 27. December 1776 geschrieben, daß er das treffliche Philanthropin

[1]) Der Brief zum ersten male veröffentlicht in Leysers Joh. J. Campe, ein Lebensbild, s. Dr. A. Fränkel, Mendelssohn und die Erziehungsreformatoren in: Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch S. 173 ff.

seinen zahlreichen Freunden im In- und Auslande empfehlen und ihm aus den jüdischen Kreisen beträchtliche Unterstützungsbeiträge zuführen würde. Um so unangenehmer wirkte die Enttäuschung: die Meldungen jüdischer Zöglinge und die so sehnlich erwarteten Zuschüsse blieben aus. Da schrieb Campe, der mit Mendelssohn von früher befreundet war, in einem etwas gereizten Tone an Mendelssohn. Er gab ihm unter andern zu bedenken, daß der Fürst von Dessau, der edle Leopold Franz, der Basedow durch seine Munificenz in den Stand gesetzt hatte, das Philanthropin zu eröffnen, über die Theilnahmlosigkeit der Juden sehr ungehalten sein würde. Der so sanfte Mendelssohn schlägt in der Erwiderung einen Ton an, der ihm sonst fremd war; die seinen Glaubensbrüdern gemachten Vorwürfe hatten ihn aufs empfindlichste getroffen. Der merkwürdige Brief ist vom März 1777 datirt und lautet:[1])

„Vorausgesetzt, daß sich alles wirklich nicht anders verhalte als sich's Ihr etwas ängstlicher Eifer für die gute Sache vorstellet: daß nämlich kein einziger meines Glaubens sich das Anerbieten des Philanthropinums wird zu Nutze machen, und daß so manche Ihres Glaubens sich dieserhalb ein schadenfrohes Hohngelächter erlauben werden; dieses alles, sage ich, als ungezweifelt, vorausgesetzt: was folgt daraus? Daß Sie Ursache hätten, den Schritt, den Sie gethan, zu bereuen? Sicherlich nicht! Wol aber, daß vorderhand weder Christen noch Juden eine philanthropische Erziehung gehabt, und daß ein solches Institut dem menschlichen Geschlechte desto nothwendiger sei.

Was der Fürst, mein gnädigster Landesvater, dazu sagen wird? Nach dem Begriffe, den ich von den Gesinnungen dieses Prinzen habe, wird er denken: die weisern Juden dürften wol nicht zugleich die reichsten sein, und wird fortfahren, sich derjenigen väterlich anzunehmen, die nicht reich sind, und durch

[1]) Der Brief, zum größten Theile abgedruckt Schr. III, 419 ff., vollständig mitgetheilt Allg. Zeitg. d. Judenthums, 1876 S. 405 f., Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch, S. 178 ff.

menschliche Begegnung vielleicht weise werden können. Daß aber dieser Herr auf das Philanthropin dieses Vorfalls halber einen minder gnädigen Blick werfen könnte, läßt sich meines Erachtens gar nicht von ihm denken.

Aber bester Freund! War denn der Schritt wirklich so außerordentlich, so kühn, den des Philanthropin zum Besten meiner Brüder gethan? Liegt es nicht schon im Begriffe eines philanthropischen Instituts, daß ihm der Mensch als Mensch erziehungswürdig und willkommen sein muß, ohne darauf zu sehen, ob er einen beschnittenen oder unbeschnittenen Vater gehabt? Und die Stifter und Vorsteher dieses Instituts haben so äußerst viel gewagt, daß sie sich einer wesentlichen Bestimmung desselben gemäß erklärt haben? Wollen befürchten, daß ein aufrichtiges Bekenntniß philanthropischer Grundsätze dem philanthropischen Erziehungswesen geschadet, dasselbe zu Grunde gerichtet habe? Ich muß gestehen, daß ich diesem mehr als melanchtonischen Kleinmuth mit Ihren und Basedowschen Grundsätzen, die ich sehr verehre, nicht recht zustimmen kann.

Ich von meiner Seite finde das Anerbieten der philanthropischen Vorsteher ihrer würdig, aber nicht außerordentlich. Denn daß jüdische Schüler und Zöglinge aufgenommen werden, dieses geschieht auf allen niedern und hohen Schulen Deutschlands, und auf die Abschaffung kleiner pedantischer Unterscheidungszeichen, die bei Promotionen und Streitübungen noch auf mancher Universität im Schwunge sind, legt doch wol niemand einen sonderlichen Werth. Und daß Sie Unchristen auch zu Lehrern annehmen wollen, ist sicherlich nicht befremdender, als daß eine Königl. Preußische Akademie der Wissenschaften einen Juden zum Mitgliede erwählt habe; daß die Gesellschaft naturforschender Freunde allhier Gelehrte vom ersten Range, Geheime Finanzräthe und Juden zu Mitgliedern hat; daß Mendes d'Acosta [1])

[1]) Emanuel Mendes d'Acosta (da Costa), 1763 zum Bibliothekar der Royal Society in London befördert, stand mit dem Naturforscher Peter Pallas in Berlin in Correspondenz; er starb c. 1769.

vor einigen Jahren Secretär der Londoner Societät gewesen, und daß selbst in den dunkelsten Zeiten nicht selten Beschnittene auf den Lehrstühlen der orientalischen Sprachen, der Medicin und der Astronomie gesessen haben. Zu Anfang dieses Jahrhunderts berief der Kurfürst von der Pfalz Spinosen zum Lehramte in der Philosophie, ohne dadurch für den Verfall der Akademie besorgt zu sein.

Ich sehe also in Ihrer Erklärung nicht das mindeste, das Ihnen auf irgend eine Weise Schaden oder Verachtung zuziehen könnte? Welcher vernüftige Mensch wird Basedow und Ihnen die lächerliche Intoleranz zutrauen, daß Sie Ihre Zöglinge nicht werden in der Buchhaltung von einem geschickten Buchhalter unterrichten lassen, weil er das neue Testament nicht annehmen zu können glaubt?

Aber von der andern Seite ist auch dieses so ausgemacht noch nicht, daß nicht so manche Israeliten die philanthropische Einladung mit dem verdienten Dank annehmen und sich zu Nutze machen werden. Als ich das Vergnügen hatte, vor Ihrer Abreise mit Ihnen selbst und einige Zeit darauf mit Herrn Prof. Simon von dieser Materie zu sprechen, machte ich mir von diesem Projecte überhaupt keine sonderliche Hoffnung. Herr Wessely, der besseres Zutrauen hatte, unterzog sich der Sache mit löblichem Eifer und fährt noch immer fort, sie zu betreiben. Ich hoffe, seine Bemühung soll nicht ganz fruchtlos sein. Der Erfolg geht etwas langsam von Statten; er wird aber vielleicht desto sicherer und anhaltender sein. Es liegt in den Gemüthern der Menschen eine gewisse vis inertiae, die nicht immer durch heftigen Stoß überwunden sein will. Ein anhaltender Nachdruck thut zuweilen bessere Wirkung . . .“

Campe und Basedow, den muthigen und geistvollen Verfechtern der Aufklärungsideen, gegenüber erscheint Mendelssohn in diesem Briefe als der an Erfahrungen ihnen weit überlegene Führer auf dem Wege vorurtheilsfreier Menschenliebe und echter Toleranz.

Er bittet sodann Campe noch, ja er beschwört ihn, in der Wahl der Zöglinge, anfangs wenigstens, vorsichtig zu sein. „Könnte ich Ihnen nur drei Kinder wie der kleine Wessely empfehlen, so würde ich Ihnen und mir Glück wünschen."

Die Juden blieben mit den Unterstützungsbeiträgen nicht zurück; von den Berlinern wurden Basedow einmal 518 Thlr. geschickt.[1]) Auch jüdische Zöglinge stellten sich bald ein; Mendelssohn selbst dachte daran, sein „Söhnlein" dem Institute zu übergeben.

Mit den philanthropinistischen Pädagogen, mit dem „rechtschaffenen" Basedow, den, wie es in seinem Briefe an Campe heißt, er vor seinem Tode noch einige Tage genießen möchte, mit Campe, der nach dem Muster des Philanthropins ein Institut in Hamburg ins Leben rief und dort viel mit Elise Reimarus verkehrte, mit Salzmann, den er durch seinen Landsmann Wolf in Dessau kennen lernte,[2]) dem Gründer der berühmten Erziehungsanstalt in Schnepfenthal, stand er auch später noch in freundschaftlichem Verkehr. Wie bedauerte er, Herrn und Madame Campe bei deren Anwesenheit in Berlin nicht so genossen zu haben, wie er es gewünscht![3])

Dem Schul- und Erziehungswesen bewahrte der Sohn des armen Elementarlehrers sein Leben lang das wärmste Interesse. Verbesserung des Unterrichts und Empfehlung der deutschen Muttersprache waren Mendelssohns Lieblingsthemata.[4])

Auf seine Anregung erstand 1781 die erste organisirte jüdische Schule in Deutschland, in welcher nach dem von ihm entworfenen Plane außer in den Realien, in Bibel und Talmud, in der deutschen und französischen Sprache, in Buchhaltung und in der mathematischen Geographie von jüdischen und christlichen

[1]) Raumer, Geschichte der Pädagogik, II, 275.

[2]) Schr. V, 600, 603.

[3]) Schr. V, 692.

[4]) Friedländer, Moses Mendelssohn-Fragmente von ihm und über ihn (Berlin 1819), S. 35.

Lehrern Unterricht ertheilt wurde: es war dies die jüdische Freischule in Berlin. Isaak Daniel Itzig, dem Mendelssohn elf Jahre Lehrer und Leiter war, und David Friedländer, dessen Schwager, standen ihm bei der Gründung dieser Schule treu zur Seite. Mit innigem Wohlbehagen wohnte er der ersten öffentlichen Prüfung dieser Anstalt bei. Mit dieser Schule, welche sich in einem von Daniel Itzig zu diesem Zwecke geschenkten Hause befand und der die beiden genannten Mitgründer als Directoren vorstanden, wurde 1784 auch eine „orientalische Buchdruckerei und Buchhandlung" verbunden.[1]) Nach dem Muster der Berliner Freischule wurden später auch in Breslau, Dessau, Frankfurt a. M., Seesen, Wolfenbüttel und anderen Städten ähnliche Unterrichtsanstalten errichtet.

Die in diesen organisirten Schulen herangebildeten jüdischen Zöglinge wählten andere Berufsarten als Handel und Schacher. Mendelssohn wies seine Glaubensbrüder zuerst wieder auf die Nothwendigkeit hin, daß sie den goldenen Boden des Handwerks bebauen müßten. „Ach! wenn ich mit einer Recension funfzig Judenkinder zu Handwerksgesellen und dreißig Leibeigene zu Freibauern machen könnte," schreibt er den 8. Juli 1779 an Nicolai, „so würde ich den guten Geschmack um Verzeihung bitten und auf eine halbe Stunde ins Nebenzimmer zu gehen ersuchen."[2]) Mehrere Jahre später unterbreitete ihm der einflußreiche Königl. Preuß. Juwelier Ephraim Veitel ein Memorandum über die Zulassung der Juden zu Handwerkern, von dem er glaubte, daß es auf ein billiges Gemüth von guter Wirkung sein müsse.[3]) Jüdische Handwerker sollten gebildet, Cultur und Wissen unter den Juden verbreitet werden, damit auch sie jenes Gut beanspruchen könnten, welches ihnen jahrhundertelang vorenthalten wurde, jenes Gut der Duldung und Gleichstellung, für welches damals im Bunde mit Mendelssohn

---

[1]) Sammler, 1784, S. 43 f.
[2]) 1. Aufl. S. 488.
[3]) Schr. V, 630.

edle Geister zu kämpfen begannen. Außer Dohm, dem philosophischen Staatskundigen, war es besonders ein philosophischer Dichter, der den großen Zweck der Vorsehung, die Bestimmung der Menschen und die Gerechtsame der Menschheit im Zusammenhange gedacht, der der deutschen Nation, der gesammten Christenheit es ans Herz gelegt hat, die Juden als Menschen, als Brüder unter sich zu dulden, ihnen Menschenrechte zu gewähren und Bürgerrechte zu verleihen. Mit dieser Forderung trat der Kämpfer für Wahrheit und Recht, trat der Busenfreund Mendelssohns in seinem „Nathan" auf.

Dreizehntes Buch.

Lessing.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Nathan der Weise.

In Schmerz versunken über den Tod seiner geliebten Eva haben wir Lessing verlassen. Er mußte nach dem nur ein einziges Jahr genossenen Glücke wieder anfangen, seinen Weg, wie er sich ausdrückt, allein so fort zu duseln. „Ein guter Vorrath von Laudano literarischer und theologischer Zerstreuungen," schrieb er zwei Tage nach der Beerdigung seiner Frau an Eschenburg, „wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen!"

Und noch am Sterbelager seiner Frau erhielt er die erste Schmähschrift des Hamburger Zionswächters Goeze. Von dem Sarge sah er sich auf den Kampfplatz für Toleranz und Glaubensfreiheit gerufen. Drei Jahre voll tiefen Leids und schweren Kummers harrte er in diesem mit Einsicht und Tapferkeit geführten Kampfe muthig aus.

Diese drei Jahre, in welchen er die höchsten Triumphe auf dem Felde der religiösen Aufklärung feierte, waren die bittersten seines freudenleeren Lebens. Was mußte er nicht noch alles ertragen? Das Zetergeschrei der Theologen über den „Anti-

Goeze", die bedeutendste, bis heute unübertroffene Leistung auf dem Gebiete der polemischen Literatur, und die neuen „Fragmente" brachte ein polizeiliches Einschreiten gegen ihn zu Wege; ein fürstliches Rescript, welches die Braunschweiger Orthodoxen zu erschleichen wußten, entzog ihm die Censurfreiheit und verbot den fernern Druck der Streitschriften. Acht Tage später erhielt er den Befehl, die in seinen Händen befindliche Handschrift des Ungenannten nebst den etwa davon genommenen Abschriften auszuliefern, und wurde ihm bei Strafe untersagt, in Religionssachen ohne höhere Genehmigung im In- oder Auslande etwas erscheinen zu lassen.

Daß es noch so kommen würde, hatte Mendelssohn, der mit Lessings „Zänkereien" nie zufrieden war und die „Zänkereien", wie er die Briefe an Goeze nannte, niemals um der Sache willen las,[1] immer prophezeiet; „er kannte die christlichen Theologen gar zu gut aus seinen ohnmächtigen Rabbinern." Er ließ Lessing um eine Abschrift von dem an ihn ergangenen Verbote bitten, denn er wollte darüber an ihn schreiben und den Brief drucken lassen, damit „Lessing und andere ihn besser lesen könnten".[2] „Mendelssohn wird nächstens," schreibt Elise Reimarus den 15. September 1778 an Hennings, „einen philosophischen Brief über jene Art Verbot, in geistlichen Sachen zu schreiben, herausgeben; ich bin begierig, ihn zu sehen."[3] Mendelssohn trug gewiß kein Bedenken, frei und offen seine Meinung zu sagen. Wir wissen, wie er über Censurgesetze überhaupt dachte. Nach seinem Dafürhalten setzen dieselben voraus, daß es nicht erlaubt sei, alles öffentlich zu sagen, was man im Herzen für wahr hält, daß also manches wahr sei, was aus Rücksichten verschwiegen werden müsse. Censur ist

---

[1]) 1. Aufl. S. 550.

[2]) Lessings Schr. XIII, 606, 610.

[3]) Wattenbachs Mittheilungen im N. Lausitz. Magazin-Bd., 38, S. 19.

somit nichts anders als „die nothwendige Duldung der Unwahrheit und des Vorurtheils".[1])

Lessing schickte die erbetene Abschrift nicht, statt dessen aber das Manuscript der „Nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastors Goeze"; dieselbe gefiel Mendelssohn so sehr, daß er sie auf seine Kosten drucken lassen wollte.[2]) Das Schriftchen erschien, und der Gegner verstummte.

Mitten in diesen Bedrängnissen entschloß sich Lessing, den Theologen mit einer „Komödie einen ärgern Possen zu spielen als mit zehn Fragmenten". Von der Geistlichkeit verfolgt, wollte er es versuchen, „ob man ihn wenigstens auf seiner alten Kanzel, auf dem Theater, noch ungestört predigen lassen wolle".

Er hatte vor vielen Jahren ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit seinen theologischen Streitigkeiten hatte. Wenn der Bruder und Moses es für gut fänden, so wollte er jetzt „das Ding auf Subscription drucken lassen" und nach einigen kleinen Veränderungen des Plans dem Feinde damit „auf einer andern Seite in die Flanke fallen". „Ich möchte zwar nicht gern," heißt es in dem Briefe an seinen Bruder vom 11. August 1778, „daß der eigentliche Inhalt des Stücks allzu früh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das Decamerone des Boccaccio auf: die Erzählung vom Juden Melchisedek. Ich glaube, eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich alles sehr gut soll lesen lassen."[3])

Mendelssohn billigte den Plan vollkommen; nur wünschte er, daß das Stück auf die Streitigkeiten gar keinen Bezug habe, denn wenn darin die Thorheiten der Theologen belacht würden, so hätten sie ihn dahin, wohin sie ihn haben wollten. Es ist eine Komödie, würden sie sagen; er hat eine große Stärke zu

---

[1]) Schr. IV, 1, 133.
[2]) Lessings Schr. XIII, 609.
[3]) Lessings Schr. XII, 509.

spotten und lachen zu machen."[1]) „Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe," versicherte Lessing seinem Bruder am 20. October, „und Herr Moses hat ganz recht geurtheilt, daß sich Spott und Lachen zu dem Tone nicht schicken würde. . . . Er soll schon sehen, daß ich meiner eigenen Sache durch diesen dramatischen Absprung im geringsten nicht schade."[2])

Bereits Anfang November war das Stück im Wesentlichen beendet. Am 14. November begann er, wie eine Bemerkung auf dem ersten, jetzt im Besitze eines Urenkels Mendelssohns[3]) befindlichen Entwurfe zu der Dichtung von Lessings Hand besagt, die versificirte Ausarbeitung und am 7. December schickte er seinem Bruder den ersten Aufzug, in das Gewand fünfzeiliger Jamben gekleidet, mit dem Bemerken: „Ramler und Herrn Moses kannst Du die Verse wol weisen, dessen Urtheil vom Tone des Ganzen ich wol auch zu wissen begierig wäre."[4]) Dankbar nahm er mehrere Verbesserungen des alten Freundes an. Auch mit dem Namen Recha war Mendelssohn gar nicht zufrieden, wie David Friedländer an Zelter schreibt; „dieser ist kein heiliger Name und obenein übel gewählt, denn Rek heißt leer, auch nichtswürdig. Er erinnerte aber nichts, weil Recha im Text vorkommt und es das Metrum gestört haben würde. Mitte April 1779 konnte das Stück die Presse verlassen.

„Nathan der Weise" nannte Lessing diese dramatische Dichtung, seine letzte und hervorragendste Schöpfung, welche durch seine theologischen Kämpfe erstanden ist. Nennt er doch selbst den „Nathan" einen „Sohn seines eintretenden Alters, den die Polemik hat entbinden helfen". „Nathan" ist, wie schon Kant ihn bezeichnet, der zweite Theil oder die Fortsetzung der „Juden".

1) Lessings Schr. XIII, 612.

2) Lessings Schr. XII, 511.

3) Der Entwurf, früher Eigenthum des verst. Dr. J. Rube, ist jetzt im Besitze des Hrn. Commerzienraths Ernst Mendelssohn in Berlin. Danzel-Guhrauer, a. a. O. II, 457.

4) Lessings Schr. XII, 514.

Was Lessing als zwanzigjähriger Jüngling in dem Lustspiele „Die Juden" begonnen hat, das führte er in seiner letzten Dichtung, diesem „reizenden Codex religiöser und weltlicher Moral", wie Göthe den „Nathan" nennt, weiter aus. Aus diesem Drama tritt uns die sittliche Mahnung entgegen, daß der wahre Werth einer jeden Religion darin bestehe, daß sie ihre Bekenner zur Duldsamkeit, zur Gerechtigkeit, zur thätigen Menschenliebe anleite, daß jeder der Religion, in der er geboren, getreulich anhänge, daß aber niemand sich seines Glaubens wegen überhebe, kein Bekenntniß das andere ausschließe und verurtheile, daß vielmehr in allen nur das eine Wahrheit sei: Humanität und Duldung. Toleranz ist die Grundidee im „Nathan", jene Toleranz, welche nichts weiß von Bekehren und Verdammen Andersdenkender und Andersglaubender, jene echte Toleranz, welche sich auf den biblischen Spruch der Menschenliebe gründet. Keine Dichtung hat je Herz und Gefühl so mit Duldsamkeit und Liebe erfüllt als dieses heilige Vermächtniß des Kämpfers für Wahrheit und Freiheit.

Ueber kein Werk der deutschen Literatur, mit Ausnahme von Göthes „Faust", ist aber auch so viel geschrieben worden, wie über Lessings „Nathan".[1]) Man hat die verschiedenartigsten Gesichtspunkte aufgestellt, um die Zwecke und Charaktere dieses Hohenliedes der Menschheit zu erklären und den größten Scharfsinn aufgeboten, um die von Lessing darin gegebenen Doctrinen zu deuten.[2]) Man hat Nathan bald für eine Declamation gegen alle Offenbarung, bald für eine Satire auf die christliche Reli-

[1]) Die Literatur über Lessings „Nathan", der auch von S. Bacher (Wien 1866) und von A. B. Gottlober (Wien 1874) ins Hebräische übersetzt wurde, ist sehr groß, hier sei nur erwähnt: Kuno Fischer, Lessing als Reformator der deutschen Literatur (Stuttgart 1881), Karl Hebler, Lessing-Studien (Bern 1862), David Friedrich Strauß, Lessings Nathan der Weise (Berlin 1864), ferner Julius Fürst, Lessings Nathan der Weise (Leipzig 1881), J. S. Bloch, Quellen und Parallelen zu Lessings Nathan (Wien 1880).

[2]) Philippson, Allg. Ztg. d. Judenthums, 1878, S. 433 ff., 449 ff., 465 ff., 481 ff.

gion genommen, und die ganze Dichtung als Parteilichkeit gegen das Christenthum gerügt. Als ob Lessing in dieser lehrhaften Dichtung sich an die Muhamedaner oder die damals auf alle Weise gedrückten und zurückgesetzten, die hochmüthig verachteten Juden hätte wenden sollen! Als ob es nicht wie die bitterste Ironie hätte erscheinen müssen, wenn er die hohen Vorbilder reiner, vorurtheilsfreier Menschlichkeit unter den Bekennern der christlichen Religion hätte wählen wollen, unter welchen allein die lebendigen Vorbilder des blinden Glaubenshasses sich fanden! Aber Lessing wählte gerade einen Juden zum Helden seines Toleranzdramas, zum eigentlichen Träger der echten Religiosität, der wahrhaften auf Selbstverleugnung gegründeten Menschenliebe und der Duldsamkeit! Daß ein Jude und nicht ein Türke zur idealen Hauptperson gemacht oder vielmehr als solche aus der Novelle des Boccaccio beibehalten ist, sagt Hebler, erklärt sich theils aus der Rücksicht auf das Publikum, da unter den christlichen Vorurtheilen mehr die Juden als die Türken zu leiden hatten, theils daraus, daß Lessing die Erhebung zur vernünftigen Religion in gewisser Hinsicht für einen Juden am leichtesten finden mochte, ohne darum dessen Religion als solche über die beiden anderen setzen zu wollen.[1]) Um auf Christen zu wirken, brauchte der Dichter nur diese zu demüthigen, nur aus ihrer Mitte warnende Figuren aufzustellen, während er aus den beiden anderen Religionen beschämende Charaktere ihnen gegenüberstellte.[2]) Nicht gegen das Christenthum, nicht gegen die Bekenner desselben ist die Dichtung gerichtet, wol aber, wie Stahr bemerkt,[3]) gegen den „christlichen Pöbel“ aller Stände und Geschlechter, den Pöbel im Patriarchengewande wie im Frauenkleide einer Daja, gegen den Glaubenspöbel, der sich

[1]) Hebler, Lessingstudien S. 15.

[2]) Strauß, Lessings Nathan der Weise. M. s. den Artikel „Warum ist Nathan ein Jude?“ Stimmen aus der Lessing-Literatur, zusammengestellt von Arnold Bodek. Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch, S. 350 ff.

[3]) Stahr, a. a. O. II, 294.

steifend auf den Besitz einer allein selig machenden Kirche, auch die Menschenrechte für sich allein in Anspruch nahm. Schon Mendelssohn, der Jude, hat im Nathan, wenn auch nicht eine Verherrlichung des Christenthums, so aber doch erkannt, daß er „der Christenheit zur wahren Ehre gereiche". „Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehen," ruft er in den „Morgenstunden" aus, „in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen hinaufschwingen, zu dieser feinen Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte!"[1])

Wohl! „Nathan der Weise" ist kein Plaidoyer für die Juden und das Judenthum, sondern ein Plaidoyer gegen alle religiöse Verfolgungssucht, gegen jeden geistlichen unduldsamen Hochmuth, für die allgemeine Toleranz und Humanität. Und doch hätte Lessing ohne seinen vertrauten Umgang mit Mendelssohn einen Nathan nicht schaffen können. Nathan, ein echter Sohn seines Stammes, ist kein Gelehrter von Fach, kein Schriftgelehrter, kein Rabbiner, sondern ein Kaufmann, ein tiefer Denker, wie Mendelssohn. Bewußt oder unbewußt hat Lessing in „Nathan" seinen ältesten theuersten Freund gezeichnet: Mendelssohn ist das Urbild des Nathan.[2]) Dieselbe Sanftmuth des Charakters, dieselbe Klarheit im Denken, dieselbe dialectische Gewandtheit im Disputiren, gepaart mit feiner sokratischer Ironie, dasselbe Wohlwollen gegen jedermann ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntniß.

So mild und ruhig, so bescheiden und gelassen wie Nathan, sprach auch Mendelssohn, mit tiefem Sinne, doch nie auffahrend, so floß auch seine Rede hin.

Wie Nathan seine Recha, so belehrte Mendelssohn seine eigene Tochter. Stufenweise verfuhr er bei der Entwickelung

[1]) Schr. II, 367.

[2]) Nach dem Erscheinen dieser Biographie versuchte auch Friedrich Albrecht in seinem Schriftchen: Moses Mendelssohn als Urbild von Lessings Nathan dem Weisen (Ulm 1864) darzustellen.

ihrer religiösen Ideen; er lehrte sie als Kind ein unmittelbares Eingreifen der himmlischen Mächte:

Habt Ihr,
Ihr selbst die Möglichkeit, daß Engel sind,
Daß Gott zum Besten derer, die ihn lieben,
Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt?

Er suchte sie auf natürliche Begriffe und naturgemäße Erscheinungen hinzuweisen, sobald er merkte, daß Schwärmerei sich des jugendlichen Gemüthes bemächtigte:

Begreifst du aber
Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist? Wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

Wie Nathan dem Saladin gegenübertritt, den ganzen Schatz seiner scharfsinnigen Beredsamkeit entfaltend, bescheiden, aber unerschrocken und würdevoll, so verstand es auch Mendelssohn Großen zu begegnen, so stand er vor seinen fürstlichen Gönnern, mit solchem Stolze bekannte auch er:

Ich bin ein Jude.

Wie Nathan dem Saladin auf die verfängliche Frage, welche unter den drei Religionen die wahre sei, die von einem spanischen Juden erfundene und von einem spanischen jüdischen Chronisten zuerst erzählte Parabel von den drei Ringen[1]) vortrug, so suchte Mendelssohn Religionsstreitigkeiten zu vermeiden,

---

[1]) Der erste, der auf die im Schebet Jehuda enthaltene Erzählung aufmerksam gemacht und sie als die ursprüngliche Quelle der Parabel von den drei Ringen erwiesen hat, ist M. Wiener im Jahrbuch für Israeliten, herausgegeben von J. Wertheimer (Wien 1856) S. 171 ff., übrigens s. auch A. Jellinek im Sabbatblatt, 1846, S. 32 und der jüd. Stamm (Wien 1869) S. 204; ferner Aug. Wünsche, der Ursprung der Parabel von den drei Ringen, in Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch S. 329 ff.

und gleich den inhaltsschweren Worten, welche Nathan dem Sultan zurief:

Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von Euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'!

so war auch Mendelssohns Kanon: daß „der Mensch berufen sei, nach Wahrheit zu forschen, Schönheit zu lieben, Gutes zu wollen und das Beste zu thun".[1])

Aehnlich der ersten Unterredung, welche Nathan mit dem Tempelherrn führte, muß man sich das erste Zusammentreffen Mendelssohns mit Lessing denken. Der Tempelherr ist ein Charakter, der, wie Mendelssohn schon hervorhebt, an den des Dichters grenzt:[2]) derselbe Edelmuth, dieselbe Entfernung von Eigennutz und Eigendünkel, derselbe Stolz in drückender Noth, derselbe „gute, trotzige Blick, derselbe dralle Gang". Auch er hatte die Bizarrerie, ein abgesagter Feind von äußerer Höflichkeit zu sein; aber „die Schale war nur bitter, der Kern war's wahrlich nicht".

Wie Nathan mit dem Tempelherrn spricht, war es Mendelssohns eigene Kunst mit denen zu sprechen, welche, wie er wußte, gegen ihn eingenommen waren; so gewann er sich die Freundschaft mancher im Grunde edlen Seele, die sich sonst einem Juden mit einigem Widerstreben näherte.

Der Jude nöthigt dem stolzen Ritter Achtung ab; dieser erkennt in Nathan den seltenen Mann, der mehr als Jud' und Christ, der wahrhaft Mensch sein will, sodaß er nun seine Freundschaft als die eines Gleichgesinnten verlangt: ähnlich bildete sich das vertraute Verhältniß zwischen Lessing und Mendelssohn.

[1]) Schr. V, 389; II, 300.
[2]) 1. Aufl. S. 553.

Wir haben beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
Als Mensch? Ach! wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es g'nügt, ein Mensch
Zu heißen!
Ja, bei Gott, das habt Ihr, Nathan!
Das habt Ihr! — Eure Hand! — Ich schäme mich,
Euch einen Augenblick verkannt zu haben.
. . . .
Nathan, ja,
Wir müssen, müssen Freunde werden.

Wie Lessing Mendelssohn im Nathan zeichnete, so hatte er in der Daja Lavater im Auge, welche er gerade deshalb zu der Witwe eines Schweizers machte.[1]) Die bekehrungssüchtige Daja, sie ist nicht böswillig, sie

muß aus Liebe quälen,
Ist eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wissen wähnen
Und sich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieses Weges verfehlt, darauf zu lenken.

Charaktere wie der Patriarch, der „dicke, rothe, freundliche Prälat" einer ist, sind nicht schwer zu finden und brauchte sich Lessing nicht gerade den Hamburger Hauptpastor zum Vorwurfe gemacht zu haben; Charaktere aber wie der Derwisch sind äußerst selten: den Derwisch hat der Dichter nach Abraham Wolf Rechenmeister gezeichnet, den Lessing im Hause Mendelssohns kennen lernte. Abraham, ein Freund Eulers, war ein großer Kenner der Mathematik und hatte dabei eine bewundernswürdige Fertigkeit, auch die schwersten Rechnungen im Gedächtniß zu rechnen. Er war übrigens ein cynischer Philosoph, der nur Brot und Wasser brauchte und allenfalls sein Wasser aus der hohlen Hand

[1]) Hebler, a. a. O. S. 14.

trank. Sein Gemüth war kindlich naiv, und dabei war er äußerst bieder und redlich.[1])

Auf Abraham, der in Mendelssohns Hause ein kleines Zimmer unentgeltlich bewohnte, hielt Lessing seines ihm angeborenen Cynismus und seiner Sonderbarkeit wegen große Stücke. Als er nach Wolfenbüttel ging, bat ihn der arme Abraham um ein seltenes mathematisches Werk. Zufällig besaß Lessing zwei Exemplare des gewünschten Buches, und war gern bereit, ihm das eine tauschweise zu überlassen. „Sie dürfen es ihm nur mit der Post schicken," heißt es in einem Briefe Mendelssohns an Lessing, „denn er ist so begierig, daß er keine Nacht mehr ruhig schlafen kann, bis er seinen Diophant — so hieß das Buch — in seinen eigenen Händen hat."[2]) Und dieses Buch, das er kaum erwarten konnte, das ihm so theuer war, brachte er nach einiger Zeit zu Mendelssohn und wollte es ihm schenken. „Ihr werdet doch das Buch nicht von Euch lassen? Es ist ja ein Andenken von Lessing!" „Ja wohl!" erwiderte er ihm; „aber ich brauche es nicht mehr; die Exempel darin sind recht gut, doch ich verstehe kein Griechisch." „Ich wette, Ihr braucht Geld; sagt mir, wie viel Ihr braucht!" Nein, nein! Ich habe Geld, ich will kein Geld!" „Nun so geht in Gottes Namen und braucht Ihr was, so wißt Ihr, wo ich wohne."

Einmal fragte Abraham seinen Freund Mendelssohn um den Beweis eines nicht leichten geometrischen Satzes. Mendelssohn zeichnete die Figur, aber noch war er mit der Hülfslinie, die er zur Führung seines Beweises nöthig hatte, nicht ganz fertig, so schrie Abraham vor Freuden auf, dankte ihm wie für eine erwiesene Wohlthat und war verschwunden.[3])

Ein anderes mal kommt Abraham zu Mendelssohn, der eben den Professor Engel bei sich sieht, steht still und spricht kein Wort. „Nun Abraham! Wie geht's?" redet ihn Mendels-

[1]) Schr. V, 226.

[2]) Schr. V, 187, vgl. 190.

[3]) Engels Philosoph für die Welt (Berlin 1844), II, 107.

sohn an. „Ihr seid so still; Ihr sehet mich bedeutungsvoll an; fehlt Euch was?“ „Meine Frau[1]) ist von Hannover angekommen, ich habe nur einen Stuhl.“ Mit diesen Worten ergreift er einen Stuhl und geht damit zur Thür hinaus.[2])

Mit wahrer Leidenschaft war er dem Schachspiele ergeben; er und der alte Michel galten als die vorzüglichsten Schachspieler in ganz Berlin. Michel hatte sich durch seine Tüchtigkeit im Spiel einen solchen Namen erworben, daß er sogar die Aufmerksamkeit des großen Friedrich auf sich gelenkt hatte. Der König ließ den armen Michel, der zeitweilig in Potsdam lebte, öfter zu sich bescheiden, um mit ihm eine Partie zu machen. Obgleich nun Friedrich als ein eben so großer Held auf dem Schachbrette wie auf dem Schlachtfelde galt, so zeigte es sich doch bald, daß der Jude ihm im Schach überlegen war, und da dieser mit den Regeln der Höflichkeit wenig vertraut war, so mußte der König jedesmal unterliegen. „Wie kömmt's,“ fragte ihn Friedrich eines Tages, „daß ich mit Euch keine Partie gewinnen kann?“ „Was weiß ich?“ erwiderte Michel barsch, „ich kann meinen Kopf nicht auf Eure Schultern setzen.“ Diese Antwort ärgerte den König nicht wenig, und der Jude erhielt seinen Abschied. Einige Wochen später begegnete er dem armen Michel auf der Straße. „Wie geht's Michel?“ rief er dem ärmlich gekleideten Juden zu. Dieser zuckte die Achseln, ohne eine Silbe zu erwidern. „Wenn Ihr das reden nennt, so glaube ich auch, daß Bileams Eselin geredet habe.“ Dieser beißende Spott bot dem Rachegefühle Friedrichs Beruhigung; aber die kleine Pension, welche Michel mehrere Jahre vom Könige erhalten hatte, blieb ihm doch für immer entzogen.[3])

Der alte Michel, der, ein Opfer königlicher Eitelkeit, in der drückendsten Noth lebte, kam einmal zu Mendelssohn, als

---

[1]) Seine Frau lebte meistens in Hannover bei Verwandten, weil ihr Mann niemals Geld hatte.

[2]) Zelters Briefwechsel mit Göthe (Berlin 1833) IV, 138.

[3]) Hennings, Souvenirs de Berlin (Handschr.).

dieser gerade mit Abraham eine Partie Schach spielte. Michel sieht das Spiel an. Endlich macht Abraham eine Bewegung mit der Rechten, um das Spiel als verloren umzuwerfen, und erhält von Michel einen so derben Schlag am Kopfe, daß ihm die lange Perrücke abfällt. Abraham hebt ruhig seine Perrücke auf und spricht: „Aber bester Michel, wie hätte ich denn ziehen sollen?"[1])

Dieses Originalgenie in der Mathematik, dieser Sonderling im Leben, dieser Abraham, der zwanzig Jahre, bis zu seinem 1798 erfolgten Tode, im Wahnsinn verbrachte, wurde von Lessing im Derwisch verewigt. „Lesen Sie die Rolle Al-Hafi's," heißt es in einem Gespräche zwischen Mendelssohn und einem jungen Dichter,[2]) „und Sie haben meinen guten Abraham Wolf, der ihm wirklich zu dieser Rolle gesessen hat, der ganze Charakter, die ganze Seele;" eben so abstrus, eben so wild und leidenschaftlich im Spiele, eben so versenkt in seinen Ideen; „Wilder, Guter, Edler!"

Dergestalt ist Nathan der Weise, dieses Hohelied der Duldung und Menschenliebe, eine bleibende Erinnerung an die innige Freundschaft, welche Lessing mit Mendelssohn Jahrzehnte hindurch verknüpft hatte.

Und wie viele, die sich an Nathan dem Weisen erquicken, wissen es denn, daß Lessing, während er dieses erhabenste Werk seines Genius schuf, mit der drückendsten Noth, mit der gemeinen Sorge um das tägliche Brot zu kämpfen hatte? Wie viele Deutsche, die, stolz auf diese Nationaldichtung, dennoch in deutscher Treue an alte Vorurtheile festhalten, wissen es, daß Deutschland den Nathan indirect einem Juden verdankt?

Um das Werk „mit aller Gemächlichkeit" ausarbeiten zu können, brauchte Lessing wenigstens dreihundert Thaler. Da er Vorausbezahlungen von Seiten der Subscribenten auf den Nathan nicht annehmen wollte, so wünschte er diese Summe irgend-

[1]) Zelters Briefwechsel mit Göthe, IV, 137.

[2]) Engels Philosoph für die Welt (Berlin 1844) II, 107.

woher geborgt. Sein Bruder Karl pochte an verschiedene Thüren, aber keine wollte sich öffnen. Endlich fand sich ein wackerer Mann, der aus Verehrung für den Dichter sich freiwillig erbot, obgleich selbst nicht wohlhabend, ihm die dreihundert Thaler auf vier Monate vorzuschießen: es war dies der Hamburger Kaufmann Moses Wessely, der vorübergehend in Berlin war, ein guter Bekannter Lessings aus der Zeit von dessen Aufenthalt in Hamburg, ein Mann von Geist und feiner Bildung, der eine gute Abhandlung über die bürgerliche Verbesserung der Juden und sogar anonyme Briefe über „Emilia Galotti" geschrieben hat.[1])

Schon allein die Art und Weise, wie er dabei verfuhr, spricht für seine Herzensfeinheit. Nur einen Brief wünschte er von Lessing zu haben. „Aber wenn er Ihnen nun nicht schreibt, so bekommt er kein Geld?" fragte Karl Lessing, der diese Verhandlung dem Bruder völlig dramatisch in einem Briefe beschreibt.[2]) „Ich werde es ihm dann schicken, und den Empfang wird er mir doch melden," erwiderte der brave Wessely. Lessing zögerte auch nicht, seinen guten Freund mit einigen Zeilen zu erfreuen. „Ich habe an Moses Wessely geschrieben," heißt es in einem Briefe an Karl vom 19. December 1778, „und gebe Gott, daß es nicht bloßer Wille mag gewesen sein. Sollte er aber der positiven Aeußerungen ungeachtet dennoch verhindert werden, Wort zu halten, so bin ich ganz unglaublich übel daran."[3]) Wessely brachte den guten Willen in Ausführung. Im Verlaufe der Arbeit machte Lessing diese Geldaffaire die größten Sorgen. Während er den letzten Akt des Nathan dichtete, schrieb er seinem Bruder, daß er übel ankommen würde,

[1]) Moses Wessely wurde den 15. März 1737 in Kopenhagen geboren und starb den 15. März 1792 in Berlin. Seine hinterlassenen Schriften erschienen zum Besten seiner Witwe, einer geborenen Schlesinger aus Berlin (Berlin 1798).

[2]) Lessings Schr. XIII, 616 f.

[3]) Lessings Schr. XII, 518.

wenn die Subscriptionen seines Buchhändlers jene Schuld nicht decken sollten, da er schlechterdings nicht wisse, wie er sonst den ihm auf den Hals kommenden Wechsel einlösen könnte. „Du glaubst nicht," schließt er, „wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich sie zusammenschreibe."[1])

Sechzigstes Kapitel.

Lessings letzte Jahre.

„Nathan der Weise", dieses „herrliche Lobgedicht auf die Vorsehung", eben diese selige Bemühung, die Wege Gottes vor den Menschen zu rechtfertigen, wie theuer ist sie nicht dem unsterblichen Lessing geworden! Ach! sie hat ihm seine letzten Tage verbittert, wo nicht gar am Ende sein kostbares Leben abgekürzt. Bei der Herausgabe der „Fragmente" war er darauf gefaßt, den ganzen Schwarm von Schriftstellern über sich herfallen zu sehen, die mit und ohne Beruf die „Fragmente" würden widerlegen wollen, und er hielt sich für stark genug, seinen Gast wider alle ungezogenen Angriffe seiner Gegner zu vertheidigen. So mancherlei auch die Wege waren, welche seine Widersacher einschlagen konnten, und, wie der Erfolg zeigte, auch wirklich einschlugen, um ihn zu bekämpfen, so glaubte er doch allen denjenigen die Spitze bieten zu können, die sich nicht durch Billigkeit und Liebe zur Wahrheit auszeichnen würden. Aber wie sehr veränderte sich die Scene nach dem Erscheinen des Nathan! Nunmehr drang die Kabale aus den Studierstuben und Buchläden in die Privathäuser seiner Freunde und Be-

[1]) Lessings Schr. XII, 524.

kannten mit ein, flüsterte jedem ins Ohr, Lessing habe das Christenthum beschimpft, ob er gleich nur einigen Christen und höchstens der Christenheit einige Vorwürfe zu machen gewagt hatte. Jeden Vorwurf des Eigendünkels und der einseitigen Denkungsart, den er einigen seiner Glaubensbrüder machte, oder durch seine dramatischen Personen machen ließ, hielt ein jeder für persönliche Beleidigung. Der allenthalben willkommene Freund und Bekannte fand nunmehr allenthalben trockene Gesichter, zurückhaltende, frostige Blicke, kalte Bewillkommnung und frohe Abschiede, sah sich von Freunden und Bekannten verlassen, und allen Nachstellungen seiner Feinde bloßgestellt. Traurig sind die Wirkungen, die dies in seinem Gemüthe hervorbrachte! Lessing, der aller seiner gelehrten Arbeiten ungeachtet, immer noch der angenehmste, fröhlichste Gesellschafter gewesen, verlor nunmehr seine joviale Laune völlig, ward zu einer schläfrigen, gefühllosen Maschine.[1]) Seine Gesundheit war erschüttert, seine Lebenslust gebrochen. Zunehmende, auch den Geist hindernde Kränklichkeit, der üble Ruf, in welchen man ihn bei dem niedern Volke als Ketzer und gottlosen Menschen zu bringen suchte, verbitterten ihm die letzten anderthalb Jahre seines der geistigen Aufklärung geweihten Lebens. Die Gegner hielten kein Mittel zu schlecht, um ihn, den Herausgeber der „Fragmente", den Dichter des „Nathan", zu verdächtigen. Sie sprengten aus, er habe von der Judenschaft zu Amsterdam für die Herausgabe der „Fragmente" ein Geschenk von tausend Dukaten erhalten und angenommen, eine Verdächtigung, welche später auch gegen Dohm wegen seiner Schrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden erhoben wurde. Dieses Märchen hatte man in Wien, wo der „Nathan" confiscirt wurde, wieder aufgetischt. Lessings eben dort anwesender Stiefsohn schrieb gegen diese ebenso boshafte als abgeschmackte Lüge eine Erklärung, welche er ihm zur Verbesserung sandte und als „Noch nähere Berichtigung des

[1]) Schr. II, 366 f.

Märchens von tausend Dukaten oder Judas Ischarioth dem zweiten" in Regensburg drucken ließ.

In dieser Zeit, welche ihn jede Arbeit, zu der Frische des Geistes und ununterbrochene Thätigkeit erforderlich war, fast unmöglich machte, schrieb er sein religiöses Testament: die „Erziehung des Menschengeschlechts", von welcher bisher nur ein Theil erschienen war und in welcher er in kurzen Paragraphen eine Geschichte der religiösen Entwickelung der Menschheit entwirft. „Jede Erziehung," sagt Lessing, „hat ihr Ziel: bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu etwas erzogen. . . . Sie wird kommen, sie wird gewiß kommen die Zeit der Vollendung. Gehe deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung, nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurückzugehen!"[1])

In den letzten Jahren seines Lebens waren seine Nerven zuweilen so herabgespannt, daß er weder lesen noch schreiben konnte. In einem solchen Zustande empfing er im Sommer 1780 den Besuch des Philosophen Fr. H. Jacobi. Sie sprachen über verschiedene philosophische und religiöse Dinge, über Pantheismus und Spinozismus und was damit zusammenhängt, sie hielten Unterredungen, deren Inhalt Jacobi aus dem Gedächtnisse aufgezeichnet hat, und welche für Mendelssohn so folgereich und verhängnißvoll wurden. „Lessing wollte mich überreden," schreibt Jacobi, „ohne ihn nach Berlin zu reisen, und wurde alle Tage dringender. Sein Hauptbewegungsgrund war Mendelssohn, den er unter seinen Freunden am höchsten schätzt. Er wünschte sehnlich, daß ich ihn möchte persönlich kennen lernen."[2]) „Moses Mendelssohn schien Lessing für den hellsten Kopf, den vortrefflichsten Philosophen und den besten Kunstrichter unseres

---

[1]) Erziehung des Menschengeschlechts § 66 f.

[2]) Jacobis Werke IV, 1.

Jahrhunderts zu halten. Ebenso urtheilt Lichtenberg," schrieb Jacobi den 20. October 1780 an Heinse.[1])

Mit Jacobi und seiner ihn begleitenden Schwester fuhr Lessing nach Halberstadt, um Gleim einen Besuch abzustatten; im October unternahm er eine Reise nach Hamburg. Nach seiner Rückkehr verschlimmerte sich sein Zustand. Am 19. December 1780 schrieb er den letzten Brief an seinen ältesten theuersten Freund, der seit einigen Jahren kein Schreiben von ihm erhalten hatte. Dieses befremdete mich zwar nicht — es sind das Mendelssohns eigene Worte — denn er war, wie seinen Freunden bekannt ist, nie der rüstigste Briefschreiber, auch eben im Beantworten nicht pünktlich, wenn es blos um Freundschaftsversicherung, ohne weitern Inhalt, zu thun war. Indessen öffnete ich doch desto begieriger das Briefchen, das mir ein Unbekannter überreichte. Nun hatte sich Lessing, so lange ich ihn kannte, in so verschiedenen äußern Umständen und Lagen ich ihn kannte, nie über Undank seiner Zeitgenossen beschwert; nie beklagt, daß ihm nicht Gerechtigkeit widerführe, daß seine Verdienste nicht belohnt würden, und dergleichen Beschwerden, die so mancher mit weit geringerm Rechte von sich hören läßt. Die Worte „Ich" und „Mein" war ich gewohnt, aus seinem Munde so selten als möglich zu vernehmen. Auch waren seine Briefe allezeit lebhaft, gedankenreich und von gediegenem Inhalt. Alle Arten von Laune war ich an ihm gewohnt; nur niemals Niedergeschlagenheit oder Mißmuth. Er war allezeit der tröstende, nie der trostsuchende Freund.

Und nun — ich kann die widrige Empfindung nicht beschreiben, die ich hatte, als mir folgende Zeilen einen ganz anderen Mann zu erkennen gaben, einen gebeugten, abgehärmten, endlich unterliegenden Kämpfer, einen gleichsam müde gejagten, verschmachtenden Hirsch, der endlich hinsinkt und sein edles Geweih muthlos in den Staub legt.

---

[1]) R. Zoeppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß (Leipzig 1869), I, 28.

„Liebster Freund!

Der Reisende, den Sie mir vor einiger Zeit zuschickten,[1]) war ein neugieriger Reisender. Der, mit dem ich Ihnen jetzt antworte, ist ein emigrirender. Diese Classe von Reisenden findet sich unter Yoriks Classen nun zwar nicht, und unter diesen wäre nur der unglückliche und unschuldige Reisende, der hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Classe gemacht, als sich mit einer beholfen, die eine so unschicklich Benennung hat? Denn es ist nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unschuldig ist. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen lassen.

Eigentlich heißt er Alexander Daveson,[2]) dieser Emigrant; und daß ihm unsere Leute, auf Verhetzung der Ihrigen, sehr häßlich mitgespielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will von Ihnen nichts, lieber Moses, als daß Sie ihm den kürzesten und sichersten Weg nach dem europäischen Lande vorschlagen, wo es weder Christen noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber sobald er glücklich da angelangt ist, bin ich der Erste, der ihm folgt.

---

[1]) Dr. Flies aus Berlin, Schwiegersohn Itzigs, ein Mann von großem Vermögen, der zu Göttingen zu seinem Vergnügen Medicin studirt hatte, beabsichtigte eine Reise nach Italien und wurde Lessing von Mendelssohn (Schr. V, 201) empfohlen.

[2]) Alexander Daveson aus Braunschweig, ein Schützling Lessings, der mit Kunstsachen Handel trieb und an Herzog Karl einen guten Kunden hatte, ihm auch sonst Gefälligkeiten erwies, wurde nach dem Tode des Herzogs gefänglich eingezogen. Lessing bot alles auf, ihn zu seinem Rechte zu verhelfen und nahm ihn nach seiner Befreiung als Hausgenossen mit nach Wolfenbüttel. Daveson begab sich nach England, kehrte zehn Jahre später, 1790, zurück und kündigte unter dem Namen Karl Lange, den er fortan führte, in Hamburg sogen. attische Unterhaltungen an; er wurde damit verlacht und ausgepfiffen. In der Folge nährte er sich von Schriftstellerei; er war eine Zeit lang Schriftführer des Fürsten Hardenberg in Anspach und gab in den Jahren 1806 bis 1808 den Telegraphen heraus. Danzel-Guhrauer, a. a. O. II, 594.

An dem Briefchen, das mir Dr. Flies damals von Ihnen mitbrachte, kaue und nutsche ich noch. Das saftige Wort ist hier das edelste. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmuthig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen; denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere bessern Tage noch etwa bei der und jener Seite täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler knorriger Stamm! Ach, lieber Freund! diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!

Wolfenbüttel, den 19. December 1780. Lessing.[1])

Gern hätte ich Dir diesen Trost gegönnt, liebe Seele! Gern wollte ich mich von meinen Geschäften und von meiner Familie losreißen, zu Dir hineilen und Dich noch einmal sprechen. Aber leider! machte ich es, wie wir es bei so manchem guten Beginnen zu machen pflegen. Ich verschob und verweilte — bis es zu spät war. Ach! es waren die letzten Worte, die ich von ihm vernahm!"[2])

---

[1]) Schr. V, 202 f.; II, 408 f.
[2]) Schr. II, 407 ff.

Einundsechzigstes Kapitel.

Lessings Tod.

„Unser Lessing ist hin! Sollten wir, seine Freunde, nicht an den Herzog schreiben, und um seine Papiere bitten?“[1])

Diese wenigen inhaltsschweren Worte schrieb Mendelssohn in der bittern Stunde, in welcher die Trauerbotschaft von dem am 15. Februar 1781 in Wolfenbüttel erfolgten Tode seines Busenfreundes bei ihm eintraf.

Lessing war hin! Der Mann, mit dem er nahezu dreißig Jahre in vertrautester Freundschaft gelebt, mit dem er unaufhörlich nach Wahrheit geforscht, Lessing, den er innig liebte und von dem er innig geliebt wurde, war plötzlich der Erde entrückt. Deutschland hatte den freiesten Geist, den genialsten Denker, Mendelssohn seinen besten, treuesten Freund verloren.

In heiliger Stille ertrug er in den ersten Tagen den Schmerz um den erlittenen Verlust; er wollte das Andenken seines Freundes nicht durch Klagen entweihen; dann aber machte er seinem gepreßten Herzen in dem köstlichen Schreiben an den Bruder des Dahingeschiedenen Luft, das uns wie der Nachruf eines echten Weisen schmerzlich ergreift:

---

[1]) Schr. V, 580. Mendelssohn, Nicolai und noch ein dritter wandten sich gleich nach Lessings Tod an den Herzog, um ihre Privat-Correspondenz heraus zu bitten. Der Herzog antwortete, daß er keinen Theil daran hätte, und verwies sie an denjenigen (Wessely hatte den Namen des Ministers vergessen), der alle seine Papiere in Händen habe und sie ihnen allerdings ausliefern solle, schreibt Elise Reimarus an Hennings den 18. Septbr. 1781 (N. Lausitz. Magazin, XXXVIII, 38). Lessings Nachlaß hatte nicht ein Minister, sondern Professor Schmidt, ein Freund des Verstorbenen, auf Befehl des Herzogs versiegelt. Privatschriften und Briefe von Freunden, schreibt der Herzog, sollen durch Prof. Schmidt von den eigenen Manuscripten Lessings abgesondert werden, wie Mendelssohn Herder den 15. März 1781 mittheilte (Schr. V, 587).

„Nicht ein Wort, mein Bester! von unserem Verluste, von der großen Niederlage, die unser Herz erlitten. Das Andenken des Mannes, welchen wir verloren, ist mir jetzt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erscheint mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenstände verbreitet. Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorsehung für die Wohlthat, daß sie mich so früh in der Blüthe meiner Jugend hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, welche ich vorhatte, bei jeder Zeile, welche ich hinschreiben sollte, mir als Freund und Richter vorstellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches mit einmischt, so ist es vielleicht die Reue, daß ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach seinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachlässigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte, zu jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen: denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen; und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Ueberhaupt war seine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen ausspenden; sondern er spornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab.

Alles wohl überlegt, mein Liebster! ist Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen; nicht nur in dem Plane des Weltalls zur rechten Zeit: denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit, sondern auch in unserer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmesser hat, zur rechten Zeit. Fontenelle sagt

von Copernicus: er machte sein neues System bekannt, und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen, und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unseren sinnlichen Augen völlig entzieht, und dies that er. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. Noch einige Wochen vor seinem Hintritte hatte ich Gelegenheit, ihm zu schreiben: er sollte sich nicht wundern, daß der große Haufe seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werkes verkenne; eine bessere Nachwelt werde noch funfzig Jahre nach seinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. Er ist in der That mehr als ein Menschenalter seinem Jahrhunderte zuvorgeeilt."[1])

Der Tod dieses Busenfreundes, mit dem Mendelssohn zu leben gleichsam gewohnt war, hatte eine tiefe Wunde seinem Herzen geschlagen. Sein Tod blieb noch lange der einzige Gedanke, der ihn unaufhörlich beschäftigte. Er machte ihn, wie es in dem Klagebriefe an Hennings vom 8. Mai 1781 heißt, „nicht traurig, nicht tiefsinnig, aber er war ihm immer gegenwärtig, wie das Bild einer Geliebten. Ich schlafe mit ihm ein, träume von ihm, wache mit ihm auf und danke der Vorsehung für die Wohlthat, die sie mir erzeigt hat, daß ich diesen Mann so frühzeitig habe kennen lernen und daß ich seinen freundschaftlichen Umgang so lange genossen habe."[2])

Lessings Bild schwebte ihm vor, so lange er lebte; er fiel ihm bei, so oft er sich nach einem Beurtheiler seiner Arbeiten umsah. Lessing blieb es, nach dessen Beifall und Aufmunterung er rang, so lange noch Odem in ihm war, „denn obgleich der

[1]) Schr. V, 580 ff.

[2]) 1. Aufl. S. 531.

Eifer für die Freiheit der Untersuchung diesen Wahrheitsforscher nur allzufrüh aufgerieben hat, so wird er doch für mich nie todt sein, meinem Geiste immer gegenwärtig bleiben, und ich werde bei jeder Zeile, die ich in philosophischen Sachen niederschreibe, mich immer noch fragen: Würde Lessing dieses billigen?"[1])

Wer stand Mendelssohn noch so nahe wie Lessing? Wer vermochte ihm seinen Lessing zu ersetzen?

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Herders Annäherung.

Mendelssohn fühlte sich durch den Tod Lessings einsam und verlassen; keinem der früheren Freunde konnte er sich enger anschließen.

Die Freundschaft, welche ihn in früheren Jahren mit Nicolai verknüpfte, war, wenn auch nicht geradezu erloschen, so doch gewaltig erkaltet. Von der „Allgemeinen deutschen Bibliothek", für die er seit ihrem Beginne und noch Anfang der siebziger Jahre zuweilen Beiträge lieferte, hatte er sich zurückgezogen, sobald sie eine bloße Recensiranstalt zu werden anfing. Wie alle sublunarischen Dinge hatte sich auch sein Verhältniß zu Nicolai verändert. Er sah ihn, wie er Hennings gesteht, des Jahres kaum so oft, als Theile von der Bibliothek erschienen. „Unsere Freundschaft ist noch immer dieselbe, allein unser Hausstand und unsere Geschäfte haben zugenommen, und letztere liegen zu weit voneinander. Unser Geschmack und unsere Neigungen, denen man in Erholungsstunden nachzugehen pflegt, mögen sich auch zum Theil verschiedentlich modificirt haben, und

[1]) Schr. VI, 127; II, 361.

was sonst für kleine Ursachen hinzuzukommen pflegen, warum man in zwanzig, dreißig Jahren nicht immer denselben Zeitvertreib liebt. Nicolai ist ein Mann von überhäuften Geschäften und die Besorgung der „Bibliothek" ist eine so weitläufige und mühsame Arbeit geworden, daß er sie einem andern hat auftragen müssen. Er selbst besieht die einlaufenden Recensionen etwa wie ich die abgelieferten seidenen Waaren mit flüchtigem Auge, eine und die andere Lage, ob die Arbeit regelmäßig sei. Denken Sie sich hiernächst achtzig, neunzig Gelehrte in ganz Deutschland zerstreut, jeder mit seiner Hypochondrie und Laune, Eigenliebe und Eitelkeit, der sich lieber einen Fetzen aus seinem besten Sonntagsrock ausschneiden, als eine Zeile in seinem Manuscript ausstreichen läßt."[1])

Der einzige, der Miene machte, sich dem alten Freunde und Vertrauten Lessings inniger anzuschließen, war Herder. Seit ihrer Begegnung in Pyrmont konnte es zu keinem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen ihnen kommen. Herder hatte „dem rechtschaffenen Israeliten, den er von Herzen hochschätzte", dem 10. October 1779 sein neu erschienenes „Maran=Atha" oder die „Offenbarung Johannis", nicht um ihn zu bekehren, sondern als ein Zeichen der Hochachtung mit der Bitte zugesandt, ihm sein unparteiisches Urtheil darüber zu sagen;[2]) Mendelssohn dem „verehrungswürdigen Herrn Superintendenten" acht Monate später mit der ersten Lieferung seiner Pentateuch-Uebersetzung aufgewartet.[3]) Wiederholt hatte Herder, der das Hebräische sehr gut verstand, Mendelssohns Verdienst um das Alte Testament in den ersten beiden Theilen der „Theologischen Briefe" hervorgehoben, an einer Stelle des dritten Theiles seiner Achtung vor ihm durch die Art und Weise Ausdruck gegeben, in dem er dem Gerüchte widersprach, daß Mendelssohn

[1]) 1. Aufl. S. 530.
[2]) Aus Herders Nachlaß II, 217 f.; 1. Aufl. S. 541.
[3]) 1. Aufl. S. 542.

der Verfasser der „berühmten verschrienen, widerlegten Fragmente" sei.[1])

Je mehr er sich von dem excentrischen Lavater entfernte und eine freiere rationalistische Richtung bei ihm zum Durchbruch kam, um so lebhafter fühlte er sich zu Mendelssohn hingezogen. Kaum hatte er das Hinscheiden Lessings erfahren, so richtete er an den ihn überlebenden Freund folgenden Brief, den man nicht ohne tiefe Rührung lesen kann:

„Ohne Zweifel, lieber theurer Mendelssohn, wissen Sie, so gut wie ich, Lessings Tod; ich kann aber nicht umhin, da ich mich schon seit zwei Tagen damit trage und gegen niemand mein Herz darüber recht ausschütten und losmachen kann, an Sie, liebster Mendelssohn, zu schreiben, an Sie, dessen Freund er so sehr war und den ich mir in meinen ersten Jahren so gern und oft mit ihm zusammendachte. Die Vorsehung hat auch hierbei, wie bei allem, ihre weisen, guten Zwecke und Wege: er ist bald und frühe des unvollkommenen Wirrwarrs losgeworden, in und mit dem wir uns hier schleppen, um nun die ersten Blicke der Wahrheit und festen Seelenfreiheit thun zu können; Ihnen aber brauche ichs gewiß nicht zu sagen, was Deutschland, was die Wissenschaften, was die edle, männliche Bestrebung in den Wissenschaften an ihm verloren und lange nicht wiederfinden werden. Mir ists noch immer, so entfernt wir von einander arbeiteten und dachten, so leer zu Muth, als ob Wüste, weite Wüste um mich wäre.

Lassen Sie sich, lieber Mendelssohn, erbitten, gewissermaßen seinen Platz in mir auszufüllen und mir etwas näher zu sein, als Sie es sind. . . . Ich begehre nicht Ihre Freundschaft, die sich nicht antragen läßt, die ich auch meiner Gemüthsart nach niemand in der Welt je angetragen habe; aber Ihre Gutmüthigkeit, Ihr unverhohlenes Wohlwollen in Sachen, wo wir doch einerlei Zwecke in großem Ganzen, wenngleich in so verschiedenen Sphären zu befördern haben, dies wünsche, dies

[1]) Theologische Briefe, 1. Aufl. I, 78, 203, II, 164 ff.; Haym, a. a. O. II, 153.

erbitte ich mir, da ich Sie so innig und aufrichtig hochschätze und liebe, auch mit jedem Jahre des Lebens lieber gewinne."

Welche Fülle von Freundschaft, Liebe und Hochachtung liegt in diesem Briefe des sonst schroffen, hochmüthigen Weimarschen Superintendenten! Und gar der Schluß! „Leben Sie wohl, liebster Mendelssohn, und sparen Sie sich, so viel an Ihnen ist, unserer Erde. Da Lessing hin ist, hat Deutschland Sie, wenn Sie auch nur stillwirkender Zeuge sind, vor so vielen anderen nöthig."[1])

Diese nicht wenig schmeichelhafte, herzinnige Eröffnung verfehlte des Eindrucks auf Mendelssohn nicht. Angesprochen durch den an Herder ihm ganz neuen Ton, nahm er die angetragene Freundschaft mit Freuden an. „Auch dieses, mein bester Herder," heißt es in seiner Antwort vom 15. März, „ist Weg der Vorsehung, daß Lessings Tod zwei Gemüther sich einander näher bringen muß, die, wie jetzt am Tage liegt, ein leidiges Mißverständniß von einander entfernt hatte. . . . . Es ist ein wahres Labsal für meine Seele, daß Sie durch den Tod Lessings eine gleiche Lücke in Ihrem Herzen empfinden und solche durch die Annäherung mit dem meinigen wieder auszufüllen gedenken. Haben Sie herzlichen Dank dafür, daß Sie den ersten Schritt dazu gethan. Sie sollen mich sicherlich auf halbem Wege treffen. Ich gehe etwas langsam, aber ununterbrochen. Jeder hat seine Weise, und ich habe das Zutrauen zu Ihrer Menschenkenntniß, daß Sie meine kaltscheinende Weise nicht mißkennen werden. Sie ist in Wahrheit mehr gemäßigt als kalt, und Sie werden sie hoffentlich in der Folge der Zeit immer echter und bewährter und Ihrer Liebe würdiger finden. . . . Ich hoffe, es soll bei diesem ersten Schritte, den wir zur Freundschaft gethan, nicht bleiben, und verspreche Ihnen, allezeit so offenherzig zu sein, als Sie mich jetzt finden. Ich kann Ihnen auf der Laufbahn, auf welcher Sie so große Schritte thun, nicht folgen;

[1]) 1. Aufl. S. 543 ff.

aber ohne Neid kann ich Ihnen meinen herzlichen Beifall nachrufen, so oft Sie ihn mir zu verdienen scheinen. Lieben Sie mich, Brüderchen!“ [1])

Wenn man diese Briefe liest, sollte man glauben, zwischen Herder und Mendelssohn hätte sich ein Freundschaftsband geknüpft, das unauflösbar gewesen wäre, Herder hätte bei Mendelssohn in der That die Lücke wenigstens theilweise ausgefüllt, die der Tod Lessings in seinem Herzen zurückgelassen hatte. Herder war jedoch kein Lessing. Was Mendelssohn an letzterem so hoch verehrte, war die echte Toleranz, die eben so sehr anderen Ueberzeugungen gönnte, als er sie für die seine in Anspruch nahm; Herder, der Apostel der Humanität, eiferte Lessing nach, erreichte ihn aber nicht. Ihm war Mendelssohn immer noch der Jude; er, der Freund des „Magus im Norden“, schloß den innigsten Bund mit Goethe, fühlte sich zu Jacobi immer mehr hingezogen; wie konnte er auch zugleich der Freund eines Mendelssohn sein?

Was beide noch einige Zeit verbunden hielt, war die gemeinschaftliche Verehrung für Lessing, der Herder bald in einem pietätsvollen Nachrufe einen so herrlichen Ausdruck gab, ehe noch Mendelssohn seinen Plan ausführte, etwas über den Charakter seines liebsten Freundes zu schreiben.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Charakteristik Lessings.

„Ich bin willens,“ schreibt Mendelssohn an Herder den 18. Mai 1781, „diesen Sommer, wenn es meine Gesundheitsumstände erlauben, etwas über Lessings Charakter zu

[1]) Schr. V, 582 ff.

schreiben."[1]) Er hielt es für heilige Pflicht, besonders diese Seite seines Freundes zu beleuchten, weil er gerade von dieser Seite verkannt, ja sogar zum Theil mißkannt wurde. Wer wäre zu einer solchen Arbeit geeigneter gewesen, als eben der, der Lessing selbst im höhern Sinne seinen Freund nannte; niemand kannte ihn besser und genauer als Mendelssohn; niemand war in sein Geistesleben tiefer eingedrungen als er. „Nur seine vertrautesten Freunde kannten ihn als einen von den seltenen Menschen, die besser sind als sie scheinen wollen. Die Gleißnerei der Modesitten und der sogenannten guten Lebensart ist ihnen zum Ekel, daß sie in ihrem Aeußerlichen lieber das Gegentheil davon annehmen und eine Art von Ungeselligkeit zur Schau tragen, daran ihr Herz nicht den mindesten Antheil hat." „Die Welt kennt Lessings schriftstellerischen Werth, wenige aber kennen seinen freundschaftlichen Werth; ja ich finde," heißt es in einem Briefe Mendelssohns an Hennings vom 8. Mai 1781, „daß sein moralischer Werth überhaupt von vielen sogar mißkannt werde. Auch die Begriffe von Tugend und Sittlichkeit sind der Mode unterworfen, und wer sich nicht nach den Modebegriffen seines Jahrhunderts schmiegen kann, der wird von seinen Zeitgenossen verkannt und verschrien. So viel scheint mir indessen außer allem Zweifel zu sein: wenn irgend ein Mensch besser war, als er sich in seinen Schriften zu erkennen gab, so war es Lessing. Die am meisten wider ihn eingenommen waren, wußte er in einer Stunde persönlichen Umgangs zu gewinnen und gleichwol ist ihm meines Wissens nie eine geflissentliche Schmeichelei aus dem Munde gegangen, ja er hatte sogar die — wie soll ich es nennen? — Bizarrerie, ein abgesagter Feind von der äußern Höflichkeit zu sein. Seine gesellschaftlichen Tugenden bestanden vielmehr in echter Theilnehmung, aufrichtiger Dienstbeflissenheit, in der äußersten Entfernung von Eigennutz und Eigendünkel und in der milden Bereitwilligkeit,

[1]) 1. Aufl. S. 546 f.

einem jeden mit seinem Reichthum an Begriffen so zuvorzukommen, daß man sich in einer Unterredung mit ihm allezeit scharfsinniger glaubte, als man wirklich war, ob man gleich nicht unterlassen konnte, dessen Ueberlegenheit innerlich recht sehr zu fühlen. Sarkastisch und bitter gegen jeden Geck, der sich die Wahrheit allein gefunden zu haben einbildete, war er liebreich und bescheiden gegen jeden, der Wahrheit suchte, und zu allen Zeiten bereit, ihm mit seinem Vorrathe zu dienen."[1])

Das ist Lessing, das ist sein Charakterbild voll Geist und Leben. „Das, das allein ist das echte Gefühl des Weisen!" rief Lessings treue Freundin Elise aus, als sie Mendelssohns Brief an Hennings gelesen hatte. Ihr Wunsch war die ganze mitgetheilte Stelle über den theuren Verschiedenen als den Auszug eines Briefes ins „Museum" einrücken zu lassen. „Kein Mensch kann den Stempel eines Mendelssohn darin verkennen, kein Mensch Lessings Charakter seine Ehrfurcht versagen. Auch Wessely hat diese Stelle des Briefes gesehen und noch viel hinzugesetzt, was Mendelssohns Erfahrung aufs vollkommenste bestätigt."

Elise freute sich herzlich, daß Mendelssohn ernstlich daran dachte, etwas Zusammenhängendes über Lessings Charakter herauszugeben, und wünschte nur, „daß er nicht lange zögern möchte, sich selbst und seinem Freunde dieses Monument zu setzen."[2])

Noch ehe Mendelssohn zur Ausführung seines Planes schritt, überraschte ihn Herder mit einem dem gemeinsamen Freunde in Wielands „Merkur" gesetzten Denkmale. Er nahm es mit inniger Freude auf und dankte dem Verfasser mit der Versicherung aufrichtiger Freundschaft. „Meine Hochachtung haben Sie schon seit vielen Jahren, aber dieser Aufsatz über Lessing

---

[1]) 1. Aufl. S. 531.

[2]) Elise Reimarus an Hennings, 29. Mai 1781, im N. Lausitz. Magazin, XXXVIII, 37.

macht, daß ich mich näher an Sie schließe, daß ich Sie liebe und sehnlichst wünsche, von Ihnen wieder geliebt, Ihr Freund genannt zu werden; denn die Freundschaft eines solchen Mannes kann den Verlust eines Lessings auf den Ueberrest meiner Tage ersetzen."

„Wie es um meinen Aufsatz über Lessing steht?" heißt es am Schlusse dieses Briefes an Herder. „Ich warte noch immer auf meine Correspondenz, die mir der Bruder aus der Verlassenschaft zuzuschicken versprochen.[1]) Und wenn ich nun diese erhalten, werde ich auch etwas hervorbringen können, das dem Ihrigen an die Seite gesetzt zu werden verdient? Wir wollen sehen."[2])

Die Correspondenz ließ lange auf sich warten. Mendelssohn entwarf inzwischen die „Hauptzüge" zur Charakteristik des Freundes, welche Karl Lessing in die Hände fielen und welche er von „Wort zu Wort" der Lebensbeschreibung seines Bruders hinzufügte.[3]) Dem Entwurfe gemäß sollte sich die Charakteristik erstrecken über Lessings Liebe zum Forschen, das er für die Bestimmung des Menschen hielt und dem er alle übrigen Neigungen opfern konnte, über seine Lieblingsneigung, sich der schwächern Seite anzunehmen, über seinen mit Witz verbundenen Scharfsinn, über seine außerordentliche Bescheidenheit, seine unbegrenzte Mildthätigkeit und Unverdrossenheit, von seinen Einsichten anderen mitzutheilen, über seinen Mangel an äußerlicher Höflichkeit und seine Unfähigkeit mit den Großen umzugehen. Er wollte seine eigene Ansicht darlegen über Emilia Galotti, die Tragödie, die ihm ganz vortrefflich schien und die ihn, als er sie zum ersten male las, so angegriffen hatte, daß er die ganze

[1]) „Daß Mendelssohn noch nichts von Lessings Biographie herausgiebt, daran ist Lessings Bruder Schuld," schreibt Elise Reimarus an Hennings am 18. Septbr. 1781. Magazin, 38; Schr. V, 696.

[2]) 1. Aufl. S. 549.

[3]) K. Lessing, a. a. O. II, 14 ff.; 1. Aufl. S. 563 ff.

Nacht nicht schlafen konnte; nur den Prinzen hätte er anders und besser gewünscht.[1])

Die Charakteristik kam über die Hauptzüge nicht hinaus; Mendelssohn wurde durch andere Arbeiten an der weitern Ausführung verhindert. Zunächst gab er im September 1781 seine „Anmerkungen zu Abbts freundschaftlicher Correspondenz“[2]) heraus, zu früh für ihn selbst, wie er in der „Vorerinnerung“ bemerkt, da es ihm an Muße und Kraft fehlte, diese Anmerkungen gehörig auszuführen und in die Form zu bringen, in welcher der wichtige Theil derselben zum zweiten Theile des „Phädon“ gebraucht werden sollte. Außerdem veranlaßten ihn gerade in jener Zeit verschiedene dringende Umstände, seine Ansichten über Religion im allgemeinen und Judenthum im besondern darzulegen.

[1]) Lessings Schr. XIII, 370 f.

[2]) Berlin, Nicolai, 1782, auch im 3. Theile von Th. Abbts vermischten Werken (Berlin 1782); Schr. V, 370—408.

Vierzehntes Buch.

Jerusalem. Staat und Religion.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Emancipation.

„Ich habe es jederzeit mit größerm Vergnügen gesehen, wenn das Vorurtheil der Christen wider die Juden von einem christlichen Schriftsteller bestritten wird. Juden müssen sich gar nicht einmischen, um die großmüthige Absicht zu befördern. Sobald das geschieht, sobald muß sie auch gemißdeutet und übel ausgelegt werden."

So schrieb Mendelssohn an den Freiherrn von Hirschen, welcher zusammen mit dem jungen Friedrich Schönemann in Dessau eine „Judenbibliothek zum Besten jüdischer und christlicher Armen" herausgeben wollte und auch ihn zur Theilnahme an derselben aufforderte. Um selbst den Schein der Parteilichkeit zu vermeiden und nicht zu Mißdeutungen Anlaß zu geben, unterließ es Mendelssohn, das Vorurtheil wider seine Glaubensgenossen, „das zu tiefe Wurzeln geschlagen hatte als daß es leicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden könnte", in Schriften zu bekämpfen, so oft er auch von Juden und vorurtheilsfreien Christen darum angegangen wurde. Er wartete

ab, bis erst freie Denker unter den Christen ihre Stimme für die gedrückten Juden erhoben und Bahn gebrochen hatten.[1])

Die Gelegenheit bot sich bald.

Die Elsässer Juden, deren trübe Lage durch die aufreizende Schrift[2]) eines judenfeindlichen Landrichters, des 1794 guillotinirten Hell, unerträglich geworden war, wandten sich durch ihren Vertreter, den geachteten Cerf Beer in Metz, an Mendelssohn mit der Bitte, eine die Verbesserung ihrer Lage bezweckende Denkschrift, welche dem französischen Staatsrathe vorgelegt werden sollte, zu entwerfen, oder vielmehr dem ihm geschickten Memoire die geeignete Fassung zu geben. Mendelssohn hatte mit der Pentateuch-Uebersetzung vollauf zu thun, war auch ohnedies so leidend, daß er der äußersten Schonung bedurfte: „mein Gehirn ist jetzt," heißt es in einem Briefchen an Markus Herz, „wie gekörntes Pulver. Ein Funken, den ein Constabler wie Sie, hineinwirft, entzündet augenblicklich die ganze Masse."[3]) Da er selbst sich der Arbeit nicht unterziehen konnte, so suchte er den ihm befreundeten Kriegsrath Christian Wilhelm Dohm, der sich eingehend mit der Geschichte der Juden beschäftigt hatte, für dieselbe zu gewinnen. Bei der Neigung dieses damals kaum dreißig Jahre alten talentvollen Mannes zu gemeinnütziger, möglichst weitgreifender Wirksamkeit ging er gern auf den ihm gestellten Antrag ein, faßte seine Aufgabe, jedoch nicht blos mit Bezug auf die Stellung der französischen Juden, sondern der Juden überhaupt, aus dem allgemeinen und höhern Standpunkt der Humanität und Politik,[4]) und so entstand die Schrift, welche nach dem Urtheile eines berühmten Vorfechters der Emancipation, nicht nur für ihre Zeit ihren Gegenstand vollständig

---

[1]) Schr. V, 640.

[2]) Observations d'un Alsacien sur les affaires des juifs en Alsace (1779).

[3]) Schr. V, 555.

[4]) Gronau, Christian Wilhelm von Dohm nach seinem Wollen und Handeln (Lemgo 1824), S. 84.

erschöpfte, sondern auch die genügendsten Widerlegungen aller noch in der neuesten Zeit hie und da wieder zu Tage geförderten Einwendungen enthält.[1])

Was Lessing als philosophischer Dichter in seinem „Nathan", das that Dohm als philosophischer Staatskundiger in seiner, im August 1781 erschienenen unübertroffenen Schrift „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden"[2]): beide haben den großen Zweck der Vorsehung, die Bestimmung des Menschen und die Gerechtsame der Menschheit im Zusammenhange gedacht; beide haben sich über den religiösen und confessionellen Unterschied hinweggesetzt und in dem Menschen nur den Menschen betrachtet. Auch Dohm wollte eben so wie Lessing „weder für das Judenthum, noch für die Juden eine Apologie schreiben; er führt blos die Sache der Menschheit und vertheidigt ihre Rechte. Ein Glück für uns," sagt Mendelssohn, „wenn diese Sache auch zugleich die unsrige wird, wenn man auf die Rechte der Menschheit nicht dringen kann, ohne zugleich die unsrigen zu reclamiren." Dohm gebührt das Verdienst, zuerst und in so ausgezeichneter Weise die Emancipation der Juden wissenschaftlich erörtert zu haben.

Vor allem suchte er in seiner den Regenten der Staaten gewidmeten Schrift nachzuweisen, daß die Juden durch ihre religiösen Grundsätze von der Erfüllung ihrer Pflichten gegen den Staat nicht abgehalten werden, denn „ihr Hauptbuch, das Gesetz Mosis, wird auch von den Christen mit Ehrfurcht genannt." Er scheute sich nicht zu behaupten, daß alles, was man den Juden vorwirft, eine nothwendige und natürliche Folge der drückenden Verfassung ist, in der sie sich seit so vielen Jahrhunderten befinden, daß sie Scharfsinn, Fleiß, Betriebsamkeit, viele Tugenden und die „biegsame Fähigkeit" besitzen, sich in alle Lagen zu versetzen, daß die Anhänglichkeit an dem uralten

[1]) Riesser, Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland, S. 14; Riessers Ges. Schr. II, 31.

[2]) Berlin, Nicolai 1781; 2. Aufl. 1783.

Glauben ihrer Väter ihrem Charakter Festigkeit verlieh, daß sie dem Staate, in dem sie leben, wenn sie nur nicht gar zu sehr gedrückt werden, treu ergeben sind und Gut und Blut für denselben opfern.

Zur Tilgung der bisher den Juden bereiteten Unbilden trat er auch mit bestimmten Vorschlägen auf; er forderte für sie von den Regierungen: Gleichheit in Rechten und Pflichten mit allen übrigen Unterthanen, Zulassung zu den Gewerben, Aufmunterung zu Handwerken und Ackerbau, Beseitigung jeder Beschränkung, welche sie von wissenschaftlicher und künstlerischer Ausbildung und Thätigkeit abhält, Zulassung zu Aemtern im Staatsdienst, Reform ihrer Schulen und ihres Unterrichtswesens, Beförderung ihrer Bildung und Aufklärung, völlige Religionsfreiheit und Autonomie.

Diese durch die elsässischen Juden veranlaßte und durch Professor Bernoulli bald nach dem Erscheinen ins Französische übersetzte Schrift ist durch einen seltsamen Zufall nie zur Kenntniß des Staatsraths gelangt. Auf Wunsch Cerf Beers schickte Dohm sechshundert Exemplare derselben nach Paris; dort wurde aber der Bücherballen, weil er ohne vorher ertheilte Erlaubniß eingebracht worden war, mit Beschlag belegt. Durch Intervention von Lalande und andern einflußreichen Bekannten gelang es Dohm und seinem Freunde Nicolai binnen Jahr und Tag eine Entscheidung des damaligen Groß-Siegelbewahrers zu bewirken, welche die seltene Begünstigung der Rücksendung des Ballens ertheilte. Allein als man bei der Chambre syndicale um deren Ausführung nachsuchte, erging die Antwort, der Ballen sei bereits vor längerer Zeit in die Bastille geschickt, pour être mis au pillon, d. h. um vernichtet zu werden; die Bücher seien verbrannt und es könne die Entscheidung des Ministers nicht mehr ausgeführt werden.[1])

In Deutschland erregte die Dohmsche Schrift ungeheures

[1]) Gronau a. a. O. S. 90.

Aufsehen. Für die damals verachtete und rechtlose Menschenclasse der Juden erhob ein als Gelehrter von allen geschätzter Mann seine Stimme — man denke was das heißen wollte! Dieselbe gehässige Beschuldigung, welche Lessing traf, erfuhr auch Dohm: man sprengte aus, er habe von den Juden eine große Summe als Honorar erhalten! Die Zeichen der Anerkennung, welche die Juden ihm gaben, bestanden darin, daß die Berliner Gemeinde ihm zum Geburtstage ein silbernes Besteck schenkte, daß die portugiesischen Juden in Surinam in einem schmeichelhaften Schreiben ihm ihren Dank ausdrückten und daß die Juden in Halberstadt bei seinem dortigen Aufenthalte ihm besondere Ehre erwiesen. Fing man nun in bessergesinnten Kreisen auch an, die Lage der Juden vom Standpunkte der Menschlichkeit aus in Erwägung zu ziehen, so fehlte es doch auch an Gegenschriften nicht, welche die edlen Bestrebungen Dohms mit mittelalterlichen Vorurtheilen zu bekämpfen suchten. Selbst der bereits ergraute Professor Michaelis in Göttingen, trat wie zur Zeit als Lessings Lustspiel „Die Juden" erschien, auch jetzt, nach Verlauf solcher Jahre der Aufklärung und Berichtigung der Nationalbegriffe, „da es beinahe kein Verdienst mehr war, die Vorurtheile dieser Art abgelegt zu haben", in der „Orientalischen Bibliothek" gegen die Juden, ihren Charakter, ihre Tauglichkeit zum Kriegsdienste auf.[1])

Da konnte auch Mendelssohn nicht länger schweigen. Wußte er auch nur zu gut, daß Vernunft und Menschlichkeit ihre Stimme umsonst erheben, „denn grau gewordenes Vorurtheil hat kein Gehör", so wollte er doch wenigstens „den verjährten Vorurtheilen die Wurzeln durchschneiden."

An der Seite eines an Achtung und Ansehen ihm nicht ungleichen Vertreters des jüdischen Volkes aus dem siebzehnten Jahrhundert erschien er als Vertheidiger seiner Glaubensgenossen.

---

[1]) Mendelssohns Anmerkungen zu des Ritters Michaelis Beurtheilung der Dohmschen Schrift in Dohms Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden, II, 72 ff.; Schr. III, 365—367.

Die „Rettung", welche der berühmte Amsterdamer Rabbiner Menasse Ben Israel[1]) in der Absicht verfaßt hatte, um seine Brüder von den Beschuldigungen und Anklagen frei zu sprechen, welche von der englischen Geistlichkeit gegen sie erhoben wurden, als Cromwell das Gesuch Menasses um die Wiederaufnahme der Juden in England sehr kräftig unterstützte, ließ Mendelssohn durch seinen Freund, den Doctor Markus Herz, aus dem Englischen ins Deutsche übersetzen und begleitete sie mit einer ausführlichen Vorrede.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Vorrede zur „Rettung".

Mendelssohn, welcher die allgütige Vorsehung preist, „daß sie ihn am Ende seiner Tage noch diesen glücklichen Zeitpunkt hat erleben lassen, in welchem die Rechte der Menschheit in ihrem wahren Umfange beherzigt zu werden anfingen",[2]) beabsichtigte in den wenigen inhaltreichen Blättern, welche er der „Rettung der Juden" voranschickte, den gehässigen Recensenten der Dohmschen Schrift Rede zu stehen, dann aber auch Dohm selbst seine Einwürfe zu machen.

Gegenüber den böswilligen Anklagen gegen seine Glaubensgenossen verließ ihn seine Sanftmuth und er raffte sich zu einer energischen Abwehr auf. Wie ein lange zurückgehaltener Schmerzensschrei tönen uns die Worte entgegen: „Merkwürdig ist es, zu sehen, wie das Vorurtheil die Gestalten aller Jahrhunderte annimmt, uns zu unterdrücken und unserer bürgerlichen Aufnahme Schwierigkeiten entgegenzusetzen. In jenen aber-

[1]) M. s. mein: Menasse Ben Israel. Sein Leben und Wirken. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Juden in England. Berlin 1861.
[2]) Schr. III, 179.

gläubischen Zeiten waren es Heiligthümer, die wir aus Muthwillen schänden; Crucifixe, die wir durchstechen und bluten machen; Kinder, die wir heimlich beschneiden und zur Augenweide zersetzen; Christenblut, das wir zur Osterfeier brauchen; Brunnen, die wir vergiften u. s. w.; Unglaube, Verstocktheit, geheime Künste und Teufeleien, die uns vorgeworfen, um derentwillen wir gemartert, unseres Vermögens beraubt, ins Elend gejagt, wo nicht gar hingerichtet worden sind. Jetzt haben die Zeiten sich geändert, die Verleumdungen machen den erwünschten Eindruck nicht mehr. Jetzt ist es gerade Aberglaube und Dummheit, die uns vorgerückt werden, Mangel an moralischem Gefühle, Geschmack und feinen Sitten, Unfähigkeiten zu Künsten, Wissenschaften und nützlichen Gewerben, hauptsächlich zu Diensten des Krieges und des Staates, unüberwindliche Neigung zu Betrug, Wucher und Gesetzlosigkeit, die an die Stelle jener gröbern Beschuldigungen getreten sind, uns von der Anzahl nützlicher Bürger auszuschließen und aus dem mütterlichem Schoße des Staates zu verstoßen. Vormals gab man sich um uns alle ersinnliche Mühe, und machte mancherlei Vorkehrungen, uns nicht zu nützlichen Bürgern, sondern zu Christen zu machen, und da wir so hartnäckig und verstockt waren, uns nicht bekehren zu lassen, so war dieses Grundes genug, uns als eine unnütze Last der Erde zu betrachten und dem verworfenen Scheusale alle Greuel anzudichten, die ihm dem Hasse und der Verachtung aller Menschen bloßstellen konnten. Jetzt hat der Bekehrungseifer nachgelassen. Nun werden wir vollends vernachlässigt. Man fährt fort, uns von allen Künsten, Wissenschaften und andern nützlichen Gewerben und Beschäftigungen der Menschen zu entfernen; versperrt uns alle Wege zur nützlichen Verbesserung, und macht den Mangel an Cultur zum Grunde unserer fernern Unterdrückung. Man bindet uns die Hände und macht uns zum Vorwurfe, daß wir sie nicht gebrauchen."[1])

---

[1]) Schr. III, 182 f.

Mit den Recensenten, welche Beschuldigungen gegen die Juden „wie aus der Luft" griffen, war Mendelssohn bald fertig; er wußte, „daß alle Gegengründe fruchtlos bleiben, wenn man ihnen nicht die erforderliche Aufmerksamkeit zuwenden mag, wenn sich Nebenabsichten der Ueberführung widersetzen, oder wenn das Gemüth von Vorurtheilen befangen ist. Man kann einem verjährten Vorurtheile alle Wurzeln durchschneiden, ohne ihm die Nahrung gänzlich zu entziehen. Es saugt solche allenfalls aus der Luft."[1])

Aber auch an Dohms Schrift hatte Mendelssohn einiges auszusetzen. Vielleicht mit Rücksicht auf die Gesetzgebung Friedrich des Großen, welche die Verminderung der Juden bezweckte, hatte Dohm als königlich Preußischer Archivar und Kriegsrath auf dem ersten Blatte seiner Schrift zugegeben, daß in einzelnen Fällen „eine Zunahme der Bevölkerung nicht nützlich sein dürfte". „Dieses ist eine Sprache, die mir," schreibt Mendelssohn, „eines Staatsmannes unwürdig zu sein scheint." Von seinem naturrechtlichen Standpunkte gereicht jede Maßregel, welche man ergreift, der Vermehrung Einhalt zu thun, „der Cultur der Einwohner, der Bestimmung der Menschen und ihrer Glückseligkeit zu weit größerem Nachtheile als die zu besorgende Ueberfüllung. So oft Menschen in irgend einer Verfassung Menschen schädlich werden, liegt es blos an den Gesetzen oder an ihren Verwesern."[2])

Auch mit dem Vorschlage Dohms, daß den Juden zur Handhabung ihrer kirchlichen Angelegenheiten das jüdische Recht und die jüdische Jurisdiction und als Gewalts- und Zwangsmittel das Bann- und Ausschließungsrecht gelassen werde, konnte sich Mendelssohn nicht einverstanden erklären. Mit aller Kraft der Wahrheit und der Ueberzeugung erhob er seine Stimme gegen eine solche Forderung. „Ich schweige von der Gefahr, die mit dem Anvertrauen eines solchen Ausschließungsrechtes

[1]) Schr. III, 186.
[2]) Schr. III, 188 f.

verknüpft, von dem Mißbrauche, der bei einem solchen Bannrechte, so wie bei jeder Kirchenzucht und Kirchenmacht unvermeidlich ist. Ach! das menschliche Geschlecht wird sich noch in Jahrhunderten nicht von den Geiselschlägen erholen, die ihm diese Ungeheuer beigebracht haben! Ich sehe keine Möglichkeit, den falschen Religionseifer in Zügel zu halten, sobald er diesen Weg vor sich offen findet, denn am Sporne wird es ihm niemals fehlen."[1])

Der Bann mit allen seinen Schrecken und Folgen erhob sich gespensterartig vor seinen Blicken. Er dachte an das Vorgehen der eifervollen Rabbiner gegen seine Pentateuch-Uebersetzung, an den Bann, welchen kurz vorher der Hamburg-Altonaer Oberrabbiner über Samuel Marcus ausgesprochen hatte. Mendelssohn konnte sich die kleine Genugthuung nicht versagen, an diesen Fall, „an die Mißbräuche, welche sich ein berühmter Rabbiner erlaubt haben soll", zu erinnern. „Die Sache ist, wie verlautet, vor die Landesobrigkeit gebracht worden. Diese wird untersuchen und Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie mag indessen ausfallen, wie sie wolle, so wünschte ich, daß der wahre Verlauf derselben, wie er aus den Acten erhellet, zur Beschämung des allzu raschen Richters oder seines öffentlichen Anklägers bekannt gemacht werde."[2])

In wahrhaft herzergreifenden Worten beschwört er am Schlusse der „Vorrede" die Rabbiner und Vorsteher auf dieses schädliche Vorrecht des Bannes und der Ausschließung Verzicht zu thun. „Zu den erleuchtetsten und frömmsten unter den Rabbinern und Aeltesten meiner Nation habe ich das Zutrauen, daß sie sich eines so schädlichen Vorrechtes gern entäußern, auf alle Religions- und Synagogenzucht gerne Verzicht thun, und ihre Mitbürger von ihrer Seite dieselbe Liebe und Duldung genießen lassen werden, nach welcher sie selbst bisher so sehr geseufzt haben. Ach, meine Brüder! Ihr habt das drückende

[1]) Schr. III, 199.

[2]) Schr. III, 201; vgl. oben S. 300.

Joch der Intoleranz bisher allzu hart gefühlt, und vielleicht eine Art von Genugthuung darin zu finden geglaubt, wenn Euch die Macht eingeräumt würde, Euern Untergebenen ein gleich hartes Joch aufzudrücken. Die Rache sucht ihren Gegenstand, und wenn sie andern nichts anhaben kann, so nagt sie ihr eigenes Fleisch. Vielleicht auch ließet Ihr Euch durch das allgemeine Beispiel verführen. Alle Völker der Erde schienen bisher von dem Wahne bethört zu sein, daß sich Religion nur durch eiserne Macht erhalten, Lehren der Seligkeit nur durch unseliges Verfolgen ausbreiten, und wahre Begriffe von Gott, der, nach unser aller Geständniß, die Liebe ist, nur durch die Wirkung des Hasses mittheilen lassen. Ihr ließet Euch vielleicht verleiten, ebendasselbe zu glauben, und die Macht zu verfolgen war Euch das wichtigste Vorrecht, das Eure Verfolger Euch einräumen konnten. Danket dem Gotte Eurer Väter, danket dem Gotte, der die Liebe und Barmherzigkeit selbst ist, daß jener Wahn sich nach und nach zu verlieren scheint. Die Nationen dulden und ertragen sich einander, und lassen auch gegen Euch Liebe und Verschonung blicken, die unter dem Beistande desjenigen, der die Herzen der Menschen lenkt, bis zur wahren Bruderliebe anwachsen kann. O meine Brüder, folget dem Beispiele der Liebe, so wie Ihr bisher dem Beispiele des Hasses gefolgt seid! Ahmet die Tugend der Nationen nach, deren Untugend Ihr bisher nachahmen zu müssen geglaubt. Wollet Ihr gehegt, geduldet und von andern verschont sein, so heget und duldet und verschonet Euch untereinander! Liebet, so werdet Ihr geliebt werden!"[1])

Diese vom 19. März 1782 datirte Vorrede zu der „Rettung der Juden"[2]) war von zündender Wirkung. Gegen Bann und Kirchenrecht aufzutreten hatte bis dahin noch niemand gewagt. Aufgeklärte christliche Theologen waren mit der Vorrede und deren Inhalt wol zufrieden; Teller, Spalding, Zollikofer,

[1]) Schr. III, 201 f.

[2]) Berlin, Nicolai, 1782; Schr. III, 179—202.

Büsching u. a. empfahlen sie bei allen Gelegenheiten; einige derselben trugen kein Bedenken, seinen Gründen wider das allgemein angebetete Idol des Kirchenrechtes überhaupt beizutreten und dem Resultate derselben öffentlich Beifall zu geben. Moses Wessely in Hamburg stimmte in seinen „Anmerkungen zu Dohms Schrift“ Mendelssohn bei; auch er hebt die schädlichen Folgen der Autonomie hervor und verweist auf das Altonaer Factum.[1]) Nur die Hamburger waren sehr übel darauf zu sprechen. „Was unsere Leute im Grunde dawider haben, weiß ich in Wahrheit nicht,“ schreibt Mendelssohn den 20. Juni 1782 an Herz Homberg; „es müßte denn Beamtenstolz — Parnassim — sein, wie Sie mit Recht bemerkt haben.“[2])

Angriffe in Zeitschriften und Broschüren blieben natürlich auch nicht aus. Ein Recensent in den Göttinger Anzeigen meinte: „Dies alles ist neu und hart. Die ersten Grundsätze werden weggeleugnet, und aller Streit hat ein Ende.“ Friedrich Traugott Hartmann, ein verbissener Judenfeind, spielte den Aufgeklärten und wandte sich in seiner Schrift „Ob die bürgerliche Freiheit den Juden zu gestatten sei?“[3]) sowol gegen Dohms Vorschläge als gegen Mendelssohns Vorrede. Den schärfsten Angriff erfuhr er von dem ungenannten Verfasser der Schrift „Das Forschen nach Licht und Recht, in einem Schreiben an Herrn Moses Mendelssohn“.[4]) Dieser „Forscher“ räumt ihm ein, daß zwar alles was er über Kirchenrecht und Bann vorgebracht habe, ganz vernunftmäßig sei, daß es aber den Grundsätzen des Judenthums schnurstraks widerspreche; ja, der „Forscher“ geht so weit, ihn anzureden: „Inwiefern können Sie,

---

[1]) Moses Wesselys Anmerkungen erschienen anonym (von L. E. U.) Altona 1782, dann wieder abgedruckt in dessen hinterlassenen Schriften S. 145—178.

[2]) Schr. V, 655; vgl. III, 302.

[3]) Berlin 1783.

[4]) Berlin 1782. Für den Verf. dieser Schrift wurde der Kriegsrath Cranz gehalten.

mein theurer Herr Mendelssohn, bei dem Glauben Ihrer Väter beharren, und durch Wegräumung seiner Grundsteine das ganze Gebäude erschüttern, wenn Sie das durch Mosen gegebene, auf göttliche Offenbarung sich berufende Kirchenrecht bestreiten? . . . Sollte der jetzt von Ihnen gethane merkwürdige Schritt wol wirklich ein Schritt von Erfüllung der ehemals an Sie ergangenen Lavaterschen Wünsche sein?"

Ein solcher Angriff „drang ans Herz". Wollte er Mendelssohn veranlassen, seine Ansichten über das Judenthum auszusprechen oder ihn zur Bekämpfung des Christenthums reizen?[1] Genug, dieser Angriff des Unbekannten und des sich nennenden Herrn Mörschel, der die Schrift des „Forschers" mit einer Nachschrift begleitet hatte, brachte ihn zu dem Entschlusse, das was er in der „Vorrede" nur in kurzen Umrissen gezeichnet hatte, ausführlich zu behandeln und zu begründen, sein System über die Rechte der Gewissensfreiheit darzulegen und seine Theorie vom Judenthum aufzustellen. „In einer demnächst erscheinenden Abhandlung," schreibt er im März 1783 an den Probst Schulstein in Prag,[2] „vertheidige ich mich wider einen Angriff, der auf meine Grundsätze geschehen, in einer Schrift „das Forschen nach Licht und Wahrheit" betitelt, die dem Vorgeben nach zu Wien abgefaßt sein soll. Eine so öffentliche Aufforderung durfte nicht unbeantwortet bleiben, so ungern ich mich auch in dergleichen Erörterungen einlasse."

„Jerusalem, oder über religiöse Macht und Judenthum", nannte Mendelssohn das im Mai 1783 erschienene bedeutungsvolle Werk, in dem er seine Grundsätze über Staat, Religion und Judenthum darlegte.

---

[1]) Euchel, Biographie Mendelssohns S. 54.

[2]) Schr. V, 612. Das Schreiben ist vom März 1783 zu datiren.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Staat und Kirche.

Kühn und unerschrocken trat Mendelssohn mit einer Forderung auf, welche in jener Zeit allgemeines Staunen und einen fast panischen Schrecken verbreitete: er verlangte Emancipation des Glaubens und des Gewissens, Glaubens- und Gewissensfreiheit. Um eine bessere Stellung seiner Glaubensgenossen anzubahnen und die Toleranz gegen Andersglaubende zum Gesetze zu erheben, mußte Kirche und Religion jeder bürgerlichen Macht entkleidet, die Trennung der Kirche vom Staate gefordert werden.

Wie Reimarus aus dem Gesichtspunkte des reinen Deismus sich gegen Offenbarungsglaube und Bibelreligion gerichtet hatte, so richtete Mendelssohn denselben Gesichtspunkt gegen die Kirche; er zeigte den Widerspruch zwischen Religion und Kirche, wie jener den zwischen Vernunft und Offenbarung.[1]) Staat und Kirche — bürgerliche und geistliche Verfassung — weltliches und kirchliches Ansehen — diese Stützen des gesellschaftlichen Lebens so gegenüberzustellen, daß sie sich die Wage halten, daß sie nicht vielmehr Lasten des gesellschaftlichen Lebens werden, und den Grund desselben stärker drücken, als was sie tragen helfen;[2]) dieses Problem hat die Politik seit Jahrhunderten beschäftigt, ohne eine Lösung gefunden zu haben. Man hat zwar dem Staate sowol wie der Kirche besondere Rechte und Pflichten, Gewalt und Eigenthum zugestanden, aber die vielfachen Klagen über die Eingriffe des einen auf das Gebiet des andern, die Uebel, welche aus den Mißverhältnissen beider noch immer entstehen, zeigen, wie weit man von einem wirklichen Einverständniß entfernt ist. Weder Hobbes, der, um den Streit zu schlichten, in seiner absolutistischen Rechtslehre alles Recht

---

[1]) Kuno Fischer, a. a. O. II, 542.
[2]) Schr. III, 257.

auf Macht und alle Verbindlichkeit auf Furcht gründet, noch Locke, welcher die Toleranz und Gewissensfreiheit allerdings gewahrt wissen, aber nur die zeitliche Wohlfahrt der Menschen befördern will, kann sich Mendelssohn anschließen; letzterem umsoweniger als, wie er hinzufügt, irdisches und himmlisches Wohlergehen aus einer und derselben Quelle fließt.

Um eine Entscheidung dieser schwierigen Frage herbeizuführen, unterscheidet Mendelssohn zwischen Verhältnissen des Menschen zum Menschen und Verhältnissen des Menschen zu Gott; jene gehören für den Staat, diese sind Angelegenheiten der Religion. Insofern nun beide, Staat und Religion, die Beförderung der menschlichen Glückseligkeit zur Absicht haben, wirken beide auf Gesinnungen und Handlungen der Menschen; für beides hat die Gesellschaft soviel als möglich durch gemeinschaftliche Bemühungen zu sorgen: der Staat, der den Menschen als unsterblichen Sohn der Erde betrachtet, durch die Regierung, die Religion, welche in ihm das Ebenbild seines Schöpfers sieht, durch die Erziehung.

Wie Schiller sein politisches Glaubensbekenntniß in dem Satze formulirt, daß „das Grundprincip, worauf alle Staaten beruhen müssen, einzig und allein das ist, daß Gehorsam und Pflichterfüllung aus Einsicht und Liebe zu den Institutionen, und nicht aus sklavischer Furcht vor Strafe oder aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Obern entspringen", ähnlich verlangt Mendelssohn, daß die Hauptbemühung eines jeden Staates darauf gerichtet sei, die Menschen durch die Erziehung selbst zu regieren, d. h. ihnen solche Sitten und Gesinnungen einzuflößen, welche von selbst zu gemeinnützigen Handlungen führen und nicht immer durch den Sporn der Gesetze angetrieben zu werden brauchen. Hierin muß die Religion dem Staate zu Hülfe kommen und das Volk von der Wahrheit edler Gesinnungen und Grundsätze überführen; sie hat zu zeigen, daß

[1]) Schr. III, 264, 293.

„die Pflichten gegen Menschen auch Pflichten gegen Gott seien, daß dem Staate dienen ein wahrer Gottesdienst, Recht und Gerechtigkeit der Befehl Gottes und Wohlthun sein allerhöchster Wille sei."[1]) So lange es aber unmöglich ist, durch Gesinnungen zu regieren, muß der Staat durch Gesetzeszwang seine Zwecke erreichen. „Wenn innere Glückseligkeit der Gesellschaft nicht völlig zu erhalten steht, so werde wenigstens äußere Ruhe und Sicherheit allenfalls erzwungen. Der Staat begnügt sich mit todten Handlungen, mit Worten ohne Geist, mit Uebereinstimmung im Thun ohne Uebereinstimmung in Gedanken."

Ganz anders verhält es sich mit der Religion. „Sie kennt keine Handlung ohne Gesinnung, kein Werk ohne Geist, keine Uebereinstimmung im Thun ohne Uebereinstimmung im Sinne. Religiöse Handlungen ohne religiöse Gedanken sind leeres Puppenspiel, kein Gottesdienst. Diese müssen an und für sich selbst aus dem Geiste kommen und können weder durch Belohnung erkauft, noch durch Strafe erzwungen werden; sie fließen entweder aus freiem Antriebe der Seele oder sind ein leeres Spiel und dem wahren Geiste der Religion zuwider." „Die Religion weiß von keinem Zwange, wirkt nur mit dem Stabe Gelinde, wirkt nur auf Herz und Geist. Sie treibt nicht mit eisernem Stabe, sondern lenkt am Seile der Liebe. Sie zückt kein Racheschwert, spendet kein zeitliches Gut aus, maßt sich auf kein irdisches Gut ein Recht, auf kein Gemüth äußerliche Gewalt an. Ihre Waffen sind Gründe und Ueberführung, ihre Macht die göttliche Kraft der Wahrheit, die Strafen, die sie androhet, sind, wie die Belohnungen, Wirkungen der Liebe." Das sind die wesentlichen Unterschiede zwischen Staat und Religion. „Der Staat gebietet und zwingt, die Religion belehrt und überredet; der Staat ertheilt Gesetze, die Religion Gebote. Zwangsrecht hat nur der Staat; die Religion kann nur auf die Ueberzeugung

[1]) Schr. III, 267.

einwirken, nur belehren und trösten; ihre Macht ist Liebe und Wohlthun."[1])

Die Richtigkeit dieser Behauptung sucht Mendelssohn aus seinem Naturrecht herzuleiten, zu dem er die Grundzüge schon einige Jahre früher entworfen hatte.[2]) Entschiedener Gegner der Ansicht, daß Pflichten und Rechte erst durch den Gesellschaftsvertrag entstehen, schreibt er diesem die Macht zu, unvollkommene oder Gewissenspflichten und Rechte in vollkommene oder Zwangsrechte und Pflichten zu verwandeln. Rechte gelten nur da, wo auf der andern Seite Leistungen sind, die man im Nothfalle auch erzwingen kann. Was sich aber schlechterdings nicht erzwingen läßt, darauf giebt es auch nimmermehr ein ernstliches Recht. Nun besteht die Religion wesentlich in der moralischen Gesinnung. Gesinnungen und Gedanken lassen sich niemals erzwingen, leiden ihrer Natur nach keinen Zwang, keine Bestechung, und die Religion leistet nichts, was belohnt oder bestraft werden kann. So erklärt Mendelssohn, ähnlich wie Spinoza in seinem theologisch-politischen Tractat, daß die Religion ihrer Natur nach niemals durch eine Rechtsanstalt könne ausgedrückt werden und kommt zu dem entscheidenden Satze, daß die Kirche als moralische Person kein Recht auf Gut und Eigenthum in Anspruch nehme, daß es überhaupt kein Kirchenrecht gebe, daß jedes Kirchenrecht dem Wesen und der Natur der Religion widerspreche.

Gesinnungen, Meinungen und Ueberzeugungen können nicht Object eines gesellschaftlichen Vertrages sein. „Grundsätze sind frei. Weder Kirche noch Staat sind berechtigt, mit Grundsätzen und Gesinnungen Vorzüge, Rechte und Ansprüche auf Personen und Dinge zu verbinden." Demzufolge dürfen auch Lehrer und Priester nicht auf gewisse Glaubenslehren verpflichtet werden.

[1]) Schr. III, 265, 268, 296.

[2]) Von vollkommenen und unvollkommenen Rechten und Pflichten, Schr. IV, 1, 128, weiter ausgeführt Schr. III, 196 f., 269 ff.; s. auch IV, 1, 135 ff.

„Alles Beschwören und Abschwören in Absicht auf Grundsätze und Lehrmeinungen sind unzulässig, und wenn sie geleistet werden, so verbinden sie zu nichts als zur Reue über den sträflich begangenen Leichtsinn.“ Er erinnert an die Professoren und Geistlichen, an die Bischöfe und wahrhaft großen Männer, welche in England Amt und Würden bekleiden und den Eid auf die 39 Artikel der anglikanischen Hochkirche leisten, und wies auf die Gewissenspein hin, in welche dieselbe gerathen, wenn ihre Ueberzeugung eine andere wird. [1])

Welchen Einfluß räumt nun Mendelssohn dem Staate den verschiedenen Religionen und Secten gegenüber ein? Weder darf er sich in religiöse Streitigkeiten, als in ein ihm fernstehendes Gebiet, unmittelbar einmischen, noch die vorhandenen Lehrmeinungen durch seine Autorität besonders begünstigen. Er hat nur darüber zu wachen, daß keine Lehren ausgebreitet werden, welche, wie Atheismus und Epikureismus, in ihren Principien die ethischen und socialen Grundlagen untergraben, denn derjenige, welcher Gott, Vorsehung und künftiges Leben leugnet, kann auch die Zwecke des Staates nicht verwirklichen. „Ohne Gott und Vorsehung und künftiges Leben ist Menschenliebe eine angeborene Schwachheit, und Wohlwollen wenig mehr als eine Geckerei, die wir uns einander einzuschwatzen suchen, damit der Thor sich placke und der Kluge sich gütlich thun und auf jenes Unkosten sich lustig machen könne.“[2])

Diese Grundsätze über den Charakter des Staates und der Religion, die Objecte ihrer Thätigkeit, die Macht, die dem einen und dem andern zusteht, waren dem Publikum nicht unbekannt; Mendelssohn hatte sie in der „Vorrede“ zur „Rettung der Juden“ bereits in kurzen Umrissen dargestellt und in dem ersten Abschnitt des „Jerusalem“ nur weiter ausgeführt. „Neue und harte Meinungen“ blieben es immerhin. „Aller kirchlicher Zwang ist

[1]) Schr. III, 288, 294 ff.
[2]) Schr. III, 287.

widerrechtlich, alle äußere Macht in Religionssachen gewaltsame Anmaßung"! Wer hat es damals noch gewagt, derartiges öffentlich zu bekennen? Mendelssohn war, in Deutschland wenigstens, der Erste, welcher für Glaubens- und Gewissensfreiheit, für die Trennung der Kirche vom Staate seine Stimme erhob; mit dem blanken Schwerte der philosophischen Kritik zerschnitt er das unsinnige Band, das Jahrhunderte lang so viel Unglück über die Völker gebracht hat, das einzig und allein in den Vereinigten Staaten Nordamerikas und jetzt in dem republikanischen Frankreich zerrissen, das sonst in der Gegenwart noch überall mit aller Zähigkeit gewaltsam zusammengehalten wird.

Was wunder daß Mendelssohn mit seinen Principien den lebhaftesten Widerspruch fand. Die Juden nahmen anfangs wenig Notiz von seiner Schrift und kümmerten sich nicht um seine Bestrebungen und Forderungen, so sehr sie auch in ihrem Interesse waren; desto ärger trieben es viele christliche Theologen. Am schärfsten griff ihn der anonyme Verfasser der unmittelbar an ihn gerichteten Schrift „Das Forschen nach Licht und Recht" an; dieser behauptete, daß das Judenthum das gerade Gegentheil von dem lehre, was Mendelssohn im Namen der gesunden Vernunft verkündige, daß das mosaische Gesetz Zwang und positive Strafen an Nichtbeobachtung gottesdienstlicher Pflichten binde, ja, daß „das bewaffnete Kirchenrecht einer der vorzüglichsten Grundsteine der mosaischen Religion sei". „Sollte der jetzt von Ihnen gethane merkwürdige Schritt wol wirklich ein Schritt von Erfüllung der ehemals an Sie ergangenen Lavaterschen Wünsche sein? In wie fern können Sie, mein theurer Herr Mendelssohn," redet ihn, wie bereits erwähnt, der anonyme „Forscher" an, „bei dem Glauben Ihrer Väter beharren und durch Wegräumung seiner Grundsteine das ganze Gebäude erschüttern, wenn Sie das durch Mosen gegebene, auf göttliche Offenbarung sich berufende Kirchenrecht bestreiten?"

Das war eine neue Herausforderung. Mendelssohn, der schon in dem Lavaterschen Streite seine Abneigung gegen Reli-

gionsstreitigkeiten zu erkennen gab, ließ sich auch von Herrn Mörschel zu einer Polemik gegen das Christenthum nicht reizen, aber ganz schweigen wollte er auch nicht. „Wenn ich bedenke," schrieb er nach dem Streite mit Lavater an seinen Vetter Elkan Herz, „was man zur Anerkennung der Heiligkeit unserer Religion zu thun schuldig ist, so begreife ich gar nicht, wie so manche unserer Glaubensgenossen immer schreien, ich solle um Himmels willen nicht mehr davon schreiben. Auch habe ich es, Gott weiß es, nicht gern gethan, daß ich mich vom Disput losgemacht habe; mein eigener Wille trat gegen den Willen anderer zurück. Wäre es mir nachgegangen, so hätte ich eine ganz andere Antwort geben wollen. Wollte Gott, ich bekäme nur wieder eine solche Gelegenheit."[1])

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Judenthum.

Mendelssohn war auch jetzt fest entschlossen, die christliche Religion, von der so viele seiner Nebenmenschen Zufriedenheit in diesem Leben und unbegrenztes Glück nach demselben erwarten, nicht öffentlich zu bestreiten. Dem anonymen „Forscher", der sich mit dem neuen Bekehrungsversuch an ihn heranwagte, antwortete er mit seinem berühmt gewordenen Gleichnisse: „Wenn es wahr ist, daß die Ecksteine meines Hauses austreten, und das Gebäude einzustürzen droht, ist es wohlgethan, wenn ich meine Habseligkeit aus dem untersten Stockwerke in das oberste rette? Bin ich da sicherer? Nun ist das Christenthum, wie Sie wissen, auf dem Judenthume gebaut, und muß nothwendig, wenn

[1]) 1. Aufl. S. 493.

dieses fällt, mit ihm über einen Haufen stürzen.“ „Beim Anscheine eines Widerspruches zwischen Wahrheit und Wahrheit, zwischen Schrift und Vernunft, muß der Christ nicht den Juden zum Kampfe auffordern, sondern mit ihm gemeinschaftlich den Ungrund des Widerspruches zu entdecken suchen. Es geht ihrer beiden Sachen an.“[1]) Um Mißdeutungen vorzubeugen, versicherte er, daß die Juden zur Bekämpfung des Christenthums keine geheimen Nachrichten, unbekannt gewordenen Actenstücke besitzen, keine anderen Nachrichten und Actenstücke als die allgemein bekannt sind, daß er also seinerseits „nichts neues wider den Glauben der Christen vorzubringen habe, was nicht schon unzählige male von Juden und Naturalisten gesagt und wiederholt worden sei. Es sei, meint er, „genug in der Sache replicirt und duplicirt worden“ — eine feine Anspielung auf die Streitschriften zwischen Lessing und Goeze — es sei einmal Zeit, die Acten zu schließen. „Allzu vieles Gerede von einer Sache klärt in derselben nichts auf, und verdunkelt vielmehr noch den schwachen Schein der Wahrheit.“[2])

Statt sich in eine Polemik einzulassen, statt zu zeigen, weshalb er sich nicht zum Christenthum bekennen könne, wies er, eingedenk des Wunsches seines theuren Lessing, lieber erst nach, welche Gründe ihn von jeher bestimmten, Jude zu bleiben; darum setzte er zunächst seine Ansichten über Religion und Judenthum auseinander.

Was Mendelssohn von Lessing behauptet: „Seine Anhänglichkeit an der natürlichen Religion ging so weit, daß er aus Eifer für dieselbe keine geoffenbarte neben ihr leiden wollte“,[3]) das gilt in gewissem Sinne von ihm selbst. Sein hauptsächliches Bestreben war darauf gerichtet, die Grundwahrheiten der natürlichen Religion zu befestigen und allgemein zu machen: er hatte vor allem den Menschen als solchen und dann erst den

[1]) Schr. III, 309.
[2]) Schr. III, 310 f., 103.
[3]) Schr. II, 362.

Juden im Auge und erscheint so als der Aufklärungsphilosoph, als der wahre Apostel seines Jahrhunderts.

Auf die Lehren der Vernunftreligion, welche als das Erzeugniß der allen Menschen gemeinsamen Natur, nicht einzelnen Völkern, Secten, Gesellschaften zukommt, sondern allen Menschen, Christen, Juden und Mohammedanern, als Wegweiserin durchs Leben dient, muß, nach Mendelssohns Ansicht, vorzüglich Rücksicht genommen, sie müssen unangefochten, heilig und aufrecht erhalten werden, denn ohne sie kann kein Vertrag geschlossen, Treue und Redlichkeit nicht bewahrt werden, besteht kein Band der Geselligkeit. Der Glaube an die Gottheit, Nothwendigkeit der Tugend, an eine belohnende oder durch Strafe bessernde Zukunft sind ihm als Anhänger der Leibnizschen Philosophie die religiösen Grundwahrheiten, deren Nothwendigkeit die Vernunft eben so sehr verlangt, wie das dem Menschen innewohnende Gefühl.[1]) Von den Wahrheiten der Vernunftreligion sich zu überzeugen, hat der Mensch auf jeder Stufe der Aufklärung in jeder Lage des Lebens Vermögen, Gelegenheit und Kräfte genug.[2])

In Absicht auf Lehre und Meinung kannte Mendelssohn keine andere Ueberzeugung als die durch Vernunftgründe. Offen erklärte er: „Ich erkenne keine andern ewigen Wahrheiten als die der menschlichen Vernunft nicht nur begreiflich, sondern durch menschliche Kraft dargethan und bewährt werden können.“ Wie konnte er nun diesen rein deistischen Grundsatz mit dem Judenthume vereinen? Diese Vernunftmäßigkeit der höchsten Lehren bildet, wie er selbst sagt, einen wesentlichen Punkt der jüdischen Religion und einen charakteristischen Unterschied zwischen ihr und dem Christenthume. „Unsere Vernunft kann ganz gemächlich von den ersten sichern Grundbegriffen der menschlichen Erkenntniß ausgehen und versichert sein, die Religion auf dem Wege anzutreffen. Im Judenthume ist kein Kampf zwischen Religion

[1]) Hennings, Erinnerungen an Dresden (Hdschr.).

[2]) Schr. III, 15.

und Vernunft, kein Aufruhr der natürlichen Erkenntniß wider die unterdrückende Gewalt des Glaubens."[1])

Das Judenthum ist nach Mendelssohn keine Religion, keine geoffenbarte Religion im gewöhnlichen Sinne. „Das Judenthum weiß von keiner geoffenbarten Religion, in dem Verstande, in welchem dieses von den Christen genommen wird; es hat göttliche Gesetze, Gebote, Befehle, Lebensregeln, Unterricht vom Willen Gottes, aber keine Lehrmeinungen, keine Heilswahrheiten, keine allgemeinen Vernunftsätze. Diese offenbart der Ewige den Israeliten wie allen übrigen Menschen allezeit durch Natur und Sache, nie durch Wort und Schriftzeichen."

Mit Leibniz unterscheidet Mendelssohn zwischen „ewigen Wahrheiten" und „zeitlichen" oder „Geschichtswahrheiten". Die ersteren, welche der Zeit nicht unterworfen sind und in Ewigkeit dieselben bleiben, sind nothwendig, an und für sich selbst unveränderlich oder zufällig, fließen aber aus einer gemeinschaftlichen Quelle, aus dem Verstande oder aus dem Willen Gottes. Diese ewigen Wahrheiten, welche sich, wie alle mathematischen und logischen Beweise, auf Vernunft gründen: die Begriffe von Gott, seiner Regierung und Vorsehung, ohne welche die Menschen ihre Bestimmung nicht erreichen können, „durften nicht durch unmittelbare Offenbarung eingegeben, nicht durch Wort und Schrift, die nur jetzt, nur hier und da, diesem oder jenem verständlich sind, bekannt gemacht werden. Das allerhöchste Wesen hat sie allen vernünftigen Geschöpfen durch Sache und Begriff geoffenbart, mit einer Schrift in die Seele geschrieben, die zu allen Zeiten und an allen Orten leserlich und verständlich ist . . . Ihre Wirkung ist so allgemein, wie der wohlthätige Einfluß der Sonne, die, indem sie ihren Kreislauf durcheilt, Licht und Wärme über den ganzen Erdball verbreitet."[2])

Die Geschichtswahrheiten hingegen, Dinge, die sich zu einer Zeit zugetragen und vielleicht niemals wiederkommen, die uns

[1]) Schr. III, 311, 164.
[2]) Schr. III, 312 ff., 348.

erzählt werden, die wir aber selbst nie wahrnehmen können, werden durch Beobachtung erkannt, und da sie nur von denjenigen vermittelst der Sinne wahrgenommen werden konnten, die zu der Zeit und an dem Orte zugegen gewesen, können sie, ihrer Natur nach, nicht anders als auf Glauben angenommen werden; „Autorität allein giebt ihnen die erforderliche Evidenz.“[1]) „Blos in Absicht auf Geschichtswahrheiten dünkt mich,“ bemerkt Mendelssohn, „sei es der allerhöchsten Weisheit anständig, die Menschen auf menschliche Weise, d. i. durch Wort und Schrift zu unterrichten, und wo es zur Bewährung des Ansehens und der Glaubwürdigkeit erforderlich war, außerordentliche Dinge und Wunder in der Natur geschehen zu lassen.“[2])

Wie schon Saadia, einer der ältesten jüdischen Religionsphilosophen, und nach ihm die meisten anderen, behauptet auch Mendelssohn, daß die ewigen Wahrheiten, welche zur menschlichen Glückseligkeit unentbehrlich sind, nicht auf eine übernatürliche Weise geoffenbart wurden. „Wenn das menschliche Geschlecht ohne Offenbarung verderbt und elend sein müßte, warum hat denn der bei weitem größere Theil desselben ohne wahre Offenbarung gelebt? Warum müssen beide Indien warten, bis es den Europäern gefällt, ihnen einige Tröster zu senden, die ihnen Botschaften bringen, ohne welche sie, dieser Meinung nach, weder tugendhaft noch glückselig leben können?“[3]) Nach den Begriffen des wahren Judenthums sind alle Menschen zur Glückseligkeit berufen und die Mittel derselben so ausgebreitet als die Menschheit selbst.

Die Nothwendigkeit der Offenbarung ewiger Wahrheiten wird vom Mendelssohn somit bestritten; er weiß von keiner geoffenbarten Religion in dem Sinne, in welchem man dieses Wort zu nehmen gewohnt ist. Ein anderes ist geoffenbarte Religion, ein anderes geoffenbarte Gesetzgebung, wie sie am

[1]) Schr. III, 313 ff., 349.
[2]) Schr. III, 315.
[3]) Schr. 316, 143.

Sinai stattfand, wo nicht allgemeine Menschenreligion, sondern eine Geschichtswahrheit, auf die sich die Gesetzgebung gründete, und Gesetze verkündet wurden, nach welchen das Volk Israel leben sollte. Die Gesetzgebung am Sinai betraf Geschichtswahrheiten, „die ihrer Natur nach auf historischer Evidenz beruhen, durch Autorität bewährt werden müssen und durch Wunder bekräftigt werden können“.[1])

Leugnete nun Mendelssohn auch nicht, daß das göttliche Buch, das die Israeliten durch Moses empfangen haben, wiewol Gesetzbuch, auch „einen unergründlichen Schatz von Vernunftwahrheiten und Religionslehren miteinschließt, die mit den Gesetzen so innig verbunden sind, daß sie nur Eins ausmachen“, so sprach er doch dem Judenthume von seinem deistischen Standpunkte den dogmatischen Inhalt ab und popularisirte somit die Ansicht, welche Spinoza in seinem „Tractate“ dunkel angedeutet hatte. Ist das Judenthum keine geoffenbarte Religion, so kennt es folgerichtig auch keinen „Glauben“. „Unter allen Vorschriften und Verordnungen des mosaischen Gesetzes lautet kein einziges: ‚Du sollst glauben! oder nicht glauben‘, sondern alle heißen: ‚Du sollst thun, oder nicht thun‘! Dem Glauben wird nicht befohlen; er nimmt keine andern Befehle an, als die den Weg der Ueberzeugung zu ihm kommen.“[2])

Wie keinen Glauben kennt er im Judenthume auch keine Glaubensartikel, keine eigentlichen Symbole des Glaubens. Wohl hat Maimonides die Grundbegriffe des Judenthums in sogenannte Glaubensartikel zusammengefaßt, „zu Glaubensfesseln“, sagt Mendelssohn, „sind sie gottlob! noch nicht geschmiedet worden.“[3]) „Das jetzige Judenthum hat,“ schreibt er an seinen Freund und Landsmann Wolf in Dessau, welcher wegen seiner 1782 herausgegebenen „Grundsätze der jüdischen Religion“ von seinen Glaubensgenossen heftig angegriffen worden war, „eben

[1]) Schr. III, 319 f.
[2]) Schr. III, 321.
[3]) Schr. III, 322.

so wie das vormalige, keine eigentlichen Symbole des Glaubens. Es sind uns sehr wenig Grundsätze und Lehrmeinungen vorgeschrieben. Maimuni zählt derselben dreizehn, Albo nur drei, und niemand wird den Albo deswegen verketzern. Und sind Gesetze, Gebräuche, Lebensregeln, Handlungen vorgeschrieben. In Ansehung der Lehrmeinungen sind wir frei. Wo die Meinungen der Rabbiner getheilt sind, kann jeder Jude, der ungelehrte sowol als der gelehrte, diesem oder jenem beistimmen. . . . Der Geist des Judenthums ist Conformität in Handlungen und Freiheit in Absicht auf Lehrmeinungen: wenige Fundamentallehren ausgenommen, über welche alle unsere Lehrer sich vereinigt haben, und ohne welche die jüdische Religion schlechterdings nicht statthaben kann."[1]) Merkwürdigerweise verpflanzte Mendelssohn sich selbst auf den Boden dieser dreizehn Glaubensartikel, welche er als Anhang zu einem „Lesebuch für jüdische Kinder",[2]) mehrere Jahre vor dem Erscheinen des „Jerusalem", frei ins Deutsche übersetzt hat. Da, nach seiner Ansicht, das Judenthum keinen „Glauben" kennt, so übertrug er nicht „ich glaube", sondern „ich erkenne für wahr und gewiß", und nahm die geschichtlichen Wahrheiten so an, wie sie eben überliefert worden.[3])

Nach dieser Darlegung seiner Auffassung des geistigen Inhalts des Judenthums geht Mendelssohn auf die Formen über, oder vielmehr auf die geoffenbarten Gesetze, das Ceremonialgesetz.

---

[1]) Schr. V. 602 f.

[2]) Berlin 1779; die 13 Glaubensartikel s. 1. Aufl. S. 565 ff.

[3]) M. s L. Philippson, die Stellung Moses Mendelssohns in und zum Judenthum in Allg. Zeitg. des Judenthums, 1886, S. 177 ff.

Achtundsechzigstes Kapitel.

Ceremonialgesetz.

Die Gesetze und Vorschriften, welche das eigentliche Wesen der Offenbarung bilden, belegte Mendelssohn, wie das von Simeon Duran und dem jüdischen Religionsphilosophen Joseph Albo lange vor ihm geschehen, mit dem Namen Ceremonialgesetz.

Um die reinen von aller Abgötterei entfernten Begriffe der natürlichen Religion bei dem jüdischen Volke durch fortdauernde Zeichen zu erhalten, gab Gott den aus egyptischer Sklaverei Geführten das Ceremonialgesetz, um sie „zu Handlungen zu treiben und zum Nachdenken zu veranlassen", gleichsam als ein Band, welches Handlungen mit Betrachtungen, Lehre mit Leben stets verbinden sollte.[1]) Das Ceremonialgesetz ist, wie Mendelssohn sich ausdrückt, „eine lebendige, Geist und Herz erquickende Art von Schrift, welche bedeutungsvoll ist, gediegenen tiefen Sinn hat, und mit der speculativen Erkenntniß der Religion und der Sittenlehre in genauester Verbindung steht.[2]) Weil es zwischen Schule und Lehrer, zwischen Forscher und Unterweiser, persönlichen Umgang, gesellige Verbindung veranlassen und zum mündlichen Unterricht führen sollte, deshalb waren der geschriebenen Gesetze anfangs nur wenige; das ungeschriebene Gesetz, die mündliche Ueberlieferung sollte erklären, erweitern, näher bestimmen, was in dem geschriebenen Gesetze absichtlich unbestimmt geblieben war. In allen öffentlichen und Privatverhandlungen, an allen Thoren und Thürpfosten, wohin der Mensch Auge und Ohr wandte, sollte er Gelegenheit zum Forschen und Nachdenken über den Geist der Gesetze finden. Leben und Lehre, Weisheit und Thätigkeit, Speculation und Umgang sollten auf das innigste verknüpft und unzertrennlich sein, stets Hand in Hand gehen.[3])

[1]) Schr. III, 167.
[2]) Schr. III, 324.
[3]) Schr. III, 340, 350.

In der ursprünglichen Verfassung der mosaischen Religion, die weder Hierokratie noch kirchliche Regierung, weder Theokratie noch Priesterstaat, sondern, einzig in ihrer Art, mosaische Verfassung war und verschwunden ist, war Staat und Religion, wie Mendelssohn erklärt, nicht vereinigt, sonders Eins, nicht verbunden, sondern Ebendasselbe. Das Verhältniß der Menschen gegen die Gesellschaft und das der Menschen gegen Gott trafen auf einen Punkt zusammen und konnten nie in Gegenstoß gerathen; jeder Bürgerdienst war auch zugleich ein wahrer Gottesdienst und jedes Verbrechen wider das Ansehen Gottes, als des Gesetzgebers der Nation, auch ein Staatsverbrechen. Wer Gott lästerte, war ein Majestätsschänder, wer den Sabbat frevelntlich entheiligte, hob ein Grundgesetz der bürgerlichen Gesellschaft auf, denn auf der Einsetzung des Sabbats beruhete ein wesentlicher Theil der Verfassung. Alle diese Verbrechen konnten, ja mußten bestraft werden, nicht aber als irrige Meinung, als Unglaube, sondern als Unthaten, als Staatsverbrechen. Kirchenrecht und Kirchenmacht gab es nach der Verfassung des Judenthums nicht, Unglaube und Irrglaube konnten nach ihr nicht mit zeitlichen Strafen belegt werden. „Die Religion als Religion kennt keine Strafen, keine andere Buße, als die der reuevolle Sünder sich freiwillig auferlegt.“[1])

Da die Ceremonialgesetze nur für das jüdische Volk gegegeben worden sind, so wurde die Befolgung derselben auch nur von denjenigen gefordert, welche in den mosaischen Gesetzen geboren sind. Alle übrigen Völker sollen sich an das Gesetz der Natur halten und Tugend üben, um glückselig zu werden, dem jüdischen Volke aber ist es nicht erlaubt, seine Seligkeit auf einem andern als dem von Gott ihm vorgeschriebenen Wege zu suchen. „Nunmehr muß dieses Volk alle Schmach, Unterdrückung, Verspottung und Verfolgung, die es auf diesem Wege antrifft, mit Geduld und Ergebenheit in den göttlichen Willen ertragen,

[1]) Schr. III, 350 ff.; vgl. Spinoza, Tract. theol.-polit. Cap. 13 ff.

ohne einen Schritt breit davon zu weichen. Alle andern Völker können ihre Gesetze nach Zeit, Umständen, Bedürfnissen und Annehmlichkeiten abändern; mir aber hat der Schöpfer selbst Gesetze vorgeschrieben; sollte ich, schwaches Geschöpf, mich erdreisten, nach meinem Dünkel diese göttlichen Gesetze abzuändern?"[1])

„Wir wissen aber zum Theil ihren Nutzen nicht mehr? Ganz recht. Wo hat aber der Gesetzgeber erklärt, daß sie nicht länger verbindlich sein sollen, als uns ihr Nutzen bekannt sein wird? Und ohne diese Erklärung, welcher Sterbliche ist verwegen genug, ihrer Gültigkeit Grenzen zu setzen? Menschliche Gesetze können von Menschen nach Zeit und Umständen abgeändert werden, aber die göttlichen bleiben unverändert, bis eine völlige Ueberzeugung da ist, daß Gott ihre Abänderung bekannt gemacht habe."[2])

Die Ceremonialgesetze sollten für alle Zeiten um alle im Judenthume Geborenen ein unauflösbares Band der Vereinigung bilden. Ihre Nothwendigkeit als einigendes Band hört nicht auf, wenn auch ihre ursprüngliche Bedeutung als Schriftart oder Zeichensprache ihren Nutzen verloren hätte, und diese Vereinigung selbst wird in dem Plane der Vorsehung nach Mendelssohns Ansicht so lange erhalten werden müssen, so lange noch Polytheismus, Anthropomorphismus und religiöse Usurpation den Erdball beherrschen. „So lange diese Plagegeister der Vernunft vereinigt sind, müssen auch die echten Theisten eine Art von Verbindung unter sich stattfinden lassen, wenn jene nicht alles unter den Fuß bringen sollen. Und worin soll diese Verbindung bestehen? In Grundsätzen und Meinungen? Da haben wir Glaubensartikel, Symbole, Formeln, die Vernunft in Fesseln. Also Handlungen und zwar bedeutende Handlungen, d. i. Ceremonien."[3])

---

[1]) Schr. III, 145, 156.
[2]) Schr. III, 166.
[3]) Schr. V, 669.

„Was das göttliche Gesetz gebietet, kann die nicht minder göttliche Vernunft nicht aufheben,"[1]) lautet der Bescheid, welchen Mendelssohn allen giebt, die mit ihren Vernünfteleien die Juden vom Gesetze losmachen und das ganze Convolut bei Seite schieben wollten. „In der That sehe ich nicht, wie diejenigen, die in dem Hause Jacobs geboren sind, sich auf irgend eine gewissenhafte Weise vom Gesetze entledigen können. Es ist uns erlaubt, über das Gesetz nachzudenken, seinen Geist zu erforschen, hier und da, wo der Gesetzgeber keinen Grund angegeben, einen Grund zu vermuthen, der vielleicht an Zeit und Ort und Umstände gebunden gewesen, vielleicht mit Zeit und Ort und Umständen verändert werden kann — wenn es dem allerhöchsten Gesetzgeber gefallen wird, uns seinen Willen darüber zu erkennen geben; so laut, so öffentlich, so über alle Zweifel und Bedenklichkeiten hinweg zu erkennen zu geben, als er das Gesetz selbst gegeben hat. So lange dieses nicht geschieht, so lange wir keine so authentische Befreiung vom Gesetze aufzuweisen haben, kann uns unsere Vernünftelei nicht von dem strengen Gehorsam befreien, den wir dem Gesetze schuldig sind, und die Ehrfurcht vor Gott zieht eine Grenze zwischen Speculation und Ausübung, die kein Gewissenhafter überschreiten darf." „Darf ich," ruft er aus, „in menschlichen Dingen mich nicht erdreisten, aus eigener Vermuthung und Gesetzdeutelei, ohne Autorität des Gesetzgebers dem Gesetze zuwiderzuhandeln, um wieviel weniger in göttlichen Dingen? Hier heißt es offenbar: Was Gott gebunden, kann der Mensch nicht lösen."[2])

Von Leibniz und den englischen Deisten ausgehend und in Uebereinstimmung mit dem Fragmentisten, daß die mosaischen Gesetze nicht gegeben sind, eine Religion zu offenbaren, stellte Mendelssohn für das Judenthum ein System auf, in welchem er seine philosophische Denkart, den reinen Deismus, mit dem

---

[1]) Schr. III, 235.

[2]) Schr. III, 356, 166.

unbedingten Festhalten an die geoffenbarten Gesetze zu vereinen suchte: Vernunftreligion auf der einen, göttliche Offenbarung und zwar Offenbarung der Gesetze auf der andern Seite, oder wie er sich während seines Streites mit Lavater in dem Briefe vom 13. März 1770 an den Mystiker Obereit ausdrückt:[1]) „Gott hat uns das System der Moral durch Natur und Vernunft, nicht durch Worte und Buchstaben offenbaren wollen. Was die Menschen als Menschen brauchen, hat Gott allen, was sie als gewisse Menschen brauchen, auch nur gewissen Menschen gegeben."

Mit solchen philosophischen Grundsätzen und einer so strengen Gläubigkeit, welche seiner innersten Ueberzeugung entsprach, mußte Mendelssohn in diametralem Gegensatze zu den Lehren des Christenthums stehen.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Christenthum.

Es kam Mendelssohn nicht in den Sinn, gegen die christliche Religion polemisch aufzutreten; er wollte im Grunde nur die Differenzpunkte zwischen Judenthum und Christenthum hervorheben und daraus die Consequenzen ziehen.[2]) Dies that er im zweiten Theile seines „Jerusalem", oder vielmehr in seinen „Betrachtungen über Bonnets Palingenesie".[3]) Wie der erste Theil jenes Tractats eine weitere Ausführung der „Vorrede"

[1]) Schr. V, 497.

[2]) M. s. auch Winkelmann, Moses Mendelssohns Ansichten über Kirche und Religion. (Programmarbeit.) Lingen 1875.

[3]) Die Betrachtungen über Bonnets Palingenesie zum ersten male gedruckt: Schr. III, 137—176.

zur „Rettung", so ist der zweite Theil desselben eine theilweise Bearbeitung der „Betrachtungen", oder, genau genommen, der „Handschrift über die christliche Religion", welche er, wie es in dem Briefe an seinen Vetter Elkan Herz vom 25. November 1771 heißt, niemals aus Händen geben und aus der er bei besserer Gesundheit „was machen" wollte.[1])

Außer den Bekennern des Judenthums, welche auf das geoffenbarte Gesetz verpflichtet wurden, sind nach Mendelssohn in Uebereinstimmung mit den Rabbinen alle übrigen Völker angewiesen, sich an das Gesetz der Natur und an die Religion der Patriarchen, an die sieben noachidischen Gesetze, zu halten, welche die wesentlichen Gesetze des Naturrechts in sich fassen. Die ihren Lebenswandel nach den Gesetzen dieser Natur- und Vernunftreligion einrichten, werden, behauptet Mendelssohn im Widerspruch mit Maimonides, tugendhafte Männer anderer Nationen genannt und sind „Kinder der ewigen Seligkeit".[2]) Nach diesem Grundsatze ist dem Judenthume auch der Bekehrungsgeist zuwider, denn die Pflicht zu bekehren, ist offenbar „eine Folge aus dem Grundsatze, daß außerhalb der Kirche des Bekehrenden keine Seligkeit zu hoffen sei".[3])

Mit seiner Auffassung des Judenthums, daß dasselbe keine geoffenbarte Religion, sondern geoffenbarte Gesetzgebung ist und nur Glauben an historische Wahrheiten, an Thatsachen befiehlt, kann er den Glauben nicht vereinen. Mit allem Nachdruck behauptet er, daß „Wunderwerke nach dem Judenthume keine Unterscheidungszeichen der Wahrheit, keine Beweismittel für oder

[1]) 1. Aufl. S. 498. Der Brief ist vom 25., nicht 15. November datirt.

[2]) Schr. III, 43, 159. Die schon von Spinoza bekämpfte dogmatische Ansicht Maimonides in dessen Mischne Thora, Von den Königen Kap. 8 § 10, wurde Gegenstand einer Controverse zwischen Mendelssohn und Jakob Emden und zeigt, wie groß die Kluft zwischen dem Philosophen und dem starren Talmudisten war. M. s. mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 34 f.

[3]) Schr. V, 503.

wider einige Vernunftwahrheiten, keine untrügliche Quelle der Ueberlieferung sind." „Wunder können nur Zeugnisse bewähren, Autoritäten unterstützen, Glaubhaftigkeit der Zeugen und Ueberlieferer bekräftigen; aber alle Zeugnisse und Autoritäten können keine ausgemachte Vernunftwahrheit umstoßen." Die Sendung Moses beruhte auf einem weit sichererem Grunde. Da war „kein Creditiv des Gesandten" nöthig; die gesammte Nation, an welche die Sendung gerichtet war, hat die große öffentliche Erscheinung mit Augen gesehen, und mit ihren Ohren gehört, wie Gott Moses zu seinem Gesandten und Dolmetscher eingesetzt hat. „Das ist eine Geschichtswahrheit und was ihr widerspricht, ist Unwahrheit."[1]) „Bei allen übrigen Erzählungen von Wundern, die ohne diese großen Anstalten nicht so öffentlich, nicht so augenscheinlich geschehen sein sollen, umfaßt uns der Unglaube mit seinen starken Armen, und wir können uns nicht leicht herauswinden. Wir wissen, wie leicht die Menschen verführen und verführt werden können; wir wissen, was Vorurtheil, Aberglaube und Enthusiasmus für Gewalt über die Menschen hat; wie oft sich in einem Charakter Vernunft und Enthusiasmus, Aberglaube und Betrug, List und Einfalt so fest verbinden, daß es dem Scharfsichtigsten schwer fällt, ihre Grenzen zu unterscheiden; wir wissen, wie oft die Menschen Gutes aus bösen Absichten und Böses aus guten Absichten gethan haben; wir vergleichen Erzählung mit Erzählung, setzen Zeugniß gegen Zeugniß, ein ganzes Meer von Zweifeln schlägt über uns zusammen, und wir halten unser Urtheil zurück."[2])

Dem geschichtlichen Beweise für das Christenthum spricht Mendelssohn alle Kraft ab. Vor dem allergerechtesten Richter der Welt betheuert er, daß er keines der christlichen Dogmen annehmen könne. „Sie scheinen mir schnurstracks allem zuwider

[1]) Schr. III, 65, 121, 320.

[2]) Schr. III, 158. „Ueber den Moses Mendelssohnschen Gedanken von Wunderwerken" richtete B. C. Möller ein Schreiben an Wittenberg, o. D. 1771.

zu sein, was mich die gesunde Vernunft, das natürliche Nachdenken und die heilige Schrift gelehrt, die wir alle für göttlich erkennen, und meine ganze Seele müßte verändert werden, wenn ich jemals hierüber anderes Sinnes werden könne." „Ich kann den Stifter eines Glaubens für keinen göttlichen Gesandten halten, der diese Lehren verkündigt . . . . Er hat seine Sendung durch Wunder bestätiget? — Was können mir Wunder beweisen? Und wenn dieser Religionsstifter vor meinen Augen alle Todten erweckte, die seit Jahrhunderten gestorben sind, so würde ich sagen, der Religionsstifter hat Todte erweckt, aber seine Lehre konnte ich nicht annehmen."[1])

Auf die so häufig gemachten Einwendungen, daß schon die Propheten auf das Christenthum hinweisen, bleibt Mendelssohn die Antwort nicht schuldig. „Ich danke," sagt er, „meinem Schöpfer täglich, daß er meine Glückseligkeit nicht hat von exegetischen Untersuchungen abhängen lassen. Ich würde das elendste Geschöpf auf dem Erdboden sein, wenn mich meine Religion zu dieser mühseligen Uebung verbände. Wozu wäre es auch nöthig, Schriftstellen zu untersuchen, ob sie nicht eine Lehre beweisen, die ich nicht annehmen kann? Wenn sie dieses thäten, so wäre es nach meiner Denkungsart mehr Beweis wider die Schriftstellen als für die Lehre."[2]) Noch schärfer spricht er sich über diese dogmatische Exegetik in seinem Briefe an den Erbprinzen von Braunschweig aus: „Ich glaube, die Sprache des Grundtextes so gut als irgend ein Neuerer zu verstehen, denn sie ist gleichsam meine zweite Muttersprache. Mir scheinen diese Stellen alle nicht die geringste Spur eines Beweises zu enthalten. Die Auslegungen der Theologen von diesen Stellen haben mir an vielen Orten offenbar falsch und an den übrigen höchst gezwungen und willkürlich geschienen . . . . Gott sei meiner Seele gnädig! ich kann mir den Grund meiner ewigen Seligkeit unmöglich aus den räthselhaften Träumen Daniels herausziffern,

[1]) Schr. III, 163, 130.
[2]) Schr. III, 164.

oder aus der erhabenen Poesie eines Propheten herauscommentiren. Diese Schriften sind 'zur Erweckung des Herzens, aber nicht zur Belehrung des Verstandes geschrieben." [1])

Von der Erbsünde, sagt Mendelssohn, „weiß die gesunde Vernunft nichts, ebenso wenig das Alte Testament. Der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, aber doch als Mensch, als ein Wesen, das der Sünde hat unterworfen sein sollen. Adam und Eva sind gestorben, weil sie gesündigt haben, und so ergeht es allen ihren Nachkommen; sie sündigen und sterben, sind aber nicht durch jenen Sündenfall dem Guten abgestorben und in die Macht des Satans gekommen." [2])

Wie keine Erbsünde, kennt Mendelssohn auch keinen Seelentod, keine ewigen Strafen. „Rächende Strafen, Genugthuung der beleidigten Gottheit, Böses thun, weil Böses geschah, Böses um des Bösen willen, ewige willkürliche Strafen! Auf allen Dächern muß wider diese Ungeheuer gepredigt werden," schreibt Mendelssohn an einen Freund Nicolais, von dem er erwartete, daß er „als Wahrheitsforscher nicht Stimmen sammeln will, um sie zu zählen; sie wollen gewogen und nicht gezählt sein". [3]) Jede Strafe ist eine Wohlthat für den Menschen, und sie wird ihm erlassen, sobald sie aufhört, Wohlthat für ihn zu sein, denn Gott hat den Menschen erschaffen zu seiner eigenen Glückseligkeit. Sollte aber jede Uebertretung ewiges Elend nach sich ziehen, so würde Gott seine Gesetze zum Verderben gegeben haben. „Kein Individuum, das der Glückseligkeit fähig ist, ist zur Verdammniß, kein Bürger in dem Staate Gottes zum ewigen Elende ausersehen. Jedes wandelt seinen Weg, jedes durchläuft seine Reihe von Bestimmungen, und gelangt von

[1]) Schr. III, 133.

[2]) Schr. III, 132, 161, 165.

[3]) Mendelssohn, Ueber Freiheit und Nothwendigkeit in der Berlin. Monatsschrift, II, 1 ff.; Schr. III, 370 ff.; über dasselbe Thema schrieb Professor Eberhard an Mendelssohn, Berlin. Monatsschrift II, 276 ff.

Stufe zu Stufe zu dem Grade der Glückseligkeit, der ihm angemessen ist."[1]) Gott straft den Sünder nicht nach seiner eigenen Unendlichkeit, sondern nach der Hinfälligkeit des Sünders; die göttliche Gerechtigkeit will nur eine Züchtigung, welche dem Sünder selbst zum besten gereicht; ist sie nicht mehr zum ewigen Wohl des Sünders unentbehrlich, so wird sie ihm erlassen und er wird begnadiget, dazu bedarf es keines Mittlers, der ihm die Gnade auswirket.[2])

Daß der Stifter der christlichen Religion den Beruf gehabt, die natürliche Religion in ihre Rechte einzuführen, daß „dieser außerordentliche Mensch" ein Prophet war, das zuzugeben, trägt Mendelssohn kein Bedenken, wenn jener nichts gelehrt, was den Worten Gottes und der Vernunft zuwider ist und wenn sein Beruf sich nicht auch dahin erstreckte, die jüdische Nation von ihrer Verbindlichkeit zu den mosaischen Gesetzen loszusprechen.[3]) Und er hat, behauptet Mendelssohn, niemals mit ausdrücklichen Worten gesagt, daß er das mosaische Gesetz aufheben und die Juden davon dispensiren wolle, er hat vielmehr das Gegentheil gesagt und gethan. „Jesus von Nazareth hat selbst nicht nur das Gesetz Moses, sondern auch die Satzungen der Rabbinen beobachtet, und was in den von ihm aufgezeichneten Reden und Handlungen dem zuwider zu sein scheint, hat doch in der That nur dem ersten Anblicke nach diesen Schein. Wenn er gekommen ist, der eingerissenen Heuchelei und Scheinheiligkeit zu steuern, so wird er sicherlich nicht das erste Beispiel zur Scheinheiligkeit gegeben, und ein Gesetz durch Beispiel autorisirt haben, das abgestellt und aufgehoben sein sollte . . . . Haben seine Nachfolger in spätern Zeiten anders gedacht und auch die Juden, die ihre Lehre annahmen, entbinden zu können geglaubt, so ist es sicherlich ohne seine Autorität geschehen.[4])

---

[1]) Schr. II, 432.
[2]) Schr. III, 131, 142 ff. = 345 ff., 166; V, 565.
[3]) Schr. III, 170.
[4]) Schr. III, 357 = III, 160, 132.

Demzufolge sind die Juden, selbst wenn sie das Christenthum annehmen, von dem mosaischen Gesetze nicht dispensirt.[1])

Der Messias, welchen Mendelssohn als treuer Bekenner des Judenthums erwartet, wird, seiner Ansicht nach, kein Erlöser sein, durch den er selig zu werden hofft, kein irdischer Herrscher, der eine Universalherrschaft herstellt. „Die Menschheit müßte ihre Natur ausziehen, wenn eine allgemeine Monarchie sollte zu ihrem Besten gereichen können": der Messias, den er erwartet, wird den Beruf haben, die jüdische Nation von jeder politischen Unterdrückung zu befreien, daß alsdann alle Nationen sich vereinigen werden, den einig-einzigen wahren Gott anzubeten.[2]) Da ist von keiner Vereinigung in Lehre und Gesetz, noch weniger von einer sogenannten Glaubensvereinigung die Rede.

Siebenzigstes Kapitel.

Toleranz, nicht Glaubensvereinigung.

Toleranz ist der Culminationspunkt, auf den Mendelssohns Religionsprincip eigentlich ausläuft; sie ist die nothwendige Folge der Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Flehentlichst bat er, am Schlusse des „Jerusalem", seine christlichen Brüder, den Juden nicht zu verargen, das zu thun, was der Stifter ihrer Religion selbst gethan und durch sein Ansehen bewährt hat. „Ihr solltet glauben, uns nicht bürgerlich wieder lieben, Euch mit uns nicht bürgerlich vereinigen zu können, so lange wir uns durch das Ceremonialgesetz äußerlich unterscheiden, nicht mit Euch essen, nicht von Euch heirathen, das, so viel wir einsehen können, der Stifter Eurer Religion

[1]) Schr. III, 357, 132.

[2]) Schr. III, 104, 171.

selbst weder gethan, noch uns erlaubt haben würde? Wenn dieses, wie wir von christlich gesinnten Männern nicht vermuthen können, Eure wahre Gesinnung sein und bleiben sollte; wenn die bürgerliche Vereinigung unter keiner andern Bedingung zu erhalten, als wenn wir von dem Gesetze abweichen, das wir für uns noch für verbindlich halten, so thut es uns herzlich leid, was wir zu erklären für nöthig erachten; so müssen wir lieber auf bürgerliche Vereinigung Verzicht thun. Von dem Gesetze können wir mit gutem Gewissen nicht weichen, und was nützen Euch Mitbürger ohne Gewissen?"[1])

Mendelssohn wollte Glaubensfreiheit, aber keine Glaubensvereinigung, denn diese führt gerades Weges auf die gehässige Intoleranz und hat die unseligsten Folgen für Gewissensfreiheit. Alle Verfolgungen sind von jeher im Namen dieser Glaubensvereinigung ausgeübt worden, und man hat diese wie den gefährlichsten Feind des menschlichen Geschlechtes und seiner Glückseligkeit zu vermeiden und mit aller Macht zu verhindern. Liebe und Haß sind nicht so sehr verschieden, als Ausbreitung der Gotteserkenntniß von Glaubensvereinigung.[2])

„Großen Dank für alle Toleranz, wenn man dabei noch immer an Glaubensvereinigung arbeitet!" ruft er seinem Freunde Homberg zu. So lange noch das Vereinigungssystem im Hinterhalte lauerte, schien ihm diese Toleranzgleißnerei noch gefährlicher als offene Verfolgung. So lange noch dieser verkehrte Weg zur Bruderliebe und Bruderduldung eingeschlagen wird und man die Juden durch Sanftmuth und Schmeicheleien ihren Gesetzen abwendig machen will, ist es höchst nöthig, daß „das kleine Häuflein derer, welche nicht bekehren, auch nicht bekehrt sein wollen, sich zusammendränge und fest aneinanderschließe."[3])

Mendelssohn konnte den Gedanken nicht fassen, daß man die Juden, weil sie treue Bekenner ihrer Religion sind, von

[1]) Schr. III, 357 f.
[2]) Schr. III, 235.
[3]) Schr. V, 671, 677.

den Menschenrechten ausschließen würde. Wegen der Verheißung von einem Hirten und einer Heerde, „braucht weder die ganze Heerde auf einer Flur zu weiden, noch durch eine Thür in des Herrn Haus ein- und auszugehen. Dieses ist weder dem Wunsche des Hirten gemäß, noch dem Gedeihen der Heerde zuträglich." „Brüder!" ruft er aus, „ist es Euch um wahre Glückseligkeit zu thun, so lasset uns keine Uebereinstimmung lügen, wo Mannichfaltigkeit offenbar Plan und Endzweck der Vorsehung ist. Keiner von uns denkt und empfindet vollkommen so, wie sein Nebenmensch; warum wollen wir denn einander durch trügliche Worte hintergehen? Warum uns einander in den wichtigsten Angelegenheiten unseres Lebens durch Mummerei unkenntlich machen, da Gott einem jeden nicht umsonst seine eigenen Gesichtszüge eingeprägt hat?"[1])

Mit Worten prophetischen Geistes wendet er sich dann an die „Regenten der Erde". „Wenn es einem unbedeutenden Mitbewohner vergönnt ist, seine Stimme bis zu Euch zu erheben, trauet den Räthen nicht, die Euch mit glatten Worten zu einem so schädlichen Beginnen, wie Glaubensvereinigung ist, verleiten wollen. Sie sind entweder selbst verblendet und sehen den Feind der Menschheit nicht, der im Hinterhalte lauert, oder suchen Euch zu verblenden. Es ist gethan um unser edelstes Kleinod, um die Freiheit zu denken, wenn Ihr ihnen Gehör gebet! Um Eurer und unsrer Aller Glückseligkeit willen, Glaubensvereinigung ist nicht Toleranz, ist der wahren Duldung gerade entgegen! . . . Bahnet einer glücklichen Nachkommenschaft den Weg zu jener Höhe der Cultur, zu jener allgemeinen Menschenduldung, nach welcher die Vernunft noch immer vergebens seufzet! Belohnet und bestrafet keine Lehre, locket und bestechet zu keiner Religionsmeinung! Wer die öffentliche Glückseligkeit nicht stört, den lasset sprechen, wie er denkt, Gott anrufen nach seiner oder seiner Väter Weise, und sein

[1]) Schr. III, 360 f.

ewiges Heil suchen, wo er es zu finden glaubt. Lasset niemanden in Euren Staaten Herzenskündiger und Gedankenrichter sein, niemanden ein Recht sich anmaßen, das der Allwissende sich allein vorbehalten hat! Wenn wir dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, so gebet Ihr selbst Gott was Gottes ist! Liebet die Wahrheit! Liebet den Frieden!"[1])

Es thut von Zeit zu Zeit Noth, auf solche erhabene Worte wieder hinzuweisen. Solche Worte müssen alle diejenigen mit wahrem Schauder erfassen, welche sich der hehren Tugend der Toleranz noch immer entschlagen.

Mendelssohn übte Toleranz gegen Andersglaubende und Andersdenkende im weitesten Sinne. In Absicht auf sich dogmatisch im strengsten Verstande, hatte er, was ihn selbst betraf, in den wichtigsten Punkten der Religion und Philosophie Partei genommen, aber eben so skeptisch verhielt er sich, wenn er seinen Nebenmenschen beurtheilen sollte.[2]) Er räumte einem jeden dasselbe Recht ein, das er für sich forderte, und war nach den Worten des Dichters:

„Streng gegen sich, nachsichtig gegen andere."

Niemand suchte er für seine Ansicht zu gewinnen, niemand verachtete er, weil er nicht so dachte und handelte wie er, inquisitorisches Ketzergericht war ihm ein Greuel, und Personen, mit denen er sich über Wahrheiten der Religion nie vereinen konnte, waren dennoch seine besten Freunde. „O, wer diese Erfahrung in seinem Leben gehabt hat, und noch intolerant sein, noch seinen Nächsten hassen kann, weil er in Religionssachen nicht denkt oder sich nicht so ausdrückt, wie er, den möchte ich nie zum Freunde haben, denn er hat alle Menschheit ausgezogen."[3])

---

[1]) Schr. III, 361 f.
[2]) Schr. III, 69, 168.
[3]) Schr. III, 291.

Einundsiebzigstes Kapitel.

Urtheile über „Jerusalem".

Mendelssohns „Jerusalem" machte weit größeres Aufsehen als der bescheidene Verfasser erwartet hatte. Ein rechtloser Jude hatte es gewagt für Denk-, Glaubens- und Gewissensfreiheit, für Gleichheit aller vor dem Gesetze, für Toleranz und religiöse Duldung aufzutreten; und er that dies mit einer Freimüthigkeit und Entschiedenheit, die Staunen erregte. Das Judenthum war dem Staate gegenüber noch nie so vertheidigt, das Verhältniß zwischen Staat und Religion noch nie so gefaßt und abgegrenzt worden! Keines seiner Werke hat aber auch so viel „Saft und Kraft" als „Jerusalem",[1]) das, wie der edle Graf Mirabeau in seiner vortrefflichen Schrift „Ueber Moses Mendelssohn" behauptet,[2]) „in alle europäischen Sprachen übersetzt zu werden verdiente".[3])

---

[1]) Berlin, Fr. Maurer, 1783; Frankfurt a. M. 1787; Schr. III, 258—362 und in den verschiedenen Ausgaben der Ges. Schriften, dann auch in der Bibliothek der deutschen Nationalliteratur, zusammen mit dem „Phädon" (Leipzig 1869).

[2]) Mirabeau, Sur Moses Mendelssohn et sur la réforme politique des juifs (Leipzig 1853) S. 29; die 1. Aufl. London 1787.

[3]) Von „Jerusalem" erschien eine italienische Uebersetzung:

Gerusalemme, o sea del poter religioso e del Giudaismo; Trieste 1799. Es wurde in London und in Philadelphia ins Englische übersetzt:

Jerusalem, a treatise on ecclesiastical authority and judaïsm, translated from the German by M. Samuels. 2 vol. London 1838.

Jerusalem, a treatise etc. Translated from the German by Isaac Leeser. Philadelphia 1852.

Auch erschienen davon zwei hebräische Uebersetzungen:

ירושלים מאת ר' משה בן מנחם נעתק מספת אשכנזי ע"י אברהם בער גאטלאבער

Sitomir 1867.

ירושלים . . . . . נעתק ע"י ש׳חר ט׳ב לישראל ויצא לאור ע"י פרץ סמאלענסקין

Wien 1876.

Das Buch wurde mit Unwillen aufgenommen und erfuhr Widerlegungen von geistlichen und weltlichen Herren. Auf ungetheilten Beifall hatte Mendelssohn nicht gerechnet. Er war sich bewußt, daß er es keiner Partei recht gemacht und nur sehr wenige zufrieden gestellt habe. Er hatte so mancherlei in damaliger Zeit herrschenden Vorurtheilen und falschen Voraussetzungen so geradezu widersprochen, daß er auf Angriffe von allen Seiten gefaßt sein mußte. Die Geistlichkeit konnte sich mit seinen Grundsätzen nicht einverstanden erklären, ebenso wenig wie die weltliche Obrigkeit; „ihr behagt blos das System des Hobbes, der den Weihrauch vom Altare nimmt und ihr damit räuchert". Seine Offenbarungslehre, seine Begriffe vom Judenthume konnten weder Orthodoxe noch Heterodoxe befriedigen. Und nun gar seine Ansichten über das Christenthum! Er machte sich, wie er seinem Freunde Homberg schrieb, Rechnung darauf, die mehrsten Gemüther wider sich eingenommen zu finden, und faßte daher von vornherein den Entschluß, sich alle schriftlichen sowol als mündlichen Privaterörterungen höflichst zu verbitten und jeden, der ihm einen Entwurf machen würde, auf den Druck zu verweisen. Ihm lag daran, die Streitpunkte mehr in öffentliche Untersuchung vor das Publikum zu bringen. So oft selbst seine besten Freunde ihm ihre Zweifel mündlich zu erkennen gaben, erhielten sie keine andere Antwort als: „lassen Sie drucken".

Kein durchlauchtiges, hochehrwürdiges oder hochgelehrtes Urtheil über „Jerusalem" konnte ihn sonderlich befremden. „Der Fürst, der sich beim Frisiren so etwas vorlesen läßt," meinte er, „muß dem vorlesenden Abt die Schrift aus der Hand nehmen und sprechen: Mendelssohn ist ein Schwätzer. Ein Leipziger Professor hat gesagt: Mendelssohn ist in dem ersten Abschnitte ein Sophist und in dem zweiten Stockjude. Zu Wittenberg soll jemand geurtheilt haben, er sei Sacrilege und Naturalist: alles

---

Auszugsweise wurde Jerusalem ins Hebräische übersetzt von J. Euchel, a. a. O. S. 58—112.

dieses kam ihm nicht unerwartet.“[1]) Selbst Kaiser Joseph hielt ihn in Folge des „Jerusalem“ für einen Naturalisten. Als dieser den durch seine mannichfachen Schicksale, vorzüglich durch sein Wirken als Geistlicher und Freimaurer bekannten Feßler zum Censor in Galizien ernannte und ihm die Beförderung der Cultur unter den Juden aus Herz legte, machte Feßler den Vorschlag, den Raschi-Kommentar zu streichen.

„Wie, wenn ich ihnen diesen Raschi streiche und statt dessen Moses Mendelssohns Uebersetzung beizudrucken befehle?“

„Nein, nein,“ erwiderte der Kaiser, „das geht nicht. Mendelssohn war ein Naturalist, und ich will nicht, daß meine Juden Naturalisten werden.“[2])

Indessen hatte Mendelssohn doch die Freude, daß sich einige der hellsten Köpfe und besten Menschen in den wichtigsten Behauptungen völlig für ihn erklärten.

Kant bewunderte Jerusalem „wie ein unwiderlegbares Buch“[3]) und gab dem Verfasser seinen Beifall in einem Privatbriefe deutlich zu erkennen. „Herr Friedländer wird Ihnen sagen,“ schrieb er ihm am 18. August 1783, „mit welcher Bewunderung der Scharfsinnigkeit, Feinheit und Klugheit ich Ihren Jerusalem gelesen habe. Ich halte dieses Buch für die Verkündigung einer großen obzwar langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein Ihre Nation, sondern auch andere treffen wird. Sie haben Ihre Religion mit einem solchen Grade von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zugetraut hätte und dergleichen sich keine andere rühmen kann. Sie haben zugleich die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit zu jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unsererseits darauf wird denken müssen, wie sie alles, was das Ge-

[1]) Schr. V, 675 f.

[2]) Feßler, Rückblicke auf seine siebenzigjährige Pilgerschaft (Breslau 1824), 204.

[3]) Jacobis Werke IV, 3, 142.

wissen belästigen und drücken kann, von der ihrigen absondern, welches endlich die Menschen in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen muß; denn alle das Gewissen belästigende Religionssätze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht."[1])

August von Hennings, ein eifriger Kämpfer für Glaubens- und Gewissensfreiheit, war der Meinung, „Jerusalem" sei aus dem Feuerstrome geschöpft, in den sich ehemals seine eigene Seele hinabstürzte; er schöpfte aber blos Wärme, was Mendelssohn herausgenommen habe, sei ganz Licht.[2])

Der junge schwärmerische Thomas Wizenmann, der sich später in so unwürdiger Weise gegen Mendelssohn benahm, mußte „Jerusalem" Gerechtigkeit widerfahren lassen und einräumen, daß der zweite Theil des Buches vortreffliche Ideen enthalte. Ihm war es freilich nicht denkbar, wie ein Mann das Judenthum so rein darstellen und das Christenthum leugnen könne.[3])

Auch Herder hielt mit seinem Urtheile nicht zurück. „An Ihrem ‚Jerusalem'," schreibt er Mendelssohn den 4. Mai 1784, bei Uebersendung seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte", „habe ich mit Geist und Herz viel Antheil genommen und Sie über die mancherlei Chikane beklagt, die man hie und da dagegen erhoben. Aber, lieber Mendelssohn, rechnen Sie nicht mit zwei ungleichen Größen? Den Staat setzen Sie so vollkommen, als er sein sollte und — wo ist? und zu einem solchen fügen Sie die Kirche. Ich gebe es zu, auch nach Ihren reinen Grundsätzen; so lange aber jener, wie Sie selbst nicht leugnen, mit der äußersten Unvollkommenheit behaftet ist, so lange wird auch sein pflegbefohlenes Kind, als corpus betrachtet, an seinen ungesunden Säften Antheil nehmen. Und da mag's immer noch

[1]) Kants Sämmtliche Werke, herausgegeben von Rosenkranz und Schubert (Leipzig 1842), XI, 1, 17.

[2]) Erinnerung an Dresden. (Hdschr.)

[3]) Von der Goltz, Thomas Wizenmann (Gotha 1859), II, 55

gut sein, wenn dieses einigen Halt für sich hat und nicht ganz von seiner Nahrung abhängt. Im Jerusalem droben oder im zukünftigen — freilich da wird niemand an Ihrer Theorie zweifeln."[1])

Die Urtheile solcher Denker boten Mendelssohn reichen Ersatz für alle „schale Kritik, und alles noch schalere Lob, womit die gewöhnlichen Recensenten die arme Broschüre verfolgten".[2])

Die meisten, welche über oder gegen die „arme Broschüre" schrieben oder sie zu widerlegen suchen, knüpften mehr oder weniger an die Lavatersche Herausforderung an; nur sehr wenige ließen alles Persönliche aus dem Spiel und hielten sich streng an die Sache.

Der Berliner Prediger Joh. Friedrich Zöllner, ein mehrjähriger Bekannter Mendelssohns, schrieb ein ganzes Buch über „Jerusalem",[3]) in welchem, wie Garve gegen Weisse äußerte, „mehrere Sätze nicht immer sehr bündig vertheidigt werden."[4]) Ein anderer Berliner Prediger, Uhle, schickte ein noch weitläufigeres Product über das Buch in die Welt.[5]) Was Mendelssohn in seiner „deutlichen und stark überzeugenden Sprache" sagt, hält er für wahr und vortrefflich, nichtsdestoweniger muß er dem „gründlichen Weisen" widersprechen: nach seinem Dafürhalten ist „Jerusalem" eine Mischung von Naturalismus und Particularismus.

Am meisten Aufsehen erregten die durch „Jerusalem" hervorgerufenen „Philosophischen Betrachtungen über Theologie und Religion überhaupt und über die jüdische insonderheit".[6]) Die

---

[1]) 1. Aufl. S. 550.

[2]) Schr. V, 616.

[3]) Ueber Moses Mendelssohns Jerusalem. Berlin, Maurer, 1784.

[4]) Briefe von Garve an Weisse (Berlin 1808), I, 184.

[5]) Ueber Herrn Moses Mendelssohns Jerusalem, politisch religiöse Macht, Judenthum und Christenthum. Berlin und Leipzig. Im Jahre 1784.

[6]) Frankfurt und Leipzig, 1784.

Berliner Juden waren so begierig, dieses Schriftchen zu lesen, daß sie es sich einander in der Synagoge zusteckten.[1])

Die Angriffe hörten noch lange nicht auf.

Da trat der eine mit einer Schrift unter dem pomphaften Titel „Offenbarung, Judenthum und Christenthum für Wahrheitsforscher" dagegen in die Schranken;[2]) ein anderer fühlte sich gedrungen, über diese „elende Apologie" und „rabbinische Philosophie" seine Gedanken zu eröffnen und das Christenthum zu vertheidigen,[3]) und ein dritter, namens Benedict Stattler, wurde erst 1787 mit seinem „Wahren Jerusalem, oder über religiöse Macht und Toleranz, bei Anlaß von M. Mendelssohns Jerusalem" fertig.[4])

Und nun erst der Troß der Recensenten: Herr Lossius,[5]) der Recensent in der „Züricher Bibliothek",[6]) Doederlein[7]) u. a. Doederlein gereicht es zum wahren Vergnügen, eine Schrift anzuzeigen, welche, wie „Jerusalem", zwar nicht an „körperlicher Größe, in der sich oft geistlose Menschen und Bücher brüsten, aber wol an innerm Gehalt, an Präcision der Ideen und des Ausdrucks und an Wichtigkeit und Fruchtbarkeit der Sachen vor vielen den Vorzug und den Beifall des Denkers verdient", aber zufrieden kann er doch nicht mit ihr sein. Alle behaupten, daß der Staat nicht ohne positive, ohne eine vorgeschriebene Religion bestehen könne und daß die Kirche auch Macht haben müsse.

Auch dem theologischen Ritter Michaelis bot „Jerusalem" eine erwünschte Gelegenheit, seinem Judenhaß wieder Luft zu machen. Zufolge der im ersten Theile des „Jerusalem" aufgestellten und gegen die Bischöfe der anglikanischen Hochkirche ge-

---

1) Hamburger Correspondent, 1786, Nr. 24.

2) Berlin, Nicolai, 1785.

3) Gedanken über Moses Mendelssohns Jerusalem, in so fern diese Schrift dem Christenthum entgegen gesetzt ist. Bremen, Förster, 1786.

4) Augsburg 1787.

5) Uebersicht der neuesten Literatur der Philosophie, Bd. 1, St. 2.

6) Züricher Bibliothek, Bd. 1, St. 1

7) Theologische Bibliothek, Bd. 2, St. 12.

richteten Behauptung, daß alles Beschwören von Lehrmeinungen unzulässig sei, warf ihm der Ritter „einen Zank an den Hals, der ihm in mancher Betrachtung gar hämisch angelegt zu sein schien".[1]) Er machte ihm ohne weiteres den Vorwurf, alle englischen Bischöfe als Meineidige gebrandmarkt zu haben, und beschuldigte in der Recension,[2]) wie bei allen Gelegenheiten, die jüdische Nation der abscheulichsten Grundsätze in Absicht auf die Eide. Mendelssohn fand es für nöthig, sich zu vertheidigen und ließ die Vertheidigung, „Ueber die neununddreißig Artikel der englischen Kirche und deren Beschwörung", in der „Berlinischen Monatsschrift" einrücken.[3]) Er stellt es nicht in Abrede, Mißbrauch und Geringschätzung der feierlichsten Betheuerung den Bischöfen des Oberhauses, die selbst am Ruder sitzen, vorgeworfen zu haben; unbegreiflich ist ihm nur, daß ein, ihm sonst so verehrungswürdiger Mann, wie der Ritter Michaelis, so leichtfertig wie der gemeine Haufe der Recensenten ist. „Gewisse Göttingsche Gelehrte scheinen von jeher mit gemeinen Vorurtheilen wider die Juden eingenommen zu sein, und obgleich das aufgeklärte Publikum seitdem zu menschlichern und tolerantern Gesinnungen gelangt ist, so beharren sie noch immer bei dem verjährten Wahn."[4])

Einen sehr warmen Vertheidiger gegen die verschiedenen Angriffe fand Mendelssohn in dem ungenannten Verfasser der kleinen, noch heute beherzigenswerthen Schrift „Ueber kirchliche Gewalt. Nach Moses Mendelssohn".[5]) Der Ungenannte, ein Gesinnungsgenosse von Diez, dem Apologeten der Duldung, dem Freunde Dohms und von Hennings, will er nur jenem Meister-

[1]) Schr. V, 706.

[2]) Orientalische Bibliothek, Theil 22, Nr. 226, 232.

[3]) Berl. Monatsschrift, 1784, S. 24—41; wieder abgedruckt: Schr. III, 374—385.

[4]) Schr. III, 384.

[5]) Berlin, Mylius, 1786. Das 80 Seiten umfassende Schriftchen ist dem Rentsecretär Schneider in Merseburg zugeeignet.

stücke, wie er „Jerusalem" nennt, einige nähere Bestimmungen und weitere Ausführungen geben, geht aber mit seinen Forderungen noch über Mendelssohn hinaus.

Niemand hat „Jerusalem" so anhaltend beschäftigt, als den nordischen Lavater Hamann. Mit tiefem Seelengroll blickte der Mystiker auf dieses Glaubens- und Denkfreiheit beanspruchende Werk. „Mendelssohns „Jerusalem" habe ich fast dreimal durchgelesen," schreibt er am 4. August 1783 an Herder, „und weiß immer weniger, was er sagen will. Es ist mir zwar lieb, daß er ein Jude ist, aber ich verdenke es ihm noch mehr, einer zu sein."[1]) Auf das Verständniß kam es einem Hamann nun eben nicht an. Pour la rareté du fait, wie er sich ausdrückt, schrieb er in einer Zeit, „wo er von Geschwüren und Ausschlägen und bei dem Mangel jeder Bewegung von einem sehr starken Appetit gequält wurde", sein „Golgatha und Scheblimini", eine kleine, drei bis vier Bogen umfassende Schrift, mit welcher er den Juden zu bekämpfen und zu vernichten beabsichtigte. Wie entsetzlich sauer wurde ihm das Product! Nachdem er ein ganzes Jahr daran gearbeitet, über ein Buch Papier verschmiert und immer gegen Verstopfung und Durchfall der Gedanken und des Stils zu kämpfen hatte",[2]) war er endlich Anfang Mai 1784 im Stande, das Libell, „dessen Ende auszuglätten und zu vollenden er überdrüssig wurde", dem Drucke zu übergeben. Hamann trieb mit seinem alten Freunde ein schmähliches Spiel und übte gegen ihn die fraudulenteste Pietät. Sein „Scheblimini" wimmelt von Gehässigkeiten der gemeinsten Art, und mit der größten Kaltblütigkeit schleudert er seine giftigen Pfeile gegen den für Wahrheit und Freiheit kämpfenden Juden: er nennt ihn einen Heuchler und Lügner und stempelt ihn schlechtweg zum Atheisten.

Der so hochgepriesene, aber bei aller christlichen Selbstdemüthigung hochmüthige, geistig-zügellose, hetzende und eifernde

---

[1]) Hamanns Schr. VI, 350.
[2]) Hamanns Schr, VII, 132.

Hamann, wie ein geistreicher Theologe ihn so treffend bezeichnet,[1]) hatte einen würdigen Kampfgenossen gefunden: ein anderer Prediger hatte sich aufgeworfen, der das Ding noch gröber gemacht als jener in der Wüste. Der bekannte oder, wie er in einem Briefe an Herder genannt wird, der berüchtigte „Sirach für Jedermann", Schulz, hat eine philosophische Betrachtung zum Besten des Atheismus geschrieben", meldet Hamann seinem Busenfreunde Jacobi, „und der Israelit hat seinen Wunsch erreicht, wie ich meinen —; jener, einen bestimmten und mit zureichendem Grunde ausgerüsteten Gegner gefunden zu haben; ich, abgelöst zu sein und einen müßigen Zuschauer abgeben zu können."[2])

Hatte Hamann Mendelssohn des Atheismus beschuldigt, so griff ihn Schulz von der entgegengesetzten Seite an: er machte ihm, wie dieses auch von dem Ritter Michaelis und von andern Recensenten geschah, den Vorwurf, daß er im „Jerusalem" ein gar zu orthodoxer Jude, ja ein Rabbinite sei. Mendelssohn stand so zwischen zwei Feuern und befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit.

Zweiundsiebzigstes Kapitel.

Mendelssohns Stellung im Judenthum.

Auf dem Fundamente der Leibniz-Wolffischen Philosophie stellte Mendelssohn in seinem „Jerusalem" ein neues System für das Judenthum auf. In seinem völlig selbstständigen Deismus sprach er dem Judenthum dessen eigenstes Eigenthum, die monotheistische Erkenntniß, ab und beschränkte dessen ganzes Wesen

[1]) Schwarz, Lessing als Theologe (Halle 1855), 9.

[2]) Hamanns Briefwechsel mit Jacobi. Herausg. von Roth, 18.

auf das geoffenbarte, für ewige Zeiten bindende und unveränderliche Gesetz, dessen Befolgung die Erhaltung des Judenthums bedingt. Die religiöse Handlung, die Beobachtung des Gesetzes, ist nach ihm unabhängig vom Glauben und Erkennen, sodaß er allen Ernstes behauptete, „daß Spinoza seiner speculativen Lehre ungeachtet, ein orthodoxer Jude hätte bleiben können, wenn er nicht in andern Schriften das echte Judenthum bestritten und sich dadurch dem „Gesetze“ entzogen hätte.“[1])

Indem Mendelssohn Denk- und Glaubensfreiheit einerseits als Princip des Judenthums anerkannte, das ganze Wesen desselben aber andererseits in das Ceremonialgesetz legte, war der subjectiven Auffassung der weiteste Spielraum geboten. Die verschiedensten religiösen Parteien, die Orthodoxen sowol wie die Reformfreunde, beriefen sich mit gleichem Rechte auf ihn. Jene führten ihn als ihren Gewährsmann dafür an, daß das Judenthum wesentlich Gesetz, daß Gebote und Verbote Gottes fundamental seien; diese beriefen sich auf ihn, daß man um Jude zu sein nichts zu glauben brauche.[2]) Bei aller Anerkennung, welche den hohen Verdiensten Mendelssohns um das Judenthum von allen Seiten bereitwillig gezollt wird, fand er doch wegen des „Jerusalem“ besonders in neuerer Zeit unter seinen Glaubensgenossen viele, zum Theil scharfe Beurtheiler.[3]) Man beschul-

[1]) Schr. III, 5.

[2]) M. s. die Schrift: Die Religion im Bunde mit dem Fortschritte und die unter demselben Titel erschienene Gegenschrift „von einem Schwarzen“ (S. R. Hirsch). Frankfurt a. M. 1854.

[3]) M. s. Sam. Holdheim, Moses Mendelssohn und die Denk- und Glaubensfreiheit im Judenthume (Berlin 1859); Steinheim, Moses Mendelssohn und seine Schule (Hamburg 1840); M. Lazarus, Moses Mendelssohn in seinem Verhältniß zu Juden und Judenthum, in Deutsche Revue, 1886, Februar, S. 215—228; L. Philippson, Die Stellung Moses Mendelssohns in und zum Judenthume, in Allg. Ztg. d. Jdths., 1886, Nr. 11—16. Vom Standpunkte der äußersten Reform beurtheilt ihn J. H. Ritter, Geschichte der jüdischen Reformation. Erster Theil. (Berlin 1858).

digte ihn der Feigheit und Zweideutigkeit, hielt seine Ansichten für irrig und hinfällig, ja Steinheim, der sich beständig im Dunstkreise der Ideen des Judenthums bewegte, von dem jüdischen Leben und der jüdischen Gemeinschaft sich aber gänzlich fernhielt, und sich einredete, ein begeisterter Anhänger des Judenthums zu sein, hatte die Vermessenheit, Mendelssohn, der mit allen Fasern seines Herzens dem Judenthume anhing, einen Probalitätscalculator zu nennen, „der vom Juden nicht mehr zurückbehalten hatte als die Ceremonien, Perrücke und Judenbärtchen".[1])

Um „Jerusalem" richtig zu beurtheilen, muß man die Zeit und Umstände in Betracht ziehen, in welchen das Werk entstanden. Mendelssohn hatte sich selbst gegen Bekehrungsversuche zu vertheidigen, das Judenthum in seinen Grundlehren gegen böswillige Angriffe und dem Christenthume gegenüber in Schutz zu nehmen, er wollte um keinen Preis, daß seine nach bürgerlicher Freiheit dürstenden Glaubensgenossen in Bezug auf das religiöse Gesetz Concessionen machten. In seinem System suchte er seine philosophische Denkart mit unbedingter Gläubigkeit zu verschmelzen; es war das der Ausdruck seiner innersten Ueberzeugung. Von einer Zweideutigkeit, von einem Schwanken zwischen Philosophie und Rabbinismus, von einem bewußten Zwiespalt seiner Seele, wie, daß er sich innerlich vom Gesetze frei fühlte, es aber darum äußerlich übte, um auf seine jüdischen Zeitgenossen desto besser wirken zu können, kann bei Mendelssohn auch nicht im entferntesten die Rede sein, und wer solches ihm zuschreibt, wer wie Steinheim von ihm zu behaupten sich erkühnt, er sei mit dem Verstande Heide, mit dem Leibe Israelit gewesen,[2]) der versündigt sich an seinem Schatten und an der Wahrheit. Daß seine Jünger andere Wege einschlugen und in dem Streben nach Aufklärung und bürgerlicher Freiheit die

[1]) Steinheim, Die Offenbarung nach dem Lehrbegriffe der Syngoge (Leipzig 1863), III, 283.

[2]) Steinheim, Moses Mendelssohn und seine Schule, 37.

Gläubigkeit, welche den Meister beseelte, verloren, daß bald nach seinem Tode eine Erschlaffung der religiösen Ueberzeugung, eine religiöse Rathlosigkeit in den gebildeten Kreisen eintrat, ist den Zeit- und Culturverhältnissen zuzuschreiben, nicht aber Mendelssohn zur Last zu legen.

Wer möchte den Lehrer für die Schüler verantwortlich machen?

Weil die Schüler den Talmud und den Rabbinismus bekämpften, pflegte man auch Mendelssohn für einen Gegner des Rabbinismus und für einen Feind des Rabbinenthums zu halten. Er war aber weder das eine noch das andere. In seinen in hebräischer Sprache abgefaßten Schriften, steht er auf rabbinischem Standpunkt. Seine Einleitungen zum Pentateuch und zu Kohelet sind so ganz und gar rabbinisch, daß sie den Beifall der bedeutendsten talmudischen Autoritäten fanden,[1]) trotzdem er sich in der einen auf des freisinnigen Eichhorn „Einleitung in das Alte Testament" beruft und in der andern nicht verschweigt, „das Gute, das er in den Kommentarien der christlichen Schriftsteller gefunden, als Hebe vor Gott herausgehoben zu haben." Dem Talmud und dessen Auslegern zollte er sein Lebelang die größte Hochachtung,[2]) und das Studium desselben bot ihm Freude und Erholung. Mendelssohn war ein scharfsinniger Talmudist, das zeigt seine Correspondenz mit Jakob Emden[3]) und das Gutachten, welches er in einer Erbschaftsangelegenheit dem sehr unterrichteten und von ihm hochgeschätzten Hartog Leo

---

[1]) Sal. Herschel, Oberrabbiner zu London, spricht sich über Mendelssohn und dessen Pentateuch-Uebersetzung sehr anerkennend aus in seinem Gutachten zu den von Heidenheim herausgegebenen Festgebeten (Wochenfest), Rödelheim 1811.

[2]) Mendelssohns Urtheile über den Talmud in der Ankündigung von Rabes Mischna, im 35. Literaturbriefe, s. auch den 122 Literaturbrief, die Recension der gen. Mischna-Uebersetzung; Schr. IV, 1, 529 ff., IV, 2, 134 ff.

[3]) Emdens Gutachtensammlung Sch'ilat Jaabez (Altona 1770), II, Nr. 155, 156.

Lipschitz, dem „Secretär, Beglaubigter und Vorbeter der Berliner Gemeinde", im Januar 1765 ertheilte.[1]) Jene Methode des Talmudstudiums aber, welche sich in der damals tonangebenden polnischen Schule gebildet hatte, „jene gewöhnliche Disputirkunst, wie sie vielen Rabbinern eigen ist, die sich sehr gelehrt dünken", widerte Mendelssohn, den geraden Denker, an. „Es gehört, wie Sie wissen," schreibt er 1783 an Homberg, „eine ganz besondere Art des Unterrichts dazu, an dieser Geistesübung Geschmack zu finden, und wiewol wir beide diesen Unterricht selbst genossen haben, so kamen wir doch darin überein, daß Joseph lieber etwas stumpfsinniger bleibe, als daß man ihn in einer so unfruchtbaren Art des Witzes übe."[2]) Er war ein abgesagter Feind des Pilpuls, wie die polnische Disputirkunst genannt wird. Einst kam zu ihm ein Rabbi, da er eben Gesellschaft bei sich hatte, und forderte ihn auf, mit ihm zu disputiren. „Freund!" kam ihm Mendelssohn entgegen, „ich erkläre hiermit öffentlich, daß wir mit einander in Frieden leben, und dieser soll nicht verletzt werden." Ein anderes mal empfing er den Besuch des Prager Talmudisten Wolf Lasch, der ein weitschichtiges pilpulistisches Gebäude vor ihm aufführte. Am andern Tage kam Lasch wieder, um Abschied von ihm zu nehmen. Da holte Mendelssohn den bezüglichen Talmudtractat herbei und erklärte das fragliche Thema in so klarer und gründlicher Weise, daß das ganze pilpulistische Gebäude Laschs zusammenstürzte.[3])

Sein Widerwille gegen diese Art von Talmudstudium sowie seine Abneigung gegen das Kauderwelsch, dessen sich die Juden zu ihrer Umgangssprache bedienten, hing aufs innigste mit den Bestrebungen zusammen, welche er nie aus den Augen verlor: die Juden in das allgemeine Culturleben einzuführen.

[1]) Das Gutachten abgedruckt in einem, nicht erschienenen Cat. H. S. (Pinner?) S. 54 ff.

[2]) Schr. V, 673.

[3]) Ben Chananja V, 102.

Cultur und Bildung war das hohe Ziel, welches ihm beständig vorschwebte, für Cultur und Bildung seine Glaubensgenossen empfänglich gemacht und diese unter ihnen verbreitet zu haben, darin besteht der große reformatorische Einfluß, den er geübt hat.

Reformator, im herkömmlichen Sinne genommen, war Mendelssohn nicht. Er trat nicht zum Kampfe gegen die Vergangenheit auf, er erklärte nicht das Bestehende für abgestorben und unhaltbar, stellte nicht neue Glaubenssätze auf, schuf nicht neue Formen, er hob nicht alte Satzungen auf und proclamirte sich nicht als neuer Gesetzgeber. Aber er löste die Fesseln, welche um den Geist gewunden waren, er weckte eine neue Bewegung, ein neues Leben in den Geistern und stärkte den Bildungstrieb in ihnen.[1]) Gerade dadurch, daß er sich nicht als Reformator geberdete, daß er keine Reform anstrebte, gerade dadurch ist seine Bedeutung für die spätere Entwickelung des Judenthums eine so außerordentliche geworden.[2]) Er, der von allen anerkannte, gefeierte deutsche Schriftsteller stand in religiöser Beziehung unwandelbar in seiner Ueberzeugung; er war mit ganzer Seele Jude, hielt sich streng an die kleinste Satzung und beobachtete auf das gewissenhafteste jeden Brauch, ohne sich durch die Anwesenheit christlicher Bekannten daran hindern zu lassen. So erzählt der spätere Schulrath J. H. Campe in Braunschweig: „Es war an einem Freitag Nachmittage, als wir, meine Frau und ich, mit Berliner Gelehrten bei Mendelssohn zum Besuche waren und mit Kaffee bewirthet wurden. Mendelssohn, immer der freundlichste Gesellschafter, stand etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang von seinem Sitze auf, trat auf uns zu mit den Worten: ‚Meine Damen und Herren! Ich gehe nur in das Nebenzimmer um meinen Sabbat zu empfangen und bin dann gleich wieder in Ihrer Mitte; unterdeß wird

[1]) L. Philippson, Mos. Mendelssohn der Reformator des Judenthums, in Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch, S. 89.

[2]) M. A. Goldschmidt, Festrede bei der . . . Gedächtnißfeier Mos. Mendelssohns (Leipzig 1861), S. 14.

meine Frau Ihre Gegenwart um so mehr genießen.“ Mit einem unnennbaren heiligen Gefühle begleiteten unsere Blicke den liebenswürdigen Philosophen in seine Andachts-Stube, von wo er nach einer halben Stunde mit derselben Freundlichkeit zu uns zurückkehrte. Indem er sich niedersetzte, sagte er zu seiner Frau: ‚Jetzt bin ich wieder in meinem Amte und ich will es nun auch einmal versuchen, an Deiner Stelle die Honneurs zu machen, da Dich Geschäfte abrufen; unsere Freunde werden entschuldigen.‘ Mendelssohns Frau empfahl sich, ging zur Familie, weihete den Sabbat durch Lichtanzünden ein und kam dann zu uns zurück. Wir blieben noch einige Stunden zusammen.“ [1])

„Ich freue mich,“ schrieb er noch wenige Tage vor seinem Tode seiner theuern Sophie Becker, „mit jedem Religionsgebrauche, der nicht zu Intoleranz und Menschenhaß führt; freue mich, wie meine Kinder, mit jeder Ceremonie, die etwas wahres und gutes zum Grunde hat; suche das unwahre so viel als möglich abzusondern, und schaffe nichts ab, bevor ich dessen gute Wirkung nicht durch etwas besseres zu ersetzen im Stande bin.“ [2])

Neuerungen anzustreben kam ihm nie in den Sinn, „seine Gemüthsart war nicht für die Neuerungen“. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß er die Abschaffung mancher Mißbräuche nicht vom Herzen wünschte. Er leugnete es nicht, „daß er bei seiner Religion menschliche Zusätze wahrgenommen, die leider! ihren Glanz nur zu sehr verdunkeln. Welcher Freund der Wahrheit kann sich rühmen, seine Religion von schädlichen Menschensatzungen frei gefunden zu haben? Wir erkennen ihn alle, diesen vergiftenden Hauch der Heuchelei und des Aberglaubens, so viel unserer sind, die wir die Wahrheit suchen, und wünschen, ihn ohne Nachtheil des Wahren und Guten ab-

[1]) J. Heinemann, Moses Mendelssohn. Sammlung theils noch ungedruckter, theils zerstreuter Aufsätze und Briefe von ihm, an und über ihn (Leipzig 1831), S. 21.

[2]) Schr. V, 649.

schaffen zu können."[1]) „Unsere Bemühungen sollten deshalb dahin gehen, die eingerissenen Mißbräuche abzuschaffen und den Ceremonien echte, gediegene Bedeutung unterzulegen, die Schrift wieder leserlich zu machen, die durch Heuchelei und Pfaffenlist unverständlich geworden ist."[2])

Ruhig und besonnen wie er war, unterließ er es auf die Abschaffung der von ihm erkannten Mißbräuche zu dringen und Vorurtheile zu bekämpfen; er duldete lieber das Vorurtheil, als die mit ihm so verschlungene Wahrheit zugleich mitzuvertreiben, hielt es so lange für unentbehrlich, so lange er sich zu schwach fühlte es auszurotten. „Vorurtheile sollen nicht unterdrückt, sie müssen beleuchtet werden".[3]) Erst vermittelst der Cultur sollte Aufklärung sich entwickeln und zur gehörigen Reife gelangen; aber Aufklärung sollte der Cultur nicht voraneilen, um diese nicht zu hemmen. „Wenn ich es auch in meiner Macht hätte," schreibt er den 27. November 1784 an Hennings, den jungen Stürmer, „so würde ich mich gleichwol sehr hüten, alle Vorurtheile mit einem einzigen Federstriche aufzudecken. Der Aufklärer, der nicht unbedachtsam zufahren und Schaden anrichten will, hat sorgfältig auf Zeit und Umstände zu sehen und den Vorhang nur in dem Verhältnisse aufzuziehen, in welchem das Licht seinem Kranken heilsam sein kann. Die Zeloten haben Recht, wenn sie zuweilen die Folgen der Aufklärung für bedenklich halten. Der Trugschluß liegt blos darin, daß sie euch bereden wollen, den Fortgang derselben zu hemmen. Aufklärung hemmen ist in aller Betrachtung und unter allen Umständen weit verderblicher als die unzeitigste Aufklärung. Sie rathen also zu einem Mittel, das schädlicher ist als die Krankheit. Das Uebel, welches zufälligerweise aus der Aufklärung entstehen kann, ist außerdem von der Beschaffenheit, daß es in der Folge sich selbst

[1]) Schr. III, 41.
[2]) Schr. V, 669.
[3]) Schr. III, 415.

hebt. Lasset die Flamme nur recht auflodern, so wird sie den Rauch selbst verzehren, den sie hat aufsteigen lassen."[1])

Mendelssohns unsterbliche Verdienste um das Judenthum und die Juden, die deutschen zunächst, bestehen hauptsächlich darin, daß er sie die reine deutsche Sprache gelehrt, die Pforte zu neuen Untersuchungen und Discussionen eröffnet, daß er den Geist von innen frei gemacht und damit die bürgerliche Gleichstellung angebahnt, daß er durch sein eigenes Leben ihnen den Weg gezeigt hat, auf welchem sie als treue Juden den allgemeinen Culturbestrebungen sich anschließen und entwickeln können. Seine lautere Absicht wurde jedoch bald verkannt, sein religionsphilosophisches System, den klaren und lichtvollen Ideen zum Trotz, vielfach mißverstanden zunächst von seinen Schülern.

Dreiundsiebzigstes Kapitel.

Mendelssohns Schüler, Jünger und Freunde.

Schüler im eigentlichen Sinne des Wortes hatte Mendelssohn nicht. An Sabbat- und Festtagen versammelten sich gegen Abend wißbegierige junge Männer in seinem Hause mit der bestimmten Absicht, Belehrung bei ihm zu suchen. Diese jungen Freunde der Aufklärung, durch das von ihnen betriebene Studium des Talmuds gewandte Dialektiker, führten unter seiner Anleitung Discussionen über von ihm gegebene oder selbstgewählte Themata. Er saß dann gewöhnlich als Kampfrichter auf seinem Armsessel mit niedergeschlagenen Augen. Oft befeuerte er den Muth durch ein plötzliches Aufblicken oder durch einen einsilbigen Ausruf, oft belohnte er durch einen lächelnden Beifall; ein schnelles

[1]) 1. Aufl. S. 536; s. auch den Brief Mendelssohns an Hennings vom 20. September 1779 in L. Geigers Zeitschrift, S. 113 f.

Niedersehen, ein verneinendes Kopfschütteln galt für entschiedenen Tadel. Zuweilen erhob er sich auch von seinem Sitze, trat, wenn Reden und Gegenreden sich durchkreuzten, zwischen die Streitenden und schien liebreich um Gehör zu bitten. Sobald dann ein ehrerbietiges Stillschweigen erfolgte, nahm Mendelssohn den Faden des Gespräches auf, stellte Satz und Gegensatz mit der ihm eigenthümlichen Klarheit gegeneinander und ließ die Streitenden die Vergleichungspunkte selbst finden, ohne für den einen oder andern Partei zu nehmen. Das was er lehren wollte, suchte er in sokratischer Weise zu entwickeln. Hatte sich dann die Hitze der Streitenden gelegt, so pflegte er oft zu sagen: „Sehen Sie, meine Herren, es war ein bloßer Wortstreit, wie es gewöhnlich der Fall ist; ich glaubte gleich, Sie würden bald eines Sinnes werden.“[1])

Erziehung und Unterrichtswesen, die Religion und ihre Grundprincipien, die jüdische Literatur und ihre Träger boten in der Regel den Stoff der Unterhaltungen, an welchen junge Männer wie David Friedländer, Euchel, Löwe, Wolffsohn, Satanow, ferner Hartwig Wessely und H. Homberg, die Aerzte Bloch und Herz und mehrere andere theilnahmen.

David Friedländer, ein geborener Königsberger, kam 1771 nach Berlin und wurde ein Jahr später Schwiegersohn des angesehenen Daniel Itzig, dessen Gattin eine Verwandte und Landsmännin Mendelssohns war und mit dessen Familie dieser in innigem Verkehre stand. Fanny, eine der neun schönen Töchter seines Freundes, welche, scharfen Verstand mit fröhlicher Laune vereinend und fremder Sprachen wie der eigenen kundig, als die Gattin des in den Adelstand erhobenen Wiener Bankiers Nathan Arnstein, Prinzen und Fürsten, Staatsmänner und Gelehrte in ihren Salons versammelte, schrieb er ins Stammbuch die charakteristischen Zeilen:

---

[1]) D. Friedländer, Moses Mendelssohn. Fragmente von ihm und über ihn (Berlin 1819) (aus der Zeitschrift Jedidja und dann wieder in Heinemanns Moses Mendelssohn abgedruckt), S. 36 f.

Die Geschichte der Menschenduldung.

Auch sie entsprang wie ihre Mutter, die Weisheit, aus dem Haupte Jupiters,
Aber nicht in voller Rüstung; Berlin sah sie geboren werden, sah sie auf
Der Mutter Schoß kindlich tändeln und kindlich weise Thaten beginnen.
Wien hörte aus dem Munde dieses Fremdlings noch nie gehörte liebevolle
Sprüche und erwartet nun auch bald weise Thaten:
Ihr irdisches Bild nennt sich Fanny Arnstein und ihr irdischer Geschichtschreiber

Moses Mendelssohn.[1])

Eine Enkelin Itzigs, die Tochter der „sanften" Elisabeth, heirathete später Mendelssohns Sohn Abraham!

Mit wahrhaft kindlicher Verehrung hing Friedländer an Mendelssohn; er begleitete ihn auf seinen Reisen, bildete sich an seinem Umgange, wurde Freund seiner Familie, unterstützte ihn in seinen Culturbestrebungen, so besonders bei der Errichtung der Berliner jüdischen Freischule, der er auch sein erstes literarisches Product widmete: ein Lesebuch für jüdische Schulen, für das Mendelssohn die „Grundartikel des Judenthums nach Maimonides" bearbeitete und eine „Andachtsübung" schrieb.[2]) Nach dem Tode seines Lehrers und Freundes übersetzte Friedländer einige hebräische Abhandlungen desselben, wie „Ueber die Seele", ins Deutsche, besorgte auch die fünfte und sechste Auflage des „Phädon"[3]) und schrieb sonst manches über ihn. Sein Kampf

---

[1]) 1. Aufl. S 569.

[2]) Das Lesebuch erschien: Berlin 1779; die „Grundartikel" s. 1. Aufl. S. 565 ff., die „Andachtsübung", Schr. VI, 416 f.

[3]) „Der alte ehrliche Friedländer hat den „Phädon" wieder neu auflegen lassen," schreibt Zelter an Göthe den 25. December 1824, „und mir es vorigen Sonntag geschickt. Auch Dir wird er ein Exemplar zugeschickt haben." Briefwechsel zwischen Göthe und Zelter, III, 480.

gegen Talmud und Rabbinismus, sein ganzes späteres Wirken war nicht im Sinne des Meisters.

Mit Friedländer innig befreundet war Isaak Euchel aus Kopenhagen, ein kenntnißreicher, für Aufklärung und Fortschritt glühender junger Mann, der mehrere Jahre in der Friedländerschen Familie in Königsberg als Erzieher lebte. Als er im Juni 1784 zum Besuche seiner Eltern nach Kopenhagen reiste, gab ihm Mendelssohn an seine dort wohnenden Schwäger das folgende humoristische Schreiben mit:

An meine guten Brüder in Kopenhagen Herren Moses Fürst und Joseph Gugenheim meinen brüderlichen Segen und Gruß zuvor.

Brüder, liebe Getreue!

Wenn ich Euch jemand empfehle, so ist es, verlaßt Euch auf mein Wort, gewiß kein Mann, der Euch um Euer Geld oder um Euren guten Namen bringen, keiner, der in Eurem Hause, oder in Eurer Küche, oder in Eurem Weinkeller (wenn Ihr einen habt), oder in Eurem Schlafzimmer wird den Meister spielen wollen; keiner, der Euch ein Buch verehrt, das Ihr nicht braucht, und Euch dafür Geld abnimmt, das Ihr gar wohl braucht, sondern ein Mann, der mehr Eure Thüre als Euren Beutel beständig offen zu finden wünscht, der Euch höchstens ein Stündchen Zeit abfordern wird, mit der man ohnehin nicht sehr karg umzugehen pflegt, und bei dem dieses Stündchen selbst nichts weniger als verloren ist, denn seine Unterhaltungen sind so nützlich und lehrreich, daß sie den Verlust zweifach ersetzen, — ein solcher Mann ist nun der Herr Isaak Euchel, der Ihnen dieses Handbillet oder diesen Cabinetsbefehl vorzeigt von

Ihrem guten Bruder

Moses Mendelssohn.[1])

Auf Euchels Anregung hatte sich in Königsberg eine Gesellschaft hebräischer Literaturfreunde gebildet, welche zur Pflege

[1]) 1. Aufl. S. 554 f.

und Läuterung der hebräischen Sprache und zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse ein eigenes Organ schaffte. Diese allmonatlich erscheinende Zeitschrift „Der Sammler“ brachte außer den Poesien Hartwig Wesselys, David Franco Mendes in Amsterdam und anderer neuhebräischer Dichter, welche das Unternehmen unterstützten, und den Uebersetzungen der Gedichte Hallers, Ramlers u. a., meistens grammatische, exegetische und pädagogische Aufsätze, sowie kurze Biographien hervorragender Männer aus der jüdischen Geschichte und Literatur. Der „Sammler“ legte auch gleich im ersten Jahre seines Bestehens es den reichen Juden ans Herz, die große Oppenheimersche Bibliothek anzukaufen. Mendelssohn, an den sich Isaak Seligmann Kohen in Hamburg, der damalige Besitzer dieses seltenen Bücher- und Handschriftenschatzes, gewandt hatte, gab die schriftliche Erklärung ab, daß die Sammlung, einzig in ihrer Art, 50 bis 60000 Thaler werth sei. Eigentlich, drückte er sich aus, könne er den äußern Werth gar nicht schätzen, aber es müßten sich Männer finden, welche eine solche Summe dafür zahlten. Der edle Mendelssohn hätte gewiß noch mehr gegeben, hätten seine Verhältnisse ihm gestattet, die Bibliothek zu kaufen.[1])

Der „Sammler“, der in allen größern Gemeinden des In- und Auslandes, in Berlin, in Königsberg, wo er anfangs erschien, in Hamburg, Prag, Breslau, Straßburg, Kopenhagen, beifällige Aufnahme fand, wurde von Mendelssohn mit Beiträgen versehen: einige Stücke aus seinem von dem Frommen bald unterdrückten „Sittenprediger“, seine mit Emden geführte Correspondenz über die Beerdigungsfrage und einige kleine Gedichte erschienen in dieser Zeitschrift, deren erster Jahrgang (1784) auch mit seinem Bildnisse geschmückt wurde.

Von den zeitgenössischen philosophischen Denkern jüdischen Stammes stand Markus Herz, der Gatte der schönen Henriette

[1]) S. Friedländer bezeugt, den Brief Mendelssohns an Isaak Kohen gesehen zu haben; Sammler, 1784, S. 80; Orient, Literaturblatt, 1844, Nr. 18.

de Lemos, Mendelssohn am nächsten. Herz, von seinen armen Eltern zum Rabbiner bestimmt, widmete sich später dem Studium der Medicin und lag in Königsberg mit besonderer Vorliebe der Philosophie ob. Die Natur hatte viel für ihn gethan. Er besaß einen hellen Verstand, ein weiches Herz, eine gemäßigte Einbildungskraft und eine „gewisse Subtilität des Geistes, die der Natur natürlich zu sein scheint". „Ich liebe ihn aufrichtig," schreibt Mendelssohn den 23. December 1770 an Kant, der ihm seinen Lieblingsschüler empfohlen hatte, „und habe das Vergnügen, fast täglich seines sehr unterhaltenden Umganges zu genießen."[1]) Herz fuhr auf der unter Kants Leitung betretenen Bahn rühmlichst fort. Nach seiner Rückkehr aus Königsberg schrieb er „Philosophische Gespräche" und schickte sie Mendelssohn zur Beurtheilung. Dieser, von seinem Nervenleiden noch nicht hergestellt, schrieb ihm: „Ich bin ein podagrischer Tänzer; da sitze ich in meinem Lehnstuhle und rufe den Tänzern mein Bravo zu. Das erste Bravo bekommen Sie." Die Gespräche blieben ungedruckt: Mendelssohns Tadel hatte den Verfasser abgeschreckt, sie zu überarbeiten. Auf den Scharfsinn und das philosophische Urtheil des Doctor Herz legte Mendelssohn großen Werth, das beweist sowol die zwischen beiden geführte Correspondenz,[2]) als auch die Widmung, mit der er ihm die neue Auflage seiner „Philosophischen Schriften" zuschickte: „Seinem Freunde Markus Herz empfiehlt folgende Aufsätze zur fernern Ausführung, deren er selbst wol auf Erden nicht mehr fähig sein wird, der Verfasser." In ein Exemplar des neuaufgelegten „Phädon" schrieb er ihm: „In jenem Leben ein Mehreres. Moses Mendelssohn."[3])

Markus Herz, vom Fürsten von Waldeck zum Hofrath ernannt, und der erste Jude, der als Professor der Philosophie in Berlin öffentliche philosophische Vorlesungen hielt, die von

[1]) Schr. V, 509, Kants Werke XI, 1, 20 f.
[2]) Schr. V, 555, 558 f., 587 f., 614.
[3]) Aus Schlichtegrolls Nekrolog in Sulamith III, 2, 80 f.

Fürsten und Prinzen besucht wurden, dabei ein beliebter vielbeschäftigter Arzt, blieb Mendelssohn ein treuer hingebungsvoller Freund; in seinen Armen hauchte er den Geist aus.

Als ich einst vor Mendelssohns Krankenbett saß, so erzählt ein Namensvetter unseres Philosophen, kam ein zerlumpter Pole hereingestürzt, holte ein Convolut Schriften aus seinem Busen, warf sie aufs Bett und verschwand. Wissen Sie, sprach Mendelssohn, was diese Schriften enthalten? Dieser wilde Pole sucht darin die zehn Sefirot durch die neueste Philosophie zu erklären.[1]) Dieser Pole ward nachher der berühmte Salomon Maimon. Chamissos „Abba Glosk Leczeka", jener blutarme jüdische Ketzer, der von heißer Begierde nach Wahrheit gestachelt, von seinen unduldsamen Glaubensgenossen verjagt, aus Lithauen nach Berlin pilgert, um Mendelssohns Rath und Unterricht zu genießen, aber auch in Berlin nicht geduldet wurde, Abba Glosk stellt das poetische Seitenstück zu Salomon Maimons wirklichen Lebensschicksalen dar. Dieses seltene Genie, das sich durch eiserne Willenskraft unter den ungünstigsten Verhältnissen vom polnischen Talmudisten zum deutschen Philosophen emporgearbeitet, dem Kant in einem Schreiben an Markus Herz zugestanden hat, daß er unter allen seinen Gegnern der bedeutendste und scharfsinnigste wäre, fand, als er im Jahre 1779 zum zweiten male nach Berlin kam und dort geduldet wurde, in einem Butterladen Wolffs Metaphysik, welche er für zwei Groschen kaufte und in deren Studium er sich versenkte. Er war von dem Buche ganz entzückt, die Ordnung und mathematische Methode, die er darin fand, „zündeten in seinem Geiste ein neues Licht an". Aber Wolffs Theologie flößte dem mit Maimunis „Führer" vertrauten jungen Manne Bedenken ein; den Beweis vom Dasein Gottes nach dem Satze des zureichenden Grundes konnte er nicht zugeben. Seine Zweifel setzte er in hebräischer Sprache auf und übersandte die Schrift Mendelssohn, von dem er schon so viel

[1]) Orient, Literaturblatt, 1848, S. 165, Mittheilung Moses Mendelsons in Hamburg nach Erzählung seines Vaters.

gehört hatte. Aufgemuntert durch dessen sofortige und anerkennende Antwort, schrieb er eine metaphysische Disputation in hebräischer Sprache; infolge derselben wünschte Mendelssohn ihn persönlich kennen zu lernen. Er war aber so schüchtern, daß er es kaum wagte, in ein vornehmes Haus zu treten. Als ich Mendelssohns Thüre öffnete, erzählt er selbst, ihn und andere vornehme Leute, die zugegen waren, erblickte, so bebte ich zurück, machte die Thüre wieder zu und wollte mich entfernen. Mendelssohn aber hatte mich bemerkt, kam zu mir, redete mich sehr liebreich an, führte mich in sein Zimmer, stellte sich mit mir ans Fenster und machte mir über mein Schreiben viele Complimente. Dieser würdige Mann sorgte auch für meinen Unterhalt, empfahl mich den vornehmsten und aufgeklärtesten Juden Berlins, die für meine Beköstigung und übrigen Bedürfnisse Sorge trugen.[1]) Maimon, der Locke und Spinoza, Homer und Ossian durcheinander las und sich für keinen bestimmten Beruf erklären wollte, lernte endlich auf Zureden seiner Freunde drei Jahre in einer Apotheke, aber nur als theoretischer Zuschauer, dabei führte er ein loses Leben, sodaß Mendelssohn ihn endlich kommen ließ und ihm den Rath ertheilte, Berlin zu verlassen. Maimon entschloß sich nach Hamburg zu gehen. Mendelssohn gab ihm ein sehr vortheilhaftes Zeugniß über seine Fähigkeiten und Talente mit, und war froh, ihn los zu sein. Als dieser „Verbesserer Kants", über dessen Schriften Schiller, Göthe, Körner voll des Lobes sind, nach einigen Jahren wieder nach Berlin zurückkehrte, war Mendelssohn schon der Erde entrückt. Besonders dankbar hat er sich nicht gegen ihn gezeigt.[2])

Auch ein sonst unbekannter Philosoph, Herz Ullmann aus Mainz, der sich im Haag häuslich niedergelassen, der die ganze

---

[1]) Salomon Maimons Lebensgeschichte. Von ihm selbst geschrieben und herausgegeben von K. P. Moritz (Berlin 1792), II, 156 ff.

[2]) Der von Maimon an Mendelssohn gerichtete, in der Biographie Elia Wilnas „Alijuth Elijahu" (Wilna 1856) abgedruckte Brief und die ganze damit in Verbindung gebrachte Geschichte ist Erfindung.

Philosophie nach Wolffischer Eintheilung bearbeitet, über Logik und Metaphysik, über Psychologie und Kosmogonie geschrieben hat, wandte sich an Mendelssohn mit einer Abhandlung über das Dasein Gottes, um sie in Berlin drucken zu lassen. Dieser gab sich der Hoffnung hin, die Druckkosten, welche der in dürftigen Verhältnissen lebende Schriftsteller nicht bestreiten konnte, durch eine Sammlung bei seinen reichen Glaubensgenossen mit Leichtigkeit aufbringen zu können, stieß aber auf so große Schwierigkeiten, daß er den Plan aufgeben und die sonst vortreffliche Arbeit dem Autor zurückschicken mußte.[1])

Von dem Regensburger Rabbiner Isaak Alexander, der in jener Zeit deutsche Schriftchen mit philosophischen Titeln erscheinen ließ und den Nicolai auf seinen Reisen durch Deutschland persönlich kennen lernte und als einen merkwürdigen Mann bezeichnete, nahm Mendelssohn wenig Notiz. Er hielt ihn, wie er Avigdor Levi schrieb, „für einen interessirten Menschen, der blos Eigennutz zur Absicht hat".[2])

Alle diese Männer, welche mit und durch Mendelssohn dachten, waren, wie der Kantianer Lazarus Bendavid, der sich, von ihm aufgemuntert und unterstützt, zum Mathematiker ersten Ranges heranbildete, treffend bemerkt,[3]) die Kleinhändler dessen, was sie im Umgange mit Mendelssohn im ganzen einkauften: Cultur und Aufklärung wollten sie unter den Juden verbreiten. Die Aufklärung erhielt aber einen gewaltsamen Schwung und verlor an Kraft, was sie an Zeit zu gewinnen schien.

[1]) Die Abhandlung blieb ungedruckt und ist mit andern philosophischen Arbeiten Ullmanns noch handschriftlich vorhanden; s. Katalog der Michaelschen Bibliothek (Hamburg 1848), H. S. Nr. 297—299, 300, 302, 391, 419; Steinschneider, Cat. Cod. Hebr. Bibl. Acad. Lugduno-Batavae 86 ff. Der Brief Mendelssohns an Ullmann von A. N(eubauer) veröffentlicht in Isr. Letterbode II, 174; m. s. mein Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 36 ff.

[2]) Schr. VI, 453. Ueber Alexander s. mein: Ein vergessener Zeitgenosse Mendelssohns, in Frankels Monatsschrift, 1867, 161 ff.

[3]) Lazarus Bendavid, Charakteristik der Juden (Leipzig 1793), S. 34.

Vierundsiebzigstes Kapitel.

Aufklärung und Schwärmerei.

Die Stadt Friedrich des Großen betrachtete sich mehr und mehr als die Metropole der Aufklärung. Zur Verbreitung nützlicher Aufklärung und zur Verbannung verderblicher Irrthümer war durch den Bibliothekar Biester und den Gymnasialdirector Gedike im Jahre 1783 die „Berliner Monatsschrift" gegründet; Mendelssohn zählte zu ihren Mitarbeitern. Zu gleicher Zeit und zu ähnlichen Zwecken bildete sich in Berlin eine gelehrte Gesellschaft, der alle Männer der Aufklärung, Engel, Nicolai, Justizrath Klein, Kriegsrath Dohm, der Propst Teller, die Prediger Spalding und Zöllner, Hofrath Selle, Biester, Gedike und mehrere andere als Mitglieder angehörten. Auch Mendelssohn wurde zum Beitritt aufgefordert. Derselbe Grund, der ihn verhinderte, einer „Gesellschaft der Wissenschaften" in Wien beizutreten, machte es ihm unmöglich, der Einladung Biesters zu folgen: sein leidender Zustand, seine häuslichen Verrichtungen, welche, wie er dem Freiherrn von Sonnenfels schreibt, „viel Zeit und Bemühungen erfordern;"[1]) ein Grund, der die abschlägliche Antwort für jeden seiner Freunde doppelt schmerzlich machte. Daraufhin schrieb ihm Biester: „Jetzt hat die Gesellschaft einen andern Wunsch geäußert und mir aufgetragen, Sie um die Gewährung desselben zu bitten. Ein in der Gesellschaft gehaltener Vortrag wird nicht blos dort besprochen, sondern er circulirt hernach bei allen Mitgliedern, um noch reiflicher überlegt zu werden und kommt mit den beigeschriebenen Votis der Mitglieder zurück. Nun wünscht man, daß man auch Ihnen, verehrungswerther Mann, zuweilen die Kapsel schicken darf, um auch Ihre Meinung über einen Vortrag zu hören, den man dazu wichtig genug hält. Wollen Sie dies erlauben und gütig

[1]) Schr. V, 623.

genug sein, zuweilen Ihr Votum zu geben? Sie werden auf diese Weise ein Ehrenmitglied der Gesellschaft und haben Fug und Recht, wenn Sie wollen oder wenn es Ihre Bequemlichkeit erlaubt, die Gesellschaft zu besuchen oder nicht, wie es Ihnen beliebt."[1])

Man sieht, welch großen Werth die gelehrte Gesellschaft auf Mendelssohns Urtheil legte. Mehrere für dieselbe von ihm geschriebene Vota sind in der „Berliner Monatsschrift" erschienen. In diesem Journale beantwortete er auch die Frage: „Was heißt Aufklären?"[2]) Er unterscheidet zwischen Cultur und Aufklärung: jene bezieht sich auf das Praktische, diese auf das Theoretische; sie verhalten sich zu einander wie Theorie zur Praxis, wie Erkenntniß zur Sittlichkeit. „Wo beide, Cultur und Aufklärung, mit gleichen Schritten fortgehen, da sind sie sich einander die besten Schutzmittel gegen die Corruption. Mißbrauch der Aufklärung schwächt das moralische Gefühl, führt zu Egoismus und Irreligion. Mißbrauch der Cultur erzeugt Ueppigkeit, Gleisnerei, Verweichlichung und Aberglauben." Und in der That! Die mißbrauchte Aufklärung führte zur Irreligion; das Mystische wurde Mode. Schröpfer, Cagliostro und andere Schwärmer traten auf und fanden Glauben. „Wir träumten von nichts als Aufklärung," heißt es in dem Briefe Mendelssohns an Zimmermann vom 1. September 1784,[3]) „und glaubten durch das Licht der Vernunft die Gegend so aufgehellt zu finden, daß die Schwärmerei sich gewiß nicht mehr zeigen werde. Allein wie wir sehen, steiget schon von der andern Seite des Horizonts die Nacht mit allen ihren Gespenstern wieder empor. Das Fürchterlichste dabei ist, daß das Uebel so thätig, so wirksam ist. Die Schwärmerei thut und die Vernunft begnügt sich zu sprechen."

Schon beim ersten Auftreten des berüchtigten Schröpfer,

---

[1]) Schr. I, 30.
[2]) Schr. III, 399 ff.
[3]) Mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 17.

von dem sich die angesehensten Männer so außerordentliche Wunderdinge zu erzählen wußten, war man begierig, Mendelssohns Ansichten über diese „Arbeiten" zu hören. Die Grafen Hoym und von Lynar ersuchten ihn, seine Gedanken darüber zu Papier zu bringen. Er that es in einem noch heute lesenswerthen Aufsatze in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek".[1]) Gleichzeitig bestimmte er in einer besondern, auch dem Grafen zu Schaumburg-Lippe abschriftlich geschickten Abhandlung[2]) die Wörter: Enthusiast, Visionär und Fanatiker oder Schwärmer. Er „nennt denjenigen einen Enthusiasten, auf dessen Gemüth minder kräftige Vorstellungen von einer gewissen bestimmten Gattung (die nämlich seinem Genie entsprechen) mit solcher Energie wirken, daß sie alle seine Geisteskräfte aufregen und zu einem Endzwecke thätig machen. Wir sind alle mehr oder weniger empfindsam gegen Tugend, Religion, Vaterland, Freundschaft, ob sie gleich als allgemeine Ideen und als bloße Zeichen minder kräftig sein müssen. Wenn aber das Genie eines Menschen danach gestimmt und die Laune günstig ist, so kann bei Anhörung bloßer Worte ein Enthusiasmus in seiner Seele entstehen und ihm eine Thätigkeit verleihen, die ihm selbst eingehaucht scheinen wird, weil sie ihren sichtbaren Ursachen so wenig entspricht.

Mancher ist gegen Vorstellungen von einer gewissen Gattung so leichtbeweglich, daß seine Erfindungs- und Einbildungskraft durch die bloßen Zeichen derselben in Bewegung gerathen, die Zeichen in Bilder, und die Bilder oder Phantasmata in gegenwärtige Empfindungen verwandeln. Diesen nennen wir einen Visionär, Erscheinungsseher.

Auf den Schwärmer oder Fanatiker wirken die Ideen, welche seinem Genie analog sind, mit mehr Wärme als Licht. Sie setzen die verborgensten Triebfedern seines Herzens in heftige, anhaltende Bewegung und lassen sie in wirkliche Handlungen,

---

[1]) Schr. IV, 2, 561 ff.

[2]) Diese Abhandlung, bereits 1775 geschrieben, wurde zuerst veröffentlicht: Deutsches Museum, 1858, Nr. 33, dann 1. Aufl. 551 ff.

und zwar in starke und außerordentliche Handlungen ausbrechen, die mehrentheils böse sein werden, weil sie aus einer unreinen Quelle fließen, und nicht Wahrheit, sondern Wahn und Träumerei zum Grunde haben."

Aberglauben und Schwärmerei, Geisterbeschwörung und Rosenkreuzerei griffen immer mehr um sich; „man wollte lieber von Gespenstern umgeben sein als in einer todten Natur zwischen lauter Leichnamen wandeln, lieber im Schlaraffenlande als länger ohne Gott leben." Diese gefährliche Krankheit der Zeit beschäftigte damals wie die bedeutendsten Denker auch Mendelssohn, der ungefähr anderthalb Jahr vor seinem Tode das Mittel angab, „wie der einreißenden Schwärmerei entgegenzuarbeiten sei".[1]) Nicht durch Spott; „die Menschen können aus ihren falschen Begriffen von Gott und der Vorsehung weder durch Satyre hinausgelacht, noch durch äußere Macht und Ansehen hinausgeschreckt werden . . . Die Quelle des Uebels kann nicht anders als durch Aufklärung verstopft werden. Man helle die Gegend auf, so verschwinden die Gespenster. Man ziehe ans Licht, was so gerne im Finstern schleicht; bringe alles an den Tag, was man von den Bemühungen, geheimen Verbindungen, Anstalten und Verrichtungen der Schwärmerei in Erfahrung bringen kann; mit Verachtung gegen den Verführer, aber mit Verschonung und ohne Geisel der Satyre gegen den Verführten, der Mitleid, aber nicht Hohn verdient." „Es wäre zu wünschen," schreibt Mendelssohn an Zimmermann, „daß ein glückliches Kind der Vorsehung mit eben solchen Waffen wider den Atheismus, der bald der Vorläufer, bald der Nachfolger der Schwärmerei ist, zu Felde zöge, ein Mann, der den hohen Ernst der Vernunft, sowie die sanfteste Wärme der Empfindung und alle Mittel einer reichen, aber nicht verschwenderischen Einbildungskraft in seiner Gewalt haben müßte, mit einem Worte, wenn ich mir das Ideal desselben vorstellen will: ein Mann,

[1]) Schr. III, 413 ff.

der das für die Sache der Gottheit thun könnte, was Winckelmann für das Heidenthum gethan. Dieser würde zu Ihrem Werke — Ueber die Einsamkeit — den Pendant schreiben, und so hätten wir dem von allen Seiten einreißenden Uebel auch von allen Seiten zu steuern gesucht. Von meiner Seite muß ich es vor der Hand blos bei dem frommen Wunsche bewenden lassen. Ich fühle mich zur Vollendung dieses erhabenen Werkes viel zu schwach. Indessen will ich, so lange mir die Vorsehung das Leben fristet, Materialien dazu herbeischaffen. Vielleicht bedient sich derselben einst ein glücklicherer Sterblicher, und vielleicht — tröstend und herzstärkend ist dieser Wunsch für meine Schwachheit — vielleicht ist dieser glücklichere mein Sohn![1])

Ihm selbst wurden die letzten Jahre seines Lebens durch den „schalen nervenlosen" Atheismus und die Glaubensschwärmerei gründlich verbittert.

---

[1]) Mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 17 f.

Fünfzehntes Buch.

Jacobi.

Fünfundsiebzigstes Kapitel.

Elise Reimarus und Jacobi.

Elise Reimarus, die treffliche und hochgebildete Tochter des Hamburger Philosophen, verehrte Mendelssohn als die Herzensfreundin seines Lessing, als die nahe Verwandte Hennings, und wurde noch weit mehr von ihr verehrt.

Auf einer Reise, welche sie im März 1783 in Begleitung Campes, welcher damals einer Erziehungsanstalt in Hamburg vorstand, nach Berlin machte, lernte sie den ihr so theuern Mann persönlich kennen. „Mendelssohn, meinen lieben Mendelssohn sah ich gestern," schreibt sie am 25. März von Berlin aus an einen Freund. „Er ist ganz, wie ich ihn mir dachte; unwiderstehlich einnehmend durch die überall aus ihm redende Güte des Herzens und hervorleuchtende Klarheit seines Geistes. Wir haben viel über Lessing und Sie gesprochen. Lessings nicht unähnliche Büste war das erste, was beim Hereintreten mir in die Augen fiel. . . . Mendelssohn hat seines Briefwechsels mit Lessing bis diese Stunde noch nicht habhaft werden können; aber der Bruder hat versprochen, ihm nächstens ein Packet

Schriften zu schicken, worunter auch dieser Briefwechsel sein soll. Und alsdann verspricht Mendelssohn sein Wort wegen des ‚Etwas über Lessings Charakter‘ zu halten. Der Himmel gebe ihm dazu Gesundheit und Heiterkeit, so werden wir doch einmal etwas über unsern Freund lesen, das des Mannes werth ist.“ [1])

In den wenigen Stunden, welche Mendelssohn diese um fünf Jahre jüngere Schwester des mit ihm in gleichem Alter stehenden Hamburger Arztes und Philosophen Johann Albert Reimarus zu sprechen die Freude hatte, gewann er sie so lieb, daß er als Freund Lessings sein Recht auf ihre Freundschaft geltend machte; „aus ihren Reden und noch mehr aus ihrem bedeutenden Stillschweigen“ schloß er auf Gleichheit der Gesinnungen; er nannte sie seine „theuerste Freundin“, seine „verehrungswürdige Schwester“, seine „theuerste Elise“. Sie blieb ihm eine theure Freundin, wie unangenehm für ihn auch die Folgen ihres Besuches wurden: Elise Reimarus brachte Mendelssohn zunächst mit Jacobi zusammen. An diesen Freund war ihr obiges Schreiben gerichtet.

Friedrich Heinrich Jacobi, ein Schüler und Verehrer Bonnets und Busenfreund Hamanns, der, insofern er den Glauben über die Vernunft setzt, der Glaubens- und Gefühlsphilosoph, der Vorläufer der romantischen Schule ist, hielt sich im Juli 1780 einige Tage bei Lessing in Wolffenbüttel auf. Am zweiten Tage seiner Anwesenheit kam Lessing des Morgens früh zu seinem Gaste, und da dieser mit Briefschreiben beschäftigt war, bat er sich etwas zu lesen aus. Jacobi reichte ihm das Goethesche Gedicht „Prometheus“, das er in der Handschrift bei sich trug, mit den Worten: „Sie haben so manches Aergerniß gegeben, so mögen Sie auch einmal eins nehmen.“ Zu seiner großen Ueberraschung fand Lessing nicht allein das Gedicht nach Form und Inhalt von dem lebendigen Geiste des Alterthums durchweht, sondern fügte noch hinzu: „der Gesichtspunkt, aus welchem

[1]) Jacobis Werke IV, 1, 38.

das Gedicht gewonnen ist, das ist mein eigener Gesichtspunkt. Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. Ἓν καὶ Πᾶν! Eins und Alles. Ich weiß nichts anderes. Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern als Spinoza."[1])

Lessing Spinozist! Jacobi staunte. Im Laufe des Gespräches fragte er ihn auch, ob er gegen Mendelssohn, den er unter seinen Freunden am höchsten schätzte, seine Anhänglichkeit an Spinoza nie hätte laut werden lassen. „Nie!" antwortete Lessing. „Einmal nur sagte ich ihm ungefähr eben das, was Ihnen an der ‚Erziehung des Menschengeschlechts' aufgefallen ist. Wir wurden aber nicht mit einander fertig, und ich ließ es dabei."[2])

Dieses Geheimniß von Lessings Spinozismus bewahrte Jacobi drei volle Jahre, bis er durch Elise erfuhr, daß Mendelssohn ernstlich daran denke, eine Charakteristik Lessings zu schreiben. Erst da hielt er es für geboten, der gemeinschaftlichen Freundin das Geheimniß anzuvertrauen, damit sie, wenn sie es für gut fände, es Mendelssohn eröffne.

„Sie wissen vielleicht," schrieb er ihr am 21. Juli 1783, „und wenn Sie es nicht wissen, so vertraue ich Ihnen unter der Rose der Freundschaft, daß Lessing in seinen letzten Tagen ein entschiedener Spinozist war. Es wäre möglich, daß Lessing diese Gesinnungen gegen mehrere geäußert hätte, und dann wäre es nöthig, daß Mendelssohn in dem Ehrengedächtnisse, das er ihm setzen will, gewissen Materien entweder ganz auswiche, oder sie wenigstens äußerst vorsichtig behandelte. Vielleicht hat sich Lessing gegen seinen lieben Mendelssohn eben so klar als gegen mich geäußert, vielleicht auch nicht, weil er ihn lange nicht gesprochen, und sehr ungern Briefe schrieb. Ihnen, meine Traute,

[1]) Jacobis Werke IV, 1, 52.

[2]) Jacobis Werke IV, 1, 42; Schr. III, 10.

sei es hiermit anheimgestellt, ob Sie Mendelssohn hiervon etwas eröffnen wollen oder nicht."[1])

Der Freundin schien die Sache äußerst wichtig, sie schrieb sofort an Mendelssohn und entdeckte ihm das Geheimniß.

Sechsundsiebzigstes Kapitel.

Lessing Spinozist.

Lessing ein Anhänger des Spinoza! Man bedenke, daß die Leute damals von Spinoza noch immer wie „von einem todten Hunde" redeten und was sich nicht allein Theologen, sondern auch Philosophen unter einem Spinozisten vorstellten. Sehr überrascht war Mendelssohn von dieser Mittheilung nicht. Wußte er doch, daß Lessing so gut wie er selbst sich in der Jugend mit Spinoza beschäftigt und dessen Einheitsgedanken in echt speculativer Weise überall folgerecht festgehalten. Aber höchst unangenehm war ihm der Antrag von Seiten Jacobis. Im Grunde hatte er den Mann nie gekannt. Er hatte wol einzelne Aufsätze von ihm gelesen und ihn als psychologischen Romanschreiber geschätzt; in der Philosophie hielt er ihn für einen Dilettanten. Daß er Lessings Freundschaft und Vertrauen genossen habe, das war ihm völlig fremd. Er hielt daher das ganze Geheimniß vorläufig für eine bloße Anekdote, welche ihm irgend ein Reisender erzählt haben mochte. Indessen witterte er bald, daß man geneigt sei, Lessing den Proceß zu machen. Da er nun wirklich im Begriffe war, über Lessings Charakter zu schreiben, so sah er gar wohl, daß ihn diese Anekdote weit vom Ziele abführen würde, daß sie Erörterungen und Unter-

[1]) Jacobis Werke, IV, 1, 40.

suchungen erforderte, zu welchen ihm Stimmung und Kraft fehlten. Unter allen Umständen war ihm die Entdeckung Jacobis sehr unwillkommen, und er drang auf nähere Erklärung.[1])

Ohne zögern schrieb er der „verehrungswürdigen Reimarus“: „Was heißt das: Lessing war in seinen letzten Tagen ein entschiedener Spinozist? Wie hat sich Lessing dieses gegen Jacobi geäußert? Hat er mit trockenen Worten gesagt: Ich halte das System des Spinoza für wahr und gegründet? und welches? Hat er das System so genommen, wie es Bayle mißverstanden, oder wie andere es besser erklärt haben? Wenn Lessing im Stande war, sich so schlechtweg, ohne alle nähere Bestimmung, zu dem System irgend eines Mannes zu verstehen, so war Lessing zu der Zeit nicht mehr bei sich selber, oder in seiner sonderbaren Laune, etwas paradoxes zu behaupten, das er in einer ernsthaften Stunde selbst wieder verwarf. Hat aber Lessing etwa gesagt: „Lieber Bruder! der so sehr verschrieene Spinoza mag wol in manchen Stücken weiter gesehen haben, als alle die Schreier, die an ihm zu Helden geworden sind. In seiner Ethik insbesondere sind vortreffliche Sachen enthalten, vielleicht bessere Sachen als in mancher orthodoxen Moral oder in manchem Compendio der Weltweisheit. Sein System ist so ungereimt nicht, als man glaubt.“ Hat er etwas dergleichen sich merken lassen, wie ich von meinem Freunde vermuthe; — beste Seele! ich weiß nicht, wie nahe oder wie ferne der Tod hinter mir steht und mit der Hippe droht: aber ich bin zu aller Zeit bereit, dieses von ganzem Herzen zu unterschreiben, man bringe mich, unter welche Rubrik man wolle.“[2])

Da Mendelssohn vermuthete, daß Jacobi der Mann nicht sei, der sich die Sachen nur halb sagen ließe, so ersuchte er Elise, den Freund zu veranlassen, daß er ausführlich berichte, was, wie, bei welcher Gelegenheit und auf welche Veranlassung sich Lessing über seinen Spinozismus geäußert habe. Sobald

[1]) Schr. III, 6.
[2]) Schr. V, 693 ff.

Jacobi ihn hierüber befriedigt hätte, wollte er auch die letzten Gesinnungen seines Freundes nicht verschweigen; auch des besten Freundes Name sollte für die Nachwelt nicht heller glänzen, als er es verdient.

Sobald Elise diesen Brief vom 16. August 1783 erhielt, kam sie dem Wunsche Mendelssohns nach und brachte den Inhalt des Schreibens Jacobi zur Kenntniß. Dieser genügte der Aufforderung und richtete von Pempelfort aus am 4. November 1783 „unter dem Umschlag an die Freundin unversiegelt" an Mendelssohn ein Schreiben, in dem er ihm das Wesentliche seiner Unterredung mit Lessing weitschweifig mittheilte. Und doch erzählte er nur den zehnten Theil von dem was er hätte erzählen können! „Wenn man ganze Tage und von vielen sehr verschiedenen Dingen miteinander spricht, muß sich die Erinnerung des Details verlieren." Die Fragen, welche Mendelssohn ihm vorgelegt und, wie er selbst gesteht, „vielleicht etwas zu lebhaft" ausgedrückt hatte,[1]) wurden gerade nicht in der zartesten Weise, sondern „dürre, trocken, ja wol etwas herbe" beantwortet, sodaß Jacobi am Schlusse des Schreibens für schicklich hielt, den „lieben edlen Mendelssohn" zu bitten, „es ihm nicht zum bösen zu deuten. Gegen einen Mann, den ich so wie Sie verehre, war dieser Ton der einzige, der mir geziemte."[2])

Das Schreiben Jacobis gab Mendelssohn genugsam zu erkennen, daß er seinen Mann nicht gekannt hatte. Er hielt ihn für einen Schöngeist und wurde einen Philosophen gewahr, der Kraft genug besaß, „sich vom Gängelbande loszureißen und seinen eigenen Weg zu gehen". Er verstand in dem, von Jacobi ihm geschickten langen Briefe, der einer philosophischen Abhandlung glich, nur das wenigste: der Gang der Ideen war ihm, wie er Elise und deren Bruder, dem Doctor Joh. Albert Reimarus den 18. November 1783 schrieb, zu fremd, das Bilderreiche in den Vorstellungen zu blendend, daß er wie be-

[1]) Schr. III, 7.

[2]) Jacobis Werke, IV, 1, 94.

täubt dastand und sich nicht zu finden wußte. Indessen glaubte er aus dem „ganzen Gebäude, das sich Jacobi auf eigene Kosten errichtet hatte", schließen zu dürfen, daß dieser in die Subtilitäten des Spinozismus tiefer eingedrungen, als er vermuthete, und daß die Nachricht von Lessings Anhänglichkeit an Spinoza keine Anekdote, sondern das Resultat einer wirklichen Unterredung sei.

Mendelssohn hatte den Ritter, den er selbst zum Zweikampf aufgefordert, verkannt und war bereit, ihn förmlich um Verzeihung zu bitten, wenn der Ton, in welchem dieser ihn sein Unrecht hatte empfinden lassen, nicht Genugthuung wäre.[1])

Höchst unangenehm und peinlich war es Mendelssohn sich mit Jacobi einzulassen. Daß Lessing sich in den letzten Tagen seines Lebens zu den Lehren Spinozas bekannt habe, darauf legte er nicht viel Werth. Er machte sich überhaupt nicht viel aus dem, was der größte Mensch in seinen letzten Stunden sagt oder thut; am wenigsten wenn er die „Seitensprünge" so sehr liebte, wie Lessing wirklich gethan; „das Neue und Auffallende galt bei ihm mehr als Wahrheit und Einfalt." „Sobald ihn die Laune anwandelte, war keine Meinung so ungereimt, deren er sich nicht, aus Liebe zum Scharfsinn, anzunehmen fähig war und in der Hitze des Streits schien es ihm selbst zuweilen ein Ernst zu sein. In dieser Stunde war ihm die Gymnastik des Geistes wichtiger als die reine Wahrheit."[2]) Den Beweis für Lessings Spinozismus fand Jacobi in „Prometheus"! Eine gute Persiflage! meint Mendelssohn. „Glücklicher hätte das sogenannte spinozistische System nicht gezeigt werden können. Wer durch schlechte Verse um seine Religion kommen kann, muß sicherlich wenig zu verlieren haben".[3])

Dem leidenden schwächlichen Manne war die ganze Angelegenheit in der Seele zuwider, weil er wußte, daß Jacobi

[1]) Schr. V, 701.
[2]) Schr. V, 698, 702.
[3]) Schr. V, 702; III, 9.

überall Spinozismus witterte, auch die Leibniz-Wolffische Philosophie auf Spinoza zurückführte; sie war beängstigend für ihn, weil er gleich anfangs vermuthete, daß dieser Glaubensphilosoph, der beste Freund Lavaters und Hamanns, den Versuch machen wolle, ihn in den Schos des Glaubens zu führen. Er zog, um dem Streite aus dem Wege zu gehen, die Sache in die Länge: erst nach neun Monaten, den 1. August 1784, antwortete er Jacobi[1]) und theilte ihm mit, indem er ihm seine „Erinnerungen" über die Unterredung mit Lessing zuschickte, daß er von seinem Vorhaben über Lessings Charakter zu schreiben abgekommen und willens sei, erst einen Gang mit den Spinozisten oder „All Einern", wie er sie lieber heißen wollte, zu wagen.

Der Kampf mit einem neuen Glaubenshelden war begonnen. Es war ein metaphysischer Ehrenkampf, den der schwächliche Mendelssohn unter den Augen der Dame ausfechten mußte, die sowol von ihm als von dem Gegner hochgeschätzt wurde. „Waffnen Sie sich nur mit der lieben Geduld!" ruft er seiner Dame zu. „Ich stehe Ihnen dafür, unsere Briefe werden in die Länge immer weitläufiger, dunkler, unentschiedener, rechthaberischer; aber ich hoffe, wir werden unter Ihren Augen die Gesetze der Bescheidenheit, die Grenzen eines ritterlichen, wohlerzogenen Verhaltens nie überschreiten, und uns niemals Ihrer Achtung und Theilnehmung unwürdig machen."[2])

Siebenundsiebzigstes Kapitel.

Widerlegung Jacobis.

„Wir müssen nun hoffen, daß Mendelssohn wirklich bald Hand ans Werk legt," schreibt Elise den 5. Juli 1784 an

[1]) Schr. V, 707 ff.
[2]) Schr. V, 709.

Jacobi. „Sie aber, lieber Jacobi, müssen sich freuen, daß Sie durch Ihren Aufsatz die Veranlassung zu einer so nützlichen Arbeit gaben, wenn es gleich eigentlich zu einem andern Zwecke dienen sollte und mit der Zeit auch dienen wird.“[1])

Mendelssohn sah die Arbeit seines ganzen Lebens bedroht, das Schreckbild des Pantheismus erhob sich gespensterhaft vor seinen Augen: er durfte nicht schweigen, mußte Jacobi Rede stehen, so schwer es ihm auch wurde. Mußte er doch der Philosophie, die seine treueste Gefährtin, sein einziger Trost in allen Widerwärtigkeiten des Lebens war, jetzt wie einer Todfeindin auf allen Wegen ausweichen. Er hatte alle Hoffnung aufgegeben aus Rücksichten für seine schwächliche Gesundheit jemals zum „speculativischen Leben“ zurückzukehren und wollte „in langer Zeit wenig oder vielleicht gar nichts Metaphysisches mehr schreiben“; nun mußte er sich mit einem male bis über den Kopf hinweg in transcendentale Spitzfindigkeiten versenken. Dabei verbot ihm die Nervenschwäche, welche ihn seit mehr als zehn Jahren so sehr niederhielt, jede Anstrengung des Geistes. Er mußte mit einer „schneckenartigen Langsamkeit“ arbeiten und fürchtete, daß eine Arbeit wie die Widerlegung Jacobis sein Gehirn gar zersprengen würde.[2]) In diesem leidenden Zustande sollte er nun wieder an die ersten Begriffe gehen, ohne Ekel wiederkäuen, was Substanz, Wahrheit, Ursache, hauptsächlich was objectives Dasein sei; „alle diese Subtiligkeiten wieder vorzunehmen,“ bekennt er in dem Briefe an Elise vom 5. Januar 1784, „wäre für mich, besonders in dieser abscheulichen Kälte, eine tödtende Arbeit.“[3])

Er hatte einen schweren Stand; nicht blos weil er

---

[1]) Jacobis Werke IV, 1, 100.

[2]) Schr. II, 235; V, 703, 712; 1. Aufl. S. 539. Ob Mendelssohn beabsichtigte, die Ethik des Aristoteles zu übersetzen, wie Satanow in der Vorrede zu der hebräischen Uebersetzung derselben (Berlin 1790) versichert, dürfte bezweifelt werden.

[3]) Schr. V, 705.

es als alternder kränklicher Mann mit einem jüngern und rüstigern Gegner zu thun hatte, sondern vor allem, weil ihm dieser Gegner, den selbst Kant als einen Herkules unter den Denkern rühmt, an Vertrautheit mit den Schriften und Einsicht in die Denkweise Spinozas weit überlegen war. Nach dem funfzigsten Jahre, klagt er wiederholt, „will sich unsere Seele nicht leicht einen neuen Weg führen lassen. Wenn sie auch ihrem Führer eine Strecke folgt, so ist ihr doch jede Gelegenheit, in ihren gewohnten Pfad auszuweichen, willkommen, und sie verliert ihren Vorgänger unvermerkt aus den Augen.“ Er hatte als Widerleger, wie er sich ausdrückt, eine „sisyphische Arbeit“.

Das Schlimmste für ihn war, daß er Jacobi und Genossen nichts neues, nichts frappantes zu sagen hatte. Er fand, daß er „zu alt und zu steif sei, sich sein Schibbolet abzugewöhnen, daß er sich in keine andere philosophische Sprache mehr hineinstudiren könne, als die er so lange gewohnt war“. Die alten bekannten Gründe, so schlußrichtig und bündig sie mir auch vorkommen, sind den Sophisten unseres Jahrhunderts zu Spott und Mähre geworden. Was nicht quer durch den Sinn fährt und wie ein Wetterschlag erschüttert, macht keinen Eindruck mehr, und die Arbeit der Penelope wieder ganz von neuem anzufangen, mit langsamen, aber festen Tritten alle Schlupfwinkel und Irrgänge der Sophisterei durchzugehen und das Ungeheuer aufzusuchen, dazu habe ich die Kräfte nicht mehr, wenn ich sie auch gehabt haben sollte.“[1]) Flehentlich bat er den Doctor Reimarus, der von seinem großen Vater die seltene Gabe hatte, die abstrusesten Speculationen ohne Wortgepränge und Bilderschmuck dem schlichten Menschensinne darstellen zu können, den Gang mit den „Sophisten“ zu wagen. Gern wollte er als treuer Gehülfe oder Schildknappe dem Kämpfer zur Seite stehen, die Pfeile schärfen und sie dem Schleuderer darreichen. Selbst

[1]) Schr. V, 703.

konnte er nicht mit dem Gegner ringen, so lange noch jede Meditation ihm schlaflose Nächte verursachte und mit dem Schlagflusse drohete.[1])

Jacobi, Lessing, Spinoza beschäftigten ihn unaufhörlich und ließen ihn nicht ruhen. Jacobi schickte ihm den 5. September 1784 von Hofgeismar aus, wo er sich bei seiner Freundin, der Fürstin Galizin, aufhielt, die Abschrift eines französischen Sendschreibens an Hemsterhuis, gegen welchen er im Namen Spinozas die Consequenz des Systems zu vertheidigen suchte, das Mendelssohn im buchstäblichen Sinne nicht verstanden hat. Und mit welch geringschätziger Miene der glaubensstarke Mann auf den bescheidenen Mendelssohn herabblickte! Welch brüsker Ton! „Daß ich ritterlich den Handschuh hingeworfen hätte, davon weiß ich nichts. Wenn er mir entfallen ist, und Sie wollen ihn für hingeworfen ansehen und ihn aufnehmen; gut, ich wende nicht den Rücken, sondern wehre mich meiner Haut, so gut ich kann. Daß Sie mich für einen andern halten, das kommt nicht von irgend einem blauen Dunst, den ich gemacht hatte. Kampf und Ausgang werden zeigen, daß ich keiner unerlaubten Künste mich bediene und auf nichts weniger bedacht bin als mich zu verstecken."[2]) Und eine solche Sprache nannte Mendelssohn in seiner Liebenswürdigkeit „altdeutsche Offenherzigkeit".

Je mehr Erläuterungen Jacobi gab, desto weniger wußte Mendelssohn was er wollte. Er merkte gar bald, daß er sich mit diesem Manne, der voll Rechthaberei und Eigendünkel war und in eine, wie ihm schien, „mit Fleiß angenommene Hitze zu gerathen" anfing, nicht vereinigen könne. Niemand war auf den Fortgang dieses sonderbaren Kampfes mehr gespannt als Herder, der damals mit Göthe, Knebel und Frau von Stein das Studium des Spinoza eifrig betrieb. „Ich fürchte," schreibt er Jacobi den 2. November 1784, „Ihr werdet, nicht zwar mit

[1]) Schr. V, 704.

[2]) Jacobis Werke IV, 1, 122.

Homerischen Göttern, aber mitunter mit Schatten streiten; wenigstens hat Mendelssohn schon einen guten Anfang damit gemacht, daß er Dich für einen Spinozisten genommen."[1])

Bevor Mendelssohn sich in einen Wettkampf mit Jacobi einließ, wollte er, um Verwirrung zu vermeiden, in einer etwa zwanzig und mehrere Bogen umfassenden Schrift erst seine metaphysischen Grundanschauungen darstellen und zugleich, ohne alles was Jacobi und Lessing insbesondere angeht zu berühren, den Pantheismus widerlegen. Er machte sich zwar keine Rechnung, den Gegner durch die Schrift von seiner Meinung zu überführen, aber die Controverse hoffte er wenigstens festzusetzen und den Streit gehörig einzuleiten. „Mit unserm würdigen Jacobi wird mich alles dieses nicht zusammenbringen, so viel sehe ich zum voraus. Wie ich mir seinen feurigen Geist vorstelle, wird er alle meine Gründe als bekanntes Schulgeschwätz verwerfen und der Mühe nicht werthachten, es nochmals zu untersuchen. Ja, er nimmt es mir vielleicht noch übel, daß ich den tiefsinnigen Lehren des Spinoza meine platte Compendien-Weisheit entgegensetzte. Am Ende fürchte ich, wir bewirthen uns einander wie der Storch und der Fuchs in der Fabel. Jener läßt in tiefen Flaschen, dieser auf flachen Tellern auftragen."[2])

Bevor noch Mendelssohn Jacobis Antwort auf die ihm geschickten „Erinnerungen" mit dessen kurzem Briefe vom 26. April 1785 erhalten hatte, theilte er Elise mit: er sei fest entschlossen, den ersten Theil seiner „Morgenstunden" herauszugeben.

---

[1]) Aus Herders Nachlaß, II, 259.
[2]) Schr. V, 717.

Achtundsiebzigstes Kapitel.

Joseph Mendelssohn.

Die „Morgenstunden", das metaphysische Hauptwerk Mendelssohns, hatte mit der Pentateuch-Uebersetzung gleichen Zweck: diese Vorlesungen, durch den Streit mit Jacobi veranlaßt, waren zunächst gehalten, um seinen ältesten Sohn „frühzeitig zur vernünftigen Erkenntniß Gottes anzuführen".

Auf die Erziehung und Bildung seiner talentvollen Kinder, von denen noch später die Rede sein wird, verwandte Mendelssohn stets die größte Sorgfalt. „Auch ich habe Kinder, die ich erziehen soll," schreibt er Herder den 20. Juni 1780. „Zu welcher Bestimmung? Ob im Sachsen-Gothaischen bei jeder Durchreise ihren jüdischen Kopf mit einem Würfelspiel zu verzollen, oder irgend einem kleinen Satrapen das Märchen von den nicht zu unterscheidenden Ringen zu erzählen, weiß nur der, der uns all unsere Pfade vorgemessen. Meine Pflicht ist, sie so zu erziehen, daß sie in jeder Situation sich von ihrer Seite keine Schande zuziehen, und die ihnen ihre Nebenmenschen unverdient zuwerfen, mit Resignation zu ertragen."[1]) Obgleich nicht reich, scheute er doch die Kosten nicht, ihnen Hauslehrer zu halten. Als solchen lernten wir früher Herz Homberg kennen; nach dessen Abgang nahm Moses Metz, ein Elsässer, ein tiefsinniger Denker und dabei voll Bescheidenheit und Herzensgüte,[2]) seine Stelle ein.

Ganz besondere Sorgfalt verwandte er auf die Ausbildung seines ältesten hoffnungsvollen Sohnes Joseph. Er ließ ihn von Herz Homberg im Hebräischen und im Talmud, von den tüchtigsten Männern der Stadt in Sprachen und Wissenschaften, in Musik und Zeichnen unterrichten. Rector Fischer war sein

[1]) 1. Aufl. S. 543.

[2]) Schr. I, 54.

Lehrer im Lateinischen, bis er ins Gymnasium eintrat.[1]) Engel, der Erzieher der beiden Humboldt, später Gouverneur Friedrich Wilhelms III., übernahm es aus Freundschaft für den Vater, ihm Anleitung im deutschen Stil zu geben. Dieser Mann eines „sichern Geschmacks" sollte „dem guten gründlichen, lebhaften Vortrage" des jungen Mendelssohn die angemessene ästhetische Form verleihen.[2]) Die Vorlesungen, welche Hofrath Herz über Physik hielt und welche von Prinzen und Ministern besucht wurden, hörte auch Joseph mit gleichem Eifer wie die über Chemie bei dem Professor Klaproth.[3]) Der Vater hemmte in keiner Weise die freie Entwickelung seines Geistes, er ließ ihn alles lernen, wozu er Lust und Trieb empfand, umsomehr „da seine Talente und guten Anlagen zu den gründlichen Wissenschaften berechtigten, etwas vorzügliches von ihm zu erwarten; er drang tief ein, schaute mit festem forschenden Blicke umher, that aber niemals große Sprünge, wie junge feurige Köpfe zu thun pflegen."[4])

Joseph war der Stolz des Vaters; das Herz lachte ihm vor Freude, wenn er von ihm sprach, wenn er von diesem „guten Jungen" seinen besten Freunden und Freundinnen schrieb. Mit Sehnsucht erwartete er ihn, sobald er von ihm getrennt war; an ihn dachte er zuerst, so oft Schmerz oder Freude ihn erfüllte. Als sein Freund Reimarus einen hoffnungsvollen Sohn verlor, condolirte er ihm mit den süßschwärmerischen Worten: „Ach! das Herz blutete mir, als ich die Nachricht davon in öffentlichen Blättern las .... Ich warf einen Blick auf meinen, auch nicht wenig hoffnungsvollen Sohn, und heiße Thränen entfielen meinen Augen."[5])

Im Alter von funfzehn Jahren unternahm Joseph eine

[1]) 1. Aufl. S. 510.
[2]) Schr. V, 667.
[3]) Schr. V, 680.
[4]) Schr. II, 236; V, 673.
[5]) Schr. V, 713.

Reise nach Hamburg und Strelitz zu Verwandten. Bei der hochgeachteten Familie Reimarus führte ihn der Vater durch folgende charakteristische Zeilen an seine theuerste Elise ein:

„Ueberbringer dieses, mein Sohn Joseph, hat den Auftrag von meiner ganzen Familie, Sie ihrer ungetheilten Hochachtung und Freundschaft zu versichern; und es gefällt mir, daß er, seiner anscheinenden Keckheit ungeachtet, zu bescheiden ist, sich einer Person, die er so hochzuschätzen gelernt hat, ohne Empfehlung zu nähern. „Sie hat dich doch gesehen, lieber Sohn! und ihr ist nichts unwillkommen," sprach ich, „das aus unserm Hause kommt." — „Mich hat sie lange wieder vergessen," antwortete er, „und überhaupt macht mich nichts so schüchtern als die Hochachtung."[1])

Auch Freund Hennings sollte er auf dieser Reise kennen lernen, durch ihn, den Sohn, „sollte das Band der alten Freundschaft von neuem befestigt werden". Hennings war aber gerade damals auf einige Zeit verreist, und Joseph kehrte zurück, ohne ihn gesehen zu haben.[2])

Wie gern hätte Mendelssohn auch seinen Joseph für die Wissenschaften bestimmt, aber er mußte einen „Knecht des Mammon" aus ihm machen. Zur Arzneikunst hatte er weder Lust noch Genie, und was konnte er als Jude damals werden? „Arzt, Kaufmann oder Bettler".[3]) Er mache es allerdings, wie sein Vater es hat machen müssen, heißt es in einem Briefe an Homberg; „stümpere sich durch, bald als Gelehrter, bald als Kaufmann, ob er gleich Gefahr läuft, keines von beiden ganz zu werden."[4])

Joseph wurde Kaufmann. Mit seinem jüngern Bruder Abraham gründete er in Berlin ein Bankhaus, das unter der Firma „Mendelssohn & Comp." noch jetzt besteht. In seinen

[1]) Schr. V, 721.
[2]) 1. Aufl. S. 538.
[3]) Schr. V, 722.
[4]) Schr. V, 674.

Musestunden beschäftigte er sich auch literarisch; er veröffentlichte: „Berichte über Rossetis Ideen zu einer neuen Erläuterung des Dante und der Dichter seiner Zeit“ und „Ueber Zettelbanken“;[1]) auch schrieb er die kurze den Gesammelten Schriften seines Vaters vorgedruckte Biographie.

Die Liebe zu den Wissenschaften hatte der Vater ihm eingeflößt. Er hielt es für Pflicht, ihn frühzeitig zum Denken anzuleiten und ihm philosophische Kenntnisse beizubringen. Zuvörderst ließ er ihn Ideen sammeln, „Materie“ zusammentragen; als es dann Zeit war, Form und Regel hineinzubringen, ihm zum methodischen Nachdenken über die wichtigsten Materien die erforderliche Anleitung zu geben, entschloß er sich, die wenigen Stunden des Tages, in welchen er in seinen letzten Jahren noch heiter zu sein pflegte, die Morgenstunden, ihm zu diesem Behufe zu widmen.

In diesen Morgenstunden unterredete er sich mit ihm und andern Jünglingen „von schätzbaren Geistesgaben und noch besserm Herzen“ von den Wahrheiten der natürlichen Religion, oder hielt ihnen, wenn er dazu aufgelegt war, zusammenhängende Vorlesungen über einen und den andern Punkt aus derselben, aber, wie leicht zu erachten, ohne allen Schulzwang. Sie hatten die Freiheit, ihn zu unterbrechen, Einwürfe vorzubringen, sie unter sich zu beantworten, und er brach zuweilen seinen Discurs absichtlich ab, um sie unter sich streiten zu lassen.[2])

Es war eine muntere, lernbegierige Gesellschaft junger Leute, die sich um den liebenswürdigen Alten in den frühen Morgenstunden versammelten. Außer Joseph, seiner ältern Schwester, der geistreichen Dorothea, und dem „unvergleichlichen“ Simon Veit-Witzenhausen, mit dem sie den 3. April 1783[3]) die Ehe eingegangen war, fanden sich regelmäßig ein:

[1]) Berlin 1840, 1846. — Joseph starb den 24. November 1848.

[2]) Schr. II, 236.

[3]) Von demselben Tage, dem 1. Nissan = 3. April 1783, datirte Mendelssohn die Einleitung zur Pentateuch-Uebersetzung.

der auf dem Dessauer Philanthropin gebildete, junge Wessely, der als Kapellmeister berühmte Neffe des alten Jugendfreundes Hartwig Wessely, und noch zwei andere junge Männer, die beiden Humboldt.

Neunundsiebzigstes Kapitel.

Die beiden Humboldt.

„Seit meiner frühesten Jugend hatte ich die Ehre, in Deutschland mit den hervorragenden Männern unter Ihren Glaubensgenossen, welche in der Philosophie und Mathematik geglänzt haben, verbunden zu sein, und einer unserer größten und ältesten Schriftsteller, der Freund Lessings, Moses Mendelssohn, hatte auf die Erziehung, welche ich und mein Bruder in vorsündflutlicher Zeit genossen, Einfluß ausgeübt," heißt es in dem Schreiben, das Alexander von Humboldt den 12. November 1853 an den gelehrten Rabbiner Mortara in Mantua richtete.[1]) Mit wahrem Entzücken sprach dieser Fürst der Wissenschaften, etwa zwei Jahre vor seinem Hinscheiden, von den „Morgenstunden"; „ich habe die Morgenstunden selbst bei Mendelssohn gehört," waren seine eigenen Worte.[2])

[1]) Mortara, Comp. d. Rel. Isr. (Mantua 1855), XV; vgl. Steinschneider, Hebr. Bibliographie (Berlin 1859), II, 38.

[2]) S. Hensel, Die Familie Mendelssohn 1729—1847 zählte, dieser Biographie folgend, in der 1. Aufl. die beiden Humboldt zu den Schülern Mendelssohns; in der 2. Aufl. (Berlin 1880) machte er jedoch S. 20 in einer Note die ganz unnöthige Bemerkung, daß diese Angabe auf einer mündlichen Tradition beruhe. Daß diese mündliche Tradition von Alexander v. Humboldt selbst stammt, konnte Herr Hensel natürlich nicht wissen. M. s. auch meine Recension Allg. Ztg. d. Jdths., 1880, S. 85 f.

Mendelssohn war in der That der eigentliche Lehrer der beiden Jünglinge und trug besonders viel dazu bei, Wilhelm mit den Tendenzen der Berliner Aufklärung zu erfüllen. Mendelssohns Freunde bildeten den täglichen Umgang der jungen Männer. Auf Veranlassung Engels hielt ihnen Klein, der früher genannte Mitarbeiter an der großen preußischen Gesetzgebungsreform, Vorlesungen über das Naturrecht; in dem von Wilhelm eigenhändig geschriebenen Collegienhefte befindet sich, nebst einem handschriftlichen Briefe Mendelssohns an Klein,[1] ein kurzer Entwurf „Ueber die erzwungenen Verträge von Moses Mendelssohn",[2] bestehend aus folgenden Paragraphen:

1) Der Krieg ist ein Zustand, in welchem die Menschen ihre streitigen Rechte nicht die Vernunft, sondern die Gewalt entscheiden lassen.

2) Der Sieg giebt dem Sieger die Rechte des beleidigten Theils.

3) Der Sieger kann also Entschädigung verlangen, Ersatz für Schaden und Gefahr.

4) Ihm allein kommt es zu, die Grenzen der Schadloshaltung zu bestimmen, denn ihm allein sind die Collisionsfälle bekannt.

5) Indeß ist er innerlich verbunden, die wahren Grenzen nicht zu überschreiten.

6) Und wenn er dieses thut, so beleidigt er wiederum von seiner Seite, wiewol nur innerlich.

7) Wenn es aber offenbar und über alle Zweifel hinweg ist, daß er die Grenzen überschritten und sich mehr einräumen lassen, als ihm Schaden und Gefahr verursacht worden; wenn kein Collisionsfall zu erdenken, der seine Schätzung der Be-

[1] Schr. V, 616 ff. Nach dem handschr. Briefe heißt es S. 618 statt „die den Zweifel erhebt", „die der Zweifel angeht".

[2] Das Collegienheft handschriftlich in der Privatbibliothek S. Maj. des Königs von Sachsen.

leidigung rechtfertigen könnte, so hat der Besiegte ein vollkommenes Recht, den Ueberschuß zu reclamiren.

8) Es giebt also Fälle, wo erzwungene Tractate aufhören, verbindlich zu sein und aufgehoben werden können.

Wie Engel und Klein, so waren alle andern Lehrer Wilhelms aus dem Kreise der Freunde Mendelssohns: in diesen Kreis war, wie sein trefflicher Biograph sich ausdrückt, sein Leben und seine Bildung mitten hineingestellt.[1]) Mit diesen Freunden, mit Männern wie Friedländer, Herz, Moritz u. a. verkehrte er wie ein Jüngerer mit Aelteren. Bei der Herz, der durch Schönheit und Geist berühmten Henriette, wurde er und sein Bruder Hausfreund; von ihr erlernten sie beide die hebräische Currentschrift. Mit Mendelssohns Kindern, besonders mit Joseph und Dorothea, wurden sie innig befreundet, und diese Freundschaft vererbte sich auch auf deren Kinder. Der greise Alexander feierte seinen Geburtstag am liebsten in dem engen Familiencirkel des, den 25. October 1871 verschiedenen, edeln Alexander Mendelssohn, Josephs ältesten Sohnes, wo denn auch der Jugend und des theuren Moses oft gedacht wurde.

Der Einfluß, welchen Mendelssohn auf das mit seinen Schriften wohlvertraute Bruderpaar übte, tritt ganz besonders in Wilhelm und dessen ersten literarischen Versuchen merklich hervor. Ueber Gott, über die Vorsehung und Unsterblichkeit philosophirte er in dem ältesten Aufsatze, den wir überhaupt von ihm besitzen und den er als neunzehnjähriger Jüngling Zöllner für dessen „Lesebuch für alle Stände" überließ. Er spricht es darin seinem Lehrer nach, daß in den Fragen über Vorsehung und Unsterblichkeit jene wahre Philosophie enthalten sei, welche brauchbare Resultate für das praktische Leben liefere. Der junge Schriftsteller, sagt sein Biograph,[2]) steht ganz auf dem Standpunkte jener maßhaltenden deutschen Popularphilosophie, welche nichts mit gewagten Hypothesen und nichts mit den Spitzfindigkeiten

[1]) Haym, Wilhelm von Humboldt (Berlin 1856), 10.

[2]) Haym, a. a. O., 9.

der Dialektik zu thun haben will und welche mit dem durch die Gründe des Herzens unterstützten Beifall des unparteiischen Menschensinnes zufrieden ist. Mit gleicher Entschiedenheit wie Mendelssohn erklärt er sich gegen den Skepticismus und gegen die Schwärmerei für die echte Weisheit einer Kopf und Herz gleichmäßig befriedigenden Aufklärung.

Lebhaft beschäftigte die beiden Humboldt die spinozistische Fehde, welche Mendelssohn mit Jacobi geführt und die „Morgenstunden" veranlaßt hat.

Achtzigstes Kapitel.

Entstehung der „Morgenstunden".

An den „Morgenstunden", welche Mendelssohn im Sommer 1784 begonnen hat, mußte er seiner Nervenschwäche wegen mit einer „schneckenartigen Langsamkeit" arbeiten. Da er das Manuscript nicht selbst ins Reine bringen konnte, — war er doch kaum mehr im Stande, seine freundschaftliche Correspondenz zu führen, denn die Augen fingen ihm an zu versagen[1]) — so ließ er es abschreiben, um es dem Doctor Reimarus zur Censur vorzulegen; er hatte, wie er Elise bei Uebersendung eines Theils des Manuscripts den 24. Mai 1785 bemerkt, „keinen philosophischen Freund, dem er mehr Freimüthigkeit, Wahrheitsliebe und Beurtheilungsfähigkeit, bessern Willen und bessere Kräfte zutraute, ihm über seine Arbeit die Wahrheit zu sagen."[2]) Den 28. Juni konnte er den ganzen Rest der „Morgenstunden" Reimarus schicken und schon den 21. Juli seiner Freundin melden,

[1]) 1. Aufl. S. 537.
[2]) Schr. V, 715.

daß der dritte Bogen bereits unter der Presse seufze. Jacobi sollte die ganze Schrift erst gedruckt zu Gesicht bekommen, um ihn nicht zu veranlassen, noch mehrere Erklärungen abzugeben. Es hat den leidenschaftlichen Glaubensphilosophen nicht wenig verdrossen, von Fremden über das Erscheinen der neuen Schrift früher zu hören als von dem Verfasser selbst. Der Schildträger Hamann hatte ihm schon am 1. Juni 1785 mitgetheilt, daß er wegen der neuen Schrift, an welcher der Berliner Jude arbeite, neue und zwar verschiedene Nachrichten erhalten hätte; nach einigen würden es „Morgengedanken über Gott und Schöpfung", nach andern „Gedanken über das Dasein und die Eigenschaften Gottes";[1]) während Mendelssohn ihm erst zwei Monate später anzeigte, er wäre in der Streitsache nicht ganz müssig gewesen, und wenn Reimarus die Arbeit nicht ganz verwerfe, so würde der nächste Meßcatalog sicher etwas bringen.[2])

In den ersten Tagen des October verließen die „Morgenstunden" die Presse. Die ersten Exemplare schickte er den 4. October 1785 Elise und Jacobi, letzterm mit der Bitte, Geduld zu haben und „ihn seine ganze Lection auffagen zu lassen". „Auf diese Weise denke ich," heißt es am Schlusse seines die Schrift begleitenden Briefes, „müssen wir entweder am Ende zusammen- oder, wie Sie gar richtig sich ausdrücken, auseinander kommen."[3])

Auch dem Fürsten von Anhalt-Dessau, dem „durchlauchtigsten Beherrscher seines Geburtslandes, dem weisen Freunde und Beschützer des Guten und Schönen", wartete Mendelssohn mit dieser Schrift auf;[4]) ebenso seinem ehemaligen Gönner, dem Erbprinzen, seit 1780 regierender Herzog von Braunschweig, der schon bei Empfang des „Phädon" den Wunsch geäußert hatte,

---

[1]) Jacobis Werke IV, 1, 53.
[2]) Schr. V, 720.
[3]) Schr. V, 722.
[4]) Schr. V. 638.

einen ähnlichen Tractat über das Dasein Gottes von ihm zu lesen,[1]) und als „Vorlesungen über das Dasein Gottes"[2]) kündigten die „Morgenstunden" sich an.

Einundachtzigstes Kapitel.

Dasein Gottes.

Die „Morgenstunden", die letzte Schrift Mendelssohns, welche zu seinen Lebzeiten erschien und als sein philosophisches Testament betrachtet werden kann, beschäftigen sich in den ersten sieben Vorlesungen mit den metaphysischen Grundbegriffen, den erkenntniß-theoretischen Betrachtungen über Wahrheit, Schein und Irrthum, als Einleitung zu der „Lehre von Gott und seinen Eigenschaften".

Es war ihm Bedürfniß, sich von den Gründen des Glaubens an ein höchstes Wesen und eine göttliche Weltregierung Rechenschaft zu geben; er wollte das Dasein Gottes erkennen, vernunftgemäß beweisen. Der Areopagus der Vernunft sollte entscheiden, nicht nach der Neigung, sondern nach der Strenge der Wahrheit die Gründe abwägen und das Urtheil fällen. Darum verwahrte er sich von vornherein gegen die Annahme einer „Glaubenspflicht", wie sie Basedow in die Philosophie ein-

[1]) Schr. V, 636.

[2]) Morgenstunden oder Vorlesungen über das Daseyn Gottes. Berlin 1785; mit Vermehrungen ibid. 1786, Frankfurt u. Leipzig 1786; Schr. II, 235—409. Eine italienische Uebersetzung erschien Triest 1843. Unter dem Titel מועדי שחר wurden die „Morgenstunden" ins Hebräische übertragen von Jos. Herzberg (Königsberg 1845) und früher von Sal. Maimon (handschr.). Maimons Uebersetzung von Bruchstücken von XI, XII und dem größten Theil von XIII finden sich in dessen Kommentare zum „More", I, Cap. 74.

geführt hat; denn in der wissenschaftlichen Erkenntniß der Wahrheit sollen wir den Wünschen und Neigungen keinen Einfluß auf die Ueberzeugung einräumen.

Mendelssohn, der über das Dasein Gottes mit solcher Deutlichkeit sprechen konnte, wie über ein neues Muster seiner Seidenfabrik,[1]) nimmt auf die verschiedenen Beweise, wie sie von den Philosophen und Theologen geführt wurden, Rücksicht.

Die Beweisarten, welche auf das Zeugniß der äußern und innern Sinne, auf das Dasein einer veränderlichen Welt oder eines veränderlichen denkenden Wesens beruhen, verwirft er, weil sie von Voraussetzungen ausgehen, die nicht von allen zugegeben werden; er ist eingedenk, daß der Idealist das wirkliche Dasein einer materiellen Welt, der Egoist das Dasein aller Substanzen außer sich leugnet, daß der Spinozist sich selbst für kein für sich bestehendes Wesen, sondern für einen bloßen Gedanken in Gott hält.

Ebenso wenig konnte er die Wolffische Fassung des ontologischen Beweises, der seinen Ausgangspunkt von dem Begriffe des allerrealsten Wesens nimmt, adoptiren; er versuchte es vielmehr, denselben auf eine neue, noch von keinem Philosophen berührte Weise zu führen und ihm eine größere Festigkeit dadurch zu geben, daß er aus der Möglichkeit eines allervollkommensten Wesens auf dessen Wirklichkeit schließt: „Was nicht ist, muß entweder unmöglich, oder blos möglich sein. Im erstern Falle müssen sich seine innern Bestimmungen widersprechen, das heißt: dasselbe Prädicat von demselben Vorwurfe zugleich bejahen und verneinen; im letztern aber werden sie zwar keinen Widerspruch enthalten, es wird sich aber aus denselben nicht begreifen lassen, warum das Ding vielmehr sein als nicht sein soll. Eins wird mit dem wesentlichen Theil desselben sowol bestehen können, als das andere, aus welchem Grunde das Ding möglich genannt wird. Das Dasein eines solchen Dinges gehört nicht zu

[1]) Hildebrand, Deutsche Nationalliteratur seit Lessing, S. 193.
[2]) Schr. II, 35, 388 f.

seiner innern Möglichkeit, nicht zu seinem Wesen, auch nicht zu seinen Eigenschaften, und ist daher eine bloße Zufälligkeit, deren Wirklichkeit nicht anders als aus einer andern Wirklichkeit begriffen werden kann. Ein solches Dasein ist abhängig, nicht selbstständig. Nun kann dem vollkommensten Wesen ein solches Dasein nicht zukommen; denn es würde seinem Wesen widersprechen, indem ein jeder einsiehet, daß ein unabhängiges Dasein eine größere Vollkommenheit sei, als ein abhängiges; daher der Satz: das allervollkommenste Wesen hat ein zufälliges Dasein, einen offenbaren Widerspruch enthält. Das allervollkommenste Wesen ist also entweder wirklich, oder es enthält einen Widerspruch. Denn blos möglich kann es nicht sein, wie vorher erwiesen worden; daher bleibt für dasselbe nichts weiter übrig, als die Wirklichkeit oder Unmöglichkeit."[1])

So giebt Mendelssohn dem alten ontologischen Beweise für das Dasein Gottes mit seiner feinen Dialektik und in seiner geistvollen Art ein modernes Gewand. Daß er dabei selbstständig verfahren und auf Kants „einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes", mit dem er in einzelnen Punkten zusammentrifft, keine Rücksicht genommen hat, ergiebt sich aus dem Umstande, daß der neue Beweis in der Abhandlung „Ueber die Evidenz" ausgearbeitet war, lange bevor er von Kants Schrift Kenntniß erlangt hatte. Alles in diesem Beweise ist, wie Garve sagt,[2]) Licht und zeigt Scharfsinn, aber er befriedigt nicht. Der Grundfehler des ontologischen Beweises, daß er das Dasein Gottes aus einem vorausgesetzten Begriff über die Gottheit erschließt, während die Aufgabe vielmehr gerade die wäre, die Wahrheit dieser Voraussetzung zu erweisen, wird natürlich auch durch die neue Wendung, welche Mendelssohn ihm gab, nicht gehoben.[3])

---

[1]) Schr. II, 35, 388 f.

[2]) Chr. Garve, Ueber das Dasein Gottes (Breslau 1802), S. 4.

[3]) Eduard Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz, S. 343.

Zu diesem Beweise, in welchem die Möglichkeit der Begriffe mit der Möglichkeit der Dinge leichthin zusammengenommen wird, fügt Mendelssohn noch einen dritten hinzu, welcher aber auf den frühern zurückgeführt werden kann. Er geht von dem Satze aus, daß alles Wirkliche von irgend einem denkenden Wesen als wirklich gedacht werden müsse. Was nicht wirklich ist, muß entweder unbestimmbar oder unbestimmt sein; das allerhöchste Wesen kann aber weder unbestimmbar, noch unbestimmt sein, denn es enthält keinen Widerspruch, und was ihm zukommen kann, ist durch seine innere Möglichkeit nothwendig bestimmt; daher ist das allerhöchste Wesen nothwendig vorhanden.[1])

Es kam Mendelssohn nicht in den Sinn, das Wesen Gottes zu erklären, er wollte das Dasein Gottes nach den Gesetzen des Denkens vernunftgemäß beweisen und war zufrieden, wenn die Gegner ihm einräumten, daß der Mensch sich eine Gottheit als wirklich vorhanden denken müsse. Er bekennt sich zu einem philosophischen Theismus, wie wir ihn etwa bei Rousseau finden, und ist von den beiden herrschenden Anschauungen, Anthropomorphismus und theologischem Despotismus, gleich weit entfernt; weder auf die Güte, noch auf die Größe Gottes sollte mehr Rücksicht genommen werden. Er wollte seinen persönlichen Gott weder über die sublunarische Welt erheben und ihm nur die Sorge für die Erhaltung des Ganzen mit völligem Verzicht auf die Schicksale der einzelnen beilegen, noch ihn zu menschlichen Schwachheiten herabwürdigen: beide Wege erschienen ihm als Irrthümer, als zu Atheismus und Unglauben führend.

Ueber das Wesen Gottes und seine Eigenschaften hat Mendelssohn seine Gedanken in aller Kürze entworfen; sie waren für den zweiten Theil der „Morgenstunden" bestimmt und fanden sich in seinem handschriftlichen Nachlaß unter dem Titel „Sache Gottes, oder die gerettete Vorsehung".

[1]) Schr. II, 36, 43.

Zweiundachtzigstes Kapitel.

Theodicee.

In dem aus 84 Paragraphen bestehenden Bruchstücke der 1784 verfaßten Schrift „Sache Gottes, oder die gerettete Vorsehung“[1]) entwickelt Mendelssohn seine Ansichten über das Wesen und die Eigenschaften Gottes: Allmacht, Güte, Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit, über dessen Beziehungen zur Welt und zum Menschen. In keiner seiner Schriften tritt seine Anhänglichkeit an Leibniz so prägnant hervor als in der „Sache Gottes“, in der er die Leibnizische Theodicee mit den Anschauungen, wie sie sich ihm aus dem jüdischen Schriftthum ergaben, zu vereinigen suchte.

Länger verweilte auch er bei der uralten, von Leibniz wieder angeregten Frage, warum die Welt, gerade wie sie ist, die beste ist, da es doch in Gottes Rathschluß gelegen, auch eine oder verschiedene andere zu schaffen. Da Gott die höchste Weisheit zur unveränderlichen Richtschnur dient und er nur das vollkommenste zur Wirklichkeit bringt, so hat er aus allen möglichen Reihen der Dinge die allerbeste Welt gewählt und diese allerbeste ist auch die wirklich existirende.[2]) Gegen die metaphysische Nothwendigkeit der besten Welt werden die mächtigsten Einwürfe von dem Vorhandensein der Uebel geltend gemacht, und eben hierin weicht der jüdische Philosoph vermöge seines religiösen Standpunktes von Leibniz in wesentlichen Punkten ab.

Während Leibniz in den Uebeln ein Mittel zur Herbeiführung eines höhern Gutes, eine Bedingung der diesseitigen und jenseitigen Glückseligkeit erkannte, findet Mendelssohn darin nur das „populäre System“; er hält sich an die „höhere Sitten-

[1]) Zum ersten male gedruckt: Schr. II, 411—451, ins Hebräische übersetzt von S. J. Finn unter dem Titel מאמר על השגחה, Wilna 1872.
[2]) Schr. II, 422 ff., 339.

lehre der Weisen", nach welcher das Gute an und für sich selbst nicht nur Glückseligkeit befördert, sondern auch Glückseligkeit ist. Sodann berührt er auch die Frage über die ungleiche Austheilung der Güter. Wären die Glücksgüter, meint er, nach Verdienst ausgetheilt worden, so würde alle Tugend, zu der der Mensch nicht erst durch Leiden vorbereitet zu werden braucht, und mit ihr alle Glückseligkeit aus dem Staate Gottes verschwinden. „Wer von dieser Höhe auf das Schicksal der Menschen herabschaut, wer von dieser wolkenfreien Atmosphäre Tugend und Laster, Glück und Unglück in ihren wechselseitigen Kämpfen und Umwälzungen betrachtet, und das große Schauspiel in der unabsehbaren Reihe der Zukunft verfolgt, der wird hier anbeten und nicht murren. Träfe ihn auch das Schicksal noch so hart, so wird er gegen die Vorsehung nicht murren, sondern mit inniger kindlicher Ergebung sein ganzes Leben hindurch anbeten und wohlthun."[1]) Somit schwindet auch die Schwierigkeit, welche Leibniz in Absicht auf das künftige Leben findet.

Ueber diese religiös-ethische Themata führte Mendelssohn einst mit Hennings eine Unterredung, welche uns dieser in Dialogform in seinen handschriftlichen „Erinnerungen an Berlin" erhalten hat. Sie wurde hervorgerufen durch Rousseaus Brief über die Zerstörung Lissabons, in welchem die Gerechtigkeit der Vorsehung gegen die Klagen der Menschen vertheidigt wird.

Hennings. — Am besten gefiel mir die Parallele, welche Rousseau zwischen seinem eigenen Schicksale und dem Voltaires zieht. Dieser, glücklich und im Wohlleben, klagt die Vorsehung wegen der Uebel an, mit denen die Welt gefüllt ist; jener arm, krank, verfolgt, findet, daß im ganzen betrachtet alles gut sei.

Mendelssohn. Rousseau thut nicht wohl daran, so zu sprechen. Wenn er der Vorsehung nichts verdankte als Rousseau zu sein, so wäre sie schon verschwenderisch gegen ihn gewesen; denn das ist gewiß, ihr allein verdankt er sein Genie, seine starke Seele und seinen männlichen und durchdringenden Geist.

[1]) Schr. II, 431.

Hennings. Das gesteht Rousseau selbst. Ich erinnere mich, irgendwo in seinen Schriften gelesen zu haben, daß unsere Talente mit uns geboren werden und daß die Tugend allein unser Werk sei; daß die Natur einen Racine, einen Guido Reni gebildet, daß der tugendhafte Mann seinen Werth aber durch seine Werke und Thaten erst erlange.

Mendelssohn. Hierin bin ich entgegengesetzter Meinung. Wir schulden der Vorsehung selbst die Neigung zur Tugend, welche mit uns geboren wird.

Hennings. Wenn Sie Gott zum Urheber unserer Tugend machen, so machen Sie ihn auch zum Urheber der Laster. Die Lasterhaften werden behaupten, daß sie die ihnen angeborene Neigung zum Bösen ebenfalls von der Vorsehung empfangen haben.

Mendelssohn. Und was folgt hieraus?

Hennings. Daß dem Menschen die freie Wahl zwischen Gutem und Bösem überlassen ist, und daß es von ihm abhängt den Weg zu wählen, welchen er gehen will.

Mendelssohn. Ich würde diesen Schluß nicht ziehen, sondern aus dem gesagten nur einen Beweis gegen die Ewigkeit der Strafen bringen.

Hennings. Könnte denn auch ein vernünftiger Mensch einen Augenblick an die Fabel von der Hölle glauben? Wenn es Strafen giebt, so begreife ich darunter nur die innere Qual, nicht tugendhaft gewesen zu sein, wie dies Plato bewundernswürdig schön durch die Allegorie des Tantalus erklärt.

Mendelssohn. Welche Schlußfolge würden Sie daraus ziehen? Wenn die Strafen so wären, daß die Schuldigen selbst wünschten, lieber bestraft als frei zu sein. Wenn Gott straft, so geschieht es nur um zu bessern und auf den Weg der Tugend zurückzuführen. Die menschlichen Strafen können nicht immer so gerecht sein. Sie haben ebenso wol das Beispiel als die Zucht im Auge, bei den Todesstrafen ersteres sogar ausschließlich.

Da dieses Thema von der Beschaffenheit derjenigen ist,

welche ich nicht ergründen will, weil ich das Zwecklose solcher Speculationen einsehe, so begnüge ich mich mit der Annahme, daß die Tugend zu unserem irdischen Glücke nothwendig ist, ohne mich in Vermuthungen über das Schicksal einzulassen, welches die Tugendhaften in jenem Leben zu erwarten haben.

Ein anderes mal führte Hennings mit Mendelssohn eine Unterredung über Belohnung.

Als Mendelssohn zum letzten male mit Lessing zusammentraf, unterhielten sie sich in Gegenwart des zu Münster verstorbenen Hauptmann Rothmann, des Verfassers mehrerer Theaterstücke und Gedichte, auch über die damals viel besprochenen „Philosophischen Untersuchungen über die Amerikaner" des Niederländers Corneille de Pauw, welcher sich einige Monate bei Quintus Icilius, dem Favoriten Friedrich des Großen, aufgehalten hatte und Mendelssohn persönlich bekannt war.[1]) „Ein wahrheitsforschender Philosoph," sagte dieser, „müßte nicht so sehr auf Hypothesen bauen." Rothmann erwiderte: „Vielleicht kann man ihm mehr Glauben schenken, wenn er seinem Versprechen gemäß über das deutsche Volk und die deutschen Sitten schreiben wird." „So, so!" versetzte hierauf Mendelssohn, „ich glaubte nicht, daß Pauw von sonst was schriebe, als wovon er nichts wüßte."[2])

Bei seiner Rückkehr nach Berlin erzählte nun Mendelssohn dem jungen Hennings von seinen Reiseerlebnissen und theilte ihm unter andern mit, daß er mit Lessing über de Pauw und amerikanische Zustände gesprochen habe. Auch diese Unterhaltung bot Stoff zu einem Gespräche über Belohnung, das uns Hennings ebenfalls in seinen „Erinnerungen an Berlin" erhalten hat.

Mendelssohn. Wie Herr Rothmann versichert, theilen sich die amerikanischen Gelehrten die literarischen Producte, welche ihnen aus Europa zukommen, gegenseitig mit. Die Philosophie

[1]) 1. Aufl. S. 513.
[2]) Hormayrs Archiv für Geschichte, 1811, 472.

Baumgartens hat sich in der neuen Welt eines solchen Erfolges zu erfreuen, daß sogar die Jesuiten sie in ihren Schulen eingeführt haben.

Er hielt einen Augenblick inne. Ein neues Feuer glänzte in seinen Augen. Plötzlich rief er aus:

Es ist doch eine herrliche Welt, die Gott geschaffen hat! Man braucht nur das Gute im Stillen zu üben, es ist nie verloren; man ist des Erfolges sicher. Baumgarten hat in Frankfurt leben müssen, damit seine nächtlichen Studien den Amerikanern Nutzen und Aufklärung bringen, und ein anderer Erdtheil seine Arbeit belohne.

Hennings. Schön ist es, den Glauben zu bewahren, daß keine gute Handlung nutzlos ist. Es ist ein großer herrlicher Gedanke, daß es in der Tugend nichts geringfügiges, nichts verlorenes giebt und daß die scheinbar unbedeutendste Handlung früher oder später aus ihrer Dunkelheit hervortritt, um in der Verkettung von Ursache und Wirkung wiederzuerscheinen. Die Vorsehung bedient sich ihrer gleichsam als eines Mittels, um zu ihren Zwecken, ihren erhabenen Plänen zu gelangen. Dieser Gedanke verleiht dem Leben einen neuen Werth, verwandelt die Ruhe in Thätigkeit, ja es giebt keinen Augenblick der Trägheit mehr; das Gefühl wird wirksam: eine Geberde, eine Miene, ja ein einfaches Zeichen des Wohlwollens hat Einfluß auf das Ganze, und wäre es auch in dem Sinne eines Wassertropfens, der auf die ruhige Fläche des Weltmeeres fällt.

Dennoch wünschte ich, daß die um die Menschheit verdienten Männer schon hienieden für ihre Mühen belohnt würden, daß jede Tugend auch ihre Belohnung fände, und daß die Welt nie undankbar gegen denjenigen wäre, der sie übt.

Mendelssohn. Welche Größe aber, wenn man nur des Lohnes wegen arbeitet![1] Die Belohnung ist vorhanden, das muß genügen. Ob wir im Diesseits oder Jenseits die Früchte

[1] Vgl. Sprüche der Väter 1, 3.

unserer Mühen genießen — begnügen wir uns mit dem Bewußtsein, daß die Tugend nie ihr Ziel verfehlt. Das ist der wahre Reiz, der das Leben verschönert. Der dem Anscheine nach zweifelhafte Erfolg der Tugend giebt der Seele jene Beharrlichkeit, ohne welche für sie weder Tugend noch Größe vorhanden wäre. Wenn das Gift unter seiner natürlichen Form erschiene, wenn die heilsamsten Kräuter auch die wohlschmeckendsten wären, so hätte die Mäßigkeit keinen Anspruch auf Verdienst, und dem Menschen bliebe nichts zu thun übrig.

Hennings. Nicht doch! Ich wünschte keineswegs, daß die Tugend uns so leicht würde, daß sie durchaus keine Anstrengung erforderte, aber ich wünschte, daß ihre Mühen und Qualen zu einem sichern Ziele führten.

Mendelssohn. Zweifeln Sie daran? Nicht darf das ganze Glück im Gefühle liegen, es hängt auch oft von der Vernunft ab, von der innern Ueberzeugung, Gutes vollbracht zu haben. Wer sich gesteht, daß er für die Tugend arbeitet, und wäre der Vortheil, der aus seinen Arbeiten ersprießen kann, noch so fern, er wird sich nie unglücklich, immer beruhigt fühlen, trotz der Undankbarkeit, mit der die Welt ihm begegnet.

Als Mendelssohn die „Morgenstunden" schrieb, hatte er den „scholastischen Grübeleien", die er vormals außerordentlich liebte, wie es in seinem Briefe an Hennings vom 5. November 1785 heißt,[1] beinahe völlig entsagt. Die neuern philosophischen Werke Lamberts, Tetens, Platners, selbst Kants, kannte er nur aus unzugänglichen Berichten seiner Freunde oder aus gelehrten Anzeigen. Für ihn stand die Philosophie noch auf dem Punkte, auf dem sie in der Mitte der siebziger Jahre sich befand.[2]

[1] 1. Aufl. S. 537.
[2] Schr. II, 235.

Dreiundachtzigstes Kapitel.

Mendelssohns philosophischer Standpunkt.

Die Leibniz-Wolffische Philosophie, welche dem achtzehnten Jahrhundert bis auf Kant als Erbschaft zugefallen war, haben wir als diejenige bezeichnet, der Mendelssohn seine philosophische Bildung zu verdanken hatte; die Grundideen derselben, die Monadologie und die prästabilirte Harmonie, blieben die Basis seiner philosophischen Weltanschauung selbst dann noch, als man bereits mit Geringschätzung auf die „Schule" herabblickte. „Ich freue mich," schreibt er den 26. April 1785 an Professor Schwab in Stuttgart, „in Deutschland einen Philosophen zu finden, der sich nicht schämt, Wolffianer zu sein. Den Schriften dieses Weltweisen habe ich meine erste Bildung zur Philosophie zu verdanken; daher ich eine Art von Vorliebe für ihn jederzeit behalte und mir ein Vergnügen machen werde, alles zu retten, was aus seiner Feder geflossen ist."[1]) Und noch in der Vorrede zu seinem letzten Werke bekannte er ganz offen: „Ich weiß, daß meine Philosophie nicht mehr die Philosophie der Zeiten ist. Die meinige hat noch allzu sehr den Geruch jener Schule, in welcher ich mich gebildet habe."[2])

So sehr er aber auch Wolff verehrte, so war er doch nie Wolffianer im strengsten Sinne. Er tadelte das „barbarische Gewäsch des alten Mannes",[3]) suchte die Mängel des Systems aufzudecken und hatte das Bestreben, über den Kreis der Schule hinauszugehen: er gehört zu den wenigen seiner Zeit, welche in den fruchtbaren Geist der Leibnizischen Philosophie selbst tiefer

---

[1]) Schr. V, 631. An Schwab richtete er den 18. Juni 1784 einen ausführlichen Brief „Ueber das sittlich und physische Gute"; Schr. III, 403.

[2]) Schr. II, 236.

[3]) Schr. V, 316.

eindrangen, sie theils ergänzend weiterbildeten, theils durch die Art der Behandlung in größere Kreise einführten.

Die Ergänzung, welche er der Leibnizischen Philosophie zu geben versuchte, war nun allerdings eine eigenthümliche und unphilosophische. Seine Vorliebe für den Sensualismus, dessen Vertreter Locke und Shaftesbury ebenso wie Leibniz und Wolff von ihm verehrt wurden, führte ihn auf den Gedanken, Leibniz mit Locke und den Engländern überhaupt zu verbinden.[1]) Will man Mendelssohn wegen dieser synkretistischen Bestrebung der Oberflächlichkeit zeihen, so trifft der Vorwurf noch viele andere, denen ein wenigstens gleich ehrenvoller Platz in den Hallen der Philosophie eingeräumt wird. Schon Wolff neigt sich dem Sensualismus hin; Beausobre und Merian bemühen sich, Locke mit Leibniz auszugleichen, und selbst Lambert, der an logischem Scharfsinn, an Strenge und Folgerichtigkeit des Denkens über alle gleichzeitigen Philosophen hervorragt, macht in seiner Architektonik den Versuch einer Vermittelung zwischen Wolff und Locke. Es war Mendelssohn hauptsächlich darum zu thun, mit Hülfe des englischen Empirismus über die dogmatische Einseitigkeit des Wolffischen Systems hinauszukommen.

Mit Locke unterscheidet Mendelssohn eine dreifache Art der Erkenntniß: die anschauende oder sinnliche Erkenntniß, Erkenntniß der äußeren und inneren Sinne, oder unmittelbares Bewußtsein der Veränderungen, die in unserer Seele vorgehen, dann Vernunfterkenntniß, die Urtheile und Schlüsse, welche aus der unmittelbaren Erkenntniß gezogen werden, und endlich die Erkenntniß des Wirklichen außer uns.[2]) Er behauptet ferner, die anschauende Erkenntniß, ob sie Empfindung der äußeren oder Wahrnehmung der inneren Sinne ist, sei immer wahr, und erläutert sehr gut, daß nicht die Sinne uns täuschen, sondern der Irrthum darin besteht, daß wir einen gegebenen sinnlichen Ein-

---

[1]) Danzel, a. a. O. I, 347.
[2]) Schr. II, 259 f.

druck durch den Gedanken falsch subsumiren. Mit dieser Erklärung verbindet er, bewußt oder unbewußt, Locke mit Leibniz.

Mit den Schottischen Philosophen Reid, Beattie u. a. und mit Rousseau stimmt Mendelssohn in dem Zurückgehen auf den gesunden Menschenverstand überein. Im Grunde war der ganze sogenannte Rationalismus, der von Leibniz an der geistigen Zeitbewegung sich bemächtigte, ein Eklekticismus, der auf gesundem Menschenverstande basirte. Richtig charakterisirt Göthe die ganze Zeitströmung, wenn er sagt: „Die Philosophie war ein mehr oder weniger „gesunder Menschenverstand", der es wagte, ins allgemeine zu gehen und über innere und äußere Erfahrungen abzusprechen. Ein heller Scharfsinn und eine besondere Mäßigkeit, indem man durchaus die Mittelstraße und Billigkeit gegen alle Meinungen für das Rechte hielt, verschafften solchen Schriften und mündlichen Aeußerungen Ansehen und Zutrauen, und so fanden sich zuletzt Philosophen in allen Facultäten, ja in allen Ständen."[1])

Der gesunde Menschenverstand und die Vernunft sind, wie Mendelssohn auseinandersetzt, im Grunde eine und dieselbe Erkenntnißkraft. Der Unterschied besteht blos darin: „der Menschenverstand thut eilige Schritte und geht rasch vorwärts, ohne von der Furcht zu fallen wankend gemacht zu werden, er eilt gleichsam wie geflügelt zum Ziele; die Vernunft hingegen geht langsam mit schwerfälligen Elephantenschritten, fühlt mit dem Stabe umher, bevor sie einen Schritt wagt; sie wankt denselben Weg, zwar vorsichtiger, aber nicht ohne Furcht und Zittern."[2])

An einer anderen Stelle vergleicht er den gesunden Menschenverstand mit dem bon-sens, einem glücklichen Wahrheitssinne, und setzt diesen völlig in dasselbe Verhältniß zur Vernunft. „Bon-sens ist eine geübte Vernunft; beide wirken nach ähnlichen Regeln. Diese langsamer, sodaß wir die Verbindung

[1]) Göthe, Dichtung und Wahrheit, II, 95.
[2]) Schr. II, 265, 283.

der Mittelbegriffe wahrnehmen, jener so schnell, daß wir von der ganzen Folge der Begriffe nichts behalten als Anfang und Ende."[1]) Insofern der Wahrheitssinn die Fertigkeit ist, das Wahre vom Falschen durch undeutliche Schlüsse, unmittelbar, ohne Reflexion richtig zu unterscheiden, soll er im praktischen Leben meistens die Vernunft vertreten, indem es uns an Zeit fehlt, die Gründe der Wahrscheinlichkeit durch mühsames Nachdenken nach deutlichen Begriffen abzuwägen.[2])

Mendelssohn ist von der Unfehlbarkeit des gesunden Menschenverstandes so völlig überzeugt, daß er behauptet, die Urtheile und Aussprüche desselben in richtige Vernunftschlüsse und Vernunfterkenntnisse auflösen zu können.[3]) Demgemäß ist auch die Vernunft dem gesunden Menschenverstande unterzuordnen. „So oft jene so weit hinter diesem zurückbleibt, oder gar von ihm abschweift und in Gefahr ist auf Irrwege zu gerathen, wird der Weltweise selbst seiner Vernunft nicht trauen und dem gemeinen Menschenverstande widersprechen, sondern ihr vielmehr ein Stillschweigen auferlegen, wenn ihm die Bemühung nicht gelingt, sie in die betretene Bahn zurückzuführen und den gesunden Menschenverstand zu erreichen."[4])

Was wunder daß, wenn die „spröde Dame Vernunft" und der Menschenverstand sich entzweien, „in den meisten Fällen das Recht auf seiner Seite zu sein, und die Frauensperson, wider die Erwartung, sich belehren zu lassen pflegt; ja, wenn auch das Recht zuweilen auf ihrer Seite ist, so ist er, der Starrköpfige, nicht zum Nachgeben zu bringen."[5])

Bei der Untrüglichkeit des Menschenverstandes nimmt ihn Mendelssohn zum Kompaß und Wegweiser in der Speculation. „Wenn ich Gründe genug für und wider einen philosophischen

---

[1]) Schr. IV, 1, 80.
[2]) Schr. II, 60.
[3]) Schr. II, 283; IV, 1, 80.
[4]) Schr. II, 316.
[5]) Schr. II, 318.

Grundsatz gesammelt habe, so lasse ich den Eindruck, den sie einzeln auf mich gemacht, etwas schwächer werden, betrachte sie im Zusammenhange, und bringe solchergestalt die Untersuchung gleichsam vor den Richterstuhl des natürlichen Menschenverstandes .... Ihn erkenne ich in der That für den obersten Richter der Wahrheit an, und sein Ausspruch pflegt selten zu trügen."[1]) So oft die Speculation Mendelssohn zu weit von der Heerstraße des Menschenverstandes abzuführen pflegte, suchte er sich zu orientiren, und sie beide auf den Punkt zurückzuführen, von dem sie ausgegangen. „Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß in den meisten Fällen das Recht auf Seiten des Gemeinsinns zu sein pflegt, und die Vernunft muß sehr entscheidend für die Speculation sprechen, wenn ich jenen verlassen und dieser folgen soll."[2])

Philosophie des gesunden Menschenverstandes und Popularphilosophie sind im Grunde genommen ein und dasselbe. Aus der Mischung der verschiedenen in der Zeitphilosophie gegebenen Elemente entstand in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts jene Denkweise, welche man Philosophie der deutschen Aufklärung oder auch wol schlechtweg Popularphilosophie nannte. Als Popularphilosophen galten alle diejenigen, welche die Form der zusammenhängenden wissenschaftlichen Untersuchung absichtlich verschmähten und ohne Tiefe der Ideen dem großen Publikum zu Munde redeten.

Popularphilosoph in diesem Sinne war Mendelssohn nicht, und wenn er in verschiedenen Compendien der Geschichte der Philosophie mit Männern wie Engel, Eberhard, Nicolai und andern dieses Schlages in eine Linie gestellt wird, so beruht dieser Irrthum auf der ganz äußerlichen Thatsache, daß er zu einigen von ihnen in freundschaftlicher Beziehung gestanden

---

[1]) Schr. V, 564.

[2]) Schr. II, 318; III, 15.

und sogar an Engels „Philosoph für die Welt“[1]) mitgearbeitet hat.

Einer flachen, alles Geistes beraubten und aller Speculation Hohn sprechenden Philosophie tritt Mendelssohn auf das entschiedenste entgegen. Wie er kein Bedenken trägt, selbst Wolff, den er wol sonst den Großen nennt, über seine seichte Popularität Vorwürfe zu machen, so spricht sich auch an vielen Stellen seiner Schriften seine Abneigung gegen die Popularphilosophie aufs deutlichste aus: „Man trägt sich heutigen Tages,“ heißt es in seinem ersten Literaturbriefe, „mit der Grille, alle Wissenschaften leicht und ad captum, wie man es zu nennen beliebt, vorzutragen. Dadurch glaubt man die Wahrheit unter den Menschen auszubreiten und sie wenigstens nach allen Ausmessungen auszudehnen, wenn man ihren innern Werth nicht vermehren kann .... Um die Beweise der angenommenen Sätze bekümmert man sich wenig, weil man überzeugt sein wollte; noch weniger aber dachte man an die Schwierigkeiten, die durch das beliebte System gehoben oder die mit demselben verbunden sind.“[2]) In gleicher Weise klagt er in dem Schreiben an H. D. von Platen vom 29. December 1769, daß die „seichten Metaphysiker“ jetzt das große Wort hätten. „Man kann es in öffentlichen Schriften kaum mehr wagen, recht metaphysisch zu denken, weil diese Sprecher der Metaphysik bei allen Gelegenheiten die Zähne weisen. Man muß diesen Herren nur immer eine Art von Punsch vorsetzen. Wenig metaphysische Gründlichkeit mit einer Menge von wässerigem Geschwätz verdünnt, erhält allgemeinen Beifall.“[3]) Ja noch in der Vorrede zu den „Morgenstunden“ klagt er darüber, „daß die besten

[1]) Engels Philosoph für die Welt (Berlin 1844), 1. Band: Proben rabbinischer Weisheit, S. 146 ff. (Schr. VI, 436—443); Hylas und Phylonous, 101 ff.

[2]) Schr. IV, 1, 501.

[3]) Schr. V, 484.

Köpfe Deutschlands von aller Speculation mit schnöder Wegwerfung sprechen."[1])

Solche Stellen zeigen zur Genüge, wie Mendelssohn über Popularphilosophie dachte, und widerlegen die Ansicht der Literarhistoriker, welche mit Gervinus[2]) ihn an die Spitze der Philosophieverächter stellen, und behaupten, er habe wie Hamann und hundert andere dem Hange nachgegeben, sich mit nichts bestimmtem zu beschäftigen, überall herumdilettantirt und vertrete überhaupt eine Philosophie des Lebens im grellsten Gegensatze zur Schulphilosophie. Es ist das ein Irrthum, der ganz besonders daher entstand, daß Mendelssohn Autodidakt war. Auf Grund dieser besonders von Göthe an Mendelssohn hervorgehobenen Autodidaxis glaubt Gervinus auf eine natürliche Gegnerschaft gegen systematische Philosophie schließen zu dürfen; ja noch mehr, weil Mendelssohn in der Vorrede zur ersten Auflage seiner „Philosophischen Schriften"[3]) in der ihm eigenen Bescheidenheit äußert: „Ich traute mir das Vermögen oder die Fertigkeit nicht zu, meine Gedanken beständig an eine strenge systematische Ordnung zu binden," spricht er ihm die Fähigkeit eines systematischen Vortrags gänzlich ab.

Noch weit ungerechter ist der Vorwurf, welchen Hegel ihm macht,[4]) er habe seine philosophische Bedeutung überschätzt. Fern von aller Eitelkeit und Selbstüberhebung dachte Mendelssohn nie daran, ein eigenes philosophisches System zu begründen. „Ich habe mir niemals in den Sinn kommen lassen," sagt er im Anhang zum „Phädon"[5]), „Epoche in der Weltweisheit zu machen, oder durch ein eigenes System berühmt zu werden. Wo ich eine betretene Bahn vor mir sehe, da suche ich keine neue zu brechen. Haben meine Vorgänger die Bedeutung eines

[1]) Schr. II, 237.
[2]) Geschichte der deutschen Nationalliteratur, IV, 238 f.
[3]) Schr. I, 105.
[4]) Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie III, 434.
[5]) Schr. II, 191.

Wortes festgesetzt, warum sollte ich davon abweichen? Haben sie eine Wahrheit ans Licht gebracht, warum sollte ich mich stellen, als wüßte ich es nicht? Der Vorwurf der Sectirerei schreckt mich nicht ab, von andern mit dankbarem Herzen anzunehmen, was ich bei ihnen Brauchbares und Nützliches finde." Mendelssohn will nichts selbst wissen, schreibt gern alles seinen Vorgängern zu: unter den Männern, welche in der Wolffischen Schule gebildet, ist er, mit den jüdichen Religionsphilosophen und den englischen Moralisten innig vertraut, der bedeutendste unter den Philosophen seiner Zeit, welche nicht sowol darauf ausgingen, ein neues System aufzustellen, als vielmehr alles einer gebildeten Reflexion zu unterwerfen. Mendelssohn ist der edelste Vertreter der deutschen Aufklärungsphilosophie. „Er schreibt nicht blos zur Förderung der wissenschaftlichen Erkenntniß, sondern in erster Reihe ist es ihm, auch bei seinen philosophischen Arbeiten, um die Beförderung der menschlichen Glückseligkeit, um die Vervollkommnung der Menschen durch Aufklärung ihrer Gedanken zu thun; und deshalb will er so schreiben, daß ihn alle verstehen, alle von ihm angezogen und zum Guten angeregt werden."[1])

Beseelt von dem Streben, die Leibniz-Wolffische Philosophie von den engen Fesseln der systematischen Geschlossenheit zu befreien, suchte er die von ihm behandelten Probleme durch die Anmuth der Darstellung, durch die Form der gebildeten Conversation einem größeren Kreise zugänglich zu machen. Er erreichte es durch seinen leicht flüssigen eleganten Stil.

Seine liebenswürdige Persönlichkeit, sein edles Herz, sein freundlicher, durchdringender Blick treten am klarsten in seinem Stil hervor. Die Meisterschaft in dem deutschen Ausdrucke, der feine Geschmack, die edle Gesinnung befähigten ihn zu einem echten Volksschriftsteller. Eine solche Faßlichkeit im Vortrage, eine so zierliche, so anmuthige Sprache, ein so bescheidener

[1]) Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz, S. 335.

Ton, verbunden mit einer feinen sokratischen Ironie, eine so ungesuchte, sich schmiegende Beredtsamkeit des Herzens: alles dies vereinigt hatte man noch bei keinem philosophischen Schriftsteller Deutschlands gefunden. Alles in seinen Schriften ist Licht, und dieses Licht ist bei Problemen, welche das Herz berühren, mit einer Wärme verbunden, die bisweilen bis zur Begeisterung steigt.

Mendelssohn hat, wie Börne sich ausdrückt, von den Rosen der Philosophie die Dornen weggebrochen; er hat für die Philosophie ein neues Gewand, eine Diction geschaffen, welche noch heute mustergültig ist und selbst einem Kant unerreichbar schien. „Man soll zwar," sagt dieser einmal, „ebenso wenig allen Verfassern Einen Stil, wie allen Bäumen Eine Rinde wünschen; aber dennoch scheint uns Mendelssohns Schreibart für die Philosophie die zuträglichste zu sein. So frei von aller Sucht nach blendendem Schmuck und doch so elegant; so scharfsinnig und doch so deutlich; so wenig auf Rührung dem Scheine nach arbeitend und doch so eindringend. Wenn sich die Muse der Philosophie eine Sprache erkiesen sollte, so würde sie diese wählen."[1])

Mit gleicher Anerkennung läßt sich Garve, selbst einer der besten Prosaisten des achtzehnten Jahrhunderts, über Mendelssohns Stil und dessen Bedeutung für die deutsche Sprache aus. „Als Lessings eigener philosopischer Witz, sein schneidender Scharfsinn und seine Gedankenfülle sich unter uns zeigten, war allen Besonderheiten seines Stils unsere Sprache so angemessen und sie nahm die seltsamsten Formen seiner Ideen mit solcher Geschmeidigkeit an, als wenn nur er ein recht originell deutscher Schriftsteller wäre. Und doch bot zu eben dieser Zeit eben diese Sprache dem ruhigen Denker Mendelssohn, der die größte Deutlichkeit mit dem sanften Flusse der Rede suchte, alle Wörter und Redensarten eines rein philo-

---

[1]) Jacobis Werke IV, 3, 114, 142.

sophischen Stils an!"[1]) „Der Mann macht alles so helle," schreibt er den 17. November 1785 an Weisse, „was er vorträgt, daß man auf eine sehr angenehme und nützliche Weise während der Lesung seiner Bücher beschäftigt ist, auch wenn man durch dieselben nicht neue Aufschlüsse bekömmt, auch wenn man nicht seinen Meinungen beipflichtet."[2])

„Wenn man Ihnen auch recht geben wollte, daß Ihre Philosophie nicht mehr die Philosophie der Zeiten ist," schreibt ihm August von Hennings nach Empfang der „Morgenstunden", „so müßte man nicht wissen, daß Sie in Ihren Briefen zuerst den attischen Ton mit dem Tiefsinn des speculativen Nachdenkens verbanden und der Schönheit und Wahrheit so wie Sokrates den Grazien opferten, daß Sie in den Literaturbriefen Deutschlands Geschmack bildeten und zeigten, wie gerade auf dem schlichten Pfade der Vernunft die Blumen blühen."[3]) Mendelssohn galt, man kann wol sagen bis auf Göthe, nächst Lessing für den vorzüglichsten Prosaiker, den die Deutschen den Ausländern entgegenzusetzen hatten. Er führte die Philosophie aus der Schule ins Leben, in einer klardurchdachten, wohlgeordneten und geschmackvollen Darstellung in die gebildeten Kreise der deutschen Nation ein.

Mendelssohn ist der bedeutendste Repräsentant der Popular- und Aufklärungsphilosophie, in deren Dienste er bis zu seinem Tode stand. Als „Atheismus und die albernste Schwärmerei in die besten Herzen und Köpfe Deutschlands sich einzuschleichen anfingen",[4]) da machte er noch den letzten Versuch, die verschobenen Balken des Systems der Schule in ihre Fugen wenigstens noch zurechtzurücken; er wollte „dem Rade einen Schwung geben, um dasjenige wieder emporzubringen, was durch den Cirkellauf der Dinge zu lange war unter die Füße

[1]) Garve, Sammlung einiger Abhandlungen, II, 65.
[2]) Briefe von Garve an Weisse, I, 227.
[3]) Handschriftl.
[4]) Schr. III, 415.

getreten worden;"[1]) es war vergebliche Mühe. Das ganze ehrwürdige Gebäude des Dogmatismus der Leibniz-Wolffischen Philosophie war bereits zum Sinken gebracht durch den Königsberger Alten, den „alles zermalmenden" Kant.

Vierundachtzigstes Kapitel.

Mendelssohn und Kant.

Wie verschieden sich die Ansichten und Ziele der beiden Denker in der Folge auch gestalteten, durch die Aehnlichkeit der Vernunftbeschäftigungen, wie es in dem frühesten Briefe Kants an Mendelssohn heißt, und die Gleichheit des Strebens fühlten sie sich in jüngern Jahren enger verbunden. Durch die beiderseitige Lösung der von der Berliner Akademie der Wissenschaften gestellten Preisaufgabe einander näher gerückt, unterhielten sie seit dieser Zeit eine Correspondenz, welche zur Genüge beweist, mit welcher Hochachtung Kant dem Verfasser des „Phädon" begegnete.

Es gereichte ihm zu keinem geringen Vergnügen, ihn bei sich in Königsberg zu sehen und wiewol gerade nicht ehrgeizig, schlug er es ihm doch sehr hoch an, daß er seinen Vorlesungen beiwohnte; er bedauerte, einen „so seltenen Mann" nicht recht genießen zu können. „Ein solcher Mann, von so sanfter Gemüthsart, guter Laune und hellem Kopfe in Königsberg zum beständigen und täglichen Umgange zu haben," heißt es in einem Briefe an seinen Schüler und Freund Markus Herz in Berlin, „würde diejenige Nahrung der Seele sein, der ich hier so gänzlich entbehren muß. Ich bitte Sie, mir die Freundschaft

[1]) Schr. II, 237.

dieses würdigen Mannes ja ferner zu erhalten." „Grüßen Sie doch Herrn Mendelssohn von mir auf das verbindlichste," heißt es in einem andern Briefe an Herz von März 1778, „und bezeugen Sie ihm meinen Wunsch, daß er in zureichender Gesundheit seines von Natur fröhlichen Herzens und der Unterhaltungen genießen möge, welche ihm dessen Gutartigkeit zusammt seinem stets fruchtbaren Geiste verschaffen könne."[1])

Als Mendelssohn mit den frühesten, an Geistesblitzen so reichen Schriften des „Philosophen der Zukunft" bekannt worden war, hatte er bereits einen festen Standpunkt eingenommen und einzelne Theile des von ihm ergriffenen Leibniz-Wolffischen Systems auszubauen begonnen. Hätte er sie auch gekannt und durchdrungen, sie würden ihn, den begeisterten Anhänger der „Schule", schwerlich bewogen haben, eine Philosophie zu verlassen, in deren Gängen und Formen er sich heimisch fühlte.

Schon in den „Träumen eines Geistersehers" erkannte er, daß Kant der dogmatischen Philosophie nicht mehr angehöre. Er drückt sein Befremden über den seltsamen Ton in der Schrift aus und weiß nicht, wie es in seiner kurzen Anzeige derselben in der „Deutschen Bibliothek" heißt,[2]) ob der Verfasser die Metaphysik hat lächerlich oder die Geisterseherei glaubhaft machen wollen. Kant steht nicht an, ihm nähern Aufschluß zu geben; er schreibt ihm den 8. April 1766: „Solchen Genies wie Ihnen, mein Herr, kommt es zu, in dieser Wissenschaft eine neue Epoche zu machen, die Schnur ganz aufs neue anzulegen und den Plan zu dieser noch immer aufs gerathewohl angebauten Disciplin mit Meisterhand zu zeichnen."[3])

Beim Erscheinen der Schrift, mit der Kant im August 1770 seine Professur antrat und in der er die Grundzüge seines

---

[1]) Kants Sämmtliche Werke, XI, 1, 37.

[2]) Schr. IV, 1, 529.

[3]) Kant, a. a. O. XI, 1, 53.

spätern Systems darlegte,[1]) war Mendelssohn wegen seines Nervenleidens kaum im Stande etwas Speculatives von solchem Werthe „mit gehöriger Anstrengung durchzudenken“; nichtsdestoweniger erhob er als Leibnizianer Widerspruch gegen die Annahme, daß die Zeit etwas blos Subjectives sei. Mit seinem Scharfblick erkannte er sofort, daß „die kleine Schrift die Frucht von sehr langen Meditationen und als ein Theil eines ganzen Lehrgebäudes anzusehen ist, das dem Verfasser eigen und wovon er vor der Hand nur einige Proben zu zeigen willens ist“.[2])

Durch die „Kritik der reinen Vernunft“ wurde auch wirklich in der deutschen Philosophie jene Revolution hervorgerufen, welche Mendelssohn längst vorausgesagt hatte. Er war zu alt und steif, um an einer solchen Umwälzung, an einem so freien philosophischen Gange noch Gefallen finden zu können; er „verlangte Dach und Fach für sich und seine Familie und dankte der weisen Matrone“, wie er den baulustigen Kriticismus Kants nennt, „für ihren baulustigen Vorwitz. Sie mag ihn an Kartenhäusern oder Luftschlössern versuchen“.[3]) Der alte Mann wollte sich in dem Gebäude des Dogmatismus, in dem er Ruhe fand und auf dessen Grund er seine Sittenlehre aufgeführt hatte, nicht mehr stören lassen und legte die „Kritik“, die noch dazu in einem schweren und dunkeln Stile geschrieben war, bald aus Händen, ohne sich die Mühe zu geben, ihren tiefen Sinn zu ergründen. „Sehr angenehm war es für mich,“ heißt es in dem Briefe an Elise Reimarus vom 5. Januar 1784, „von Herrn Rudolphi zu vernehmen, daß der Herr Bruder nicht viel von der „Kritik der reinen Vernunft“ halte. Ich für meinen Theil muß bekennen, daß ich sie nicht verstehe . . . . . Es ist mir also lieb, daß ich nicht sonderlich viel

[1]) De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis. Regiomont. 1770.

[2]) Schr. V, 510.

[3]) Schr. V, 704.

entbehre, wenn ich von dannen gehe, ohne dieses Werk zu verstehen." [1])

Daß Mendelssohn der „Kritik" seine „scharfsinnige Aufmerksamkeit" nicht schenken konnte oder mochte, bedauerte niemand mehr als Kant selbst. Bei dem Einflusse, welchen er als Wortführer der Aufklärungsphilosophie übte, erwartete der damals noch ziemlich unbekannte Königsberger Professor, daß der transcendentale Idealismus mehr Beachtung und schnellere Verbreitung finden würde, wenn ein Mendelssohn dafür eintrete. Er machte ihm daher nach dem Erscheinen der „Prolegomenen zu einer jeden künftigen Metaphysik" den Vorschlag, falls er sich „nicht weiter mit schon zur Seite gelegten Sachen selbst beschäftigen wollte", er wenigstens sein Ansehen und seinen Einfluß dazu verwenden möge, eine Prüfung der grundlegenden Sätze des Systems zu vermitteln, um beispielsweise zu untersuchen, ob es mit der Unterscheidung der analytischen und synthetischen Urtheile seine Richtigkeit habe, ob der Satz, daß alle speculative Erkenntniß a priori nicht weiter reiche als auf Gegenstände einer möglichen Erfahrung u. dgl. m. Große Hoffnung machte er sich von der Erfüllung seines Wunsches nicht. „Mendelssohn, Garve und Tetens scheinen dieser Art von Geschäften entsagt zu haben," heißt es in dem Briefe Kants an Mendelssohn vom 18. August 1783, [2]) „und wo ist noch sonst jemand, der Talent und guten Willen hat, sich damit zu befassen." Mendelssohn wußte, daß er mit dem „Alles Zermalmenden" in den Grundsätzen nicht übereinstimme. Die Schaumünze, welche er im November 1783 auf Kant entwarf: ein Thurm, der einzustürzen scheint und dennoch alle erstaunliche Festigkeit hat, die „Kritik der reinen Vernunft" mit der Umschrift: „Drohet, aber fällt nicht", [3]) ist bezeichnend für seine Auffassung des Kriticismus.

[1]) Schr. V, 705 ff.
[2]) Kant, a. a. O. XI, 1, 37.
[3]) Schr. V, 614.

Und doch ist Mendelssohn als Vorläufer Kants im wahren Sinne des Wortes zu betrachten: in den beiden Hauptpunkten der Philosophie, in Inhalt und Form, arbeitete er ihm wacker vor.

Wie er die Sonderung von Gedanken und Anschauung bereits andeutet, so hebt er auch den Unterschied zwischen beständigen und unbeständigen Erscheinungen deutlich hervor. „Ich glaube, es werde kein Vernünftiger in Abrede stellen, daß es wenigstens zwei verschiedene Arten von Erscheinungen gebe, nämlich beständige und unbeständige. Jene haben ihren Grund in der innern Beschaffenheit der menschlichen Sinne überhaupt, diese aber in gewissen äußern Zufälligkeiten."[1]) Es bedarf hier nur einer Veränderung der Begriffe und der weitern Motivirung, so haben wir Kants Unterscheidung zwischen „Schein" und „Erscheinung".

Die gewöhnliche Wolffische Eintheilung der Seelenvermögen in Erkenntniß- und Begehrungsvermögen erklärte Mendelssohn für unvollständig und fügte als ein drittes noch das „Billigen", den Beifall oder das Wohlgefallen hinzu als ein Vermögen, das zwar der Keim der Begierde, aber nicht die Begierde selbst, sondern der Uebergang vom Erkennen zum Begehren, die Verbindung dieser beiden Vermögen durch die feinste Abstufung ist.[2]) Wer vermöchte darin ein Vorbild des interessenlosen Wohlgefallens Kants zu verkennen?

Auch in der Bestreitung des dogmatischen Idealismus ist Mendelssohn mit Kant einverstanden. Durch die Leibnizische Philosophie gelangte er zu der Ueberzeugung, daß wir die Objecte der materiellen Vorstellungen nicht unmittelbar erkennen, sondern daß wir blos auf ihr Dasein schließen. „Ihr sehet von selbst ein, daß durch diese Gründe blos das Dasein eines Objects der materiellen Vorstellungen geschlossen werden kann; inwieweit sich aber bei der Darstellung materieller Beschaffenheiten das Subjective unserer sinnlichen Erkenntniß miteinmischt

[1]) Schr. II, 19.

[2]) Schr. II, 295.

und solche in „Erscheinungen" verwandelt, bleibt hierdurch unentschieden. In der sinnlichen Erkenntniß liegt unstreitig Wahrheit. Aber diese Wahrheit ist bei uns mit Schein, das Urbildliche ist mit dem Perspectiven verbunden und kann durch unsere Sinne nicht von demselben getrennt werden."[1]) Er glaubt also, es läge Wahrheit in dem Sinnlichen, die Sinnlichkeit entdecke Prädicate, die den Dingen an sich zukämen. Diesen Idealismus führte Kant weiter durch, indem er die Erkenntniß der Objecte an sich leugnet und sie blos nach einer nothwendigen Idee in uns voraussetzt; die Sinnenwelt ist, nach ihm, kein Ding an sich, sondern eine bloße „Erscheinung".

Trotz dieser Berührungspunkte, welche Mendelssohn mit dem transcendentalen Idealismus Kants zeigt, war er doch von den Fesseln des philosophischen Dogmatismus zu sehr umstrickt, als daß er dem Kantschen Kriticismus, den er für eine Wiederbelebung des Humeschen Skepticismus hielt, Beifall zollen konnte. Vollständige Kritik war ihm bei allem Scharfsinn fremd. Gerieth die Vernunft mit sich selbst in Steit, so führte er die Nachforschungen auf eine gewisse Stufe und stopfte dann dem Frager kurz und gut den Mund. „Wenn ich euch sage, was ein Ding wirket oder leidet, so fraget weiter nicht, was es ist. Wenn ich euch sage, was ihr euch von einem Dinge für einen Begriff zu machen habt, so hat die fernere Frage, was dieses Ding an und für sich selbst sei? weiter keinen Verstand .... Wir stehen an der Grenze nicht nur der menschlichen Erkenntniß, sondern aller Erkenntniß überhaupt, und wollen noch weiter hinaus, ohne zu wissen, wohin."[2])

Zuweilen bediente er sich auch des Auswegs, den Streit auf eine bloße Modification des Ausdrucks zurückzuführen. „Sie wissen, wie sehr ich geneigt bin, alle Streitigkeiten der philosophischen Schulen für bloße Wortstreitigkeiten zu erklären, oder doch wenigstens ursprünglich von Wortstreitig-

[1]) Schr. II, 339.
[2]) Schr. II, 293.

keiten herzuleiten."[1]) Kant ist hierin gerade entgegengesetzter Meinung, und behauptet, daß in den Dingen, worüber man, vornehmlich in der Philosophie, eine geraume Zeit gestritten hat, niemals eine Wortstreitigkeit zu Grunde gelegen habe, sondern immer eine wahrhafte Streitigkeit über Sachen; ein Verfahren, wie das Mendelssohns, nennt er „den Durchbruch des Oceans mit einem Strohwisch zustopfen". Wenn dann aber Kant dem subtilen Manne das Bestreben zuschreibt, „allenthalben Logomachie zu ergrübeln" und „in Logodädalie zu verfallen", so spricht er dem sonst von ihm hochverehrten Denker den Ernst der Forschung ungerechterweise ab.[2]) Hätte Mendelssohn, wie er es gewünscht, „vor seinem zwanzigsten Jahre einen Kant zum Freunde gehabt",[3]) so wären seine philosophischen Leistungen unstreitig von weit größerem Erfolge gewesen; andererseits würde der beständige Umgang mit einem Manne wie Mendelssohn für Kant und seine Arbeiten höchst ersprießlich gewesen sein. Wer weiß, ob er nicht durch ihn von der dunkeln Schreibart abgebracht wäre und sich des lichtvollen Stils befleißigt hätte, den er an Mendelssohn so sehr bewunderte. „Es sind nur wenige so glücklich," schreibt er ihm am 18. August 1783, „für sich und zugleich in der Stelle anderer denken und die ihnen allen angemessene Manier im Vortrage treffen zu können. Es ist nur ein Mendelssohn."[4])

---

[1]) Schr. II, 341; V, 547.

[2]) Kant, in den Bemerkungen zu L. H. Jakobs Prüfung der Mendelssohnschen Morgenstunden (Leipzig 1786), LIV, auch Sämmtl. Werke I, 395.

[3]) Schr. V, 509.

[4]) Kant, a. a. O. IX. 1, 42.

Sechzehntes Buch.

Mendelssohns letzter Kampf und Tod.

Fünfundachtzigstes Kapitel.

Mendelssohn und Spinoza.

Die Entdeckung Jacobis, daß Lessing in seinen letzten Tagen Spinozist gewesen und der darüber entstandene Streit veranlaßten Mendelssohn auf das „Eins und Alles" Spinozas näher einzugehen; in seinem vorgerückten Alter und leidenden Zustande mußte er wider Willen auf das System zurückkommen, dem er in seinen frühesten philosophischen Schriften zuerst Anerkennung verschafft hatte.

Seinem Vorsatze gemäß, des eigentlichen Streites mit Jacobi in den „Morgenstunden" nicht zu erwähnen, den ganzen Briefwechsel erst später, in einem zweiten Theile, zu beleuchten, nahm er auf den spinozistischen Pantheismus jetzt nur ganz im allgemeinen Rücksicht, suchte ihn aber gleichwol zu widerlegen. Zu diesem Zwecke ging er von dem ersten Grundbegriffe des Systems, der absoluten Einheit des ewigen Seins, der Substanz, aus. Nach Spinoza ist Gott die einzige Substanz, die sich denken läßt, alles Uebrige lebt, webt und ist nicht außer Gott; alle Dinge sind nur Modificationen, alle Vorgänge nur Wir-

kungen dieser einen Substanz. Gott und die Welt sind ein und dasselbe. Eins ist Alles und Alles ist Eins.

Der Haupteinwurf, den Mendelssohn gegen Spinoza führt, ist, daß er das Unendliche der Kraft nach mit dem Unendlichen der Ausbreitung nach, die intensive mit der extensiven Größe, verwechsele, daß er den Inbegriff aller Einzelnheiten zur Gottheit mache oder vielmehr aus unendlich vielen endlichen Gedanken das Unendliche gleichsam zusammensetze;[1]) ein Einwurf, der den eigentlichen Spinozismus geradezu verkennt.

Giebt Mendelssohn dann auch zu, daß nicht der Begriff der Substanz Spinoza zu seinen irrigen Ansichten geführt habe, so findet er doch, daß in der Erklärung des Wortes selbst eine Willkürlichkeit liege. Er räumt ein, daß eine solche selbstgenügende Substantialität allerdings blos dem unendlichen und nothwendigen Wesen zukomme, unterscheidet aber das „Selbständige" von dem „Fürsichbestehenden". „Ersteres ist unabhängig und bedarf keines andern Wesens zu seinem Dasein, ist unendlich und nothwendig, letzteres aber kann in seinem Dasein abhängig und dennoch als ein von dem Unendlichen abgesondertes Wesen vorhanden sein, d. h. es lassen sich Wesen denken, die nicht blos als Modificationen eines andern Wesens bestehen, sondern ihre eigene Bestandheit haben und selbst modificirt sind."[2])

Mit dieser mehr den Ausdruck als die Sache treffenden Distinction will Mendelssohn Spinozas Substanzbegriff von allen ihm blos äußerlich beigelegten, sich widersprechenden Prädicaten getrennt wissen. Bei Spinoza ist alles bloßer Gedanke, reiner Idealismus, seine unendliche so angestaunte Substanz ist gewissermaßen die Sonne, deren Strahlen nie die Erde berühren; es giebt für ihn keinen Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen, von der Einheit zur Vielheit, vom Geist zur Materie; über die einzige Substanz hat er die Menschen vergessen. Das

[1]) Schr. II, 342.
[2]) Schr. II, 343.

eben ist es, was Mendelssohn ihm besonders zum Vorwurf macht, daß er das Formale, die reale Welt, der Ideen wegen außer Acht gelassen habe. „Spinoza hat blos die Quelle der Materie angewiesen. Wo sollen wir aber die Quelle der Form suchen? Wodurch erhält der Körper seine Bewegung, der organisirte Körper seine Bildung, d. i. seine planvolle und regelmäßige Bewegung, und jeder andere Körper seine Figur? Wo kann der Ursprung hiervon anzutreffen sein? Nicht im Ganzen, denn das Ganze hat keine Bewegung. Das Sämmtliche aller Körper, in eine einzige Substanz vereinigt, kann den Ort nicht verändern und hat weder Organisation noch Figur. Also in den Theilen. Mithin müssen die Theile auch ihr abgetheiltes Dasein haben, und das Ganze ein bloßes Aggregat aus denselben sein."[1])

Das Mangelhafte des Systems zeigt sich demnach in zweierlei Rücksichten. Sowol in Absicht auf die Körperwelt als auf die denkenden Wesen berücksichtigt Spinoza blos das Materiale, nicht aber das Formale. Eine reale für sich bestehende Welt ist bei Spinoza nicht zu finden, das Princip des Realismus ist ihm gänzlich fremd. Die Welt an sich ist nach Spinoza nichts, sie flieht gleichsam in Gott zurück, wie Gott aus sich in die Welt flieht, oder wie Mendelssohn sich ausdrückt, „Spinoza versetzt bald Gott zu bildlich in die Welt, bald die Welt zu bildlich in Gott."[2]) Beides, Gott und die Welt, mußte, als für sich bestehend, von einander gelöst werden, und in diesem Sinne stellte Mendelssohn seinen geläuterten Pantheismus in dem schönen Bilde auf: „Mein Pantheismus gleicht einer zweiköpfigen Hydra. Einer dieser Köpfe führt die Ueberschrift: „Alles ist Eins"; der andere: „Eins ist Alles". Ihr müsset beide zugleich abschlagen, wenn ihr das Ungeheuer tödten wollt."[3])

---

[1]) Schr. II, 344, m. s. hierzu den Brief Mendelssohns an Lessing, V, 176 f.

[2]) Schr. II, 360.

[3]) Schr. II, 352.

Spinoza sagt: Alles ist Eins, Gott ist auch die Welt; der geläuterte Pantheist spricht: Gott und die Welt. Das Unendliche, behauptet dieser, hat alles Endliche, Eins das Viele zur Wirklichkeit gebracht; jener hingegen: das Unendliche umfaßt Alles, ist selbst Alles, ist Eins und zugleich Alles; denn so wenig das Viele ohne das Eine vorhanden sein kann, eben so wenig kann nach Spinoza das unendliche Eins ohne Alles existiren. So trennt Mendelssohn Gott von der Natur, der Welt, schreibt Gott ein außerweltliches, der Welt ein außergöttliches Dasein zu, und stellt einen Pantheismus auf, der nicht auf Atheismus hinausläuft, der vielmehr mit der Religion und der Sittenlehre im Einklang steht.[1])

Diesen geläuterten Spinozismus führt Mendelssohn auf die Behauptung zurück, daß alles, als Vorstellung Gottes, in Gott sei; damit soll aber weder der Realität der Körperwelt, noch dem abgesonderten Selbstbewußtsein des Menschen, noch seiner endlosen Fortdauer, noch dem Leibnizischen Satze von der vorherbestimmten Harmonie zu nahe getreten werden.[2]) Was Mendelssohn Spinozismus nennt, ist im Grunde nichts als das Leibnizische System mit jener Zuthat des Pantheismus, den man allerdings bei Lessing findet, wie denn Mendelssohn den Freund auch zum Verfechter des geläuterten Pantheismus macht und als Beleg dafür das „Christenthum der Vernunft“, jene in der Jugend verfaßte Abhandlung macht, davon er ihm gleich zu Anfang ihrer Bekanntschaft das Wesentliche vorgelesen hatte.[3]) Gott ist Lessing das allervollkommenste Wesen; er hat von Ewigkeit her nur sich selbst denken können. Zwischen Lessing und Spinoza ist, so unverkennbar jener diesem sich auch nähert, noch immer ein großer, tiefgreifender Unterschied.

Zwischen Mendelssohn und Jacobi lag eine zu große Kluft, als daß sie sich noch hätten verständigen können. Diesem erschien

---

[1]) Schr. II, 357; I, 207.

[2]) E. Zeller, a. a. O., 346.

[3]) Schr. II, 369 ff.

Spinoza gleich Leibniz und Wolff, jenem Leibniz und Wolff gleich Spinoza; dieser vertheidigte den Theismus der Vernunft, jener den Theismus des Gefühls; dieser wollte Glauben und Wissenschaft in Moral, jener Moral und Wissenschaft in Glauben verwandeln.

Durch den Jacobi-Mendelssohnschen Streit wurde ein gründlicheres Studium des Spinoza herbeigeführt und die ganze philosophische Richtung in neue Bahnen gelenkt.

Wer war froher als Mendelssohn, als er die „Morgenstunden" endlich gedruckt vor sich sah. Die Arbeit hatte ihn so angegriffen, daß er sich gern eine Erholung gönnte.

Sechsundachzigstes Kapitel.

Die kurländischen Freundinnen.

Die Herzogin Dorothea von Kurland, die Tochter des Reichsgrafen Johann Friedrich von Meden, und ihre unglückliche Schwester Elise von der Recke, eine zur Schwärmerei geneigte und durch den Abenteurer Cagliostro schmählich betrogene Frau, lernten während ihres zeitweiligen Aufenthaltes in Berlin im Herbste 1785 durch Nicolai auch Mendelssohn kennen. Bald schätzten sie sich glücklich, den liebenswürdigen Philosophen öfter in ihrer Nähe zu haben. Das Gespräch, das er bei seinem ersten Zusammentreffen mit diesen interessanten Frauen führte, hatte die Unsterblichkeit der Seele zum Gegenstande.

Am 3. October 1785 machte Mendelssohn in Begleitung Ramlers eine Spazierfahrt nach dem ein paar Stunden von Berlin entfernten Friedrichsfelde, um der dort residirenden Herzogin den versprochenen Besuch abzustatten. Früher als sie erwartet hatte, trafen die beiden Gelehrten am kurischen Hofe ein. Die Herzogin war mit ihrer Toilette beschäftigt und gab

der gerade anwesenden Freundin und Reisebegleiterin ihrer in Berlin zurückgebliebenen Schwester den Auftrag, die willkommenen Gäste einstweilen im Schloßgarten umherzuführen. Sie lustwandelten in dem herrlichen Park, bis sie bei einem Platze, wo Prinz Ferdinand eine große Allee hatte umhauen lassen, stehen blieben. Die anmuthige Führerin, welche in der Gesellschaft dieser geistvollen Männer Gott und seine Welt lebhafter als sonst zu fühlen glaubte, brach nicht ohne Zagen das Schweigen: „Mir kommt das Niederhauen eines großen schönen Baumes beinahe wie ein Mord vor, ein so wichtiges Product der Natur scheint mir der Baum zu sein.“ Ramler erinnerte sich hierbei einer Idylle Geßners, welche die Geschichte enthält, daß ein Schäfer dafür besorgt ist, einem Baum, dem das Wasser an die Wurzel greift, so zu verwahren, daß er nicht nur geschützt ist, sondern auch noch seinen Wuchs fortsetzen kann, und dafür segnet ihn die Dryade des Baumes in seiner Herde. Mendelssohn war damit nicht zufrieden, daß der Dichter für die Erhaltung des Baumes außer der innern Belohnung durch das Bewußtsein der guten That noch Wohlstand verheiße und gleichsam die Tugend zu einer feilen Dirne mache.

Sophie Becker, so hieß die Begleiterin, war die Tochter und Schwester kurländischer Pfarrer, eine begabte Schriftstellerin, deren „Gedichte“ und „Briefe einer Kurländerin“ ihr Gatte, der Gerichtsdirector J. L. Schwarz, nach ihrem frühen Tode erscheinen ließ. Als Sophie im Alter von einunddreißig Jahren Mendelssohn kennen lernte, befand sie sich gerade in der Periode des Zweifelns. Ihre Seele war von so mancherlei dunkeln Vorstellungen und von so verschiedenen Gefühlen bewegt, „daß sie sich irgendwo ergießen mußte“. Mendelssohn erschloß sie ihr ganzes Herz, er wurde ihr „theuerster Freund“, sie ihm die „theuerste Sophie“. Er war der erste, wie sie in ihrem Briefe an ihn versichert,[1]) von dem sie glaubte, er würde sie verstehen,

[1]) Schr. V, 645 f.

oder da, wo sie sich selbst nicht versteht, Licht hinhalten können. In Betrachtungen über Menschenschicksal versunken, fühlte sie in ihrem Herzen eine Leere und war sich selbst ein Räthsel: sie konnte den Gedanken „Gott" nicht mehr fassen und nur „bei der Betrachtung der Natur und der mannichfaltig wirkenden Kräfte in derselben bewundern, erstaunen und verstummen". Ihre Gebete waren nicht mehr Worte, sondern blos noch Gefühle, die durch Thränen sich ausdrückten; für den öffentlichen Gottesdienst hatte sie keinen Sinn mehr. „So sieht es in meiner Seele aus, theuerster Freund; nur Ihnen lege ich sie offen dar," heißt es in dem erwähnten Briefe. „Rathen Sie mir, auf welche Art ich es anfange, meinem Herzen den Gott näher zu bringen, den mein Verstand im Sandkorn wie in der Sonne anbetet." „Wenn Sie Geduld genug haben, theuerste Sophie! meine ‚Morgenstunden' durchzulesen," antwortete er ihr, „so werden Sie auch die Stelle bemerkt haben, wo ich von der Schwierigkeit handele, die Erhabenheit Gottes in der stärksten Verbindung mit dessen allbarmherziger Herablassung zu denken, und unserem Lessing ein großes Verdienst um diese wichtige Wahrheit zuschreibe. Mich dünkt, Sie befinden sich jetzt in dem Falle, da Ihnen diese Erwägung gute Dienste leisten kann. Mit Ihrem Kopf und Ihrem Herzen werden Sie keine sonderliche Anstrengung brauchen, diese Lehre in ihrem ganzen Umfang zu fassen, und wahren Trost und Beruhigung zu finden."[1])

Mit dieser liebenswürdigen kurländischen Freundin der Skepsis, der die Unterhaltung mit Mendelssohn Balsam war und sie zur reifern Prüfung stimmte, mit dieser „theuersten Sophie", welche den letzten köstlichen Brief, den das Herz des Philosophen dictirte, als ein „heiliges Depositum" bewahrte, durchstrichen Mendelssohn und Ramler den Schloßgarten, bis die Herzogin selbst erschien. Im traulichen Gespräche vergingen die Morgenstunden. Als die Gäste zum Speisen gerufen wurden,

[1]) Schr. V, 649.

entfernte sich Mendelssohn stillschweigend. Er ging ins Wirthshaus, wo er sich ein frugales Mahl bestellt hatte, denn — es sind das Sophiens Worte — aus einem gewiß sehr ehrwürdigen Grunde läßt sich dieser philosophische Mann nie zu den Mahlzeiten der Christen laden.

Um Mendelssohns Gesellschaft nicht lange zu entbehren, hob die Herzogin die Tafel bald auf; er kehrte zu den Freundinnen zurück. Ramler wurde aufgefordert etwas zu lesen, und da gerade Nathan der Weise auf dem Tische lag, so wählte er etwas daraus. Während die Herzogin und Sophie von den Wahrheiten seiner Gedanken oder von dem trefflichen Charakter des Nathan zur lauten Bewunderung hingerissen wurden, saß Mendelssohn mit verschlossenem Munde da; seine Seele schien sich blos in das Auge zurückgezogen zu haben.

Um die ernste Empfindung sanfter zu stimmen, trat endlich die Herzogin ans Clavier und spielte eine seelenvolle Arie. Am Schlusse derselben empfahl sich Mendelssohn, indem er mit glänzenden Augen versicherte: „Ich habe heute mit dem Geiste geschwelgt.“[1])

Er hatte einen glücklichen Tag verlebt, so glücklich, wie ihm nur noch wenige beschieden waren.

Als Sophie mit Elise von der Recke wenige Tage später Mendelssohn einen Besuch abstatteten, da wurde über nichts als über Lessing gesprochen und zwar, wie Sophie bemerkt, durch Veranlassung der ganz neuerlich angekommenen Briefe des Geheimraths Jacobi an Mendelssohn.[2])

---

[1]) Briefe einer Kurländerin II, 172. Vor hundert Jahren. Elise von der Reckes Reisen durch Deutschland nach dem Tagebuche ihrer Begleiterin Sophie Becker (Stuttgart), S. 193.

[2]) Vor hundert Jahren, S. 196.

Siebenundachtzigstes Kapitel.

Mendelssohn und Jacobi.

Die „Morgenstunden“ hatten Pempelfort noch nicht erreicht, so war auch schon von Jacobi eine Schrift bei Mendelssohn angelangt. Das Packet hatte sich mit den „Rabbinischen Vorlesungen“, wie es in einem Briefe Jacobis an Goethe heißt,[1]) gekreuzt. Ohne das Erscheinen des Buches, das Mendelssohn ihm nie in der Handschrift, sondern nur vollendet und gedruckt vorlegen wollte, erst abzuwarten, hatte er aus Furcht, der Gegner könne die streitigen Punkte unrichtig darlegen, den ganzen zwischen Elise Reimarus, ihm und Mendelssohn geführten Briefwechsel ohne Vorherwissen und Erlaubniß veröffentlicht und das ihm von Lessing anvertraute Geheimniß der ganzen Welt verrathen.

Jacobis Schrift „Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn,“[2]) welche sich den 8. October bereits in des letztern Händen befanden, war eine Composition der wunderlichsten Art, der ganze Jacobi wie er leibt und lebt. Mit den Briefen an Mendelssohn und Elise verband er die Geschichte der Briefe und zugleich die Geschichte, warum dieselben veröffentlich wurden. Die ihm geschickten „Erinnerungen“ hatte der „delicate Mann“ wohlweislich nicht mitabdrucken lassen. Die Sätze, welche er zu beweisen unternahm, waren: „Spinozismus ist Atheismus.“ „Die Kabalistische Philosophie ist, als Philosophie, nichts anderes als unentwickelter oder nur verworrener Spinozismus.“ „Die Leibniz-Wolffische Philosophie ist nicht minder fatalistisch als die Spinozistische.“ „Jeder Weg der Demonstration geht in Fatalismus aus.“ „Wir können nur

---

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi. Herausgegeben von Max Jacobi (Leipzig 1846), 101.

[2]) Breslau 1785; neue Ausgabe, ibid. 1789.

Aehnlichkeiten demonstriren, denn Demonstration ist Fortschritt in identischen Sätzen, und jeder Erweis setzt etwas schon Erwiesenes zum Voraus, wovon das Princip Offenbarung ist." „Das Element aller menschlichen Erkenntniß und Wirksamkeit ist Glaube".[1])

Um die Tactlosigkeit sich selbst nicht zu gestehen, nimmt der glaubensstarke Mann in dieser mit Sophismen und Autoritäten gewürzten Polemik einen anmaßenden Ton an und schaut mit geringschätziger Miene auf den Juden herab. Mendelssohn fürchtete, „die Philosophie hat ihre Schwärmer, die ebenso ungestüm verfolgen und fast noch mehr auf das Proselytenmachen steuern als die Schwärmer der positiven Religion;" er und Nicolai sahen gleich anfangs in diesem ganzen Vorgehen ein Complot der Lavaterschen Partei.[2]) Er war aufs schmerzlichste davon ergriffen. „Was dünkt Ihnen zu diesem sonderbaren, windschiefen Betragen?" fragt er Nicolai gleich nach Empfang von Jacobis Schrift.[3]) Die ganze Verfahrungsart war ihm so fremd, daß er ihr gar keinen Namen zu geben wußte. „Ist es Unbesonnenheit, Schwachheit oder böser Wille? Will Jacobi heucheln oder schwärmt er in der That? Will er den Atheismus oder den blinden Glauben predigen? Ich mag annehmen, was ich will, so bleibt mir noch manches in seinem Betragen unerklärbar."[4]) „Es liegt so etwas verschobenes, so etwas verwickeltes in dem ganzen Betragen dieses Mannes," schreibt er den 21. October 1785 der „verehrungswürdigen Freundin", welche in ihrer Herzensgüte sich selbst einen Theil der Schuld aufbürdete, „darein ich mich nicht finden kann. Warum ist er anfangs so vertraulich, um hernach, ohne Grund und Ursach, so argwöhnisch zu sein? Ist seine Eigenliebe so zündbar, warum kommt er dem Feuer so nah? Warum ist er von der einen Seite

[1]) Ueber die Lehre des Spinoza, 223 ff.
[2]) Schr. V, 638. Vor hundert Jahren, S. 196.
[3]) Schr. V, 634.
[4]) Schr. V, 641.

so keck, um von der andern so furchtsam zu sein? stößt seinen Nebenmenschen ins Feuer und flieht? reißt andern die Maske oder wol gar die natürliche Haut vom Gesicht, um seine eigene Larve undurchdringlicher zu machen. Ich liebe den Umgang mit solchen Leuten nicht und bin fest entschlossen, allen Privat-Briefwechsel mit Herrn Jacobi von nun an aufzuheben. Was wir uns einander zu sagen haben, soll öffentlich geschehen."[1])

Mendelssohn war im höchsten Grade erregt. „Ach Gott! daß ich gerade jetzt so sehr vom Schwindel geplagt sein muß!" ist seine häufig wiederkehrende Klage. Er war fest entschlossen zu antworten; Jacobi sollte die Wahrheit hören, und das Andenken Lessings mußte in Schutz genommen werden. Erst wollte er jedoch reiferer Ueberlegung Raum geben und sich von einsichtsvollen und rechtschaffenen Männern „ihre Gedanken ausbitten".

Er schickte die „Morgenstunden" den 16. October 1785 an Professor Kant in Königsberg und an den Hofrath Zimmermann in Hannover; letzterem empfahl er die Materie der strengsten Kritik, die Form aber der gütigen Nachsicht. „Der Verfasser des classischen Werkes ‚Ueber die Einsamkeit' muß wissen," heißt es in dem Briefe, „daß das Belecken der jungen Gedanken der Mutter so sauer wird als das Gebären. Das Ausbilden und Vollenden erfordert eine zweite Anstrengung, und ach! ich bin kaum der ersten noch fähig, die zum bloßen Berichtigen gehört."[2]) Professor Garve in Breslau, der die „Morgenstunden" ebenfalls erhielt, ersuchte er dieselben in einer müssigen Stunde durchzulesen, dann auch Jacobis Schrift „Ueber die Lehre des Spinoza" zu prüfen und ihm „seine aufrichtigen Gedanken über das Betragen dieses Mannes" mitzutheilen.[3])

Alle billig denkenden, durch Freundschaft für Jacobi nicht geblendeten Männer erklärten sich für Mendelssohn.

[1]) Schr. V, 723.

[2]) S. Mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes und Unbekanntes, S. 19.

[3]) Schr. V, 641.

„Diese Nacht, mein Theuerster," schreibt der alte Gleim den 13. November 1785 an Herder, „las ich Mendelssohns Morgenstunden, und freute mich herzlich darüber, daß ich alles von Lessing gesagt so fand, wie ich es gesagt oder hätte sagen mögen. Mendelssohn ist doch ein Mann Gottes! Herder sollte ihn sparen zur Schilderung seines nähern Freundes, wie Herder Lessings Freund war! Mein Lessing Atheist! Wer sagt's? Wer gab's zu lesen? Jacobi! Gott erbarm's! Wär's Goeze noch gewesen."[1])

„Unter meiner neuesten Lectüre nehmen sich Moses' und Jacobis Schriften aus," heißt es in einem Briefe Garves an Weisse. „Jenes ist Licht, dieses Finsterniß. Die Metaphysik des einen, wenn auch nicht immer neu, noch immer überzeugend, ist immer deutlich und belehrend; die des andern, die außerordentlich neu sein soll, ist theils unverständlich, theils zwecklos!"[2]) „In der That ist mir die Jacobische Schrift sehr aufgefallen," schreibt derselbe an Zollikofer. „Erstlich was hat Jacobi nöthig, Lessingen vorzuschieben, wenn er überhaupt den Spinozismus erörtern will. Ueberdies sollte Jacobi einen Brief, der blos zur Belehrung Mendelssohns bestimmt war, nicht drucken lassen, ohne diesen erst deshalb zu fragen .... Was für eine ganz andere Arbeit ist Moses seine! Das Licht, das dem Leser auch aus den abgezogensten Speculationen entgegenstrahlt, macht alles nicht nur leicht, sondern auch interessant. Die Bücher dieses Mannes sind zur Uebung des Denkens vortrefflich."[3])

Ganz anders lautete das Urtheil der Freunde des schwärmerischen Jacobis, der Glaubensliebhaber, und aller derjenigen, welche dem Juden die Ehre mißgönnten, die er allgemein genoß. Ihnen schien Jacobi engelrein, grundehrlich; „seine Sache so gut, sein Handel so rein, sein Spiel so groß".

---

[1]) Von und an Herder I, 114.

[2]) Briefe von Garve an Weisse (Berlin 1808), I, 232.

[3]) Briefwechsel zwischen Garve und Zollikofer (Berlin 1804), 373.

Hamann wünschte seinem Freunde „die größte Kaltblütigkeit gegen alle Conföderirten und Secundanten des Rabbi zu Berlin", und bildete sich ein, der erste gewesen zu sein, der den „Rabbi Moses auf die Sprünge gebracht, mit seinen Vorlesungen herauszurücken". Er stachelte Jacobi auf, „den beiderseitigen Erzfeind die ganze Lection nicht zu Ende lesen zu lassen, und hoffte, über die Vorlesungen die Epistel zu halten und den Metten eine etwas sehr starke Vesperlection entgegenzusetzen". [1])

Auf Seite Jacobis standen, wie sich leicht denken läßt, alle seine damaligen Freunde, besonders Lavater, Herder und Goethe. Nahm doch jeder mehr oder weniger Interesse an einem Streite, der den von fanatischen Pfaffen verketzerten Lessing und den jetzt zu neuem Leben erstandenen Spinoza betraf, und durch den, wie Johannes von Müller mit Recht behauptet, [2]) die wichtigsten Untersuchungen über den Spinozismus recht rege geworden waren.

Wo war Herders Freundschaft für Mendelssohn geblieben? Daß dieser die „Ideen zur Philosophie der Geschichte" kühl beurtheilt und gegen den preußischen Gesandten Kammerherrn von Seckendorff offen darüber gesprochen hatte, das konnte der eitle Mann ihm nicht verzeihen. „Denk Dir, Lieber," berichtet Herder den 25. Februar 1785 seinem Herzensbruder Lavater und an demselben Tage auch Hamann, „Seckendorff kommt von Berlin, hat mit Mendelssohn auch über die Ideen gesprochen und weißt Du, was dieser fürchtet? Daß es zuletzt auf Schwärmerei hinausgehe und oben ein Flämmchen brennen werde, das nicht für uns ist." [3])

Eigenthümlich benahm er sich auch in diesem Streite. „Mendelssohn ist zu alt," äußerte er gegen Hamann, „und ein zu elastischer Philosoph der deutschen Nation und Sprache, als daß er sich belehren ließe, und ein zu pfiffiger Ebräer, als daß

[1]) Jacobis Werke IV, 3, 42, 112.

[2]) Johannes von Müllers Werke, Bd. 38, S. 32.

[3]) Hamanns Schr., VII, 226; Aus Herders Nachlaß, II, 268.

ein ehrlicher Christ mit ihm auskäme. . . . Es ist sonderbar, daß in dem alten Manne der versteckte Haß gegen die Christen von Tag zu Tag mehr hervorzutreten scheint; denn allenthalben bringt er die Christen als geborene oder wiedergeborene Schwärmer ins Spiel und mit dieser geheimen bittersten Intoleranz ist alles Disputiren am Ende. In seinen „Morgenstunden" hat er seinen Schatten von Lessing so aus dem Gefechte zu bringen gesucht, daß er durch diese Verrückung der Sterne schon gewonnen Spiel hat."[1]) Herder hatte einen giftigen Neid auf alles Gute und, wie gegen Kant und die neuern Philosophen, auch gegen Mendelssohn das größte Gift auf dem Herzen.[2])

Und Goethe? Sein Busenfreund Jacobi wünschte, daß er thätigen Antheil an dem Streite nehme. Goethe, jetzt zuerst auf Spinoza geführt, schwieg; er war mit der Polemik des „lieben Bruders" gar nicht zufrieden; er tadelte seine Form nicht weniger als seine Ansichten. „Wenn die Gegner," schrieb er ihm, „nur halb klug sind, so machen sie auf den langhalsigen Verfasser Jagd, der in unendlicher Selbstzufriedenheit aus den Büschen heraussieht und im Schatten sich seiner Superiorität über Elstern und Raben erfreut, und sie haben das ganze Publikum auf ihrer Seite. Wenn Selbstgefühl sich in Verachtung anderer, auch des geringsten auslässt, muß es widrig ausfallen. Ein leichtsinniger Mensch darf andere zum besten haben, erniedrigen, wegwerfen, weil er sich selbst einmal preisgiebt. Wer auf sich etwas hält, scheint dem Rechte entsagt zu haben, andere gering zu schätzen. Und was sind wir denn alle, daß wir uns viel erheben dürfen."[3])

Ließe sich bei einem solchen Urtheile nicht erwarten, daß er auch gegen den übel mitgespielten Mendelssohn zum mindesten gerecht sei? Aber sein tiefwurzelnder Judenhaß spricht sich in

[1]) Jacobis Werke IV, 3, 143; Hamanns Briefwechsel mit Jacobi (Gotha 1868), S. 195.

[2]) Briefwechsel zwischen Schiller und Körner, III, 28.

[3]) Briefwechsel zwischen Goethe und Fr. H. Jacobi, 104.

jeder Zeile aus, welche er über ihn niederschrieb. „Was hast Du zu den ‚Morgenstunden‘ gesagt?“ schrieb er Jacobi den 1. December 1785. „Und zu den jüdischen Pfiffen, mit denen der neue Sokrates zu Werke geht? Wie klug er Spinoza und Lessing eingeführt hat? O Du armer Christe, wie schlimm wird es Dir ergehen! Wenn er Deine schwirrenden Flüglein nach und nach umsponnen haben wird!“[1])

Der Jacobi-Mendelssohnsche Streit wurde immer unerquicklicher; von allen Seiten stürmten die Gegner auf Mendelssohn und seine Schrift ein.

Kant, welcher die „Morgenstunden“ für das „letzte Vermächtniß der dogmatisirenden Metaphysik und zugleich für das vollkommenste Product derselben, für ein nie von seinem Werthe verlierendes Denkmal des Verfassers“ erklärte,[2]) hatte sich anfangs vorgenommen, „mit aller Kälte sich in einen Gang mit Mendelssohn einzulassen“; nach reiflicher Ueberlegung kam er davon ab. Später veranlaßte er seinen Jünger, den Professor Ludwig Heinrich Jakob in Halle, zu einer „Prüfung der Mendelssohnschen Morgenstunden“[3]) und schrieb eine gegen dieselben gerichtete Abhandlung, welche der Jakobschen Schrift als Empfehlung vorgedruckt ist.

Noch ein anderer Anhänger Kants trat gegen die in den „Morgenstunden“ aufgestellten Axiome und den darauf geführten Beweis für das Dasein Gottes rücksichtslos auf: Samuel Heinike, der Begründer des Taubstummenunterrichts in Deutschland, ließ sich unwirsch über Mendelssohn aus.[4])

Unberufen, „als Freiwilliger“, brach Theodor Wizemann für seinen Freund Jacobi die Lanze und schleuderte in seinen „Resultaten der Jacobi und Mendelssohnschen Philosophie“ die

---

[1]) Briefwechsel zwischen Goethe und Fr. H. Jacobi, 95.

[2]) Jenaer Literatur-Zeitung, Januar 1786.

[3]) Leipzig 1786.

[4]) Nach Kantischer Manier aufgelöste Axiomen von Moses Mendelssohn. Cöthen 1787.

giftigsten Pfeile gegen den jüdischen Philosophen. Dieser bald nachher gestorbene junge Mann, der in Gesinnung und Denkweise Hamann noch viel näher als Jacobi stand, scheute sich nicht zu behaupten: Mendelssohn erscheint klein, tückisch, ohnmächtig-stolz, ängstlich bekümmert den rechten Gesichtspunkt zu verfehlen, hämisch gegen Wahrheit und Christenthum."

Achtundachtzigstes Kapitel.

An die Freunde Lessings.

Jacobi hatte durch den unbesonnenen Streich, durch die indiscrete Veröffentlichung des Briefwechsels Mendelssohn aufs tiefste verletzt. Mehr als das gegen ihn gehegte Mißtrauen, daß er ihn in den Verdacht des Atheismus bringen würde, kränkte ihn, daß er „Gotthold Ephraim Lessing, den Herausgeber der Fragmente, den Verfasser des Nathan, den großen bewunderten Vertheidiger des Theismus und der Vernunftreligion als Spinozisten, Atheisten und Gotteslästerer angeklagt", daß er seinen besten Freund zum Heuchler gestempelt hatte. Er war entrüstet wie noch nie und raffte sich auf zur Vertheidigung und Ehrenrettung seines todten Freundes.

Trotz seiner außerordentlichen Schwäche, seiner tiefen Abneigung gegen alle Streitigkeiten entschloß er sich zu einer öffentlichen Entgegnung; er war es der Freundschaft und seinem Glauben schuldig und so entstand die Flugschrift „An die Freunde Lessings. Ein Anhang zu Herrn Jacobis Briefwechsel über die Lehre des Spinoza."[1])

Durch die Fehde mit Jacobi war der sonst so milde und leidenschaftslose Mann in eine gereizte Stimmung versetzt. Mit

---

[1]) Berlin 1786; Schr. III, 1–36.

ungewöhnlicher Lebhaftigkeit besprach er die Angelegenheit mit Engel und andern Freunden oft noch in späten Abendstunden; er war von der Sache seines Lessings so voll, daß er den alten Gleim, in dessen Gartenhause jener das ἓν καὶ πᾶν als den Inbegriff seiner Philosophie wenige Monate vor seinem Tode an die Wand geschrieben haben soll, bei seiner Anwesenheit in Berlin im November 1785 dringend ersuchte, einen Abend im Gasthofe für ihn zu sparen, weil sie in seinem Hause gestört würden, um sich einmal darüber auszusprechen.[1])

Es war Mendelssohn weniger darum zu thun, den Pantheismus Spinozas zu widerlegen oder Jacobi von seiner Ansicht zu überzeugen, als Lessing gegen die Beschuldigung des Spinozismus und Atheismus in Schutz zu nehmen. Er wollte die Gründe und Gegengründe vor den Augen des Publikums darlegen, die Geschichte seines Briefwechsels mit Jacobi ergänzen und die nöthigen Anmerkungen hinzufügen.

Daß Lessing der Lehre des Juden Spinoza angehangen, hatte für Mendelssohn nichts sonderlich Befremdliches, ihn verletzte, daß Jacobi ihn als „schalen Atheisten, nicht aus der Schule eines Hobbes oder eines Spinoza dargestellt, sondern irgend eines kindischen Witzlings, der sich eine Freude macht, das mit Füßen von sich zu stoßen, was seinen Nebenmenschen so wichtig und so theuer ist."[2]) Ihn schmerzte, daß Jacobi in stolzer, vornehmer Ueberhebung das Verhältniß zwischen ihm und Lessing so darstellte, als ob dieser gar nicht sein Freund gewesen wäre, ihn wenigstens nicht seines ganzen Vertrauens gewürdigt hätte. Jacobis Bestreben zielte in der That darauf hin, Mendelssohn von diesem Ehrenplatze, den er keinem irdischen Geschöpfe gönnen mochte, zu verdrängen.

Erst Schelling übte in seinem Streite mit Jacobi eine furchtbare Vergeltung. Durch den biedern Meyer, den Bio-

[1]) Aus Herders Nachlaß, I, 117.
[2]) Schr. III, 8.

graphen Schröders, über die Wahrheit der Freundschaft aufgeklärt, schrieb er diesem aus München den 29. August 1812: „Was Sie mit einer Gewißheit, die keinen Zweifel verstattet, von Lessings Denkart in Bezug auf Mendelssohn mir mittheilten, war mir insofern merkwürdig, als ich Jacobi'n nicht einmal von dieser Seite im Unrecht glaubte. Bedenke ich, mit welchen Künsten, wenigstens bei der gesammten nachgewachsenen Welt, jene Meinung hervorgebracht worden, die Sie bestreitem, so entsteht in mir der Wunsch, den alten Mendelssohn noch in das ihm gebührende Recht auf Lessings wissenschaftliche Achtung wiedereingesetzt zu sehen, ehe die Meinung unwiderruflich auf ihm haftet. So wenig ich mit ihm symphatisire, so oft habe ich mir einen Mann von seiner Klarheit zurückgewünscht, mit dem es doch möglich war, ins Reine zu kommen; um so mehr wünsche ich etwas zur Herstellung der Meinung über ihn in Ansehung dieses Punktes beizutragen."[1])

Bei aller von den Freunden so vielgerühmten Rechtschaffenheit Jacobis schien dessen ganzes Betragen Mendelssohn unerklärlich. Lessing vertraute ihm ein Geheimniß, und er verrieth es dem Publikum; er machte ihn in den letzten Tagen seines Lebens zum Vertrauten seiner Schwachheit und nun brandmarkte er damit dessen Andenken. Lessing gestand ihm, daß er Mendelssohn, „seinem so hochgeschätzten Freunde, sein wahres System verheimlicht hätte, um ihm nicht seine Ueberzeugung zu rauben, mit der er ihn so ruhig, so glücklich leben sah", und gleichwol war Mendelssohn der Erste, dem Jacobi das gefährliche Geheimniß aufdrang. „Wer," fragt Mendelssohn, „hat hier mehr thätige Religion, mehr wahre Frömmigkeit zu erkennen gegeben, der Atheist, der seinem geliebten Freunde die Ueberzeugung von der natürlichen Religion nicht entziehen will, oder der rechtgläubige Christ, der ohne Erbarmen dem Lahmen die Krücke aus den Händen schlägt."[2])

[1]) Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, II, 140.

[2]) Schr. III, 10.

Aus allem folgerte Mendelssohn, daß Jacobi nichts anders beabsichtigte, als jeden, der sich in der Einöde der Speculation verloren hatte, auf den sicheren Pfad des Glaubens zurückzuführen. Lessing war schalkhaft genug, den aufmerksamen Schüler zu spielen, nicht zu widersprechen, in alles mit einzustimmen. Was ihm bei Lessing mißlungen war, versuchte er nun bei Mendelssohn: während er für seine eigene Person „sich unter die Kanone des Glaubens zurückzog und Rettung und Sicherheit in einer Bastion des seligmachenden Lavaters fand", bemühte er sich nach Art seines Züricher Freundes, den Juden in den Schos der Kirche zu führen.

Jacobis Schrift schien ihm, wie er Kant und Zimmermann den 16. October 1785 schrieb, „ein gar sonderbares Monstrum: der Kopf von Goethe, der Leib von Spinoza und die Füße von Lavater."[1])

Die Cur war an Mendelssohn vergeblich angebracht. „Ich glaube," sagt er am Schlusse seiner letzten Schrift, „es sei bei so bewandten Umständen durch Disput wenig auszurichten, und also wohlgethan, daß wir aus einander scheiden. Er kehre zu dem Glauben seiner Väter zurück, bringe durch die siegende Macht des Glaubens die schwermäulige Vernunft unter Gehorsam, schlage die aufsteigenden Zweifel durch Autoritäten und Machtsprüche nieder, segne und versiegele seine kindliche Wiederkehr mit Worten aus dem frommen engelreinen Munde Lavaters. Ich von meiner Seite bleibe bei meinem jüdischen Unglauben, traue keinem Sterblichen einen engelreinen Mund zu, möchte selbst von der Autorität eines Erzengels nicht abhängen, wenn von ewigen Wahrheiten die Rede ist, auf welche sich des Menschen Glückseligkeit gründet, und muß also schon hierin auf eigenen Füßen stehen und fallen. . . Von diesem unwankenden Glauben gestärkt, suche ich Belehrung und Ueberzeugung, wo ich sie finde. Und, Preis sei der seligmachenden Allgütigkeit

---

[1]) Schr. V, 638; mein Moses Mendelssohn. Ungedrucktes, S. 19.

meines Schöpfers, ich glaube sie gefunden zu haben, und glaube, daß jeder sie finden könne, der mit offenen Augen sucht, und sich nicht selbst das Licht verstellen will."[1])

„An die Freunde Lessings" war Mendelssohns Testament, wie Gleim, Goethe u. a. diese Schrift nannten.

Seiner Religion und der Freundschaft opferte er in dieser letzten Geistesarbeit den letzten Rest seiner Kräfte. Der Denkstein, den er dem aus seiner Ruhe aufgestörten Freunde setzen wollte, wurde sein eigener Grabstein.

Die Gemüthserregung hatte sein Nervenleiden in bedenklichem Grade gesteigert.

Am Abend des letzten December 1785 brachte er das Manuscript der Schrift seinem Verleger Voß. Leidend und über Schmerzen klagend kehrte er nach Hause zurück.

Neunundachtzigstes Kapitel.

Mendelssohns Tod.

Als Hofrath Herz Montag den 2. Januar 1786 zufällig hörte, daß Mendelssohn sich nicht wohl befinde und das Zimmer hüte, eilte er zu ihm und fand ihn mit seinen Handlungsbüchern beschäftigt. „Wie geht es, mein lieber Moses? Sie sind krank?" „Ich habe mich erkältet," war seine Antwort, „als ich vorgestern Abend meine Schrift in Betreff der Jacobischen Angelegenheit zu Vossen brachte; es ist mir lieb, daß ich diese verdrießliche Sache vom Halse habe." Er sagte das letzte mit einem ihm ungewöhnlichen Widerwillen und Mißmuth, der mir durch die Seele ging. „Sie glauben nicht, lieber Herz," fuhr er fort,

[1]) Schr. III, 35.

„wie schwach seit einiger Zeit mein Gedächtniß ist; mein Cassabuch ist voller Unordnung; bald fehlt es hier, bald da, und da muß ich nun stehen und mich anstrengen, um es wieder in die Richte zu bringen."

Mendelssohn klagte über Schwäche, machte aber nicht viel aus seiner Unpäßlichkeit; sein Puls war natürlich, der Athem frei, nur der Husten etwas fest; gegen diesen bediente er sich eines unbedeutenden Hausmittels und nahm öfters Zucker. Zucker war überhaupt seine Lieblingsnäscherei, so oft man ihm denselben auch widerrieth. Der Zucker, pflegte er zu sagen, hat nur den einzigen Fehler, daß man keinen Zucker dazu essen kann.

Wir sprachen hierauf, erzählt Herz weiter,[1]) von dem Zustande der Medicin, von dem er eine sehr große Idee hatte, und von den Erfordernissen eines praktischen Arztes. Hofrath Herz verließ ihn, ohne ihm etwas zu verordnen, weil er schlechterdings keine Arznei vertragen konnte.

Dienstag Vormittag kam der Arzt wieder und fand ihn, im Pelz gehüllt, auf dem Sopha unter Lessings Büste sitzen, dem ersten Blicke nach, kränker und schwächer. „Ich bin heute recht herzlich krank, lieber Doctor," sagte er. „Mein Husten will nicht los, ich kann nicht essen, habe nicht geschlafen und bin sehr entkräftet." Dennoch unterhielt er sich von den Geistesanlagen seines jüngsten Sohnes mit völliger Klarheit des Geistes. Sein Puls war etwas schwach und in einiger Bewegung. Herz beredete ihn, dann und wann von einem sehr gelinde auflösenden kühlenden Trank einen Löffel voll zu nehmen.

Dienstag Abend um fünf Uhr lag er auf dem Sopha in einem etwas starken Fieber, wobei sein Athem aber freier und sein Geist heiterer als des Vormittags war. Um neun Uhr war das Fieber fast gänzlich gewichen; nur zeigte er eine kleine Stelle in der Brust, in welcher er Stiche fühlte. Herz verab-

[1]) Vorrede zu der ersten Ausgabe von Moses Mendelssohns „An die Freunde Lessings" XIII ff.

redete mit dem noch zu Rathe gezogenen Doctor Bloch, auf den leidenden Theil warme Umschläge zu legen und, falls sich die Stiche nicht bald verlören, ihm zu Ader zu lassen. Er war im übrigen bei ziemlicher Heiterkeit. Als die Aerzte sagten, es wären zu viele Leute im Zimmer, antwortete er mit einiger Laune: „Nach Achards Versuchen ist ja diese Luft die gesündeste,“ und so wünschten sie ihm eine gute Nacht.

Mittwoch den 4. Januar, morgens gegen sieben Uhr, lief Josef Mendelssohn bestürzt zu Herz und bat ihn, sogleich zu seinem Vater zu kommen, der sehr unruhig wäre. Herz eilte hin und fand ihn auf dem Sopha; Lessings Büste stand ihm gegenüber. Seine Augen hatten nicht mehr jenes durchdringende Feuer, sein Gesicht war eingefallen und blaß. Er empfing den alten Freund nach seiner liebevollen Weise mit einem Händedruck. „Nehmen Sie es nicht übel, lieber Doctor, daß ich Sie so früh beunruhige, ich habe eine elende Nacht gehabt. Die Stiche haben sich gleich nach den Umschlägen verloren, aber ich habe Beängstigung und Unruhe, ich fühle es, daß es mir vom Unterleibe herauftreibt, meine Brust ist sehr voll.“

Sein Puls war fast natürlich, nur etwas schwach, ohne die mindeste Unregelmäßigkeit. „Ich will mich einmal aufsetzen, vielleicht geht es besser,“ sagte er nach einer Weile zu seinem Arzte, der in Angst und Verlegenheit gerieth. Er richtete sich mit ziemlicher Kraft auf, setzte sich auf einen Stuhl, stand nach einer halben Minute wieder auf und nahm auf dem Sopha Platz mit den Worten: „Nun ist es vorüber.“ Sein Aussehen wurde immer mißlicher. Herz ging in das anstoßende Zimmer, um der Gattin und der Familie des Kranken seinen Zustand zu verkündigen. Plötzlich hörte er ein Geräusch auf dem Sopha. Er sprang hinzu, und da lag Mendelssohn, ein wenig von dem Sitze herabgesunken, mit dem Kopfe rücklings, etwas Schaum vor dem Munde; weg war Athem, Pulsschlag und Leben. Verschiedenes wurde versucht, ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen, allein vergebens. Da lag er nun ohne vorhergegangenes

Röcheln, ohne Zuckung, ohne Verzerrung, mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit auf den Lippen, als wenn ein Engel ihn von der Erde hinweggeküßt hätte. Sein Tod war, wie Herz angab, ein Schlagfluß aus Schwäche. Die Lampe erlosch, weil es ihr an Oel gebrach.

So endete unerwartet das theure Leben, so endete Moses Mendelssohn im 57. Jahre seines Alters.

Tags darauf las man in den Berliner Zeitungen:

„Gestern früh starb hier im 57. Jahre seines Alters plötzlich an einem Schlagflusse Herr Moses Mendelssohn, aus Dessau gebürtig; eine Nachricht, die außer dem, der sie niederschrieb, gewiß noch manchem Auge Thränen auspressen wird. Für die Welt sowol als für seine Freunde bleibt sein Verlust unersetzlich. In welchem künftigen Jahrhundert wird ein solcher Geist in der Hülle eines sterblichen Körpers wieder zur Reife kommen? Er hat die Hülle nur abgestreift; die Scheidewand ist gesunken, die ihn nur kurze Zeit von seinem verewigten Freunde trennte; sein verklärter Geist ist nun wieder bei seinem Lessing, dem er noch kurz vorher in seinen ‚Morgenstunden' ein so rührendes Denkmal der Freundschaft gestiftet hat. Man sage dann: Lessing starb, da er Nathan den Weisen vollendet, die Nacht des Aberglaubens verscheucht und die Gottheit in ihrem reinsten und erhabensten Lichte den Sterblichen geschildert hatte, und sein Freund starb, nachdem er seine letzten Gedanken dem erhabensten Gegenstande des menschlichen Denkens, dem Beweise von dem Dasein dieser Gottheit gewidmet hatte, in deren näherm Anschauen nun beide glücklich sind."

Der österreichische Gesandte in Berlin, Fürst von Reuß, meldete dem Fürsten Kaunitz, Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Wien, in einer Depesche: „Vorgestern ist der berühmte jüdische Gelehrte Moses Mendelssohn an einem Stückflusse jäh allhier verstorben."[1]) Man sieht, welch tiefen Eindruck

[1]) Mittheilung G. Wolfs in Wien, in Allg. Zeitg. d. Judths., 1872, S. 364.

der Tod des seltenen Mannes in allen Kreisen seiner Zeitgenossen hervorrief.

Vierundzwanzig Stunden nach dem Verscheiden, den 5. Januar um 10 Uhr morgens, wurde seine Leiche an ihre Ruhestätte gebracht. Seine aufrichtigsten Freunde, die Edelsten und Besten Berlins, trugen die Bahre; die ganze jüdische Gemeinde, bis auf wenige fanatische Frömmler, die nicht würdig waren, einem solchen Manne die letzte Ehre zu erweisen, und viele Christen schlossen still und trauernd dem Zuge sich an. Einige Fremde, die noch wenige Tage vor seinem Tode nach Berlin gekommen waren, einzig und allein um ihn zu sprechen, drängten sich in das Reinigungshaus, um wenigstens seine Hülle zu schauen, und benetzten mit Thränen die Lippen, welche so viel Weisheit und Güte ausgeströmt hatten. Während der ganzen Begräbnißzeit ruhte bei seinen Glaubensgenossen Handel und Wandel und in allen Straßen, durch welche der Zug nach dem jüdischen Friedhofe sich bewegte, selbst in anderen jüdischen Gemeinden, wohin die Trauerkunde gedrungen war, blieben die Geschäfte den ganzen Tag geschlossen.[1])

„Ein Schauer drang durch meine Seele,
Als ich des Volkes Trauer sah.
Von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang
Sah ich der Wechsler Tische leer,
Der Krämer Haus verschlossen,
Des Handels Lauf gehemmt.
Man trauert um den Redlichsten in Israel
Als um den Obersten im Volk,
Als um den Aeltesten des Landes.“[2])

[1]) Berl. Priv. Zeitung v. Dienstag d. 10. Januar 1786, und andere Zeitungen des In- und Auslandes, so Kjobenhevns Tidender, Aar 1786, No. 5.

[2]) Ramler, Sulamith und Eusebia. Eine Trauercantate auf den Tod Mendelssohns, in der Berliner Monatsschrift, Juni 1786.

Auf dem, mitten in der Stadt hinter dem Krankenhause in der großen Hamburgerstraße gelegenen alten jüdischen Friedhofe ruht Mendelssohn neben seinem Lehrer David Fränkel. Sein Grabstein, in der dritten Grabreihe, etwa der dreizehnte Leichenstein von der linken Seite ab, ist ein Denkmal seiner Bescheidenheit. Die wahrscheinlich von der Hand des demuthsvollen Philosophen selbst verfaßte hebräische und die später hinzugekommene deutsche Inschrift des Grabsteines lautet:

פ"נ
החכם ר' משה מדעסא
נולד י"ב אלול תפ"ט
ונפטר ביום ד' ה' שבט התקמ"ו
תנצבה.
Moses Mendelssohn
geb. zu Dessau am 6. September 1729,
gest. zu Berlin am 4. Januar 1786.[1])

Neunzigstes Kapitel.

Allgemeine Theilnahme.

Selten hat der Tod eines Gelehrten so allgemeine Theilnahme erregt als der Mendelssohns; sie war in den weitesten Kreisen der gebildeten Welt eine aufrichtige und allgemeine.

Die Kunde von seinem Hinscheiden erschütterte alle seine Freunde wie ein elektrischer Schlag; selbst Fürstinnen, wie die Prinzessin Ferdinand, die Gemahlin des jüngsten Bruders Friedrich des Großen, die Herzogin von Kurland und deren Schwester Elise von der Recke, trauerten um den edlen Freund.

¹) Lebrecht, Zum 150. Geburtstage Mos. Mendelssohns, S. 6, 12.

Die Herzogin, welche die Trauerkunde am Todestage früh morgens erhalten hatte, schrieb sofort der Reisebegleiterin ihrer Schwester: „Unser großer, weiser Mendelssohn ist diesen Morgen entschlafen.“ Die ersten Theilnehmer unseres Schmerzes, berichtet Sophie Becker, waren die Herzogin, die Campe, Hauptmann von Stamford, Nicolai und Parthey. „Da saßen wir und verstummten, keines konnte sprechen. O wie laut sprachen unsere Thränen: ‚Er ist nicht mehr!‘ Welche unersetzliche Lücke hat Berlin, hat die ganze Welt erhalten! Elise, deren Befinden ohnehin schon schlecht war, litt viel. Keiner hatte den Muth, Mendelssohns Namen zu nennen. . . Nicolai war sehr consternirt.“[1])

Groß und unersetzlich war der Verlust, den seine Glaubensgenossen erlitten hatten; ihr Lehrer, Rathgeber, Führer und Fürsprecher war dahin. „Talmudisten und Kaufleute, Vorsteher und Lehrer, Künstler und Schriftsteller, alle liefen zu ihm wie zu einem Orakel, das selten verfehlte und nie zu bestechen war“.[2]) Wohin die Nachricht von seinem Hinscheiden gelangte, war Klage und Trauer; die bessergesinnten unter den Juden condolirten einander und heiße Thränen entrannen ihren Augen bei den Worten: „Moses Dessau ist todt.“[3])

Er, dessen Blick sich so oft im Lichte der Gottheit verlor,
Stieg schnell von der obersten Stufe der Menschheit zur Vorsicht empor.
Jetzt blickt er aus hellem Lichte auf seines Volkes Trauer herab,
Und Thränen der Christen bezeichnen sein Grab.[4])

Alle seine Bekannten, selbst seine heftigsten Widersacher empfanden einen heimlichen Schauer bei der Kunde von seinem Ende.

---

[1]) Vor hundert Jahren, S. 232.

[2]) Berliner Priv. Zeitung vom 10. Januar 1786 und danach die meisten deutschen Zeitungen.

[3]) M. s. die Nachricht aus Halberstadt in der Berl. Priv. Zeitung vom 21. Februar 1786.

[4]) Mendelssohns Andenken geweiht. Berl. Priv. Zeitung vom 16. Februar 1786.

Eschenburg in Braunschweig, der Freund Lessings, war über den Verlust nicht wenig betroffen, denn „Freunde von der Art werden uns nicht leicht ersetzt," schrieb er Nicolai den 1. Februar. Heinrich Gottfried Bretschneider, damals in Lemberg, meinte: „Mendelssohn wird in Abrahams Schoß sitzen und Wasser auf die Proselytenmacher herabspritzen," wie er in seinem Briefe an Nicolai vom 1. Februar sich ausdrückt.[1])

Der mit Mendelssohns Töchtern später innig befreundete junge Theologe Schleiermacher ist erstaunt über das Aufsehen, das der Tod des Weisen in allen gebildeten Kreisen Deutschlands machte; er schrieb seinem in Halle lebenden Oheim, dem Professor Stubenrauch: „Mendelssohns Tod ist Ihnen ohnstreitig bekannt, vielleicht haben Sie auch das Distichon in den Zeitungen gelesen:

Es ist ein Gott: das sagte Moses schon,
Doch den Beweis gab Moses Mendelssohn.

Stubenrauch, ein Verwandter des gleichnamigen Präsidenten in Dessau, der sich Mendelssohn in einer Erbschaftsangelegenheit einmal gefällig gezeigt hatte,[2]) erwiderte dem Neffen: „Recht sehr hat mir Ihr Urtheil über Moses Mendelssohn gefallen und daß Sie das Unschickliche in jenem Distichon bemerkt. Nur scheint mir doch, als ob Sie Mendelssohn nicht Gerechtigkeit genug widerfahren lassen. Mendelssohn war mehr als Philosoph, ihm hat in der That unsere Literatur, unsere Sprache selbst, und die gesunde Kritik ungemein viel zu danken."[3])

Hamann hatte die Nachricht „sehr gerührt und seine alte Freundschaft, die wol noch nicht Schiffbruch gelitten, von neuem aufgeweckt". „Der schleunige Tod des armen Mendelssohn," schrieb er den 15. Januar an Jacobi, „ging mir den ganzen Donnerstag so im Kopfe herum, daß ich keine Ruhe hatte und

[1]) L. Geiger, Zeitschrift für die Geschichte der Juden, I, 129.

[2]) 1. Aufl. S. 494.

[3]) Aus Schleiermachers Leben (Berlin 1858), I, 42.

immer bedauerte, ihm nicht vor seinem Ende, wie ich mehr als einmal willens gewesen bin, geschrieben und mich gegen ihn erklärt zu haben, daß mein ‚Golgatha‘ mehr die Berliner als ihn selbst angehen sollte.“[1]) Er quälte sich mit dem Einfall, gegen den Sohn dasjenige zu thun, was er dem Vater schuldig zu sein glaubte, er wollte dem Sohne und der Familie, weil er in seinem Hause Höflichkeiten genossen, sein aufrichtiges Beileid bezeugen; aber die Grille verging ihm, wie sie sich seiner bemächtigt hatte.

Herder hatte der Tod des alten Freundes frappirt. „Du wirst schon wissen,“ schrieb auch er den 15. Januar an Jacobi, „daß Mendelssohn todt ist. Er ist den 4. am Schlage gestorben, und ich wollte, daß sein Aufsatz nicht möge vollendet sein. Mit Todten zu streiten ist immer unangenehm. Die Göttin hat ihn weggerückt.“[2])

In Goethe waren durch die Todesnachricht die unangenehmsten Empfindungen wach geworden[3]), und der junge Thomas Wizemann glaubte sein ungerechtes Benehmen gegen Mendelssohn dadurch wieder gutzumachen, daß er folgende Elegie ins „Museum“ einrücken ließ.[4])

Wer ist der Schatten, der dort im düstern Schimmer des Mondes
So ruhig emporwallt?
Wie er, in Gedanken verloren, sich hebt! Wie er aufblickt,
Als wär' kein Gerichtstag!
Sieh! das ist nicht des Feigen Blick, auch nicht des Erob'rers.
O nenne mir Diesen!
Das ist des Weisen Schatten, der rastlos den Schimmer der Wahrheit
Auf Erden verfolgt hat.
Voll der Ahnung Gottes und der Unsterblichkeit Ahnung
Voll, hat er gewandelt.
Dieses Wandels, sich selber bewußt, blickt auf er so ruhig,
Als wär' kein Gerichtstag.

[1]) Jacobis Werke IV, 3, 138, 141 f.
[2]) Aus Herders Nachlaß II, 282.
[3]) Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, 102.
[4]) Von der Goltz, Thomas Wizemann, II, 130.

Horch, wie hinter ihm her die Klage tönet! — ich hör' ihn
Beweinen mit Schmerzen.
Hat er Waisen zurückgelassen, und ringt eine Witwe
Die Hände vorm Leichnam?
Eine Witwe und Waisen. Doch weit umher hallen die Seufzer
In Deutschlands Gefilden.
Jünglinge, edel und kühn, die im Kampf mit Irrthum und Wahrheit
Sich seiner getröstet
Ach! und Germaniens Töchter, die durch ihn Hoffnung geschöpfet
Des ewigen Lebens,
Klagen um ihn!

Nach seinem frühzeitigen Tode war jeder bemüht, ihm, seiner Persönlichkeit und seinen hohen Verdiensten die volle Anerkennung zu zollen. Seinen Freunden schien mit ihm die Fackel der echten, die Wahrheit suchenden Aufklärung erloschen. „Wie viel die Gelehrsamkeit, die Weltweisheit, die deutsche Literatur an einem Mendelssohn verloren haben, das wissen alle, denen diese Gegenstände wichtig sind; aber wie wenig reicht das hin, den unersetzlichen Verlust zu ermessen, den seine Freunde erlitten! Ich gestehe frei," klagt Professor Engel, „daß an dem Orte, wo ich lebe, mich kein Schlag empfindlicher hätte treffen, kein Unfall mich tiefer hätte verwunden können, als der Tod dieses Edeln."[1])

Sein alter Freund Nicolai schrieb einen Nekrolog in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek", und Biester widmete ihm in der „Berlinischen Monatsschrift", deren Mitarbeiter er in den letzten Jahren seines Lebens war, einen warmen Nachruf; durch beide, mit dem Feuer der Empfindung geschrieben, ist er, wie Garve sich ausdrückt, wahr geehrt worden.[2])

Der alte Wessely machte seinem von Schmerz zusammengepreßten Herzen in einer meisterhaften hebräischen Elegie Luft[3]), und Ramler feierte in ihm

---

[1]) An die Freunde Lessings, Vorrede.
[2]) Briefe von Garve an Weisse, S. 245.
[3]) Sammler, 1786, S. 81 ff.

„Einen Weisen wie Sokrates,
Den Gesetzen der Väter getreu,
Unsterblichkeit lehrend,
Unsterblich wie er.“

Der bekannte Dichter und Aesthetiker, Karl Philipp Conz in Tübingen, durchdrungen von Mendelssohns unsterblichen Verdiensten als Mensch und Philosoph, setzte ihm ein schönes Denkmal in einem, aus vier Gesängen bestehenden lyrisch-didaktischen Gedichte, in dem er „Moses Mendelssohn, den Weisen und den Menschen“ zum Helden seines Epos machte.[1])

Simon Höchheimer, ein junger Arzt und Landsmann des Doctor Markus Bloch, der während seines Aufenthaltes in Berlin mit Mendelssohn, dessen Kindern und Freunden freundschaftlich verkehrte und dem der Weise den 7. August 1785 das Bibelwort „Liebet Wahrheit und Frieden!“ ins Stammbuch schrieb, gab den Empfindungen seines Herzens „Ueber Moses Mendelssohns Tod“ in einer hebräischen und ins Deutsche übersetzten Elegie zusammen mit einer Charakteristik und Würdigung der Verdienste des vielbetrauerten Mannes Ausdruck.[2])

Auch Kant, der freilich keinen Helden aus dem jüdischen Volke leiden und deswegen auch Lessings Nathan keinen Geschmack abgewinnen konnte,[3]) wollte etwas über Mendelssohns Verdienste um die jüdische und christliche Religion veröffentlichen. Bis zur Schwärmerei voll war er von seinem Originalgenie und seine klare leichtfaßliche Schreibart konnte er nicht genug bewundern.[4]) Wie bedauerte er, daß von dem vortrefflichen Moses keine brauchbaren Schriften in seinem Nachlasse gefunden wurden![5])

[1]) Stuttgart 1787. Den Reinertrag bestimmte der edle Verf. für arme Judenfamilien.

[2]) Ueber Moses Mendelssohns Tod. Wien und Leipzig 1786; die Elegie S. 77 ff.

[3]) Hamanns Schriften VI, 79.

[4]) Jacobis Werke IV, 3, 202; Kants Werke, XI, 1, 100, vgl. I, 371 ff.

[5]) Kants Werke, XI, 1, 51.

Da erschien inmitten dieser theilnahmsvollen Kundgebungen die letzte Schrift Mendelssohns „An die Freunde Lessings. Ein Anhang zu Herrn Jacobis Briefwechsel über die Lehre des Spinoza“[1]), und der Streit brach wieder von neuem aus. Engel, der Herausgeber der Schrift, hatte nämlich in der Vorrede behauptet, daß Jacobi an dem Tode des Freundes schuld sei und ihm den Todesstoß versetzt habe. Das Schriftchen, das Anfang Februar 1786 erschien, verursachte große Aufregung. „Wie wenig wünschte ich jetzt an Jacobis Stelle zu sein!“ schreibt Garve den 5. Februar an Weisse, unmittelbar nach Empfang der Schrift. „Was wollte ich darum geben, wenn Moses wenigstens den zweiten Theil seiner ‚Morgenstunden‘ hätte herausgeben können.“[2]) Goethe war einer der ersten, der sich über das Schriftchen äußerte; er stand ganz auf Jacobis Seite. Den 20. Februar meldete er Herder und der Frau von Stein, daß er das „jüdische neue Testament“ nicht habe auslesen können; er wünschte, daß die Freundin glücklicher damit sei und fügte die recht gehässig klingende Bemerkung hinzu: „Kann doch nicht einmal ein armer Jude ohne geneckt zu werden aus der Welt gehen“.[3]) Von den Berliner Freunden Mendelssohns wurde die Fehde mit Heftigkeit fortgesetzt. Herz, Friedländer, Nicolai, Moritz, Philippson in Hannover u. a. traten für ihn in die Schranken; Campe und Reimarus, auch Mirabeau nahmen Partei für ihn.[4]) Jacobi mußte es sich gefallen lassen, mit Lavater und den Mystikern zusammen abgefertigt zu werden. „Der Streit über den Einfluß, den Jacobis Schrift auf Moses' Gesundheit und Leben gehabt hat, wird wol so lange nicht ruhen,“

[1]) Berlin, Voß, 1786.

[2]) Briefe von Garve an Weisse I, 239.

[3]) Aus Herders Nachlaß I, 88 f; Goethes Briefe an Frau von Stein (Weimar 1851), III, 241.

[4]) Berl. Priv. Zeitung, Januar 1786 (Herz, Friedländer); Hamburger Zeitung, Januar 1786 (Reichardt); Moldenhauers Beleuchtung in dem Hamburger Correspondent, St. 15, Januar 1786; bes. abgedruckt Berlin 1786.

schreibt Garve an Weisse den 22. März 1786,[1]) „bis Jacobi selbst auftreten wird." Das that er in seiner „Rechtfertigung wider Mendelssohns Beschuldigung". Die Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks gab den Gegnern gewonnenes Spiel, und niemand nahm sich Jacobis mehr an. Claudius, der Wandsbecker Bote, mußte es übernehmen, eine Lanze für ihn zu brechen,[2]) und ein Prediger Schulze, „der Zopfschulze", zu seiner Vertheidigung auftreten mit einer Schmähschrift,[3]) die so gemein und gehässig war, daß sich jeder mit Abscheu davon abwandte; selbst ein Hamann empfand Ekel „über den unschlachtigen Ton" dieses „berüchtigten" Geistlichen.[4])

Wie sehr von den Freunden und Anhängern des Glaubensphilosophen gegen die Beschuldigung, den Tod Mendelssohns verursacht zu haben, auch noch später protestirt wurde; so viel steht fest: der Streit mit Jacobi hat mittelbar und unmittelbar zur Verkürzung seines Lebens beigetragen. Was Lavater mit seiner Herausforderung begonnen, hat Jacobi in trauriger Weise zu Ende geführt. Schrieb doch noch sechsunddreißig Jahre nach Mendelssohns Tod Goethe an Zelter: „Du erinnerst Dich wol, daß der gute Mendelssohn an den Folgen einer voreiligen Publication des ‚Prometheus' gestorben ist."[5])

Würdig und voll Begeisterung wurde Mendelssohns Andenken in Berlin gefeiert. Einige Wochen nach seinem Tode bildete sich dort ein Comité, bestehend aus Engel, Biester, Nicolai, Friedländer, Herz u. a., das mit dem Plane umging, Leibniz, Lambert, Sulzer und Mendelssohn auf dem Opernplatze

---

[1]) Briefe von Garve an Weisse, I, 244.

[2]) Zwei Recensionen in Sachen der Herrn Lessing, M. Mendelssohn und Jacobi. Hamburg 1786.

[3]) Der entlarvte Moses Mendelssohn, oder völlige Aufklärung des räthselhaften Todesverdrusses des M. Mendelssohn über die Bekanntmachung des Lessingschen Atheismus von Jacobi. Amsterdam 1786.

[4]) Jacobis Werke IV, 5, 296.

[5]) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, III, 87.

ein Monument zu errichten. Zu diesem Zwecke wurde Dienstag, den 23. Mai 1786, eine Gedächtnißfeier veranstaltet, für welche Ramler sein „Sulamith und Eusebia“ dichtete, eine Cantate,[1]) welche der Kapellmeister Wessely, ein Neffe Hartwig Wesselys, in Musik setzte.

An demselben Tage fand in der Synagoge zu Königsberg eine Gedächtnißfeier statt, der auch Kant beiwohnte.

Einundneunzigstes Kapitel.

Der hundertjährige Geburts- und Todestag.

Hundert Jahre seit der Geburt Mendelssohns waren verflossen. Die Juden Deutschlands erkannten in dankbarer Liebe, was er Großes gewirkt, und die Besten unter ihnen hielten es für Pflicht, seinen hundertjährigen Geburtstag festlich zu begehen. Der 10. September 1829 wurde unverabredet an verschiedenen Orten als Festtag begangen, theils durch Reden und feierliche Versammlungen, theils durch eigens errichtete wohlthätige Stiftungen, welche Mendelssohns Namen trugen.[2])

Die nächste Veranlassung zu einer Feier hatte Berlin, wo Mendelssohn über vierzig Jahre gelebt und seine unsterblichen Werke geschaffen hatte, wo seine irdischen Reste ruheten. An gedachtem Tage versammelten sich seine Kinder und Enkel, seine Freunde und Verehrer in dem zu diesem Feste geschmackvoll eingerichteten Saale der „Gesellschaft der Freunde“. Es wurden verschiedene Reden gehalten. Moses Moser, der Jugendfreund Heinrich Heines, entwickelte Mendelssohns sittliches Princip und

[1]) Berlin. Monatsschrift, 1786, 481—489.

[2]) Haude- und Spenersche Zeitung von Sonnabend, den 19. Sept. 1829. Verf. des Artikels ist Zunz. Zunz, Ges. Schr. (Berlin 1876), II, 112 ff.

Bedeutsamkeit; der Geschichtschreiber Jost gab einen Abriß von Mendelssohns Leben, und der gelehrte Zunz schilderte Mendelssohns Leistungen für Mit- und Nachwelt.[1]) Würdige Heiterkeit belebte das festliche Mahl, bei dem viele Toaste ausgebracht wurden.[2]) Die jüdische Gemeinde zu Berlin beschloß, das Andenken an diesen Tag durch die Errichtung einer Stiftung zur Erziehung und Ausbildung armer jüdischer Waisen zu verewigen und ihr den Namen „Mendelssohnsche Waisen-Erziehungs-Anstalt" beizulegen; dieselbe wirkt in segensreichster Weise und verfügt über einen bedeutenden Fond.[3]) Zur Feier dieses Tages erschienen in Berlin auch zwei Gedichte im Druck: ein hebräisches von S. Heilberg, und ein deutsches, „Zion", von Samuel B. Schönberg, einem jungen Arzt aus Moor in Ungarn.[4])

In Dessau, dem Geburtsorte des jüdischen Sokrates, veranstaltete David Fränkel, Director der Franzschule und Herausgeber der Zeitschrift „Sulamith", eine Säcularfeier, bei der der Gymnasialdirector J. A. L. Richter, ein von humanstem Geiste beseelter Mann, die Gedenkrede hielt.[5]) Auch hier wurde eine Mendelssohn-Stiftung begründet, aus der arme jüdische Jüng-

---

[1]) Zunz, Rede gehalten bei der Feier von Moses Mendelssohns hundertjährigem Geburtstage, den 12. Elul = 10. September 1829. Berlin, 1829. Wieder abgedruckt: Zunz, a. a. O., II, 102 ff.

[2]) Auerbach, J. L., Toast auf das Wohl der jüdischen Gemeinde zu Berlin, ausgebracht bei dem am 10. September 1829 zur hundertjährigen Feier Moses Mendelssohns daselbst stattgefundenen Mahle. O. D. u. J. (Berlin 1829.)

[3]) Das Vermögen belief sich 1855 auf ca. 75,000 Thaler.

[4]) Zion, Ermunterung für die Glaubensgenossen Moses Mendelssohns. An dessen hundertjährigem Geburtstage. Von S. B. Schönberg. Berlin 1829.

Heilberg, Empfindungen bei Gelegenheit der Säcularfeier zu Ehren des sel. Moses Mendelssohn. Ein Gedicht in hebr. Sprache. Berlin 1829.

[5]) Richter, J. A. L., Moses Mendelssohn als Mensch, Gelehrter und Beförderer echter Humanität. Eine Rede, gehalten bei der hundertjährigen Geburtstagsfeier am 10. September 1829 im Saale der Franzschule zu Dessau. Dessau 1829.

linge, welche sich Künsten und Wissenschaften widmeten, Unterstützung erhalten sollten.[1]) Die jüdische Gemeinde in Frankfurt am Main schickte zu dieser Stiftung eine bedeutende Summe ein. Ihr fiel auch der Ertrag des von B. Guttenstein zu Heidelberg erschienenen, „dem Andenken des Unsterblichen geweihten" Schriftchens zu.[2])

In Hamburg veranstaltete die jüdische Freischule eine Gedenkfeier, bei der S. Hahn eine Rede hielt[3]) und Immanuel Wohlwill in einem Gedichte Mendelssohns unsterblichen Namen feierte.[4]) Der Hamburger Prediger Gotthold Salomon, welcher zu derselben Gelegenheit eine größere Schrift, „ein Denkmal zur Erinnerung",[5]) herausgab, nahm in seiner zwei Tage später im dortigen Tempel gehaltenen Predigt Bezug auf die hundertjährige Geburtstagsfeier und regte die Gründung zu einer Mendelssohn-Stiftung an, aus der Jünglinge, welche sich den Studien widmen, unterstützt werden sollten.[6])

In vielen Gemeinden des In- und Auslandes, in Dresden, wo der verdienstvolle Bernhard Beer die Festrede

---

[1]) Im Jahre 1831 wurden studirende Israeliten aus den Zinsen dieser Stiftung unterstützt. (Lindner, Geschichte des Landes Anhalt, 252.) Ob dieselbe noch besteht, wissen wir nicht.

[2]) Guttenstein, B., Moses Mendelssohns Verdienste um die Bildung seines Volkes. Dem Andenken des Unsterblichen geweiht bei Gelegenheit seines am 10. September 1829 gefeierten hundertjährigen Geburtstages. Heidelberg 1829.

[3]) Hahn, S., Rede, gehalten ... zur Säcular-Gedächtnißfeier der Geburt Moses Mendelssohns, am 10. Septbr. 1829. Hamburg 1829.

[4]) Zur Säcularfeyer Moses Mendelssohns am 12. Elul 5589 = 10. September 1829. Hamburg, Benjamin.

[5]) Salomon, G., Denkmal zur Erinnerung an M. Mendelssohn. Zu dessen Säcularfeier im September 1829. Hamburg 1829.

[6]) Salomon, G., Licht und Segen, oder auf welchem Wege können Völker wahrhaft erleuchtet und beglückt werden? Predigt am 14. Elul (12. Septbr. 1829) in Beziehung auf den hundertjährigen Geburtstag des Weltweisen Mos. Mendelssohn, gehalten in dem neuen Tempel zu Hamburg. Hamburg 1829.

hielt[1]) und den noch jetzt blühenden Mendelssohn-Verein „zur Förderung von Handwerken, Künsten und Wissenschaften" mitbegründete, in Breslau, in Frankfurt a. Main,[2]) Heidelberg,[3]) Prag,[4]) und andern Orten[5]) wurde der hundertjährige Geburtstag in den Schulen und Synagogen in würdigster Weise gefeiert.

Durch liebevolle Verehrung Mendelssohns zeichnete sich die Gemeinde Leipzig besonders aus. An dem Geburtstage des unsterblichen Weisen im Jahre 1855 wurde die dortige neuerbaute Synagoge eingeweiht und alljährlich an dem Sabbate vor oder nach dessen Sterbetage hielt der gefeierte Wiener Prediger Adolf Jellinek, so lange er in Leipzig war, eine Gedenkrede.[6]) Im Jahre 1859 wurde dort ein Mendelssohn-Verein gegründet, der als „Verein zur Förderung geistiger Interessen im Judenthum" alljährlich am Todestage Mendelssohns eine würdige Gedächtnißfeier veranstaltete, wobei A. M. Goldschmidt aus Leipzig, Sal. Formstecher aus Offenbach, L. Philippson aus Bonn, M. Joël aus Breslau, L. Adler aus Cassel, L. Fürst aus Leipzig, Prof. Wuttke aus Leipzig, Prof. R. Gosche aus Halle u. a. über Mendelssohn oder Lessing Reden

---

[1]) Beer, B., Rede bei der Gedächtnißfeier Moses Mendelssohns an dessen hundertjährigem Geburtstage. Dresden 1829.

[2]) Weil, J., Erinnerung an Mos. Mendelssohn bei der Feier seines hundertjährigen Geburtstages. Frankfurt a. M. 1829.

[3]) Rehfuß, C., Wie ehren wir das Andenken an den um sein Volk sehr verdienten Moses Mendelssohn? Predigt, gehalten am 10. September 1829. (Hdschr.)

[4]) Beer, Peter, Rede gehalten am hundertjährigen Geburtstage Moses Mendelssohns. Prag 1829.

[5]) Liepmannssohn, S. L., Denkrede auf den großen israel. Weltweisen Moses Mendelssohn, bei der am 10. September 1829 veranstalteten hundertjährigen Geburtstagsfeier. Hamm 1830.

[6]) Jellinek, Ad., Drei Gräber. Kanzel-Vortrag am 6. Januar 1849. Leipzig 1849.

hielten[1]), und poetische Beiträge von Moritz Rappaport aus Lemberg, L. A. Frankl und L. Kompert aus Wien, Friedr. Friedrich u. a. zum Vortrage kamen.[2])

Um auch ein äußeres Zeichen der Dankbarkeit für den edlen Weisen, den geistigen Reformator des Judenthums, in Deutschland zu schaffen, regte der Verein im Jahre 1863 die Idee zum Ankauf des Geburtshauses Mendelssohns in Dessau an. Dieses Haus, das, um den Preis von 2600 Thlr. erworben, später in den Besitz des „Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes" überging, wurde durch die Stiftung des Geh. Commerzienraths E. Mendelssohn in Berlin zum Aufenthalt für einige würdige Männer der Wissenschaft bestimmt. Der Verein gründete im Jahre 1861 auch eine „Mendelssohn-Stiftung" zum Zwecke der Unterstützung und Förderung von Jüngern der Wissenschaft und Kunst; sie hat während der fünfundzwanzig Jahre ihres Bestehens nahezu 57,000 Mark verausgabt und so manchem emporstrebenden, mühsam ringenden Talente den Weg geebnet.

Von diesem Vereine und dem „Deutsch-Israelitischen Gemeindebunde" ging auch die Anregung zur Feier des hundert-

[1]) Von diesen Reden und Vorträgen erschienen im Druck:
Festrede bei der am 3. Januar 1861 . . veranstalteten Gedächtnißfeier von A. M. Goldschmidt. Leipzig 1861.
Moses Mendelssohn ein Philosoph auf dem Gebiete des Judenthums, von Sal. Formstecher.
Moses Mendelssohn der Reformator des Judenthums, von Ludw. Philippson.
Gedächtnißrede von Rabb. M. Joël. (1865).
Der Sieg des fortschreitenden Menschengeistes oder das Verfahren Moses Mendelssohns, Religion und Menschenthum zu versöhnen, von L. Adler. Berlin 1870.

[2]) Von den Gedichten wurden gedruckt:
Der sterbende Sklave in Egypten, von Mor. Rappaport;
Der deutsche Jude, zur Mendelssohnfeier, von Leopold Kompert;
Prolog zur Mendelssohnfeier am 4. Januar 1865, von Friedrich Friedrich.

Diese Reden und Gedichte sind, außer den Reden von Goldschmidt und Adler, enthalten in: Gedenkblätter an Moses Mendelssohn. Leipzig 1863, 1865.

undfunfzigjährigen Geburtstages aus. Da das Jahr 1879 nicht nur das hundertundfunfzigste seit der Geburt Mendelssohns und Lessings, sondern auch das hundertste seit dem Erscheinen des „Nathan“ war, so beschloß der „Gemeindebund“, um von der Dankbarkeit für das Wirken dieser Geistesheroen Zeugniß abzulegen, ihr Bild neu zu beleben und durch Vorführung ihrer Ideen und Thaten das heutige Geschlecht zu ermuntern und zu stählen, in dem noch immer nicht abgeschlossenen Kampfe gegen Glaubenshaß und Unduldsamkeit, als Festschrift ein „Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch“ herauszugeben![1]) Dieses geschmackvoll ausgestattete Buch enthält außer mehreren Originalarbeiten von A. Bodek, A. M. Goldschmidt, M. Brasch, A. Fränkel, Ad. Jellinek und Emil Lehmann, zumeist schon früher erschienene Aufsätze über Mendelssohn. Der hundertundfunfzigjährige Geburtstag wurde am 30., 31. August oder auch am 6. September 1879 außer in Dessau,[2]) Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Karlsruhe[3]) in allen größern Gemeinden Deutschlands, auch in Amerika, besonders in Baltimore[4]) und New-York, feierlich begangen.

Zu einer allgemeinen Gedächtnißfeier forderte die Wiederkehr des Todestages nach einem Jahrhundert auf.

[1]) Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch. Leipzig, Baumgärtner, 1879.

[2]) Die Feier des 150. Geburtstages M. Mendelssohns in seiner Geburtsstadt Dessau am 31. August 1879. Dessau. Das Schriftchen enthält außer dem Bericht der stattgehabten Feierlichkeiten die Predigt von S. Salfeld und Festlieder von W. Wolffsohn.

[3]) Volles Gewicht und volles Maß. Predigt zur 150jährigen Geburtstagsfeier M. Mendelssohns am 30. August 1879 von A. Schwarz. Karlsruhe 1879.

[4]) Zu dieser 150. Geburtsfeier erschien von Benjamin Szold in Baltimore eine interessante Gedenkschrift: Moses Mendelssohn, und der von ihm am 6. September 1879 gehaltene Gottesdienstliche Vortrag. Baltimore 1879.

Die eigentliche Stätte der Feier war in Dessau, angeregt von der Stadt und unter der Theilnahme des Herzogs Friedrich Leopold und des Erbprinzen Friedrich mit Gemahlinnen, des gesammten Hofstaates, der Minister, der Mitglieder des Regierungs-collegiums, der Geistlichkeit und des Magistrats. Auf Einladung des Bürgermeisters erschienen Deputationen aus Berlin, Wien, Leipzig, Hamburg und andern Städten.'

Die Feier gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung der Verehrung. Nach einer in der Synagoge abgehaltenen Gedächtnißrede folgten in der Aula des Gymnasiums die Gedenkreden von Gymnasiadirector Wickenhagen und Prof. M. Lazarus aus Berlin.[1]) Zur Feier des Tages wurde nach einem Festmahle, an dem mehrere hundert Personen theilnahmen, im herzoglichen Hoftheater „Onkel Moses"[2]) und nach einem Festprologe „Nathan der Weise" gegeben.

Dem Andenken des Philosophen wurden in den meisten in deutscher Sprache erscheinenden Tagesblättern sowie in allen jüdischen Journalen ausführliche Artikel gewidmet und in allen jüdischen Gemeinden Deutschlands und Oesterreichs, auch in vielen Frankreichs, Ungarns, Galiziens, selbst Rumäniens und Polens, sowie in den meisten Englands und Amerikas, in Synagogen, Schulen und Vereinen Gedenkreden gehalten.[3])

Zur Erinnerung an diesen Tag machte der Geh. Commerzienrath Franz Mendelssohn in Berlin, ein Urenkel des Philosophen, der Berliner Universität eine Stiftung von 150,000 Mark zu Stipendien für deutsche Studirende der philosophischen Fakultät ohne Unterschied der Confession.

---

[1]) Die Gedenkrede von Lazarus abgedruckt: Nationalzeitung Nr. 22 und 28.

[2]) Hugo Müller, Onkel Moses. Charakterbild in 1 Akt. Berlin.

[3]) Gedenkreden erschienen im Druck von: H. Baerwald (Frankfurt a. M.), P. Frankl (Berlin), S. Freund (Görlitz), Ad. Jellinek (Wien), M. Joël (Breslau), M. Steckelmacher (Mannheim), J. J. Unger (Iglau), M. S. Zuckermandel (Trier), u. a. m.

Die Stadt Dessau ehrte das Andenken Mendelssohns noch besonders dadurch, daß sie beschloß, ihm ein Standbild zu errichten.

Zweiundneunzigstes Kapitel.

Mendelssohn-Denkmal.

Das schönste Denkmal, das der unsterbliche Mendelssohn bei Lebzeiten sich errichtet hat, sind seine Geistesproducte, seine Werke.[1])

Wenige Monate nach seinem Tode war Doctor Markus Bloch willens, eine Gesammtausgabe der Schriften des Weisen zu veranstalten. Er gab den Plan jedoch bald wieder auf, denn die Witwe selbst beabsichtigte die Herausgabe zu besorgen, wie aus folgendem Inserat in der „Berl. Priv. Zeitung" von Donnerstag den 18. Mai 1786 hervorgeht: „Ich zeige einem resp. Publikum hiermit nachrichtlich an, daß ich einigen Freunden meines sel. Mannes sowol die Herausgabe seiner ungedruckten, als die Sammlung seiner zerstreuten bereits gedruckten größern und kleinern Schriften übertragen habe. Diese Freunde werden den Druck seiner sämmtlichen Werke bei den rechtmäßigen Verlegern, die zu gehöriger Zeit bekannt gemacht werden sollen, veranstalten und begleitet von dessen Biographie von der Hand eines allgemein beliebten Schriftstellers besorgen.

Berlin, April 1786.

Moses Mendelssohns Witwe.

Mochten nun die „rechtmäßigen Verleger" Schwierigkeiten machen oder die Freunde sich der Arbeit nicht unterziehen wollen: genug, das Unternehmen kam nicht zur Ausführung.

---

[1]) M. s. meinen Artikel in: „Blätter für literarische Unterhaltung", 1886, Nr. 3.

Die erste sogen. Gesammtausgabe veranstaltete ein Buchhändler und Antiquar in Ofen, namens Burian, unter dem Titel „Moses Mendelssohns sämmtliche Werke", welche auf schlechtem Papier und in schlechtem Druck in Ofen (Großwardein) 1819—1821 erschien. Von dieser Gesammtausgabe wurde zehn Jahre später ein Nachdruck in Rödelheim veranstaltet.

Besser ausgestattet, aber durchaus nicht vollständiger, dabei voller Druckfehler ist die 1838 in Wien besorgte Ausgabe, die sich gar als Nationaldenkmal ankündigte: „Moses Mendelssohns sämmtliche Werke. Ausgabe in Einem Bande als National-Denkmal. Mit dem in Kupfer gestochenen Bildnisse des großen Weltweisen". (Wien, Mich. Schmidls sel. Erben und Ign. Klang, 1838.)

Auch diese Ausgabe, ein stattlicher Band, enthält nur die bekannten Schriften Mendelssohns: „Phädon", „Jerusalem", „Morgenstunden", „Philosophische Schriften", „Kleine philosophisch-ästhetische und vermischte Schriften", „Ritualgesetze der Juden", „Psalmen", „Hohelied", „Briefe" (sehr unvollständig) u. a.

Zu Anfang des Jahres 1840 regte Heinrich Brockhaus in Leipzig bei Felix Mendelssohn-Bartholdy, dem berühmten Enkel von Moses, eine Gesammtausgabe der Schriften des Großvaters an. Hören wir, was Felix in einem Briefe an seinen Onkel Joseph vom 20. Februar 1840 darüber schreibt:

„Die erste Veranlassung meines heutigen Briefes ist Brockhaus, der mich vorige Woche fragte, warum nicht eine ordentliche Gesammtausgabe der Werke des Großvaters erscheine, da die wiener Ausgabe erstlich nur ein Nachdruck in Einem Bande, voll Druckfehler, und dann auch, wie er meinte, nicht ordentlich zusammengestellt sei, und in Hinsicht der Correspondenz und namentlich der angehängten Lebensbeschreibung sehr viel zu wünschen übrig lasse. Er meinte, es werde nicht schwer sein, sich mit den rechtmäßigen Verlegern der einzelnen Werke darüber zu verständigen. Da ich nun die nähern Verhältnisse gar nicht kenne, so sagte ich ihm, ich würde Dir darüber schreiben und

ihm seinerzeit Deine Antwort mittheilen. Jedenfalls wird es Dich freuen, aus seiner Anfrage den lebhaften und gesteigerten Antheil zu ersehen, den die Menschen jetzt an den Werken des Großvaters nehmen; und wenn eine ordentliche schöne Ausgabe davon, in mehrern Bänden, etwa (wie Brockhaus hinwarf) von Lachmann herausgegeben, vor allem aber recht genau und echt zu Stande käme, so wäre es wol für uns alle ein Vergnügen. Wenn Du auch so denkst, so sagst Du mir wol bald Deine Meinung, und ich habe noch öfter Gelegenheit, Dir darüber zu schreiben."

Die Unterhandlungen, welche Joseph Mendelssohn mit F. A. Brockhaus anknüpfte, führten zum erwünschten Ziel. Der Bonner Professor G. B. Mendelssohn, Josephs ältester Sohn, besorgte mit Hülfe von H. Jolowicz u. a. die Sammlung und Herausgabe, und so erschienen „Moses Mendelssohns gesammelte Schriften. Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von Professor Dr. G. B. Mendelssohn. In sieben (acht) Bänden" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1843—45).

Diese erste vollständige Ausgabe, welche, mit dem Bildniß Moses Mendelssohns nach dem Originalbilde von Frisch geschmückt, außer einer „Lebensgeschichte Moses Mendelssohns" von dem Herausgeber, oder vielmehr von Joseph Mendelssohn, eine treffliche „Einleitung in seine philosophischen Schriften" von Professor Ch. A. Brandis enthält, ist ein schönes dem Philosophen errichtetes Denkmal, und gereicht seiner Familie zum Ehrengedächtniß. Sie umfaßt sämmtliche philosophische, ästhetische und apologetische Schriften Mendelssohns, seine kleinen (früher gedruckten und bisher ungedruckten) Schriften, Bemerkungen und Fragmente, seine in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", in den „Briefen die neueste Literatur betreffend", in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" zerstreuten Briefe, Kritiken und Aufsätze, seinen Briefwechsel mit Lessing, Abbt, H. Homberg, Elise Reimarus und F. H. Jacobi, seine Briefe an Verschiedene und die Verschiedener an ihn, endlich seine

Uebersetzung des Pentateuch, der Psalmen, des Hohenlieds, seine Ritualgesetze der Juden, Gedichte, Predigten u. s. w.[1])

„Moses Mendelssohns Schriften zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik. Mit Einleitungen, Anmerkungen und einer guten biographisch-historischen Charakteristik Mendelssohns wurde herausgegeben von Dr. Moritz Brasch" (2 Bde., Leipzig, Voß, 1880).[2])

Obgleich Mendelssohn durch seine Werke und sein Wirken in der Geschichte des deutschen Geistes wie des jüdischen Stammes ein bleibendes Monument sich errichtet hat, so erscheint es doch nicht überflüssig, hier der Weihe seines Andenkens durch die bildende Kunst zu gedenken.[3])

Anton Graff malte Mendelssohn, als dieser ungefähr vierzig Jahre alt war, und Bause, einer der besten Kupferstecher seiner Zeit, hat das Gemälde, „einen der schönsten Köpfe Graffs",[4]) in Kupfer gestochen.

Gelungener noch als das Bild Graffs ist das ca. zehn Jahre später angefertigte Gemälde Johann Frischs, in Kupfer gestochen von J. G. Müller in Stuttgart. Das Originalgemälde befindet sich im Besitze der Familie.

Einige Jahre vor seinem Tode saß Mendelssohn dem Hofbildhauer Tassaert, dem Lehrer Schadows, zu einer Marmorbüste; sie wurde im Februar 1785 in der jüdischen Freischule in Berlin aufgestellt.[5]) Nach dieser Büste, welche das Störende

[1]) Was in den vierzig Jahren seit dem Erscheinen dieser Gesammtausgabe an Briefen von und an Mendelssohn, noch aufgefunden wurde, habe ich theils im Anhange dieser Biographie 1. Aufl., theils in anderen in dieser Aufl. angegebenen Schriften veröffentlicht.

[2]) Von Moritz Brasch erschien auch eine Sammlung von „Lichtstrahlen" aus Mendelssohns Schriften und Briefen, eingeleitet durch einen Essay über „Mendelssohn und seine Philosophie" (Leipzig 1875).

[3]) M. s. auch S. Salfeld, Bilder und Büsten Mendelssohns in Populär-wissenschaftl. Monatsblätter, 1886, S. 10 f.

[4]) Bibliothek der schönen Wissenschaften III, 322.

[5]) Allg. Literatur-Zeitung, 1785, Nr. 49.

hat, daß der Mund geöffnet ist, ließen die Kunstanstalten von Eichler in Berlin und Gerber in Köln Büsten in Elfenbein-Masse und Gips modelliren. Eine schöne Büste fertigte Ernst Rietschel an.

Auch eine silberne Denkmünze, welche von dem jüdischen Medailleur Jakob Abraham angefertigt wurde, trägt das Profilbildniß Mendelssohns. Die Umschrift bildet der Name „Moses Mendelssohn". Der Revers zeigt einen Schädel, auf dem ein Falter ruht. Darüber steht das Wort: „Phädon", darunter: „Natus MDCCXXIX".[1])

Alle andern Bilder von Mendelssohn, gezeichnet, gemalt, in Kupfer gestochen, in Stein geschnitten oder in Glas abgedrückt, sind mehr oder weniger Zerrbilder, die von den Zügen des Originals nichts wiedergeben.[2])

Die Idee, Mendelssohn ein Denkmal aus Stein oder Erz zu setzen, wurde, wie bereits erwähnt, vor hundert Jahren zum ersten mal angeregt. Als 1851 das Friedrichs-Denkmal in Berlin errichtet wurde, erwartete man, daß neben Kant, Lessing und den andern Denkern, welche dem Zeitalter des großen Königs das geistige Gepräge gaben, auch Mendelssohn, dem treuesten Freunde und Strebensgenossen Lessings, dem Verbreiter deutscher Philosophie, dem Beförderer der Cultur unter den deutschen Juden, ein Platz würde eingeräumt werden. Der an dem Entwurf des Monuments eifrig thätige Kriegsminister von Boyen wünschte ihn allerdings unter den Reliefſiguren; das Vorurtheil aber verweigerte ihm die ihm gebührende Stelle unter denen, welche ihn einst mit Stolz zu den Ihrigen gezählt hatten.[3])

Unter den Porträt-Medaillons am neuen Berliner Rathhause befindet sich auch das Mendelssohns.

Anläßlich des hundertjährigen Todestages des unvergeßlichen Weisen haben wieder deutsche Männer sich vereinigt, diesem Vor-

[1]) Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch, S. 393.

[2]) Schr. I, 36. Das Bild Ms. in Sammler, 1784, ist von M. Lowe.

[3]) Vossische Zeitung von Sonntag, d. 31. März 1861.

kämpfer der Blüthentage deutschen Geisteslebens in seiner Geburtsstadt Dessau ein Denkmal zu errichten.

Die Nation trägt eine Ehrenschuld ab, wenn sie das Bild Mendelssohns, eines der geistig einflußreichsten deutschen Männer, in den Kreis der deutschen Geisteshelden stellt als Muster hochstrebender Idealität und willensstarken Gesinnungsadels.

Dreiundneunzigstes Kapitel.

Der Mensch unter Menschen.

Mendelssohns äußere Erscheinung contrastirte sehr mit seinem innern Wesen. Er war von kleiner Statur, schwächlich und verwachsen. Seine ganze Erscheinung hätte, wie Professor Kraus versichert, das roheste Herz zum Mitleiden bewegen können.[1]) Im Gegensatze zu dem übrigen Körper war der Kopf sehr schön gebildet; die Stirn war hoch gewölbt, in dem ganzen Schnitt des ausdrucksvollen Gesichts lag etwas antikes, und aus seinen tiefen dunkeln Augen leuchtete sein hoher Geist und sein herrliches Gemüth.

Von Natur zur Leidenschaft geneigt, hatte er es durch lange Uebung in ihrer Beherrschung und den stoischen Tugenden sehr weit gebracht. So kam einst der junge B., in der Meinung, daß Mendelssohn ihm Unrecht gethan habe, und sagte ihm eine Grobheit über die andere. Mendelssohn stand an einen Stuhl gelehnt, wandte kein Auge von dem jungen Menschen ab und hörte alle seine Impertinenzen mit der größten Ruhe an. Erst nachdem der junge Mensch ausgetobt hatte, ging er zu ihm und sagte: „Gehen Sie, Sie sehen, daß Sie Ihren Zweck nicht erreichen, Sie können mich nicht aufbringen."

[1]) Voigt, Leben des Prof. Kraus, S. 69.

Er hatte das besondere Talent, sich mit jedem, er mochte Theolog, Philosoph, Staatsmann, Kaufmann sein, über das Fach desselben zu unterhalten, als wenn es sein eigenes wäre; er verstand die Kunst, sich in die Denkungsart anderer leicht zu versetzen, das mangelnde in den Gedanken eines andern zu ergänzen und die Lücken auszufüllen. Die polnischen Juden, deren Ideengang oft verworren und deren Jargon unverständlich ist, konnte er recht gut verstehen, und sie fühlten sich heimisch in seiner Unterhaltung; dadurch daß er ihre Ausdrucksweise annahm, suchte er seine Unterhaltungsart zu der ihrigen herabzustimmen und sie zu der seinigen zu erheben.[1])

In seiner Liebenswürdigkeit wußte er die gute Seite eines jeden Menschen bald ausfindig zu machen und hervorzuheben. Der Modeton, alle berühmten Namen mit Füßen zu treten, und Männer, die in Ansehen stehen, durch Spott herunterzusetzen, dieser armselige Ton war ihm unerträglich.

Gutmüthigkeit mit Verstand verknüpft schätzte er über alles, und er war im Lobe derer unerschöpflich, bei denen er diese Eigenschaften antraf. Nicht selten behagten ihm die Gespräche mit Personen, deren Umgang sonst gemieden wurde; nur Dummheit, Trägheit und Stolz waren ihm aufs höchste zuwider. Sonst war er gegen jedermann sehr höflich, sogar in einem gewissen Sinne ceremoniell. Alle Aeußerlichkeiten und Titulaturen beobachtete er mit einer an Aengstlichkeit streifenden Genauigkeit, so daß er nur seine Frau, seine Kinder und seinen Bruder mit „Du" anredete, sonst aber niemand auch nur schlechtweg bei seinem Vornamen nannte, ohne „Herr" oder dessen sonstige Titulatur vorzusetzen.[2])

Wenn zuweilen bei ihm von auffallend guten Handlungen die Rede war, die man durch lieblose Urtheile verunglimpfen

---

[1]) Sal. Maimons Leben, II, 171.

[2]) Mittheilungen von Markus Herz, im Hamburger Correspondent (Januar 1786); vgl. Der entlarvte Moses Mendelssohn, 63.

und ihnen unedle Motive unterlegen wollte, so war er sehr lebhaft in der Vertheidigung solcher guten Handlungen gegen dergleichen Beschuldigungen. Sagte man, daß sie durch Ehrsucht veranlaßt wären, so erwiderte er, daß das ja schon etwas vortreffliches sei, in guten Handlungen Ehre zu suchen.

Seine Bescheidenheit ging bis zur Selbstverleugnung. Eitelkeit und Titelsucht blieb ihm fern, Ehrenbezeigungen waren ihm zuwider, besonders wenn sie den Schein der Schmeichelei hatten. Einst besuchten ihn ein paar französische Edelleute und versicherten, daß sie die Reise nach Deutschland unternommen hätten, um den großen Friedrich und den Philosophen Mendelssohn zu sehen. Ohne darauf zu antworten, fragte er sie, ob sie nicht etwa auch nach Weimar reisen würden, und nahm so Gelegenheit, von Wieland, Goethe und Herder mit so außerordentlichen Lobeserhebungen zu sprechen, daß seine eigenen Verdienste in Schatten traten. Er lenkte das Gespräch auf mehrere der vorzüglichsten Köpfe Deutschlands und schilderte deren Bedeutung seinen beiden Bewunderern sehr lebhaft, blos in der Absicht daß sie ihn selbst vergäßen.[1])

Er sprach gern und nahm an der Unterhaltung stets Antheil, sobald sie nicht fade und gedankenlos war. Durch geschickte Wendungen gab er den Gesprächen, ohne sie zu unterbrechen, oft eine zweckmäßige Richtung.[2]) Alle seine Gespräche, ja jedes Wort von ihm war lehrreich und unterrichtend, weil er kein einziges Wort überflüssig oder am unrechten Orte sagte. Sobald sein Urtheil über einen Gegenstand der Unterhaltung nicht entschieden war, so schwieg er. Aber wenn er dann sprach, waren Gedanken und Ausdruck abgewogen. Viele seiner Gespräche würden, wie der bekannte Psychologe K. P. Moritz bemerkt,[3]) Sokratischen Denkwürdigkeiten an die Seite zu setzen sein.

---

[1]) (Schmidt) Leben und Meinungen Moses Mendelssohns, S. 30.
[2]) Maimon, a. a. O., II, 175.
[3]) Schr. I, 41.

Er hatte Hang zur Satyre und konnte in seinen Ausdrücken bitter werden, besonders da er oft öffentlich und auf eine unwürdige Weise angegriffen wurde, aber er strich die Stellen, nachdem sich die erste Aufwallung gelegt hatte, entweder selbst oder auf die mindeste mißbilligende Miene seiner Freunde![1])

Er war ein Freund des Scherzes und der Laune und es fehlte ihm nie an schlagfertigem Witz. Der Propst Teller wandte sich einst an ihn mit der scherzhaften Anrede:

An Gott den Vater glaubt ihr schon,
So glaubt doch auch an seinen Sohn.
Ihr pflegt doch sonst bei Vaters Leben
Dem Sohne gern Credit zu geben!

Mendelssohn antwortete:

Wie könnten wir Credit ihm geben?
Der Vater wird ja ewig leben.[2])

Als einmal ein junger Lieutenant ihn anschnarrte: „Womit handelt er?" fertigte er ihn mit den Worten ab: „Mit etwas was Sie brauchen können — mit Verstand."[3])

Humor und Laune verließen ihn auch in reifern Jahren nicht und mit treffenden Antworten war er stets bei der Hand. Als die Materie von der Freiheit des menschlichen Willens unter den Philosophen aufs neue in Anregung kam, hatte ihm ein junger Schriftsteller hierüber einen Aufsatz zum Durchlesen gebracht. Nach einiger Zeit kam er, um sein Urtheil über die Arbeit zu hören. „Ich habe Ihren Aufsatz über die Willensfreiheit nicht lesen können," sagte Mendelssohn. Der junge Mann war hierüber betroffen, schob die Schuld auf seinen Aufsatz und versicherte, daß es ihm leid thäte, Herrn Mendelssohn damit belästigt zu haben. Mendelssohn sprach dem etwas gedemüthigten jungen Manne Muth zu, indem er versicherte, die

---

[1]) Friedländer, a. a. O., 18.
[2]) Schr. I, 37.
[3]) Sulamith III, 2, 146.

Schuld läge gar nicht an seinem Aufsatze, daß er ihn nicht gelesen habe, sondern er sei durch Umstände daran gehindert worden. „Wie konnten Sie aber auch," fuhr Mendelssohn fort, „aus meinen vorigen Aeußerungen schließen, daß ich Ihren Aufsatz für schlecht hielte?" „Weil ich glaubte, Sie hätten ihn nicht lesen wollen." „Sie machen also, wie ich höre, einen Unterschied zwischen wollen und können," versetzte Mendelssohn, „dann darf ich ja Ihren Aufsatz über Willensfreiheit gar nicht lesen, denn ich höre, wir sind einig."[1])

Seltene Herzensgüte war ein Grundzug seines Charakters. Großmüthig unterstützte er andere ohne Unterschied des Standes und des Bekenntnisses weit mehr als seine Vermögensverhältnisse es ihm gestatteten. Seine Mildthätigkeit war unbegrenzt. Als er eines Abends seinen Freund Müchler besuchte, erzählte ihm dieser, daß ein gewisser Herr von F., den Mendelssohn dem Rufe nach als einen gescheiten und redlichen Mann kannte, von seinem Posten bei der Oesterreichischen Gesandtschaft verabschiedet und hierdurch als Gatte und Familienvater in die äußerste Bedrängniß gerathen sei. Mendelssohn war sichtbar gerührt. „Ich habe," sagte er nach einer Weile, „zweihundert Thaler einbekommen, die will ich dem Herrn von F. gern leihen." „Lieber, großmüthiger Mendelssohn!" entgegnete Müchler; „ich kann nicht dafür stehen, ob mein redlicher Freund je wieder in den Umständen sein wird, die Summe zurückerstatten zu können." „Das verlange ich auch nicht," versetzte Mendelssohn. „Ist Herr von F. ein ehrlicher Mann, so wird er seiner Verpflichtung gedenken, und kann er seine Schuld nicht wieder abtragen, so bin ich mit dem Lohne meines Bewußtseins zufrieden." Mendelssohn hatte später nie von der Sache gesprochen, und der ihn überlebende Müchler wußte nicht, ob ihm die Summe zurückgekommen sei.

Ein anderes mal trat Mendelssohn traurig und verstimmt

---

[1]) Schr. I, 40.

bei demselben Freunde ein. Müchler fragte ihn, was ihm widerfahren sei. „Ich bin wegen einer armen Frau in solcher Bewegung. Diese Frau, der ich schon oft Seide zum Wickeln gegeben hatte, kam heute mit Thränen zu mir. „Was fehlt ihr, Frau? Habe ich ihr denn nicht gute Seide gegeben?" Es ist sonst meine Gewohnheit, die gute zum Wickeln leichtere Seide den bedürftigen Frauen zuzuwenden, und die schlechtere, welche zum Wickeln mehr Zeit erfordert, für die Frauenzimmer aufzubehalten, die den Verdienst zu ihrem Putze verbrauchen. „Ich bin sehr zufrieden, lieber Herr Mendelssohn!" antwortete die Frau, „und verdiene leicht so viel, um mich und mein Kind zu ernähren. Aber einen Kummer habe ich, der mich ins Grab bringen wird. Mein verstorbener Mann hatte mir fünfhundert Thaler hinterlassen, um sie für unsere Tochter aufzubewahren. Nun kam vor kurzem ein dem Scheine nach redlicher Mensch zu mir und versprach, mich zu heirathen, wenn ich ihm die fünfhundert Thaler zu seinem Gewerbe vorschießen wollte. Ich thörichtes Weib willigte ein, und der Schändliche ging mit dem Gelde davon. Jetzt quält mich mein Gewissen Tag und Nacht, daß ich mein Kind so leichtsinnig um das seinige gebracht habe." Mendelssohn versprach zu helfen und half.[1])

Mendelssohn war in seinem ganzen Wesen das Ideal eines Weisen, das Vorbild von Lessings Nathan. „Ich habe ihn," schreibt Nicolai in dem ihm gewidmeten Nachrufe,[2]) „seit dreißig Jahren in so vielen Vorfällen des menschlichen Lebens thätig gesehen. Ich habe die außerordentlichen Beispiele seines Edelmuths, seiner unerschütterlichen Redlichkeit,[3]) seiner Uneigennützigkeit, seiner Menschenliebe, seiner Bereitwilligkeit Feinden zu vergeben, seiner Sanftmuth, seiner Freundschaft gesehen." Die edelsten Züge der Menschheit waren in ihm vereinigt. Adel der

[1]) Jedidja II, 2, 237 ff.

[2]) Allg. deutsche Bibliothek, Bd. 65, S. 630.

[3]) Wie edel entschied er, einen „Gewissensfall im Handel"! S. Jedidja I, 1, 173 ff; Allg. Ztg. d. Jdths., 1867, S. 587 f.

Gesinnung und Tiefe des Gemüths mit der Klarheit und Schärfe des Geistes sind selten wieder in gleicher Vollkommenheit angetroffen; er lebte als ein Weiser, als der Sokrates seines Jahrhunderts.

Wie ähnlich sind sich der Weise Athens und der Berliner Philosoph im Leben und Leiden, im Wirken und Lehren? Beide haben sich aus niedriger Herkunft zu einer einflußreichen Bedeutung unter ihren Zeitgenossen erhoben; beide hatten Armuth zu ertragen, Vorurtheile zu bekämpfen, Aergernisse zu vermeiden. Wie Sokrates wirkte auch Mendelssohn mehr noch als durch seine Werke, durch den Adel seiner Persönlichkeit, durch die Liebenswürdigkeit, der niemand widerstehen konnte, durch den Zauber, der von seinem ganzen Wesen ausging. Seine Nähe heiligte und veredelte. In seiner Gegenwart, sagt Moritz, war einem wohl, man fühlte schon durch seinen Anblick sich gehoben und ermuntert, und nie ist vielleicht einer ungebessert von ihm gegangen.

Mendelssohn lebte in der glücklichsten Ehe. Seine Fromet, die an allem was er sprach den innigsten Antheil nahm, war das Muster einer liebevollen Gattin und einer zärtlichen Mutter. In ihrem Haushalte richtete sie alles auf das genaueste ein so zwar, daß sie in die auf den Tisch zu setzenden Schalen mit Süßigkeiten die Rosinen und Mandeln zählte, damit nicht zu viel darauf gehe.[1]) Sie starb den 15. März 1812 in Hamburg und wurde auf dem Friedhofe der deutsch-israelitischen Gemeinde zu Altona begraben.

Fromet beschenkte ihren Gatten mit neun Kindern. Sein ältestes Töchterchen starb, als es elf Monate alt war,[2]) ein

[1]) S. Hensel, a. a. O., I, 32.

[2]) Schr. V, 315; M. s. auch in den von Avigdor Levi herausgegebenen „Iggerot R. Mosche Dessau" (Wien 1794) den 4. Brief vom 17. April 1780, und mein: Moses Mendelssohn. Ungedrucktes, S. 46.

anderes Kind verschied ebenfalls im zarten Alter; auch ein zwölfjähriger Sohn wurde ihm entrissen. Sechs Kinder überlebten ihn und zwar drei Söhne: Joseph, Abraham und Nathan, und drei Töchter: Dorothea, Recha und Henriette.

Von Joseph war schon früher die Rede. Abraham,[1]) der Vater des berühmten Tonkünstlers Felix Mendelssohn-Bartholdy, begründete mit seinem Bruder Joseph ein Bankgeschäft. Nathan, der jüngste, der, beim Tode des Vaters erst fünf Jahre alt, sich, wie Mendelssohn Herz Homberg schrieb,[2]) „den Weisen nannte und dessen Weisheit darin bestand, daß er von dem Mathematiker Swa Zuckerbrot und von R. Samuel Pfefferkuchen erwartete," widmete sich der Mechanik, verheirathete sich mit einer Tochter des reichen Daniel Itzig und starb wie der Vater am Schlagfluß.

Seine älteste Tochter Dorothea (Brendel) verheirathete Mendelssohn mit dem Bankier Simon Veit in Berlin; sie lebte, anfangs wenigstens, mit dem unvergleichlichen[3]) Manne in einer glücklichen Ehe, wie Moses drei Monate nach der Vermählung Homberg mittheilt, „glücklicher als wenn der Sohn des reichsten Mannes sich großmüthig entschlossen, sich zu ihr herabzulassen."[4]) Recha (Reikel) heirathete den Sohn seines „innigstgeliebten Freundes", des Hofagenten Nathan Meyer in Strelitz;[5]) die Ehe war keine glückliche und wurde bald gelöst. Henriette, „das Tiefste und Sinnigste", wie Rahel Levin sie nannte, blieb unverheirathet.

Mendelssohns Hausstand verzehrte so ziemlich sein Ein-

---

[1]) Geboren am Vorabende des Neumondtages Tebet = 9. December 1776; s. 1. Aufl. S. 502.

[2]) Schr. V, 672.

[3]) Ueber Nathan Mendelssohn s. Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage vom 7. October 1883.

[4]) Schr. V, 667. Zu ihrer Hochzeit, welche den 3. April 1783 stattfand, dichtete Josel Rachnower ein Carmen in hebr. Sprache. Ueber Dorothea und Henriette Mendelssohn s. mein: Die jüdischen Frauen in der Geschichte, Literatur und Kunst (Leipzig 1879), S. 182 ff.

[5]) Schr. V, 686, 1. Aufl. S. 504.

kommen, das als Disponent und Factor der Bernhard'schen Seidenfabrik nicht groß war; bei aller Sparsamkeit konnte er nicht viel Vermögen sammeln. Die Sorge um die Zukunft seiner Kinder trübte ihm die letzten Tage seines Lebens. Einige Monate vor seinem Tode fand ihn einer seiner Freunde unter dem Baume vor seinem Hause sitzen und fragte ihn: „Was haben Sie, lieber Herr Mendelssohn? Sie sehen ja so besorgt aus." „Ja," antwortete er, „ich bin es auch! ich denke daran, wie es meinen Kindern nach meinem Tode ergehen wird, da ich ihnen nur wenig Vermögen hinterlasse."

Und doch war er der erste in Deutschland, der die Schranken, welche den Gelehrten von der Welt trennen, durchbrach und ein Haus ausmachte. Morgens im Hause am frühesten wach, beschäftigte er sich in den Morgenstunden mit wissenschaftlichen Arbeiten; um neun Uhr ging er in seine Fabrik, wo er in der Regel bis drei oder vier Uhr blieb. Den Nachmittag widmete er wieder wissenschaftlichen Arbeiten oder der Erholung. Abends fanden sich in seinem in der Spandauerstraße gelegenen Hause, in dem er „lebte und wirkte",[1]) Freunde ein, mit denen er sich unterhielt; hier waren Gelehrte und Staatsmänner, Schriftsteller und Schauspieler, Freunde und Eingeführte, auch ungeladen eines guten Empfangs sicher.

So steht er vor uns da, dieser einzige Mann, der durch persönliche Würde, durch wissenschaftlichen Eifer, durch Klarheit und Tiefe des Denkens die Bewunderung seiner Zeit auf sich zog, dieser Mann, ein wahrhaft religiöser Jude und ein deutscher Schriftsteller, als ein hohes Muster der Nachwelt, auf dessen Denkmal wir getrost die Worte setzen dürfen:

Moses Mendelssohn,
Ein Weiser wie Sokrates,
Den Gesetzen der Väter getreu,
Unsterblichkeit lehrend,
Unsterblich wie er

[1]) Das Haus Spandauerstraße Nr. 68 trägt auf einer Marmortafel die Inschrift: „In diesem Hause lebte und wirkte Moses Mendelssohn".

Register.

Urtheile der Presse.

Literarisches Centralblatt für Deutschland. 1862. Nr. 26.

Dr. Kayserling hat es unternommen, ein treues und vollständiges Bild von dem Leben und Wirken des jüdischen Weisen zu schaffen und diesen seinen Zweck in vollkommen anerkennenswerther Weise erreicht. Die echt sokratische Gestalt Mendelssohns tritt uns klar und deutlich entgegen und bringt einen ungemein wohlthuenden Eindruck hervor. Der Leser, wenn er andere Gefühle für sittliche Größe besitzt und frei ist von religiösen Vorurtheilen, wird durch das Buch bis ans Ende gefesselt und fühlt sich, wenn er es aus den Händen legt, ein besserer Mensch.

Europa. 1862. Nr. 11.

Ein neues Buch, dessen Gegenstand der jüdische Sokrates des 18. Jahrhunderts ist, hat uns mit besonderer Freude erfüllt. Kayserlings Buch ist des Mannes würdig, den es schildert. Es zeigt ihn in seinen Anfängen, seiner Entwickelung, seiner vollen Ausbildung, in seinen Beziehungen zu Lessing, Nicolai und den andern Trägern der deutschen Cultur vor hundert Jahren. Wir lernen in dem Buche den Menschen ebenso genau kennen wie den Philosophen und werden besonders gut über die Verdienste unterrichtet, die er sich gegen seine Glaubensgenossen erworben hat.

Hamburger Nachrichten. 1862. Nr. 17.

An bestimmter Vollständigkeit der Mittheilungen läßt Kayserlings Arbeit kaum etwas zu wünschen übrig und dabei ist das reiche Material so übersichtlich geordnet, daß das Inhaltsverzeichniß einen sichern Führer zu jeder Notiz abgiebt, die uns augenblicklich erwünscht sein kann.

Abraham Geiger, Zeitschrift für Wissenschaft und Leben. 1862. S. 141 ff.

Der Verf. der Biographie Moses Mendelssohns befriedigt gerechte Ansprüche. Ohne Ueberschwenglichkeit nimmt er an dem Menschen, dem Schriftsteller, dem Juden warmen Antheil; die reichen Mittheilungen, die allmählich auch über M. in der letzten Zeit immer mehr hervorgetreten, sind von ihm gewissenhaft benutzt, um ein vielseitiges Bild seines Wollens, Denkens und Wirkens zu liefern .... Die Darstellung des Verf. ist faßlich und ungezwungen, frei von Schwulst und Plattheit.

Z. Frankel, Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums. 1862. S. 279 ff.

Wir wünschen, daß das Buch, namentlich von der reifern jüd. Jugend gelesen werde, damit sie daraus erkenne, daß man ein Jude, ein wahrhafter Jude, und dabei doch eine Zierde der Literatur, eine Zierde der Wissenschaft, eine Zierde der ganzen Menschheit sein kann.

Steinschneider, Hebr. Bibliographie. 1862. Nr. 29.

Ein Buch von so unverkennbaren Eigenschaften, daß Gegensätze wie Frankels und Geigers Organe im Urtheile über die wissenschaftlichen Verdienste der fleißigen Arbeit sich begegnen. Es ist der populäre Stoff und die wissenschaftliche Verarbeitung, was die Zweckmäßigkeit bedingt.

Leop. Löw, Ben Chananja. Wochenblatt für jüd. Theologie. 1862. Nr. 22 f.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat sich zur dankbaren Aufgabe gestellt, mit Tiefe und Gründlichkeit die Werke Mendelssohns aus seinem Leben, seinem Charakter und seinen Verhältnissen organisch im Zusammenhange zu entwickeln. In der That kann man nur sagen, daß der geehrte Verf. den gewaltigen Stoff aufs beste bezwungen und verarbeitet hat; sein Werk läßt uns nirgends die Mühe und Arbeit mitempfinden, welche es kosten mußte, dieser weitverzweigten und mit der ganzen damaligen Literatur-Epoche eng verflochtenen Biographie Herr zu werden.

Blätter für literarische Unterhaltung. 1862. Nr. 32.

Wir wissen es dem Verf. herzlich Dank, daß er, gestützt auf seine fleißigen Quellensammlungen und seine ausgebreitete Kenntniß des Mendelssohnschen Brifwechsels es verstanden hat, uns von dem echt nationalen Bewußtsein, von der kerndeutschen Gesinnung seines Helden

zu überzeugen .... Da Kayserling in seinem Mendelssohn zu Hause ist und mit den Schätzen, die er uns in seinen Schriften und Briefen hinterlassen, gut schalten und walten gelernt hat, so hat er die schönsten Steine herausgelesen, gesammelt und zu einer kostbaren Mosaik verarbeitet. Das Werk ist eine dankenswerthe Bereicherung der Wissenschaft und unserer deutschen Literatur insbesondere.

Athenaeum. 1862. Juli.

The book of Dr. K. gives a very amusing and readable picture ....

Dr. Ad. Jellinek urtheilt in der Neuzeit. 1886. Nr. 7.

Kayserlings Buch ist das ausführlichste, gründlichste, zuverlässigste und inhaltreichste über unsern Moses. Seine Belesenheit in der einschlägigen Zeitliteratur, seine Vertrautheit mit den Personen, die zu M. Mendelssohn in einem Rapport standen, sein Sammelfleiß setzte ihn in den Stand, dem Leser einen reichen Inhalt zu bieten und nichts zu vergessen was irgendwie auf die Persönlichkeit, den Charakter, den Umgang und die literarische Thätigkeit Mendelssohns Bezug hat.

Prof. Dr. M. Lazarus sagt in der Deutschen Revue. 1886. Februarheft.

Unter den Biographien Mendelssohns ragt das vortreffliche Buch des Dr. M. Kayserling durch seine Vollständigkeit, Klarheit und wohlthuende Wärme hervor.

M. s. auch die ausführlichen Recensionen in: Augsburger Allg. Zeitung, 1862, April; Deutsches Museum, 1862, Nr. 26; Magazin für die Literatur des Auslandes, 1862, Nr. 45; Das neue Hamburg, 1862, Nr. 72 ff.; Godgeleerde Bijdragen, 1862, Heft 6 u. v. a.

C. G. Röder, Leipzig.